







mtliche Werke

von

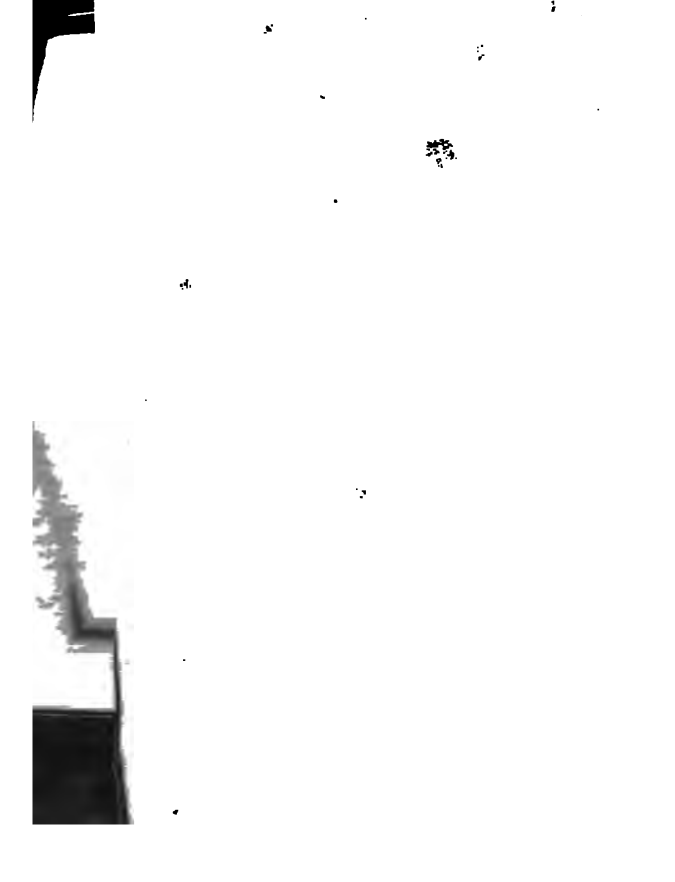
exandre Dumas.

Deutsch

von

August Zoller.

Stuttgart.
der Franckh'schen Buchhandlung.
1849.



Der Graf von Bragelonne

oder:

Zehn Jahre nachher.

Von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Zweite Fortsetzung
der „drei Musketiere.“

Neunzehntes bis vierundzwanzigstes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1849.

eur hatte die Prinzessin in der schönsten Laune
verlassen, und da er am Tag sehr ermüdet
r, so kehrte er in seine Wohnung zurück und
die Nacht nach seinem Belieben beschließen.
r in seiner Wohnung, nahm der Prinz seine
te mit einer Sorgfalt vor, die sich noch in
orismus der Freude verdoppelte.
ng auch, während der ganzen Arbeit seiner
ier, die Hauptmelodie des Ballets, das die
gespielt und der König getanzt hatten.
rief er seine Schneider, ließ sich seine Kleider
ern Tag zeigen, und da er sehr mit ihnen
r, so theilte er einige Gnadengeschenke unter

da der Chevalier von Lorraine, der ihn
ehren sehen, ebenfalls zurückkehrte, über-
mit Freundschaftsbe...

„Den schlimmen Empfang, der scheinbar Herr von Guiche von Sr. Majestät zu Theil wurde."

„Scheinbar?"

„Ja, gewiß, denn in Wirklichkeit hat er ihm seine Gunst wieder zugewendet."

„Ich habe das nicht gesehen," sagte der Prinz.

„Wie! Ihr habt nicht gesehen, daß er ihn, statt ihn wieder in seine Verbannung zu schicken, wie dieß natürlich war, in seinem sonderbaren Widerstand bestätigt hat, indem er ihm seinen Platz im Ballet einzunehmen gestattete."

„Und ihr findet, der König habe Unrecht gehabt?"

„Seid Ihr nicht meiner Ansicht, Prinz?"

„Nicht ganz, mein lieber Chevalier, und ich billige es, daß der König nicht gegen einen Unglücklichen getobt hat, der mehr Narr als böswillig ist."

„Meiner Treue," sagte der Chevalier, „ich meinerseits gestehe, daß diese Großmuth mich im höchsten Grad in Erstaunen setzt."

„Und warum dieß?" fragte Philipp.

„Weil ich den König für eifersüchtig gehalten hätte," erwiederte boshaft der Chevalier.

Seit einigen Augenblicken fühlte Monsieur etwas Aufreizendes sich unter den Worten seines Günstlings rühren; sein letztes Wort entzündete das Pulver.

„Eifersüchtig!" rief der Prinz, „eifersüchtig! was soll dieses Wort bedeuten? eifersüchtig, auf was, wenn's beliebt, auf wen?"

Der Chevalier bemerkte, daß er eines von den boshaften Worten, wie er sie zuweilen machte, hatte entschlüpfen lassen. Er suchte es also wieder zu erhaschen, so lange es noch im Bereiche seiner Hand war.

„Eifersüchtig auf seine Autorität," antwortete er mit einer geheuchelten Naivetät, „worauf soll denn ein König eifersüchtig sein?"

„Oh!" machte Monsieur, „sehr gut."

„Sollte Eure Königliche Hoheit die Begnadigung

des lieben Grafen von Guiche verlangt haben?" fuhr der Chevalier fort.

„Meiner Treue, nein! Guiche ist ein Junge von Geist und Muth, aber er ist leichtfertig gegen Madame gewesen, und ich will ihm weder wohl noch übel."

Der Chevalier war im Begriff, Gift über Guiche zu ergießen, wie er über den König zu ergießen versucht hatte, aber er glaubte zu bemerken, daß das Wetter auf Nachsicht oder sogar auf Gleichgültigkeit stand, und daß er, um die Frage zu erhellen, dem Gatten die Lampe gerade unter die Nase zu halten genöthigt sei.

Mit diesem Spiel brennt man zuweilen die Andern, sehr häufig brennt man aber auch sich selbst.

„Es ist gut, es ist gut," sagte er in seinem Zimmer, „ich werde auf Wardes warten; er wird in einem Tag mehr thun, als ich in einem Monat, denn ich glaube, Gott verzeihe mir! oder vielmehr, Gott verzeihe ihm! er ist noch eifersüchtiger als ich.

„Und dann ist es nicht Wardes, was ich nothwendig haben muß, sondern ein Ereigniß, und in dem Allem sehe ich keines."

„Daß Guiche zurückgekommen ist, während man ihn weggejagt hat, ist allerdings sehr ernst; doch jeder Ernst verschwindet, wenn man bedenkt, daß Guiche in dem Augenblick zurückkam, wo Madame sich nichts mehr um ihn bekümmerte."

„Madame bekümmerte sich in der That um den König, das ist klar."

„Aber abgesehen davon, daß meine Zähne nicht in den König zu beißen vermöchten, und dieß zu thun auch nicht nöhig haben, wird sich Madame nicht länger mit dem König beschäftigen können, wenn sich der König, wie man sagt, nicht mehr um Madame bekümmert."

„Aus Allem dem geht hervor, daß wir ruhig blei-

ben und die Ankunft einer neuen Laune abwarten müssen; diese wird über das Resultat entscheiden."

Und hienach streckte sich der Chevalier in dem Lehnstuhl aus, in dem ihm Monsieur sich in seiner Gegenwart zu setzen erlaubte, und da er keine Bosheiten mehr zu sagen hatte, so fand es sich, daß der Chevalier von Lorraine keinen Geist mehr hatte.

Zum Glück hatte Monsieur, wie gesagt, Vorrath an guter Laune, und er hatte sogar für zwei bis zu dem Augenblick, wo er Kammerdiener und Hausoffizianten entließ und in sein Schlafzimmer ging.

Während er sich zurückzog, beauftragte er den Chevalier, Madame seine Komplimente zu machen und ihr zu sagen, der Mond sei frisch, Monsieur, der für seine Zähne befürchte, werde den Rest der Nacht nicht mehr in den Park hinabgehen.

Der Chevalier trat gerade in dem Augenblick bei Madame ein, wo diese in ihre Gemächer zurückkehrte.

Er entledigte sich seines Auftrags als getreuer Bote und bemerkte sogleich die Gleichgültigkeit, die Unruhe sogar, mit der Madame die Mittheilung ihres Gemahls aufnahm.

Das schien ihm eine Neuigkeit in sich zu schließen.

Wäre Madame mit dieser seltsamen Miene aus ihrer Wohnung weggegangen, so würde er ihr gefolgt sein.

Doch Madame kehrte zurück, es war also nichts zu machen. Er pirouettirte auf seinen Absätzen wie ein müßiger Reiher, befragte die Luft, die Erde, das Wasser, schüttelte den Kopf und nahm maschinenmäßig seine Richtung nach dem Blumenbeete.

Er hatte nicht hundert Schritte gemacht, als ihm zwei junge Leute begegneten, die sich am Arm hielten, den Kopf gesenkt, einhergingen, und die kleinen Kieselsteine, die sich vor ihnen fanden, fortstießen, eine unbestimmte Belustigung, mit der sie ihre Gedanken begleiteten.

Es waren die Herren von Guiche und Bragelonne.

Ihr Anblick brachte auf den Chevalier von Lorraine, wie immer, die Wirkung eines instinctartigen Widerwillens hervor.

Er machte nichtsdestoweniger eine tiefe Verbeugung vor ihnen, die ihm mit Zinsen erwiedert wurde.

Dann, als er sah, daß der Park sich entvölkerte, daß die Beleuchtung allmälig erlosch, daß der Morgenwind zu wehen anfing, drehte er sich links und kehrte durch den kleinen Hof in das Schloß zurück.

Sie zielten rechts und setzten ihren Gang nach dem großen Park fort.

In dem Augenblick, wo der Chevalier die kleine Treppe hinaufstieg, die zu dem Geheimeingang führte, sah er eine Frau, gefolgt von einer andern Frau, unter der Arcade erscheinen, welche den Durchgang vom kleinen in den großen Hof gewährte.

Diese zwei Frauen beschleunigten ihren Marsch, den das Rauschen ihrer seidenen Kleider in der schon finsteren Nacht verrieth.

Die Form der Mantille, die zierliche Taille, der geheimnißvolle und zugleich stolze Gang, was Alles die zwei Frauen und besonders diejenige, welche voranschritt, auszeichnete, fielen dem Chevalier auf.

„Das sind zwei Frauen, die ich sicherlich kenne,“ sagte er zu sich selbst, indem er auf der letzten Stufe der kleinen Irrtreppe stehen blieb.

Dann, als er sich mit seinem Spürhundsinstinct anschickte, ihnen zu folgen, hielt ihn einer von seinen Lackeien, der ihm seit einigen Augenblicken nachlief, zurück und sagte:

„Gnädiger Herr, der Courier ist angekommen.“

„Gut, Gut,“ erwiederte der Chevalier, „wir haben Zeit, morgen.“

„Es sind pressante Briefe, die der Herr Chevalier vielleicht gern lesen wird.“

„Ah!“ machte der Chevalier, „und woher kommen sie?“

ben und die Ankunft einer neuen Laune abwarten müssen; diese wird über das Resultat entscheiden.“

Und hienach streckte sich der Chevalier in dem Lehnstuhl aus, in dem ihm Mosineur sich in seiner Gegenwart zu setzen erlaubte, und da er keine Bosheiten mehr zu sagen hatte, so fand es sich, daß der Chevalier von Lorraine keinen Geist mehr hatte.

Zum Glück hatte Monsieur, wie gesagt, Vorrath an guter Laune, und er hatte sogar für zwei bis zu dem Augenblick, wo er Kammerdiener und Hausoffiziaten entließ und in sein Schlafzimmer ging.

Während er sich zurückzog, beauftragte er den Chevalier, Madame seine Komplimente zu machen und ihr zu sagen, der Mond sei frisch, Monsieur, der für seine Zähne befürchte, werde den Rest der Nacht nicht mehr in den Park hinabgehen.

Der Chevalier trat gerade in dem Augenblick bei Madame ein, wo diese in ihre Gemächer zurückkehrte.

Er entledigte sich seines Auftrags als getreuer Bote und bemerkte sogleich die Gleichgültigkeit, die Unruhe sogar, mit der Madame die Mittheilung ihres Gemahls aufnahm.

Das schien ihm eine Neuigkeit in sich zu schließen.

Wäre Madame mit dieser seltsamen Miene aus ihrer Wohnung weggegangen, so würde er ihr gefolgt sein.

Doch Madame kehrte zurück, es war also nichts zu machen. Er pirouettirte auf seinen Absätzen wie ein müßiger Reiher, befragte die Luft, die Erde, das Wasser, schüttelte den Kopf und nahm maschinenmäßig seine Richtung nach dem Blumenbeete.

Er hatte nicht hundert Schritte gemacht, als ihm zwei junge Leute begegneten, die sich am Arm hielten, den Kopf gesenkt, einhergingen, und die kleinen Kieselsteine, die sich vor ihnen fanden, fortstießen, eine unbestimmte Belustigung, mit der sie ihre Gedanken begleiteten.

Es waren die Herren von Guiche und Bragelonne.

Ihr Anblick brachte auf den Chevalier von Lorraine, wie immer, die Wirkung eines instinctartigen Widerwillens hervor.

Er machte nichtsdestoweniger eine tiefe Verbeugung vor ihnen, die ihm mit Zinsen erwiedert wurde.

Dann, als er sah, daß der Park sich entvölkerte, daß die Beleuchtung allmälig erlosch, daß der Morgenwind zu wehen anfing, drehte er sich links und kehrte durch den kleinen Hof in das Schloß zurück.

Sie zielten rechts und setzten ihren Gang nach dem großen Park fort.

In dem Augenblick, wo der Chevalier die kleine Treppe hinaufstieg, die zu dem Geheimeingang führte, sah er eine Frau, gefolgt von einer andern Frau, unter der Arcade erscheinen, welche den Durchgang vom kleinen in den großen Hof gewährte.

Diese zwei Frauen beschleunigten ihren Marsch, den das Rauschen ihrer seidenen Kleider in der schon finsteren Nacht verrieth.

Die Form der Mantille, die zierliche Taille, der geheimnißvolle und zugleich stolze Gang, was Alles die zwei Frauen und besonders diejenige, welche voranschritt, auszeichnete, fielen dem Chevalier auf.

„Das sind zwei Frauen, die ich sicherlich kenne,“ sagte er zu sich selbst, indem er auf der letzten Stufe der kleinen Irrtreppe stehen blieb.

Dann, als er sich mit seinem Spürhundsinstinct anschickte, ihnen zu folgen, hielt ihn einer von seinen Lackeien, der ihm seit einigen Augenblicken nachlief, zurück und sagte:

„Gnädiger Herr, der Courier ist angekommen.“

„Gut, Gut,“ erwiederte der Chevalier, „wir haben Zeit, morgen.“

„Es sind pressante Briefe, die der Herr Chevalier vielleicht gern lesen wird.“

„Ah!“ machte der Chevalier, „und woher kommen sie?“

„Einer kommt von England, der andere von Calais, der letztere kommt mit Estafette und scheint sehr wichtig zu sein.“

„Von Calais! Ei! wer Teufels schreibt mir von Calais?“

„Ich glaubte die Handschrift Eures Freundes, des Herrn Grafen von Wardes zu erkennen.“

„Oh! dann gehe ich hinauf,“ rief der Chevalier, der sogleich sein Spähereivorhaben vergaß.

Und er ging in der That hinauf, während die zwei unbekannten Damen am Ende des Hofes, dem entgegengesetzt, durch welchen sie eingetreten waren, verschwanden.

Diesen wollen wir folgen, während wir den Chevalier ganz seiner Correspondenz überlassen.

Als sie zur Allee kamen, hielt die erste ein wenig athemlos an, schlug vorsichtig ihren Schleier zurück und fragte:

„Sind wir noch weit von dem Baum entfernt?“

„Oh! ja, Madame, wenigstens noch fünfhundert Schritte; doch Madame bleibe ein wenig stille stehen, sie könnte nicht lange so hastig gehen.“

„Ihr habt Recht,“ sprach die Prinzessin, denn sie war es.

Und sie lehnte sich an einen Banm an. Nachdem sie einen Augenblick Athem geholt hatte, fuhr sie fort:

„Sprecht, mein Fräulein, verbergt mir nichts, sagt mir die volle Wahrheit.“

„Oh! Madame, nun seid Ihr schon streng,“ erwies das Mädchen mit bewegter Stimme.

„Nein, meine liebe Athenais, beruhigt Euch, denn ich bin Euch durchaus nicht böse. Das sind im Ganzen nicht meine Angelegenheiten. Ihr seid unruhig über das, was Ihr unter dieser Eiche gesagt haben mochtet; Ihr befürchtet, den König verletzt zu haben, und ich will Euch beruhigen, indem ich mich durch mich selbst versichere, ob Ihr gehört werden konntet.“

„Oh! ja, Madame, der König war so nahe bei uns."

„Aber Ihr sprachet nicht so laut, daß sich nicht einige Worte verlieren konnten?"

„Madame, wir glaubten uns ganz allein."

„Und Ihr waret zu drei?"

„Ja: La Vallière, Montalais und ich."

„Somit habt Ihr, Ihr persönlich, leichtsinnig vom König gesprochen?"

„Ich befürchte es. Aber nicht wahr, Eure Hoheit würde in diesem Fall die Gnade haben, mich mit Seiner Majestät auszusöhnen?"

„Wenn es Noth thut, verspreche ich es Euch. Doch es ist, wie gesagt, besser, dem Schlimmen nicht entgegen zu gehen, und sich wohl zu versichern, ob das Schlimme auch wirklich geschehen ist. Es ist dunkle Nacht und noch dunkeler unter den Bäumen. Ihr werdet vom König nicht erkannt worden sein. Ihn zuerst sprechend in Kenntniß setzen, hieße Euch selbst anzeigen."

„Oh! Madame, Madame, wenn man Fräulein de la Vallière erkannt hat, so wird man mich auch erkannt haben. Uebrigens hat mir Herr von Saint-Aignan keinen Zweifel in dieser Hinsicht gelassen."

„Ihr sagtet also für den König sehr unartige Dinge?"

„Keineswegs, Madame. Eine Andere sagte sehr artige Dinge, und da werden meine Worte einen Contrast mit den ihrigen gebildet haben."

„Die Montalais ist so toll," rief Madame.

„Oh! nicht Montalais, Montalais hat nichts gesagt. Es war La Vallière."

Madame bebte, als hätte sie es noch nicht ganz genau gewußt.

„Oh! nein, nein," sagte sie, „der König wird nichts gehört haben. Ueberdies werden wir die Probe machen, für die wir ausgegangen sind. Zeigt mir die Eiche."

Nach diesen Worten setzte sich Madame wieder in Marsch.

„Wißt Ihr, wo sie ist?“ fuhr sie fort.

„Ach! ja, Madame.“

„Und Ihr werdet sie wieder finden?“

„Ich finde sie mit geschlossenen Augen.“

„Das ist vortrefflich. Ihr setzt Euch auf die Bank, wo Ihr waret, auf die Bank, wo La Vallière war, und Ihr sprecht in demselben Ton und in demselben Sinn; ich verberge mich im Gebüsch, und wenn man hört, so sage ich es Euch.“

„Ja, Madame.“

„Es folgt daraus, daß Ihr wirklich laut genug gesprochen habt, um vom König gehört worden zu sein, nun denn . . .“

Athenais schien voll Angst das Ende des angefangenen Satzes zu erwarten.

„Nun!“ sagte Madame mit einer ohne Zweifel durch den raschen Lauf erstickten Stimme, „nun, ich werde Euch vertheidigen . . .“

Und Madame verdoppelte ihre Schritte.

Plötzlich blieb sie stehen und rief:

„Es kommt mir ein Gedanke!“

„Sicherlich ein guter Gedanke,“ erwiederte Fräulein von Tonnay-Charente.

„Montalais muß eben so in Verlegenheit gewesen sein, als Ihr Beide, Ihr, Athenais und La Vallière.“

„Weniger, denn sie ist weniger compromittirt, da sie weniger gesagt hat.“

„Gleich viel, sie wird Euch wohl durch eine kleine Lüge unterstützen.“

„Oh! besonders, wann sie weiß, daß Madame sich für mich zu interessiren die Gnade hat.“

„Gut! ich habe, glaube ich, gefunden, was wir brauchen, mein Kind!“

„Welch ein Glück!“

„Ihr sagt, Ihr habet alle drei die Gegenwart des Königs hinter diesem Baum oder hinter diesem Gebüsch, ich errinnere mich nicht mehr, so wie die von Herr von Saint-Aignan ganz gut gewußt.“

„Ja, Madame.“

„Denn verhehlt es Euch nicht, Athenais. Saint-Aignan zieht Vortheil aus ein paar sehr schmeichelhaften Worten, die Ihr gesprochen haben sollt.“

„Ei! Madame,“ rief Athenais, „Ihr seht wohl, daß man hört, da Herr von Saint-Aignan gehört hat.“

Madame hatte etwas Unüberlegtes gesagt, sie biß sich auf die Lippen.

„Oh! Ihr wißt wohl, wie Saint-Aignan ist!“ sprach sie, „die Gunst des Königs macht ihn verrückt und er schwatzt ungereimtes Zeug; oft erfindet er sogar. Hievon ist indessen nicht die Rede. Hat der König gehört oder nicht gehört? das ist die Frage.“

„Nun ja, Madame, er hat gehört!“ rief Athenais in Verzweiflung.

„Dann thut, was ich sagte, behauptet dreist, Ihr habet alle Drei, wohlverstanden alle Drei, denn zweifelt man bei der Einen, so wird man auch bei der Andern zweifeln, behauptet, sage ich: Ihr habet die Gegenwart des Königs und des Herrn von Saint-Aignan gewußt und habet Euch auf Kosten der Horcher belustigen wollen.“

„Oh! Madame, auf Kosten des Königs; nie werden wir es wagen, dies zu sagen.“

„Scherz, reiner Scherz, unschuldiger Spott, wohl erlaubt für Frauen, welche Männer überraschen wollen. Auf diese Art erklärt sich Alles. Was Montalais von Malicorne gesagt hat, Scherz; was Ihr von Herrn von Saint-Aignan gesagt habt, Scherz; was la Vallière sagen mochte . . .“

„Und was sie gern wieder zurückhaben möchte . .“

„Seid Ihr dessen sicher?“

„Oh! dafür stehe ich.“

„Nun wohl, ein Grund mehr. Alles Scherz. Herr von Malicorne wird sich nicht zu ärgern haben. Herr von Saint-Aignan wird verblüfft sein oder über sich lachen, statt über Euch zu lachen. Der König endlich

wird für eine seines Ranges unwürdige Neugierde bestraft sein. Man lache ein wenig bei dieser Gelegenheit über den König, und ich glaube nicht, daß er sich darüber beklagt."

„Ah! Madame, Ihr seid in der That ein Engel der Güte und des Geistes."

„Es ist mein Interesse."

„Wie so?"

„Ihr fragt, wie es mein Interesse sein könne, meinen Ehrenfräulein Spöttereien, Unannehmlichkeiten, Verleumdungen vielleicht zu ersparen! Ach! Ihr wißt es, mein Kind, der Hof hat keine Nachsicht für solche kleine Sünden. Aber nun gehen wir schon lange . . . sind wir denn nicht bald an Ort und Stelle?"

„Noch fünfzig bis sechzig Schritte. Wenden wir uns links, Madame, wenn es Euch beliebt?"

„Ihr seid also der Montalais sicher?" fragte Madame.

„Oh! ja."

„Sie wird Alles thun, was Ihr wollt."

„Alles! Sie wird entzückt sein."

„Was La Vallière betrifft..." sagte die Prinzessin.

„Oh! bei ihr wird es schwieriger sein, Madame, es widerstrebt ihr zu lügen."

„Wenn sie aber ihr Interesse dabei findet?"

„Ich befürchte, daß dies durchaus nichts in ihren Ideen ändert."

„Ja, ja!" sprach Madame, „man hat mich schon hievon in Kenntniß gesetzt; es ist eine sehr fromme Person, einer von den Zieraffen, die Gott voranstellen, um sich hinter ihm zu verbergen. Doch da sie nicht lügen will, so wird, insofern sie sich dem Gespötte des ganzen Hofes aussetzt, insofern sie den König durch ein eben so lächerliches als unanständiges Geständniß herausgefordert hat, so wird Fräulein Lebaume Leblanc de la Vallière es gut finden, daß ich sie in ihre Heimath zurückschicke, damit sie dort in Touraine oder im Blai-

çois, ich weiß nicht, ganz nach ihrem Belieben Sentimentalität und Schäferei treiben kann."

Diese Worte wurden mit einer Heftigkeit und sogar mit einer Härte gesprochen, welche Fräulein von Tonnay-Charente erschreckten.

In Folge hievon gelobte sie sich für ihre Person so viel nöthig wäre, zu lügen.

In dieser Verfassung gelangten Madame und ihre Gefährtin in die Gegend der Königseiche.

„Wir sind an Ort und Stelle," sagte Athenais.

„Wir werden wohl sehen, ob man hört," erwiederte Madame.

„St!" machte das Mädchen, indem es Madame mit einer die Etiquette sehr wenig berücksichtigenden Schnelligkeit zurückhielt.

Madame blieb stehen.

„Seht Ihr, daß man hört?" sagte Athenais.

„Wie so?"

„Horcht."

Madame hielt den Athem an sich und man hörte in der That folgende Worte, von einer sanften traurigen Stimme ausgesprochen, durch die Luft schweben:

„Oh! ich sage Dir, Vicomte, ich sage Dir, daß ich sie wahnsinnig liebe; ich sage Dir, daß ich sie zum Sterben liebe."

Bei dieser Stimme bebte Madame und unter ihrem Schleier beleuchtete ein freudiger Strahl ihr Antlitz.

Sie hielt ihre Gefährtin ebenfalls zurück und führte sie mit leichtem Gang zwanzig Schritte rückwärts, das heißt, außer den Bereich der Stimme.

„Bleibt da, meine liebe Athenais, Niemand soll uns ertappen," sagte sie. „Ich denke, es ist bei diesem Gespräch von Euch die Rede."

„Von mir, Madame?"

„Ja, von Euch . . . oder vielmehr von Eurem Abenteuer. Ich will horchen; zu zwei würden wir entdeckt.

Sucht Montalais auf und erwartet mich mit ihr am Saume des Gehölzes."

Dann, als Athenais zögerte, sagte Madame mit einem Tone, der keine Einwendung zuließ:

„Geht! geht!"

Sie nahm daher ihre rauschenden Röcke zusammen und kehrte auf einem Fußpfad, der das Gehölz durchschnitt, nach dem Lustgarten zurück.

Madame aber kauerte sich in das Gebüsch und lehnte sich an einen riesigen Kastanienbaum an, von dem einer seiner Stämme in der Höhe eines Sitzes abgehauen worden war.

Voll Furcht und Bangigkeit sprach sie zu sich selbst:

„Nun dann, da man hier hört, so wollen wir erlauschen, was zu Herrn von Bragelonne der andere verliebte Mann sagt, den man Herrn von Guiche nennt."

II.

Worin Madame den Beweis erlangt, daß man, wenn man horcht, hören kann, was gesprochen wird.

Es herrschte einen Augenblick tiefe Stille, als schwiegen alle die geheimnißvollen Geräusche, um zugleich mit Madame auf dieses jugendliche Liebesgeständniß zu horchen.

Es war an Raoul, zu sprechen.

Er stützte sich träge auf den Stummel der großen Eiche und antwortete mit seiner sanften, harmonischen Stimme:

„Ach! mein lieber Guiche, das ist ein großes Unglück."

„Oh! ja," rief dieser, „ein sehr großes."

„Ihr höret mich nicht, Guiche, oder vielmehr, Ihr versteht mich nicht. Ich sage, es sei ein großes Unglück für Euch, nicht, daß Ihr liebet, sondern daß Ihr Eure Liebe nicht zu verbergen wisset."

„Wie so?" rief Guiche.

„Ja, Ihr bemerkt Eins nicht, daß ihr jetzt nicht mehr allein Eurem einzigen Freund, das heißt, einem Menschen, der sich eher tödten ließe, als daß er Euer Geheimniß verrathen würde, Euere Liebe gesteht, sondern dem Ersten dem Besten."

„Dem Ersten dem Besten," rief Guiche, „seid Ihr verrückt, Bragelonne, daß Ihr mir solche Dinge sagt!"

„Es ist so."

„Unmöglich! Wie und auf welche Art sollte ich in diesem Grad schwatzhaft geworden sein?"

„Ich will damit sagen, mein Freund, daß Eure Augen, Eure Geberden, Euer Seufzen wider Euren Willen sprechen; daß jede übertriebene Leidenschaft den Menschen aus sich hinausreißt. Dann gehört dieser Mensch nicht mehr sich an; er ist einer Verrücktheit preisgegeben, die ihn sein Leiden den Bäumen, den Pferden, der Luft zu erzählen veranlaßt, sobald er kein vernünftiges Wesen mehr im Bereiche seiner Stimme hat. Erinnert Euch aber, mein Freund, daß beinahe immer Einer da ist, der ganz besonders die Dinge hört, welche nicht gehört werden sollen."

Guiche stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Höret," fuhr Bragelonne fort, „in diesem Augenblick thut Ihr mir leid; seit Eurer Rückkehr habt Ihr mir hundertmal und auf hundert verschiedene Weisen Euere Liebe für sie erzählt, und es wäre doch, hättet Ihr nichts erzählt, Eure Rückkehr allein schon eine furchtbare Indiscretion gewesen. Hieraus mache ich folgenden Schluß: wenn Ihr Euch nicht besser in Obacht nehmt, als Ihr es thut, so wird früher oder später ein Tag kommen, der eine Explosion herbeiführt. Wer wird Euch dann retten? sprecht, antwortet mir?

Wer wird sie selbst retten? Denn so unschuldig sie an Eurer Liebe sein mag, so wird sie doch in den Händen ihrer Feinde eine Anklage gegen sie sein."

„Ach! mein Gott!" murmelte Guiche.

Und ein tiefer Seufzer begleitete seine Worte.

„Das heißt nicht antworten, Guiche."

„Doch."

„Nun, was antwortet Ihr?"

„Ich antworte, daß ich an jenem Tag nicht mehr todt sein werde, als ich es heute bin."

„Ich begreife nicht."

„Ja, so viele Umwechselungen haben mich abgenutzt. Heute bin ich kein denkendes, handelndes Wesen mehr; heute bin ich nicht mehr so viel werth, als ein Mann, so mittelmäßig er auch sein mag; siehst Du, heute sind meine letzten Kräfte erloschen, meine letzten Entschlüsse erlahmt und ich verzichte auf den Kampf. Ist man im Felde, wie wir es miteinander gewesen sind, und bricht allein auf, um zu scharmützeln, trifft man zuweilen eine Abtheilung von fünf bis sechs Fouragirern, und obgleich allein, vertheidigt man sich doch; dann kommen sechs Andere hinzu, man ergrimmt und hält aus; kommen aber noch sechs, acht, zehn in die Quere, so gibt man seinem Pferde die Sporen, wenn man noch ein Pferd hat, oder man läßt sich auch tödten, um nicht zu fliehen. Nun! so weit bin ich; ich habe Anfangs gegen mich selbst gekämpft; dann gegen Buckingham, nun ist der König gekommen, ich werde nicht gegen den König kämpfen, selbst nicht, ich sage es Dir sogleich, wenn sich der König zurückzöge, und ebenso wenig gegen den Charakter dieser Frau allein. Oh! ich täusche mich nicht, einmal in den Dienst dieser Liebe getreten, werde ich mich darin tödten lassen."

„Nicht ihr mußt Du Vorwürfe machen, sondern Dir," erwiederte Raoul.

„Warum dies?"

„Wie, Du kennst die Prinzessin! ein wenig leicht-

sinnig, sehr verliebt in Neuigkeiten, sehr empfänglich für das Lob, und sollte es von einem Blinden oder einem Kinde kommen, und Du fängst dergestalt Feuer, daß Du Dich selbst verzehrst. Schaue die Frau an, liebe sie, denn Keiner, dessen Herz nicht anderswo gefangen ist, kann sie ansehen, ohne sie zu lieben. Doch, während Du sie liebst, achte in ihr zuerst den Rang ihres Gemahls, sodann ihn selbst, und endlich Deine eigene Sicherheit."

„Ich danke, Raoul."

„Wofür?"

„Dafür, daß Du mich, weil Du mich durch diese Frau leiden siehst, tröstest, dafür, daß Du mir von ihr alles Gute sagst, was Du von ihr denkst, und vielleicht sogar, was Du nicht von ihr denkst."

„Oh! Du täuschest Dich, Guiche, was ich denke, sage ich nicht immer, doch dann sage ich nichts; wenn ich aber spreche, weiß ich weder zu heucheln, noch zu hintergehen, und wer mich hört, kann mir glauben."

Den Hals vorgestreckt, das Ohr gierig, das Auge erweitert und in der Dunkelheit zu sehen bemüht, athmete Madame mittlerweile den geringsten Hauch ein, der durch die Zweige strich.

„Oh! ich kenne sie besser, als Du!" rief Guiche. „Sie ist nicht leichtsinnig, sie ist frivol; sie ist nicht in Neuigkeiten verliebt, sie ist ohne Gedächtniß, und ohne Treu und Glauben; sie ist nicht ganz einfach empfänglich für das Lob, sondern sie ist auf eine abgefeimte und grausame Weise coquette. Tödtlich coquette! Oh! ja, ich weiß es. Glaube mir, Bragelonne, ich leide alle Qualen der Hölle; muthig, leidenschaftlich die Gefahr liebend, finde ich eine Gefahr, welche größer ist, als meine Stärke und mein Muth. Doch siehst Du, Raoul, ich behalte mir einen Sieg vor, der sie viele Thränen kosten wird."

Raoul schaute seinen Freund an, und als dieser,

beinahe erstickt durch die Aufregung, seinen Kopf gegen die Eiche zurückwarf, fragte er:

„Einen Sieg? Und welchen?“

„Welchen?“

„Ja.“

„Eines Tages werde ich auf sie zutreten und zu ihr sprechen: „„Ich war jung, ich liebte bis zum Wahnsinn, hatte aber Achtung genug, um Euch zu Füßen zu fallen und für die Sirene im Staub zu bleiben, hätten mich Eure Blicke nicht bis zu Eurer Hand erhoben. Ich glaubte Eure Blicke zu begreifen, stand auf, und dann habt Ihr mich, ohne daß ich Euch etwas Anderes gethan, als daß ich Euch, wenn es möglich, noch mehr liebte, mit heiterem Herzen durch eine Laune niedergeschmettert, Weib ohne Gemüth, Weib ohne Treue, Weib ohne Liebe. Obgleich Prinzessin von königlichem Geblüt, seid Ihr doch nicht würdig der Liebe eines redlichen Mannes; und ich verhänge die Todesstrafe über mich dafür, daß ich Euch zu sehr geliebt, und sterbe, Euch hassend.““

„Oh!“ rief Raoul erschrocken über den Ausdruck tiefer Wahrheit, der die Worte des jungen Mannes durchdrang, „oh! ich sagte Dir wohl, Guiche, Du seist wahnsinnig.“

„Ja, ja,“ rief Guiche, seine Gedanken verfolgend, „da wir keine Kriege mehr hier haben, so werde ich dorthin ziehen, nach dem Norden, ich werde Dienste beim Reich nehmen, und irgend ein Ungar, ein Kroate, ein Türke wird mir die Wohlthat einer Kugel angedeihen lassen.“

Guiche vollendete nicht, oder vielmehr, als er eben endigte, machte ihn ein Geräusch beben, das Raoul sogleich auf die Beine brachte.

Guiche aber blieb, ganz von seinen Worten und Gedanken in Anspruch genommen, den Kopf zwischen seine Hände zusammengedrückt, sitzen.

Das Gebüsch öffnete sich, und eine Frau erschien,

bleich, in Verwirrung vor den zwei jungen Leuten. Mit einer Hand schob sie die Zweige, die ihr das Gesicht gepeitscht hätten, auseinander, mit der andern schlug sie die Kapuze des kleinen Mantels, der ihre Schultern bedeckte, zurück.

An diesem feuchten und zugleich flammenden Auge, an diesem königlichen Gang, an der Höhe ihrer souverainen Geberde, und mehr noch als an dem Allem, am Schlagen seines Herzens erkannte Guiche Madame; er stieß einen Schrei aus und zog seine Hände von seinen Schläfen vor seine Augen.

Zitternd, aus der Fassung gebracht, drehte Raoul seinen Hut hin und her, und stammelte einige unbestimmte Formeln von Ehrerbietung.

„Herr von Bragelonne," sprach die Prinzessin, „ich bitte, habt die Güte, nachzusehen, ob meine Frauen nicht irgendwo dort in den Alleen sind; und Ihr, Herr Graf, bleibt; ich bin müde, Ihr werdet mir Euren Arm geben."

Wäre der Blitz zu den Füßen des unglücklichen Mannes niedergefallen, es hätte ihn weniger erschreckt, als dieses kalte und strenge Wort.

Nichtsdestoweniger, da er, wie gesagt, muthig war, da er im Grunde seines Herzens alle seine Entschlüsse gefaßt hatte, erhob sich Guiche, und richtete an Bragelonne, als er sein Zögern sah, einen Blick voll Resignation und innigen Dankes.

Statt Madame sogleich zu antworten, machte er sogar einen Schritt gegen den Vicomte, reichte ihm die Hand, welche die Prinzessin von ihm verlangt hatte, und drückte die redliche Hand seines Freundes mit einem Seufzer, in welchem er der Freundschaft Alles zu geben ;schien, was an Leben in der Tiefe seines Herzens übrig war.

Madame wartete, sie, die Stolze, welche nicht zu warten wußte, Madame wartete, bis dieses stumme Gespräch beendigt war.

Ihre Hand, ihre königliche Hand blieb in der Luft schwebend, und fiel, als Raoul weggegangen war, ohne Zorn, aber nicht ohne Erschütterung in die von Guiche.

Sie waren allein mitten in dem finsteren, schweigsamen Wald, und man hörte nur noch die Tritte von Raoul, der sich hastig auf dem beschatteten Fußpfade entfernte.

Ueber ihren Häuptern breitete sich das dichte duftende Gewölbe vom Blätterwerk des Waldes aus, durch dessen Risse man da und dort einen Stern glänzen sah.

Madame zog Guiche sanft hundert Schritte von dem indiscreten Baum fort, der an diesem Abend so viele Dinge gehört und hatte hören lassen, und führte ihn zu einer nahen Lichtung, die auf eine gewisse Entfernung umher zu sehen erlaubte.

„Ich führe Euch hieher," sprach sie tief erbebend, „weil man dort, wo wir waren, jedes Wort hört."

„Man hörte jedes Wort, sagt Ihr, Madame?" erwiederte maschinenmäßig der junge Mann.

„Ja."

„Was meint Ihr damit?"

„Ich meine damit, daß ich alle Eure Worte gehört habe."

„Oh! mein Gott! mein Gott! das fehlte mir nur noch," stammelte Guiche.

Und er neigte das Haupt, wie es der ermüdete Schwimmer unter der Welle thut, die ihn verschlingt.

„Ihr beurtheilt mich also so, wie Ihr gesagt habt," sprach sie.

Guiche erbleichte, wandte den Kopf ab und antwortete nicht; er fühlte sich einer Ohnmacht nahe.

„Das ist sehr gut," fuhr die Prinzessin mit einem Stimmton voll Milde fort, „ich liebe mehr diese Offenherzigkeit, die mich verletzen muß, als eine Schmeichelei, die mich hintergehen würde. Es sei! Eurer Ansicht nach, Herr von Guiche, bin ich also coquette und verächtlich?"

„Verächtlich," rief der junge Mann, „verächtlich, Ihr, oh! ich habe das sicherlich nicht gesagt; ich konnte das, was es Kostbarstes für mich auf der Welt gibt, nicht etwas Verächtliches nennen; nein, nein, ich habe das nicht gesagt."

„Eine Frau, die einen Mann, verzehrt von dem Feuer, das sie entzündet, sterben sieht, und dieses Feuer nicht löscht, ist meiner Ansicht nach eine verächtliche Frau."

„Oh! was ist Euch an dem gelegen, was ich gesagt habe? Mein Gott! was bin ich gegen Euch! und warum solltet Ihr Euch darum bekümmern, ob ich existire oder nicht existire!"

„Herr von Guiche, Ihr seid ein Mann, wie ich ein Weib bin, und da ich Euch kenne, wie ich Euch kenne, so will ich Euch nicht dem Sterben preisgeben; ich wechsele mit Euch Benehmen und Charakter. Ich werde nicht offenherzig, das bin ich immer, sondern wahr sein. Ich flehe Euch also an, Herr von Guiche, liebt mich nicht mehr und vergeßt ganz und gar, daß ich Euch je ein Wort oder einen Blick zugewendet habe."

Guiche wandte sich um, bedeckte Madame gleichsam mit einem leidenschaftlichen Blick und erwiederte:

„Ihr, Ihr entschuldigt Euch, Ihr fleht mich an?"

„Ja, allerdings, weil ich das Böse gethan habe, muß ich es wieder gut machen. Also, Herr Graf, wir sind dahin übereingekommen: Ihr vergebt mir meine Leichtfertigkeit, meine Coquetterieen . . . Unterbrecht mich nicht . . . Ich vergebe Euch, daß Ihr gesagt, ich sei leichtfertig, coquette, etwas Schlimmeres vielleicht noch, und Ihr verzichtet auf Eure Todesgedanken und bewahret Eurer Familie, dem König und den Damen einen Cavalier, den Jedermann achtet und den Viele lieben."

Madame sprach dieses letzte Wort mit einem solchen Ausdruck von Offenherzigkeit und von Zärtlichkeit

Ihre Hand, ihre königliche Hand blieb in der Luft schwebend, und fiel, als Raoul weggegangen war, ohne Zorn, aber nicht ohne Erschütterung in die von Guiche.

Sie waren allein mitten in dem finsteren, schweigsamen Wald, und man hörte nur noch die Tritte von Raoul, der sich hastig auf dem beschatteten Fußpfade entfernte.

Ueber ihren Häuptern breitete sich das dichte duftende Gewölbe vom Blätterwerk des Waldes aus, durch dessen Risse man da und dort einen Stern glänzen sah.

Madame zog Guiche sanft hundert Schritte von dem indiscreten Baum fort, der an diesem Abend so viele Dinge gehört und hatte hören lassen, und führte ihn zu einer nahen Lichtung, die auf eine gewisse Entfernung umher zu sehen erlaubte.

„Ich führe Euch hieher,“ sprach sie tief erbebend, „weil man dort, wo wir waren, jedes Wort hört.“

„Man hörte jedes Wort, sagt Ihr, Madame?“ erwiederte maschinenmäßig der junge Mann.

„Ja.“

„Was meint Ihr damit?“

„Ich meine damit, daß ich alle Eure Worte gehört habe.“

„Oh! mein Gott! mein Gott! das fehlte mir nur noch,“ stammelte Guiche.

Und er neigte das Haupt, wie es der ermüdete Schwimmer unter der Welle thut, die ihn verschlingt.

„Ihr beurtheilt mich also so, wie Ihr gesagt habt,“ sprach sie.

Guiche erbleichte, wandte den Kopf ab und antwortete nicht; er fühlte sich einer Ohnmacht nahe.

„Das ist sehr gut,“ fuhr die Prinzessin mit einem Stimmton voll Milde fort, „ich liebe mehr diese Offenherzigkeit, die mich verletzen muß, als eine Schmeichelei, die mich hintergehen würde. Es sei! Eurer Ansicht nach, Herr von Guiche, bin ich also coquette und verächtlich?“

„Verächtlich," rief der junge Mann, „verächtlich, Ihr, oh! ich habe das sicherlich nicht gesagt; ich konnte das, was es Kostbarstes für mich auf der Welt gibt, nicht etwas Verächtliches nennen; nein, nein, ich habe das nicht gesagt."

„Eine Frau, die einen Mann, verzehrt von dem Feuer, das sie entzündet, sterben sieht, und dieses Feuer nicht löscht, ist meiner Ansicht nach eine verächtliche Frau."

„Oh! was ist Euch an dem gelegen, was ich gesagt habe? Mein Gott! was bin ich gegen Euch! und warum solltet Ihr Euch darum bekümmern, ob ich existire oder nicht existire!"

„Herr von Guiche, Ihr seid ein Mann, wie ich ein Weib bin, und da ich Euch kenne, wie ich Euch kenne, so will ich Euch nicht dem Sterben preisgeben; ich wechsele mit Euch Benehmen und Charakter. Ich werde nicht offenherzig, das bin ich immer, sondern wahr sein. Ich flehe Euch also an, Herr von Guiche, liebt mich nicht mehr und vergeßt ganz und gar, daß ich Euch je ein Wort oder einen Blick zugewendet habe."

Guiche wandte sich um, bedeckte Madame gleichsam mit einem leidenschaftlichen Blick und erwiederte:

„Ihr, Ihr entschuldigt Euch, Ihr fleht mich an?"

„Ja, allerdings, weil ich das Böse gethan habe, muß ich es wieder gut machen. Also, Herr Graf, wir sind dahin übereingekommen: Ihr vergebt mir meine Leichtfertigkeit, meine Coquetterieen . . . Unterbrecht mich nicht . . . Ich vergebe Euch, daß Ihr gesagt, ich sei leichtfertig, coquette, etwas Schlimmeres vielleicht noch, und Ihr verzichtet auf Eure Todesgedanken und bewahret Eurer Familie, dem König und den Damen einen Cavalier, den Jedermann achtet und den Viele lieben."

Madame sprach dieses letzte Wort mit einem solchen Ausdruck von Offenherzigkeit und von Zärtlichkeit

sogar, daß das Herz des jungen Mannes aus seiner Brust hervorzuspringen bereit schien.

„Oh! Madame, Madame," stammelte er.

„Höret mich an," fuhr sie fort, „habt Ihr auf mich verzichtet, einmal durch die Nothwendigkeit, sodann um meiner Bitte zu entsprechen, so werdet Ihr mich besser beurtheilen, und Ihr werdet, dessen bin ich sicher, an die Stelle dieser Liebe, — verzeiht mir, dieser Tollheit — eine aufrichtige Liebe treten lassen, die Ihr mir dann anbietet und die ich, das schwöre ich Euch, herzlich annehme."

Schweiß auf der Stirne, den Tod im Herzen, Schauer in den Adern, biß sich Guiche auf die Lippen, stampfte mit dem Fuß und verschlang mit einem Wort alle seine Schmerzen.

„Madame," sagte er, „was Ihr mir da anbietet, ist unmöglich, und ich nehme einen solchen Handel nicht an."

„Wie!" rief Madame, „Ihr schlagt meine Freundschaft aus?"

„Nein, nein, keine Freundschaft, Madame, ich will eher vor Liebe sterben, als aus Freundschaft leben."

„Herr Graf."

„Oh! Madame," rief Guiche, „ich habe jenen äußersten Augenblick erreicht, wo es keine andere Rücksicht, keine andere Ehrerbietung mehr gibt, als die Rücksicht und die Ehrerbietung eines redlichen Mannes gegen eine angebetete Frau. Jagt mich fort, verflucht mich, zeigt mich an, Ihr werdet gerecht sein; ich habe mich über Euch beklagt, doch ich habe mich nur so bitter beklagt, weil ich Euch liebe; ich sagte Euch, ich würde sterben, ich werde sterben; lebe ich, so werdet Ihr mich vergessen; den Todten werdet Ihr nicht vergessen, dessen bin ich sicher."

Und sie, welche ganz träumerisch und eben so bewegt, als der junge Mann, dastand, wandte einen Mo=

ment den Kopf ab, wie er ihn einen Augenblick zuvor selbst abgewandt hatte.

Dann nach kurzem Stillschweigen fragte sie: „Ihr liebt mich also sehr?"

„Oh! wahnsinnig. Dergestalt, daß ich darob sterbe, wie Ihr sagtet. Dergestalt, daß ich darob sterbe, sei es, daß Ihr mich fortjaget, sei es, daß Ihr mich noch anhöret."

„Dann ist es ein Uebel ohne Hoffnung," sprach sie mit einer freudigen Miene, „ein Uebel, das man mit besänftigenden Mitteln behandeln muß ... Gebt mir Eure Hand ... Sie ist eiskalt."

Guiche kniete nieder und drückte seinen Mund nicht auf eine, sondern auf die beiden brennenden Hände von Madame.

„Liebt mich also, da es nicht anders sein kann," sprach die Prinzessin.

Und sie drückte ihm beinahe unmerklich die Finger und hob ihn so auf, halb wie es eine Königin, halb wie es eine Liebende gethan hätte.

Guiche schauerte am ganzen Leib.

Madame fühlte diesen Schauer durch die Adern des jungen Mannes laufen und sah ein, daß dieser sie wahrhaft liebe.

„Euern Arm, Graf, wir wollen zurückkehren," sagte sie.

„Ah! Madame," erwiederte Guiche schwankend, geblendet, eine Flammenwolke vor den Augen. „Ah! Ihr habt ein drittes Mittel gefunden, mich zu tödten."

„Zum Glück ist es das längste, nicht wahr?" sprach sie.

Und sie zog ihn zu den Alleen fort.

III.

Die Correspondenz von Aramis.

Während die Angelegenheiten von Guiche, so völlig beigelegt, ohne daß er die Ursache der Besserung errathen konnte, die unerwartete Wendung nahmen, die wir sie haben nehmen sehen, hatte sich Raoul, der die Aufforderung von Madame begriffen, entfernt, um diese Erklärung, deren Resultate er entfernt nicht ahnen konnte, nicht zu stören, und war zu den im Blumengarten zerstreuten Damen zurückgekehrt.

Während dieser Zeit las der Chevalier von Lorraine, der in sein Zimmer hinaufgegangen war, mit Erstaunen den Brief von Wardes, der ihm erzählte, oder vielmehr durch die Hand seines Kammerdieners, den Degenstich, den er in Calais bekommen, und alle Einzelheiten dieses Abenteuers erzählen ließ, mit der Aufforderung, Guiche und Monsieur das mitzutheilen, was jedem von ihnen bei diesem Ereigniß besonders unangenehm sein dürfte.

Wardes legte einen besondern Werth darauf, dem Chevalier die Heftigkeit der Liebe von Buckingham für Madame darzuthun und er endigte seinen Brief damit, daß er sagte, er glaube, diese Liebe werde erwiedert.

Beim Lesen des letzten Paragraphen zuckte der Chevalier die Achseln; Wardes war in der That noch sehr weit zurück, wie man hat sehen können.

Wardes war erst bei Buckingham.

Der Chevalier warf über seine Schulter den Brief auf einen nahen Tisch und sagte mit verächtlichem Ton:

„In der That, das ist unglaublich; der arme Wardes ist doch ein Bursche von Geist, aber wahrhaftig,

das scheint er hier nicht zu sein, so schnell verdummt man in der Provinz. Der Teufel hole diesen Einfaltspinsel, der mir wichtige Dinge hätte schreiben sollen und mir nur Albernheiten schreibt. Statt dieses armseligen, nichts bedeutenden Briefs würde ich dort in den Alleen eine gute Intrigue gefunden haben, welche eine Frau compromittirte, einem Mann vielleicht einen Degenstich eingetragen und Monsieur drei Tage lang belustigt hätten."

Er schaute auf seine Uhr und fuhr dann fort:

„Nun ist es zu spät. Ein Uhr Morgens, es muß Jedermann zum König zurückgekehrt sein, wo man die Nacht vollends zubringt; ah! das ist eine verlorene Fährte, und ohne einen besonderen Glücksfall . . ."

Und während er diese Worte sprach, näherte sich der Chevalier, als wollte er sein gutes Gestirn herbeirufen, verdrießlich dem Fenster, das auf einen ziemlich einsamen Theil des Gartens ging.

Sogleich und als wäre ein böser Genius zu seinen Diensten gewesen, erblickte er, in Gesellschaft eines Mannes nach dem Schlosse zurückkehrend, eine seidene Mantille von dunkler Farbe, und erkannte die Tournüre, die ihm eine halbe Stunde zuvor aufgefallen war.

„Ei! mein Gott!" dachte er, in die Hände klatschend, „Gott verdamme mich! wie unser Freund Buckingham sagt, da ist mein Geheimniß!"

Und er sprang rasch die Stufen herab, in der Hoffnung, rechtzeitig im Hof anzukommen, um die Frau in der Mantille und ihren Gefährten zu erkennen.

Als er aber an die Thüre des kleinen Hofes kam, stieß er beinahe mit Madame zusammen, deren strahlendes Gesicht voll reizender Offenbarungen unter dieser Mantille erschien, die sie beschützte, ohne sie zu verbergen.

Leider war Madame allein.

Der Chevalier begriff, daß, als er sie vor nicht

fünf Minuten mit einem Cavalier gesehen, dieser Cavalier nicht sehr ferne sein mußte.

Deshalb nahm er sich kaum die Zeit, die Prinzessin zu grüßen, während er sich indessen auf die Seite stellte, um sie vorübergehen zu lassen; denn nachdem sie einige Schritte mit der Raschheit einer Frau gemacht, welche erkannt zu werden befürchtet, als ferner der Chevalier sah, daß sie zu sehr mit sich selbst beschäftigt war, um sich um ihn zu bekümmern, eilte er in den Garten, schaute nach allen Seiten und umfaßte mit seinen Blicken so viel Horizont, als er nur immer konnte.

Er kam zu rechter Zeit an. Der Cavalier, welcher Madame begleitet hatte, war noch im Bereiche des Gesichts; nun ging er rasch auf einen Flügel des Schlosses zu, hinter welchem er zu verschwinden im Begriff war.

Es war keine Minute zu verlieren, der Chevalier eilte ihm nach, entschlossen, langsamer zu gehen, wenn er dem Unbekannten nahe wäre, aber wie schnell er auch lief, der Unbekannte hatte sich vor ihm um den Seitenweg gewendet.

Es war indessen klar, daß, da der Unbekannte nun sachte, nachdenkend und den Kopf gebeugt unter dem Gewicht des Kummers oder des Glückes ging, der Chevalier ihn, sobald er sich um die Ecke gedreht, wäre er nicht durch eine Thüre eingetreten, unfehlbar einholen würde.

Dies würde gewiß geschehen sein, wäre der Chevalier nicht in dem Augenblick, wo er um die Ecke ging, auf zwei Personen gestoßen, die sich in entgegengesetzter Richtung um dieselbe drehten.

Der Chevalier war ganz bereit, diesen zwei Aergerlichen schlimm mitzuspielen, als er aufschreiend den Herrn Oberintendanten erkannte.

Fouquet war begleitet von einer Person, die der Chevalier zum ersten Mal sah.

Diese Person war keine Seine Herrlichkeit der Bischof von Vannes.

Zurückgehalten durch die Gewichtigkeit des Mannes und gezwungen durch den Wohlanstand, da sich zu entschuldigen, wo er Entschuldigungen zu empfangen erwartete, machte der Chevalier einen Schritt rückwärts; und da Fouquet, wenn nicht die Freundschaft, doch wenigstens die Achtung von aller Welt genoß, da der König selbst, obgleich er mehr sein Feind, als sein Freund war, Herrn Fouquet als einen ansehnlichen Mann behandelte, so that der Chevalier, was der König selbst gethan hätte, er grüßte Herrn Fouquet, der seinen Gruß mit einer freundlichen Höflichkeit erwiederte, da er sah, daß dieser Cavalier ihn aus Unachtsamkeit und durchaus aus keiner bösen Absicht gestoßen hatte.

Dann beinahe so gleich, als er den Chevalier von Lorraine erschaut hatte, machte er ihm ein paar Komplimente, die dieser ebenfalls zu erwiedern genöthigt war.

So kurz dies Gespräch war, so sah doch der Chevalier von Lorraine zu seinem tödtlichen Mißvergnügen seinen Unbekannten abnehmen und allmälig im Schatten verschwinden.

Der Chevalier ergab sich darein, und kam, so bald er sich einmal ergeben hatte, gänzlich auf Fouquet zurück.

„Ah! mein Herr," sagte er, „Ihr kommt sehr spät an. Man war hier sehr besorgt über Eure Abwesenheit, und ich habe gehört, wie sich Monsieur darüber wunderte, daß Ihr, während Ihr vom König eingeladen waret, nicht eingetroffen seid."

„Es war mir unmöglich, mein Herr, und so bald ich mich frei machen konnte, begab ich mich hierher."

„Paris ist ruhig?"

„Vollkommen. Paris hat seine letzte Steuer sehr gut aufgenommen."

„Ah! ich begreife, Ihr wolltet Euch von diesem guten Willen überzeugen, ehe Ihr an unsern Festen Theil nahmet."

„Ich komme nichts desto weniger etwas spät. Ich wende mich daher an Euch, mein Herr, und frage Euch, ob der König außerhalb oder im Schloß ist, ob ich ihn diesen Abend sehen kann, oder ob ich bis morgen warten muß."

„Wir haben den König seit ungefähr einer halben Stunde aus dem Gesicht verloren," antwortete der Chevalier.

„Er wird vielleicht bei Madame sein?" fragte Fouquet.

„Bei Madame, ich glaube nicht, denn ich habe so eben Madame begegnet, welche auf der kleinen Treppe nach Hause kehrte, und wenn der Cavalier, den Ihr vorhin gekreuzt habt, nicht der König in Person war..."

Und der Chevalier wartete, in der Hoffnung, er würde den Namen von dem, welchen er verfolgt, erfahren.

Doch Fouquet, hatte er nun Guiche erkannt oder nicht erkannt, antwortete nur:

„Nein, mein Herr, er war es nicht."

Den Chevalier grüßte er zierlich; doch als er, während er grüßte, zum letzten Mal umhergeschaut und Herrn Colbert mitten in einer Gruppe erblickt hatte, sagte er zum Oberintendanten:

„Ah! mein Herr, dort unter den Bäumen ist Einer, der Euch besser unterrichten wird, als ich."

„Wer?" fragte Fouquet, dessen schwaches Gesicht die Finsterniß nicht durchdrang.

„Herr Colbert," antwortete der Chevalier.

„Ah! sehr gut. Der Mann, der dort mit den Leuten, welche Fackeln tragen, spricht, ist Herr Colbert."

„Er gibt seine Befehle für morgen, den Menschen, welche die Illuminationen zu besorgen haben."

„Ich danke, mein Herr!" sagte Herr Fouquet.

Und er machte eine Bewegung mit dem Kopf, welche bedeutete, er habe Alles erfahren, was er zu wissen wünschte.

Der Chevalier, der gerade im Gegentheil nichts erfahren hatte, entfernte sich nach einer tiefen Verbeugung.

Kaum hatte er sich entfernt, als Fouquet, die Stirne faltend, in eine tiefe Träumerei versank.

Aramis schaute ihn einen Augenblick mit einer Art von Mitleid, voll Traurigkeit an.

„Nun!“ sagte er, „Ihr seid schon bei dem Namen dieses Menschen allein bewegt. Vorhin triumphirend und freudig, werdet Ihr düster beim Anblick dieses geringfügigen Gespenstes. Sprecht, Herr, glaubt Ihr an Euer Glück?“

„Nein!“ antwortete Fouquet traurig.

„Und warum dies?“

„Weil ich in diesem Augenblick zu glücklich bin,“ erwiederte er mit zitternder Stimme.

„Ah! mein lieber d'Herblay, Ihr, der so gelehrt seid, müßt die Geschichte eines gewissen Tyrannen von Samos kennen. Was kann ich in das Meer werfen, um das zukünftige Unglück zu entwaffnen! Oh! ich wiederhole Euch, mein Freund, ich bin zu glücklich! so glücklich, daß ich mir nichts mehr über dem, was ich habe, wünsche. Ich bin so hoch gestiegen... Ihr kennt meinen Wahlspruch: quo non ascendens. Ich bin so hoch gestiegen, daß ich nur noch herabzusteigen habe. Es ist mir also nicht möglich, an den Fortgang eines Glückes zu glauben, das schon mehr, als menschlich ist.“

Aramis lächelte, indem er auf Fouquet sein so feines und einschmeichelndes Auge heftete, und sprach:

„Kennte ich Euer Glück, so würde ich vielleicht Eure Ungunst befürchten; doch Ihr beurtheilt mich als wahrer Freund, das heißt, Ihr findet mich gut für das Unglück, nicht wahr? Ich weiß, das ist schon unge-

heuer; doch in der That, ich habe wohl das Recht, von Euch zu verlangen, daß Ihr mir von Zeit zu Zeit die glücklichen Dinge mittheilt, die Euch begegnen, und an denen ich, wie Ihr wißt, mehr als an denen, die mir selbst begegnen, Antheil nehmen würde."

„Mein lieber Prälat," erwiederte Fouquet lachend, „meine Geheimnisse sind zu profan, als daß ich sie einem Bischof, so weltlich er auch sein mag, anvertrauen sollte."

„Bah! in der Beichte."

„Oh! ich würde zu sehr erröthen, wenn Ihr mein Beichtiger wäret."

Hiebei seufzte Fouquet.

Aramis schaute ihn abermals ohne eine andere Kundgebung seines Gedankens, als sein stummes Lächeln an.

„Ah!" sagte er, „die Verschwiegenheit ist eine große Tugend."

„Stille!" sprach Fouquet. „Das giftige Thier hat mich erkannt und nähert sich uns."

„Colbert."

„Ja; entfernt Euch, mein lieber d'Herblay, dieser Knauser soll uns nicht beisammen sehen, er würde eine Abneigung gegen Euch fassen."

Aramis drückte ihm die Hand und erwiederte:

„Wozu bedarf ich seiner Freundschaft? seid Ihr nicht da?"

„Ja, aber ich werde vielleicht nicht immer da sein," entgegnete Fouquet schwermüthig.

„An diesem Tage, wenn er je kommt," versetzte Aramis ruhig, „werden wir der Freundschaft von Herrn Colbert zu entbehren oder seinem Widerwillen zu trotzen wissen. Doch sagt mir, lieber Herr Colbert.... Doch sagt mir, mein lieber Herr Fouquet, statt mit diesem Knauser zu sprechen, wie Ihr ihn zu nennen ihm die Ehre erweist, ein Gespräch, dessen Nutzen ich nicht ein-

ehe, begebt Ihr Euch nicht, wenn nicht zum König, doch wenigstens zu Madame."

„Zu Madame!" erwiederte der Oberintendant, zerstreut durch seine Erinnerungen. „Ja, allerdings, zu Madame."

„Ihr erinnert Euch," fuhr Aramis fort, „daß man Euch mitgetheilt hat, wie hoch Madame seit ein paar Tagen in der Gunst steht. Ich glaube, es entspricht Eurer Politik und unsern Plänen, daß Ihr beständig den Freundinnen Seiner Majestät den Hof macht. Das ist das Mittel, dem wachsenden Ansehen von Herrn Colbert das Gegengewicht zu halten. Begebt Euch also so bald als möglich zu Madame und lenkt uns diese Verbündete zu."

„Seid Ihr denn sicher, daß der König wirklich auf sie in diesem Augenblick seine Augen geheftet hat?"

„Hätte sich der Wind gedreht, so wäre dies erst seit diesem Morgen geschehen. Ihr wißt, daß ich meine Polizei habe."

„Gut, ich gehe auf der Stelle, und ich habe auf jeden Fall mein Mittel, um mich einzuführen: das ist ein herrliches Paar antiker in Diamanten gefaßter Cameen."

„Ich habe es gesehen, es gibt nichts Reicheres und Königlicheres."

Sie wurden in diesem Augenblick durch einen Lackei, der einen Courier herbeiführte, unterbrochen.

„Für den Herrn Oberintendanten," sagte laut der Courier, indem er Fouquet einen Brief reichte.

„Für Monseigneur den Bischof von Vannes," sprach leise der Lackei, der Aramis einen Brief übergab.

Und da der Lackei eine Fackel trug, so stellte er sich zwischen den Oberintendanten und den Bischof, damit Beide zu gleicher Zeit lesen konnten.

Beim Anblick der feinen und gedrängten Schrift des Umschlags bebte Herr Fouquet vor Freude. Nur

diejenigen, welche lieben oder geliebt haben, werden seine Unruhe von Anfang, sein Glück hernach begreifen.

Er entsiegelte rasch den Brief, der nur folgende Worte enthielt:

„Es ist eine Stunde, daß ich Dich verlassen, ein Jahrhundert, daß ich Dir gesagt habe, ich liebe Dich."

Dies war Alles.

Frau von Bellière hatte in der That Fouquet vor einer Stunde verlassen, nachdem sie zwei Tage bei ihm zugebracht, und aus Furcht, die Erinnerung an sie könnte sich zu lange von dem Herzen fern halten, nach dem sie sich sehnte, schickte sie ihm den Courier, der dieses wichtige Sendschreiben überbringen mußte.

Fouquet küßte den Brief und bezahlte ihn mit einer Hand voll Gold.

Aramis las, wie gesagt, seinerseits, doch mit mehr Ruhe und Ueberlegung, folgendes Billet:

„Der König ist diesen Abend von einem seltsamen Schlag berührt worden; eine Frau liebt ihn. Er hat durch einen Zufall, indem er horchte, das Gespräch derselben mit ihren Gefährtinnen erfahren. So gibt sich der König ganz dieser neuen Laune hin. Die Erwähnte ist Fräulein de la Vallière, und von einer zu mittelmäßigen Schönheit, als daß diese Laune eine zu große Leidenschaft werden sollte.

„Gebet Acht auf Fräulein de la Vallière."

Nicht ein Wort von Madame.

Aramis faltete langsam das Billet zusammen und steckte es in seine Tasche.

Fouquet schlürfte immer noch die Wohlgerüche seines Briefes.

„Monseigneur," sagte Aramis, Fouquet am Arm berührend.

„Was?" fragte dieser.

„Es kommt mir ein Gedanke. Kennt Ihr ein kleines Mädchen, das man La Vallière nennt?"

„Wahrlich nein."

„Sucht wohl."

„Ah! ja, ich glaube eines von den Ehrenfräulein von Madame?"

„Das muß es sein."

„Nun? hernach?"

„Nun! Diesem kleinen Mädchen, müßt Ihr heute Abend einen Besuch machen."

„Bah! und warum?"

„Mehr noch, diesem kleinen Mädchen müßt Ihr Eure Cameen geben."

„Geht doch!"

„Ihr wißt, daß ich ein Mann von gutem Rath bin."

„Doch dieses unvorhergesehene . . ."

„Das ist meine Sache. Geschwinde der kleinen La Vallière einen ordnungsgemäßen Hof gemacht. Ich verbürge mich bei Frau von Bellière, daß es ein ganz politischer Hof ist."

„Was sagt Ihr da, mein Freund?" rief Fouquet, „welchen Namen habt Ihr da ausgesprochen?"

„Einen Namen, der Euch beweisen muß, Herr Oberintendant, daß ich, sehr gut unterrichtet über Euch, auch über die Andern gut unterrichtet sein kann. Macht der kleinen La Vallière den Hof."

„Ich mache den Hof, wem Ihr wollt," erwiederte Fouquet, das Paradies im Herzen.

„Ah! ah! steigt wieder auf die Erde herab, Reisender im siebenten Himmel," sagte Aramis, „seht, hier ist Herr Colbert. Oh! er hat rekrutirt, während wir lasen; er ist umringt, man spendet ihm Lob, man wünscht ihm Glück, er ist offenbar eine Macht."

Colbert kam in der That, escortirt von Allem, was an Höflingen in den Gärten übrig war, heran, und Jeder machte ihm über die Anordnung des Festes Complimente, die seinem Hochmuth ungemein schmeichelten.

„Wenn la Fontaine da wäre," sagte Fouquet lä-

chelnd, „welche schöne Gelegenheit wäre es für ihn, die Fabel von seinem Frosch zu recitiren, der sich so dick machen will, als ein Ochs."

Colbert kam in einen vom Licht blendenden Kreis, Fouquet erwartete ihn unempfindlich und leicht höhnisch.

Colbert lächelte ihn an, er hatte seinen Feind schon seit einer Viertelstunde gesehen und näherte sich ihm mit einer Schlangenwindung.

Das Lächeln von Colbert weissagte eine Feindseligkeit.

„Ho! ho!" sagte Aramis leise zum Oberintendanten, „der Schuft wird abermals einige Millionen von Euch verlangen, um sein Feuerwerk und seine farbigen Gläser zu bezahlen."

Colbert grüßte zuerst mit einer Miene, die er ehrerbietig zu machen sich anstrengte.

Fouquet rührte kaum den Kopf.

„Nun! Monseigneur," fragte Colbert, „was sagen Eure Augen? haben wir guten Geschmack gehabt?"

„Einen vortrefflichen Geschmack," antwortete Fouquet, ohne daß man in seinen Worten den geringsten Spott bemerken konnte.

„Oh!" erwiederte Colbert höhnisch, „Ihr seid sehr nachsichtig. Wir sind arm, wir Leute des Königs, und Fontainebleau ist kein Ort, der sich mit Vaux vergleichen läßt."

„Das ist wahr," sprach phlegmatisch Fouquet, der alle Schauspieler dieser Scene beherrschte.

„Was wollt Ihr, Monseigneur?" fuhr Colbert fort, „wir haben es nach unsern kleinen Mitteln eingerichtet."

Fouquet machte eine Geberde der Beistimmung.

„Aber," sprach Colbert, „es wäre Eurer Herrlichkeit würdig, Seiner Majestät ein Fest in Euren wundervollen Gärten zu bieten . . . in diesen Gärten, die Euch sechzig Millionen gekostet haben."

„Zwei und siebenzig," sagte Fouquet.

„Ein Grund mehr. Das wäre wahrhaft prächtig."

„Glaubt Ihr, mein Herr, Seine Majestät würde sich herablassen, meine Einladung anzunehmen?" fragte Fouquet.

„Oh! ich zweifle nicht daran, und ich verbürge mich sogar dafür!" rief Colbert lebhaft.

„Das ist sehr liebenswürdig von Euch," sagte Fouquet. „Ich kann also darauf zählen?"

„Ja, ja, gewiß."

„Dann werde ich mich berathen," sprach Fouquet.

„Nehmt es an, nehmt es an," sagte Aramis leise und rasch.

„Ihr werdet Euch berathen," wiederholte Colbert.

„Ja," antwortete Fouquet, „um zu erfahren, an welchem Tag ich dem König meine Einladung machen kann."

„Oh! schon heute Abend, Monseigneur, schon heute Abend."

„Angenommen," sagte der Oberintendant. „Ich möchte Euch gern einladen, meine Herren, doch Ihr wißt, daß überall, wohin der König geht, der König zu Hause ist; es ist also Eure Sache, Euch von Seiner Majestät einladen zu lassen."

Es entstand ein freudiger Lärmen in der Menge.

Fouquet grüßte und ging ab.

„Elender Hochmuthsnarr!" sagte Colbert, „Du nimmst an, und Du weißt, daß Dich das zehn Millionen kostet."

„Ihr habt mich zu Grunde gerichtet," flüsterte Fouquet Aramis zu.

„Ich habe Euch gerettet," entgegnete dieser, während Fouquet die Stufen der Freitreppe hinaufstieg und den König fragen ließ, ob er noch sichtbar wäre.

IV.

Der Commis von Ordnung.

Der König, den es drängte, mit sich allein zu sein, um zu studiren, was in seinem eigenen Herzen vorging, hatte sich in seine Gemächer zurückgezogen, wo ihn Herr von Saint-Aignan nach seinem Gespräche mit Madame aufsuchte.

Wir haben dieses Gespräch mitgetheilt.

Stolz auf seine doppelte Wichtigkeit und fühlend, daß er seit zwei Stunden der Vertraute des Königs geworden war, fing der Günstling an, so ehrfurchtsvoll er war, die Angelegenheiten des Hofes ein wenig laut zu behandeln, und von dem Punkte aus, auf den er sich gestellt, oder auf den ihn vielmehr der Zufall gestellt hatte, sah er nur Liebe und Blumengewinde um sich her.

Die Liebe des Königs für Madame, die von Madame für den König, die von Guiche für Madame, die der la Vallière für den König, die von Malicorne für Montalais, die von Fräulein von Tonnay-Charente für ihn, Saint-Aignan, war das nicht mehr, als es brauchte, um einem Höfling den Kopf zu verdrehen?

Saint-Aignan war aber das Muster der vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Höflinge.

Saint-Aignan zeigte sich übrigens als so guter Erzähler und so feiner Schätzer, daß der König mit allen Zeichen der Theilnahme zuhörte; besonders als er von der leidenschaftlichen Art erzählte, mit der ihn Madame im Gespräche über die Angelegenheiten von Fräulein de la Vallière befragt hatte.

Hatte der König für Madame Henriette nichts mehr von dem gefühlt, was er empfunden hatte, so lag

doch in dem Eifer von Madame, sich diese Auskunft geben zu lassen, eine Befriedigung der Eitelkeit, welche dem König nicht entging. Er fühlte also diese Befriedigung, doch dies war Alles und sein Herz war nicht einen Augenblick darüber beunruhigt, was Madame über dieses Abenteuer denken oder nicht denken dürfte.

Nun fragte der König, nachdem Saint-Aignan geendigt hatte, während er sich zu seiner Nachttoilette vorbereitete:

„Nicht wahr, Saint-Aignan, Du weißt nun, was Fräulein de la Vallière ist?“

„Nicht nur, was sie ist, sondern was sie sein wird.“

„Was willst Du damit sagen?“

„Ich will damit sagen, daß sie Alles ist, was eine Frau zu sein wünschen kann; das heißt, geliebt von Eurer Majestät; ich will damit sagen, sie werde Alles sein, was Eure Majestät will, daß sie sein soll.“

„Das ist es nicht, was ich Dich frage. Ich will weder wissen, was sie heute ist, noch was sie morgen sein wird . . . das geht nur mich an . . . sondern was sie gestern war. Wiederhole mir also, was man von ihr sagt.“

„Man sagt, sie sei vernünftig.“

„Oh!“ machte der König lächelnd, „das ist ein Gerücht.“

„So selten bei Hofe, Sire, daß man es glauben sollte, wenn es verbreitet wird.“

„Du hast vielleicht Recht, mein Lieber . . und von guter Geburt?“

„Eine vortreffliche Tochter des Marquis de la Vallière und Enkelin des vortrefflichen Herrn von Saint-Remy.“

„Ah! ja, des Oberhofmeisters meiner Tante . . . ich entsinne mich dessen und ich erinnere mich nun auch, daß ich sie im Vorübergehen in Blois gesehen habe . . . Sie wurde den Königinnen vorgestellt. Ich habe mir

sogar vorzuwerfen, daß ich ihr damals nicht die ganze Aufmerksamkeit schenkte, die sie verdiente."

„Oh! Sire, ich verlasse mich auf Eure Majestät, daß sie die verlorene Zeit wieder einbringen wird."

„Und es geht also das Gerücht, sagt Ihr, sie habe keinen Geliebten?"

„In jedem Fall glaube ich nicht, daß Eure Majestät sehr über die Nebenbuhlerschaft erschrecken wird."

„Warte doch," rief plötzlich der König mit einem äußerst ernsten Ausdruck.

„Wie beliebt, Sire."

„Ich erinnere mich."

„Ah!"

„Wenn sie keinen Geliebten hat, so hat sie doch einen Bräutigam."

„Einen Bräutigam?"

„Wie, Du weißt das nicht, Graf?"

„Nein!"

„Du, der Mann der Neuigkeiten."

„Eure Majestät wird mich entschuldigen. Und der König kennt diesen Bräutigam?"

„Bei Gott! sein Vater hat mich gebeten, den Vertrag zu unterzeichen, es ist . . . ."

Der König war ohne Zweifel im Begriff, den Namen des Vicomte von Bragelonne auszusprechen, als er plötzlich die Stirne faltete und inne hielt.

„Es ist . . ." wiederholte Saint-Aignan.

„Ich erinnere mich nicht mehr," antwortete Ludwig XIV., der eine Bewegung nur mit Mühe zu verbergen suchte.

„Darf ich Eurer Majestät auf die Spur helfen?" fragte der Graf von Saint-Aignan.

„Nein, denn ich weiß selbst nicht mehr, von wem ich sprechen wollte, nein, wahrhaftig, ich erinnere mich nur unbestimmt, daß eines von den Ehrenfräulein heirathen sollte, doch der Name entgeht mir."

„War es Fräulein von Tonnay-Charente, die er heirathen sollte?“ fragte Saint-Aignan.

„Vielleicht.“

„Dann war der Bräutigam Herr von Montespan; doch Fräulein von Tonnay-Charente hat nicht so darüber gesprochen, daß es etwaige Bewerber abschrecken sollte.“

„Kurz,“ sagte der König, „ich weiß nichts, oder beinahe nichts über Fräulein de la Vallière. Saint-Aignan, ich beauftrage Dich, Erkundigung über sie einzuziehen.“

„Ja, Sire ... und wann werde ich die Ehre haben, Eure Majestät wiederzusehen?“

„Sobald Du Auskunft hast.“

„Ich werde sie bald haben, wenn es mit den Nachrichten so rasch geht, als bei meinem Verlangen, den König wiederzusehen.“

„Gut gesprochen! Oh! sage mir, hat Madame etwas gegen das arme Mädchen geäußert?“

„Nichts, Sire.“

„Madame hat sich nicht geärgert?“

„Ich weiß es nicht, sie hat nur immer gelacht.“

„Sehr gut ... doch ich höre Geräusch in den Vorzimmern, wie mir scheint, man wird mir ohne Zweifel einen Courier melden.“

„In der That, Sire.“

„Erkundige Dich, Saint-Aignan.“

Der Graf lief an die Thüre und sprach einige Worte mit dem Huissier.

„Sire,“ sagte er, als er zurückkam, „es ist Herr Fouquet, der so eben, wie er behauptet, auf einen Befehl des Königs hier erscheint. Er hat sich eingefunden, doch der vorgerückten Stunde wegen besteht er nicht einmal auf einer Audienz, und er begnügt sich damit, daß er seine Gegenwart constatirt.“

„Herr Fouquet! Ich habe ihm um drei Uhr geschrieben und ihn eingeladen, am andern Morgen in

Fontainebleau zu sein; er kommt um zwei Uhr nach Fontainebleau. Das nenne ich Eifer!“ rief der König strahlend, da er sah, wie gut man ihm gehorchte. „Nun! Herr Fouquet soll im Gegentheil seine Audienz haben. Ich habe ihn berufen und werde ihn empfangen. Man führe ihn ein.“

„Du, Graf, lege Dich auf Nachforschung und komme morgen.“

Der König drückte einen Finger auf seine Lippen, und Saint-Aignan entfernte sich, Freude im Herzen, und gab dem Huissier Befehl, Herrn Fouquet einzuführen.

Fouquet trat in das Gemach des Königs ein. Ludwig XIV. stand auf, um ihn zu empfangen.

„Guten Abend, Herr Fouquet,“ sagte er mit einem liebenswürdigen Lächeln. „Ich freue mich über Eure Pünktlichkeit; mein Bote mußte sehr spät zu Euch kommen?“

„Um neun Uhr, Abends, Sire.“

„Ihr habt in diesen Tagen viel gearbeitet, Herr Fouquet, denn man versichert mich, Ihr habet seit drei bis vier Tagen Euer Cabinet in Saint-Mandé nicht verlassen.“

„Ich hielt mich in der That drei Tage lang eingeschlossen,“ erwiederte Fouquet, sich verbeugend.

„Wißt Ihr, Herr Fouquet, daß ich Euch viel zu sagen habe?“ fuhr der König mit seiner freundlichsten Miene fort.

„Eure Majestät ist allzugnädig, und da sie so huldreich ist, erlaubt sie mir, sie an das Versprechen einer Audienz, das sie mir gegeben, zu erinnern.“

„Ah! ja, nicht wahr, Einer von der Kirche, der mir Dank abstatten zu müssen glaubt?“

„Ganz richtig, Sire. Die Stunde ist vielleicht schlecht gewählt, doch die Zeit von demjenigen, welchen ich bringe, ist kostbar, und da Fontainebleau auf dem Wege seiner Diöces liegt . . .“

„Wer ist es?“

„Der letzte Bischof von Vannes, den Eure Majestät auf meine Empfehlung vor drei Monaten zu investiren die Gnade gehabt hat.“

„Es ist möglich,“ sagte der König, der ohne zu lesen, unterzeichnet hatte, „und er ist hier?“

„Ja, Sire; Vannes ist eine wichtige Diöces; die Kirchkinder dieses Geistlichen bedürfen seines göttlichen Wortes; es sind Wilde, die man durch den Unterricht beständig abschleifen muß, und Herr d'Herblay hat nicht seines Gleichen für solche Missionen.“

„Herr d'Herblay!“ sagte der König, der im Grunde seiner Erinnerungen suchte, als ob dieser Name, wenn auch vor langer Zeit gehört, ihm nicht unbekannt wäre.

„Oh!“ sprach Fouquet lebhaft, „Eure Majestät kennt diesen dunklen Namen von einem Ihrer getreusten und kostbarsten Diener nicht.“

„Nein, ich gestehe es . . . Und er will wieder abreisen?“

„Er hat heute Briefe bekommen, die vielleicht seine Abreise nothwendig machen, so daß er, ehe er sich auf den Weg nach dem verlorenen Land begibt, das man die Bretagne nennt, Eurer Majestät seine Ehrerbietung zu bezeigen wünscht.“

„Und er wartet?“

„Er ist hier, Sire.“

„Laßt ihn eintreten.“

Fouquet machte dem Huissier ein Zeichen.

Die Thüre wurde geöffnet und Aramis trat ein.

Der König ließ ihn sein Kompliment sagen und heftete einen langen Blick auf diese Physiognomie, die Keiner vergessen konnte, wenn er sie einmal gesehen hatte.

„Vannes!“ sagte er, „Ihr seid Bischof von Vannes, mein Herr?“

„Ja, Sire!“

„Vannes liegt in der Bretagne?“

Aramis verbeugte sich.

„Beim Meere.“

Aramis verbeugte sich.

„Einige Meilen von Belle-Isle.“

„Ja, Sire, sechs Meilen, glaube ich,“ antwortete Aramis.

„Sechs Meilen, das ist ein Schritt,“ sagte Ludwig XIV.

„Nicht für uns arme Bretagner, Sire, sechs Meilen sind im Gegentheil eine Entfernung, wenn es Landmeilen, eine Unermeßlichkeit, wenn es Seemeilen sind. Ich habe die Ehre gehabt, dem König zu sagen, man zählt sechs Seemeilen vom Ufer nach Belle-Isle.“

„Herr Fouquet soll ein sehr schönes Haus dort haben?“ fragte der König.

„Ja, man sagt es,“ antwortete Aramis, indem er Fouquet ruhig anschaute.

„Wie, man sagt es,“ rief der König.

„Ja, Sire.“

„In der That, Herr Fouquet, Eines wundert mich.“

„Was, Sire.“

„Wie, Ihr habt, an der Spitze Eurer Kirchspiele, einen Mann, einen Herrn d'Herblay, und Ihr habt ihm Belle-Isle noch nicht gezeigt?“

„Oh! Sire,“ erwiederte der Bischof, ohne Fouquet Zeit zu einer Antwort zu lassen, „wir armen bretagnischen Prälaten bleiben gern in unserem Wohnort.“

„Herr von Vannes!“ sagte der König, „ich werde Herrn Fouquet für seine Nachlässigkeit bestrafen.“

„Und wie das, Sire?“

„Ich versetze Euch.“

Fouquet biß sich auf die Lippe, Aramis lächelte.

„Wie viel trägt Vannes ein?“ fuhr der König fort.

„Sechstausend Livres, Sire,“ antwortete Aramis.

„Ah, mein Gott! so wenig; doch Ihr habt Vermögen, Herr von Vannes?“

„Ich habe nichts, Sire, Herr Fouquet bezahlt mir aber zwölfhundert Livres jährlich für seinen Kirchenstuhl.“

„Ah! Herr d'Herblay," ich verspreche Euch etwas Besseres."

„Sire . . ."

„Ich werde an Euch denken."

Aramis verbeugte sich.

Der König grüßte ihn beinahe ehrfurchtsvoll, was übrigens seine Gewohnheit bei den Frauen und den Geistlichen war.

Aramis begriff, daß seine Audienz beendigt war; er nahm Abschied mit einer äußerst einfachen Phrase, mit einer wahren Landpfarrerphrase, und verschwand.

„Das ist ein merkwürdiges Gesicht," sagte der König, der ihm mit den Augen folgte, so lange er ihn sehen konnte, und sogar gewissermaßen, als er ihn nicht mehr sah.

„Sire," antwortete Fouquet, „wenn dieser Bischof gründlich unterrichtet wäre, so würde kein Prälat mehr als er die erste Auszeichnung verdienen."

„Er ist nicht gelehrt?"

„Er hat das Schwert mit dem Meßgewand vertauscht, und zwar ein wenig spät. Doch gleich viel, erlaubt mir, Eure Majestät, zu geeigneter Zeit wieder von Herrn von Vannes zu sprechen . . .!"

„Ich bitte Euch darum. Doch ehe Ihr von ihm sprecht, spreche ich von Euch, Herr Fouquet."

„Von mir, Sire."

„Ja, ich habe Euch tausend Komplimente zu machen."

„Ich vermöchte es Eurer Majestät nicht auszudrücken, welche Freude sie mir gewährt."

„Ja, Herr Fouquet. Ja, ich hatte Vorurtheile gegen Euch."

„Dann war ich sehr unglücklich, Sire."

„Doch sie sind vergangen. Habt Ihr es nicht bemerkt?"

„Doch, Sire; aber ich erwartete mit Resignation den Tag der Wahrheit, und es scheint, dieser Tag ist gekommen."

„Ah! Ihr wußtet, daß Ihr bei mir in Ungnade waret?“

„Ach! ja, Sire.“

„Und wißt Ihr auch, warum?“

„Vollkommen, der König hielt mich für einen Verschleuderer.“

„Oh! nein.“

„Oder vielmehr für einen mittelmäßigen Verwalter. Kurz, Eure Majestät glaubten, da die Völker kein Geld haben, so habe der König auch keines.“

„Ja, ich glaubte das, doch ich bin enttäuscht.“

Fouquet verbeugte sich.

„Und keine Rebellionen, keine Klagen.“

„Und Geld,“ sagte Fouquet.

„Es ist wahr, daß Ihr im letzten Monat für mich verschwendet habt.“

„Ich habe noch, nicht allein für alle Bedürfnisse, sondern auch für alle Launen Eurer Majestät.“

„Gott sei Dank!“ sprach der König mit ernstem Tone, „ich werde Euch nicht auf die Probe stellen, mein Herr. Ich will in zwei Monaten nichts mehr von Euch verlangen.“

„Ich werde dieß benützen, um dem König fünf bis sechs Millionen anzuhäufen, die ihm für den Fall eines Krieges als erste Fonds dienen sollen.“

„Fünf bis sechs Millionen!“

„Wohl verstanden, nur für seine Haustruppen.“

„Ihr glaubt also an den Krieg, Herr Fouquet?“

„Ich glaube, daß, wenn Gott dem Adler einen Schnabel und Klauen gegeben hat, dieß geschehen ist, damit er sich derselben bediene, um seine Königswürde zu zeigen.“

Der König erröthete vor Vergnügen.

„Wir haben in diesen Tagen viel ausgegeben, mein Herr . . . werdet Ihr mir nicht grollen?“

„Sire, Eure Majestät hat noch zwanzig Jahre

Jugend, und eine Milliarde während dieser zwanzig Jahre auszugeben."

„Eine Milliarde, das ist viel, Herr Fouquet," sagte der König.

„Ich werde sparen, Sire. Ueberdieß hat Eure Majestät an Herrn Colbert und an mir zwei kostbare Männer. Der Eine wird sie ihr Geld ausgeben machen, und das bin ich, vorausgesetzt, daß meine Dienste ihr immer genehm sind, und der andere wird ihr das Geld ersparen, und das ist Herr Colbert."

„Herr Colbert?" versetzte der König erstaunt.

„Allerdings, Sire, Herr Colbert rechnet vortrefflich."

Bei diesem Lob, dem Feind vom Feinde selbst gespendet, fühlte sich der König von Vertrauen und Bewunderung durchdrungen.

Es lag wirklich weder im Blick noch in der Stimme von Fouquet etwas, was einen Buchstaben von den Worten zerstörte, die er gesprochen, er spendete nicht ein Lob, um das Recht zu haben, zwei Vorwürfe anzubringen.

Der König sah dieß ein und sprach, vor so viel Großmuth oder Geist die Waffen streckend:

„Ihr lobt Herrn Colbert?"

„Ja, Sire, ich lobe ihn, denn abgesehen davon, daß er ein Mann von Verdienst ist, halte ich ihn den Interessen Eurer Majestät sehr ergeben."

„Glaubt Ihr dieß, weil er oft Euren Absichten widerstrebt hat?" fragte der König lächelnd.

„Allerdings, Sire."

„Erklärt mir das?"

„Das ist ganz einfach. Ich bin ein Mann, den man braucht, um das Geld eingehen zu machen; er ist ein Mann, den man braucht, um es am Weggehen zu verhindern."

„Ah! Herr Oberintendant, was Teufels! Ihr werdet mir wohl etwas sagen, was diese ganze gute Meinung berichtigt?"

„In administrativer Hinsicht, Sire?“

„Ja.“

„Nicht das Geringste, Sire.“

„Wahrhaftig.“

„Auf Ehre, ich kenne in Frankreich keinen besseren Commis, als Herrn Colbert.“

Das Wort Commis hatte im Jahr 1661 nicht die etwas untergeordnete Bedeutung, die man ihm heut zu Tage gibt; doch indem es durch den Mund von Herrn Fouquet ging, den der König Herr Oberintendant genannt hatte, nahm es etwas Geringfügiges, Kleines an, was Fouquet vortrefflich an seinen Platz und Colbert an den seinigen stellte.

„Nun!“ sagte Ludwig XIV., „er ist es jedoch, der, so ökonomisch er auch sein mag, meine Feste in Fontainebleau angeordnet hat, und ich versichere Euch, Herr Fouquet, daß er mein Geld durchaus nicht am Weggehen verhinderte.“

Fouquet verbeugte sich, doch ohne zu antworten.

„Ist das nicht Eure Meinung?“ fragte der König.

„Sire,“ antwortete Fouquet, „ich finde, daß Herr Colbert die Dinge mit unendlich viel Ordnung gemacht hat, und in dieser Hinsicht alles Lob Eurer Majestät verdient.“

Das Wort Ordnung bildete das Seitenstück zu dem Wort Commis.

Keine Organisation hatte mehr als die des Königs die lebhafte Empfindbarkeit, die Feinheit des Taktes, welche den Schatten der Eindrücke vor den Eindrücken selbst aufgreift und durchdringt.

Ludwig XIV. begriff, daß der Commis für Fouquet zu viel Ordnung gehabt hatte, das heißt, daß die so glänzenden Feste von Fontainebleau noch glänzender hätten sein können.

Der König fühlte, dem zu Folge, daß Jemand seinen Unterhaltungen etwas vorwerfen konnte; er hatte ein wenig von dem Aerger jenes Provinzbewohners, der

ìit den herrlichsten Kleidern seiner Garderobe geschmückt
n Paris ankommt, wo ihn der Elegant zu sehr oder
u wenig anschaut.

Dieser Theil des so nüchternen, aber so feinen Ge-
präche von Fouquet verlieh dem König noch mehr Ach-
ung für den Charakter des Menschen und die Fähig-
eit des Ministers.

Fouquet nahm um zwei Uhr Abschied und der
König legte sich etwas unruhig, etwas verwirrt über
ie verschleierte Lektüre, die er bekommen, zu Bette;
nd zwei gute Viertelstunden wurden von ihm dazu an-
ewandt, daß er sich der Stickereien, der Tapeten, der
Gerichte bei den Imbissen, der Architekturen bei den
Triumphbögen, der Einrichtung der Illuminationen und
euerwerke, wie dieß Alles durch die Ordnung des
ommis Colbert veranstaltet worden, erinnerte.

Das Resultat hievon war, daß der König, indem
r Alles durchging, was seit acht Tagen geschehen, einige
Makel an seinen Festen fand.

Fouquet aber hatte, durch seine Höflichkeit, durch
eine Freundlichkeit, durch seine Großmuth Colbert tiefer
erletzt, als es diesem je gelungen war, Fouquet durch
eine Arglist, durch seine Bosheit, durch seinen beharr-
chen Haß zu verletzen.

V.

Fontainebleau um zwei Uhr Morgens.

Saint-Aignan hatte das Gemach des Königs, wie
esagt, in dem Augenblick verlassen, wo der Oberinten-
ant eintrat.

Saint-Aignan war mit einer dringenden Sendung beauftragt.

Es war ein seltener Mann, der Mann, den wir als Freund des Königs eingeführt, einer von jenen kostbaren Höflingen, deren Wachsamkeit und Pünktlichkeit des Bestrebens von dieser Zeit an jeden vergangenen oder zukünftigen Günstling in den Schatten stellten, und der durch seine Genauigkeit die Servilität von Dangeau aufwog.

Dangeau war auch nicht der Günstling, sondern der Willfährige des Königs.

Herr von Saint-Aignan orientirte sich also.

Er dachte, die erste Auskunft, die er erhalten könnte, müßte ihm von Guiche zukommen.

Er lief also Guiche nach.

Guiche, den wir am Flügel des Schlosses haben verschwinden sehen, und der ganz den Anschein hatte, als kehrte er nach seiner Wohnung zurück, war nicht zurückgekehrt.

Saint-Aignan begann seine Nachforschungen nach Guiche.

Nachdem er sich gut gedreht, lavirt und gesucht hatte, erblickte Saint-Aignan etwas wie eine menschliche Gestalt an einem Baume angelehnt.

Diese Gestalt hatte die Unbeweglichkeit einer Bildsäule und schien sehr beschäftigt, nach einem Fenster zu schauen, obgleich die Vorhänge dieses Fensters hermetisch geschlossen waren.

Da dieses Fenster das von Madame war, so dachte Saint-Aignan, die Gestalt müsse die von Guiche sein.

Er näherte sich sachte und sah, daß er sich nicht getäuscht.

Guiche hatte aus seiner Unterredung mit Madame eine solche Last von Glück mitgenommen, daß seine ganze Seelenstärke nicht genügte, um sie zu tragen.

Saint-Aignan wußte seinerseits, daß Guiche Antheil bei der Einführung der la Vallière bei Madame

g erfuhr, so hoffte Saint-Aignan genug zu erfah-
wenn er Guiche mit aller Zartheit, und zugleich
aller Dringlichkeit, der er fähig war, befragen würde.
Der Plan von Saint-Aignan war folgender:
Wäre die Auskunft gut, so wollte er dem König
vollem Erguß sagen, er habe eine Perle in die
de bekommen, und das Privilegium fordern, diese
le in die königliche Krone einfügen zu dürfen.
Wäre die Auskunft schlecht, was im Ganzen mög-
so gedachte er zu untersuchen, in welchem Grad
König Werth auf die La Vallière lege, und den
enschaftsbericht so lenken, daß das Mädchen ver-
en würde, um sich ein Verdienst aus dieser Ver-
ung bei allen Frauen zu machen, welche nach dem
en des Königs streben dürften, bei Madame anzu-
en und mit der Königin zu endigen.
Sollte sich der König hartnäckig in seinem Ver-
en zeigen, so wollte er seine schlimmen Noten ver-
en, der la Vallière zu wissen thun, diese schlimmen
n wohnen, ohne Ausnahme, in einem geheimen
ubfach seines Gedächtnisses, so Edelmuth vor den
en der Unglücklichen auskramen und sie beständig

Bei der La Vallière würde er auch an diesem Tag eine herrliche Rolle des Edelmuths haben.

Mit allen diesen Ideen, welche in einer halben Stunde beim Feuer der Begehrlichkeit auskochen, ging Saint-Aignan, der beste Sohn der Welt, wie La Fontaine gesagt hätte, fest entschlossen, Guiche sprechen zu machen, das heißt, ihn in seinem Glück zu stören.

Ein Glück, von dem Saint-Aignan übrigens nichts wußte.

Es war ein Uhr Morgens, als Saint-Aignan Guiche unbeweglich, an einen Baumstamm angelehnt, und die Augen auf das erleuchtete Fenster geheftet, erblickte.

Ein Uhr Morgens, das heißt die süßeste Stunde der Nacht, die, welche die Maler mit Myrthen und Mohn bekränzen, die Stunde mit den matten Augen, mit dem zitternden Herzen, mit dem schweren Kopf, die auf den vergangenen Tag einen Blick des Bedauerns wirft, einen verliebten Blick an den neuen Tag richtet.

Für Guiche war es die Morgenröthe eines unaussprechlichen Glückes: er hätte dem Bettler, der sich auf seinen Weg gestellt, einen Schatz gegeben, um es zu erlangen, daß er ihn nicht in seinen Träumen störe.

Gerade in diesem Augenblick geschah es, daß ihm Saint-Aignan, schlecht berathen, — die Selbstsucht räth immer schlecht — in dem Augenblick auf die Schulter klopfte, wo er ein Wort oder vielmehr einen Namen murmelte.

„Oh!“ rief er, „ich suchte Euch.“

„Mich?“ fragte Guiche bebend.

„Ja, und ich finde Euch träumend im Mondschein. Solltet Ihr zufällig von der Krankheit der Poesie befallen sein und Verse machen, mein lieber Graf?“

Der junge Mann zwang sein Gesicht, zu lächeln, während tausend und aber tausend Widersprüche gegen Saint-Aignan in der Tiefe seines Herzens murrten.

„Vielleicht," sagte er. „Doch welcher glückliche Zufall . . ."

„Oh! das beweist mir, daß Ihr mich schlecht verstanden habt."

„Wie so?"

„Ja, ich fing damit an, daß ich sagte, ich suche Euch."

„Ihr suchtet mich?"

„Ja, und ich erwischte Euch."

„Ich bitte, wobei?"

„Beim Besingen von Philis."

„Es ist wahr, ich leugne es nicht," erwiederte Guiche lachend; „ja ich besinge Philis."

„Dazu habt Ihr ein Recht erlangt."

„Ich?"

„Ja, Ihr. Ihr, der unerschrockene Beschützer jeder schönen und geistreichen Frau."

„Was Teufels erzählt Ihr mir da?"

„Anerkannte Wahrheiten, ich weiß es wohl. Doch wartet, ich bin verliebt."

„Ihr?"

„Ja."

„Desto besser, lieber Graf. Kommt und erzählt mir das."

Und, vielleicht etwas zu spät befürchtend, Saint-Aignan könnte das erleuchtete Fenster bemerken, nahm Guiche den Grafen beim Arm und suchte ihn fortzuziehen.

„Oh!" sagte dieser widerstehend," führt mich nicht in jenem schwarzen Gehölze, es ist zu feucht dort. Bleiben wir im Monde, wenn es Euch beliebt."

Und während er dem Druck des Armes von Guiche nachgab, blieb er unter den Blumenbeeten, welche in der Nähe des Schlosses lagen.

„Nun denn," sprach Guiche, der sich in sein Schick-

sal ergab, „führt mich, wohin Ihr wollt und verlangt von mir, was Euch angenehm sein dürfte.“

„Man kann nicht artiger sein,“ erwiederte Saint-Aignan.

Dann, nachdem er eine Sekunde geschwiegen, fuhr er fort:

„Lieber Graf, ich möchte gern, daß Ihr mir ein paar Worte über eine gewisse Person sagtet, die Ihr begünstigt habt.“

„Und die Ihr liebt.“

„Ich sage weder ja, noch nein, mein Liebster. Ihr begreift, daß man sein Herz nicht so mit dem Verlust des Fonds anlegt, und daß man zuvor seine Sicherheitsmaßregeln nehmen muß.“

„Ihr habt Recht,“ sprach Guiche mit einem Seufzer, „es ist etwas Kostbares um ein Herz.“

„Um das meinige besonders, denn es ist sehr zart, und ich gebe es Euch, wie es ist.“

„Oh! Ihr seid bekannt, Graf. Doch was weiter?“

„Höret, es handelt sich ganz einfach um Fräulein von Tonnay-Charente.“

„Oh! mein lieber Saint-Aignan . . . ich denke, Ihr werdet verrückt.“

„Warum denn?“

„Ich habe Fräulein von Tonnay-Charente nie begünstigt.“

„Bah!“

„Nie!“

„Habt Ihr nicht Fräulein von Tonnay-Charente zu Madame gebracht?“

„Fräulein von Tonnay-Charente, und Ihr müßt das besser wissen, als irgend Jemand, mein lieber Graf, ist von hinreichend gutem Haus, daß man nach ihr verlangt, um so mehr, daß man sie zuläßt.“

„Ihr spottet meiner.“

„Nein, bei meiner Ehre, ich weiß nicht, was Ihr sagen wollt.“

„Ihr habt also keinen Antheil an ihrer Zulassung?“

„Nein.“

„Ihr kennt sie nicht?“

„Ich habe sie zum ersten Mal am Tage der Vorstellung bei Madame gesehen. Da ich sie also nicht begünstigt habe, da ich sie nicht kenne, so vermöchte ich Euch über sie nicht die Aufklärungen zu geben, die Ihr zu haben wünscht.“

Hiebei machte Guiche eine Bewegung, um seinen Gegenredner zu verlassen.

„Oh! oh!“ sagte Saint-Aignan, „einen Augenblick Geduld, mein Lieber; Ihr entkommt mir nicht so.“

„Verzeiht, doch mir schien, es sei die Stunde, um nach Hause zurückzukehren.“

„Ihr waret aber nicht auf dem Weg nach Hause, als ich Euch, nicht traf, sondern fand.“

„Mein lieber Graf, sobald Ihr mir etwas zu sagen habt, stelle ich mich zu Eurer Verfügung.“

„Oh! Ihr thut wohl daran, bei Gott! was liegt an einer halben Stunde mehr oder weniger! Euere Spitzen werden nicht mehr und nicht weniger zerkrämpelt sein. Schwöret mir, daß Ihr mir keine schlimmen Mittheilungen über sie zu machen hattet, und daß diese schlimmen Mittheilungen nicht die Ursache Eures Stillschweigens sind.“

„Oh! das liebe Kind, ich halte es für rein, wie einen Kristall.“

„Ihr erfüllt mich mit Freude. Doch ich will bei Euch nicht das Ansehen eines Mannes haben, der so schlecht unterrichtet ist, wie ich zu sein scheine. Es ist gewiß, daß Ihr das Haus von Madame mit Ehrenfräulein versehen habt. Man hat sogar ein vortreffliches Lied über diese Lieferung gemacht.“

„Ihr wißt, mein Lieber, daß man über Alles Lieder macht.“

„Kennt Ihr es?“

„Nein, doch singt es mir, ich werde seine Bekanntschaft machen.“

„Ich vermöchte Euch nicht zu sagen, wie es anfängt, doch ich erinnere mich, wie es endigt.“

„Gut, das ist schon etwas.“

„Der Ehrenfräulein Lieferant!
„Ist Guiche wie männiglich bekannt.“

„Der Gedanke ist schwach und der Reim armselig.“

„Oh! was wollt Ihr, mein Lieber, es ist weder von Racine, noch von Molière, sondern von La Feuilleon, und ein vornehmer Herr kann nicht reimen, wie ein gemeiner Bürgersmann.“

„Es ist in der That ärgerlich, daß Ihr Euch nur des Schlusses entsinnt.“

„Wartet, wartet, es fällt mir nun auch der Anfang des zweiten Couplet ein.“

„Ich höre . . .“

„Das Vogelhaus gefällt hat er,
„Montalais und. . . .“

„Bei Gott! und La Vallière!“ rief Guiche ungeduldig, besonders weil er nicht wußte, worauf Saint-Aignan abzielte.

„Ja, ja, so ist es, La Vallière . . . Ihr habt den Reim gefunden.“

„Meiner Treue! ein schöner Fund.“

„Montalais und La Vallière, so ist es. Das sind zwei kleine Mädchen, die ihr protegirt habt,“ sagte Saint-Aignan.

Und er fing an zu lachen.

„Ihr findet also in dem Liede Fräulein von Tonnay-Charente nicht?“ fragte Guiche.

„Nein.“

„Ihr seid also zufrieden.“

„Allerdings, doch ich finde Montalais,“ erwiederte Saint-Aignan, immer lachend.

„Oh! Ihr werdet sie überall finden. Es ist ein sehr rühriges Fräulein.“

„Ihr kennt sie?"

„Durch Vermittelung, sie wurde von einem gewissen Malicorne protegirt, von Manicamp begünstigt; Manicamp hat mich um einen Posten als Ehrenfräulein für Montalais im Hause von Madame bitten lassen, und um einen Platz für Malicorne als Officiant im Hause von Monsieur. Ich suchte darum nach. Ihr wißt, ich habe eine Schwäche für den drolligen Manicamp."

„Und Ihr erhieltet es?"

„Für Montalais, ja; für Malicorne, ja oder nein; er ist bis jetzt nur geduldet; und das ist Alles, was Ihr wissen wollt."

„Es ist noch der Reim übrig."

„Welcher Reim?"

„Der Reim, den Ihr gefunden habt."

„La Vallière."

„Ja."

Und Saint-Aignan fing sein Gelächter wieder an, das Guiche so sehr reizte.

„Nun wohl," sprach der Letztere, „es ist wahr, ich habe sie in die Dienste von Madame gebracht."

„Ha! ha! ha!" machte Saint-Aignan.

„Aber, lieber Graf," fuhr Guiche mit seiner kältesten Miene fort, „Ihr werdet mich sehr glücklich machen, wenn Ihr nicht über diesen Namen scherzt. Fräulein Labaume de la Vallière ist eine vollkommen vernünftige Person."

„Vollkommen vernünftig?"

„Ja."

„Ihr kennt also das neue Gerücht nicht?" rief Saint-Aignan.

„Nein, und Ihr werdet mir sogar einen Gefallen erweisen, wenn Ihr dieses Gerücht für Euch und für diejenigen behaltet, welche es in Umlauf bringen."

„Ah! bah, Ihr nehmt die Sache so ernst?"

„Ja, Fräulein de la Vallière wird von einem meiner Freunde geliebt."

Saint-Aignan bebte.

„Ha! ha!" machte er.

„Ja, Graf," fuhr Guiche fort. „Ihr begreift folglich, Ihr, der artigste Mann von Frankreich, daß ich meinen Freund nicht eine lächerliche Stellung machen lassen kann."

„Oh! vortrefflich!" rief Saint-Aignan.

Und er nagte sich an den Fingern, halb aus Aerger, halb wegen getäuschter Neugierde.

Guiche grüßte ihn artig.

„Ihr jagt mich fort?" sagte Saint-Aignan, der vor Begierde, den Namen des Freundes zu erfahren, starb.

„Ich jage Euch nicht fort, Theuerster: Ich vollende meine Verse an Philis."

„Und diese Verse . . ."

„Sind ein Quatrieme. Nicht wahr, Ihr seht ein, ein Quatrieme ist etwas Heiliges."

„Meiner Treue, ja."

„Und da ich von vier Versen, aus denen er natürlich besteht, noch drei Verse und einen Halbvers zu machen habe, so brauche ich meinen ganzen Kopf.

„Das begreift sich. Gute Nacht, Graf."

„Gute Nacht."

„Ah! sagt . . ."

„Was?"

„Habt Ihr Leichtigkeit?"

„Ungeheuer."

„Dann werdet Ihr Eure drei und einen halben Vers morgen früh beendigt haben."

„Ich hoffe es."

„Gut, morgen also."

„Morgen; gute Nacht."

Saint-Aignan war genöthigt, die Entlassung an-

zunehmen; er nahm sie an und verschwand hinter den Hagenbuchen.

Das Gespräch hatte Guiche und Saint-Aignan ziemlich weit vom Schloß fortgezogen.

Saint-Aignan befand sich, als ihn Guiche verließ, an den Grenzen des Parkes, an der Stelle, wo die Officiantenwohnungen anfangen, und wo hinter großen Gruppen von Acacien und Kastanienbäumen, die ihre Blüthenbüschel unter Haufen von Rebwänden und Jungfernreben kreuzten, die Scheidemauer zwischen den Gehölzen und dem Hof der Gesindewohnung sich erhebt.

Als Saint-Aignan allein war, schlug er den Weg nach diesen Gebäuden ein; Guiche entfernte sich in umgekehrter Richtung. Der Eine kam also nach den Blumenbeeten zurück, während der Andere zu den Mauern ging.

Saint-Aignan marschirte unter einem undurchdringlichen Gewölbe von Sperberbäumen, von Flieder und riesigem Hagedorn, die Füße auf einem weichen, im Schatten verborgenen, durch das Moos gedämpften Sand.

Er sann über eine Genugthuung nach, die ihm schwer zu nehmen schien, und war ganz aus der Fassung gebracht, daß er nicht mehr über La Vallière erfahren hatte, trotz des geistreichen Umwegs, den er gemacht, um bis zu ihr zu gelangen.

Plötzlich drang ein Gezwitscher von menschlichen Stimmen an sein Ohr. Es war nur Geflüster, wie weibliche Klagen, vermischt mit Ermahnungen, dann wieder kurzes Gelächter, halb unterdrückte Ausrufungen des Erstaunens; Alles aber übertönte die weibliche Stimme.

Saint-Aignan blieb stehen, um zu lauschen; er erkannte zu seinem größten Erstaunen, daß die Stimmen nicht vom Boden, sondern vom Gipfel der Bäume kommen.

Er schaute empor, indem er unter die Allee schlüpfte, und erblickte am Kamm der Mauer eine Frau, welche auf einer Leiter saß und durch Geberden und Worte eine lebhafte Verbindung mit einem Mann unterhielt, der auf einem Baume hockte, ohne daß man mehr als den Kopf von ihm sah, denn der Leib war im Schatten eines Kastanienbaumes verborgen.

Die Frau war diesseits der Mauer, der Mann jenseits.

VI.

Das Labyrinth.

Saint-Aignan suchte nun Erkundigungen einzuziehen, und fand ein Abenteuer. Das war Glück.

Begierig, zu erfahren, warum und besonders worüber dieser Mann und diese Frau zu einer solchen Stunde und in einer so seltsamen Lage mit einander sprachen, machte sich Saint-Aignan ganz klein und kam beinahe unter die Stangen der Leiter.

Dann nahm er seine Maßregeln, um so bequem als möglich zu sein, lehnte sich an einen Baum an und horchte.

Er hörte folgenden Dialog.

Die Frau sprach:

„In der That, Herr Manicamp," sagte sie mit einer Stimme, welche mitten unter den Vorwürfen, die sie von sich gab, einen seltsamen Ausdruck von Coquetterie behielt, Ihr seid von der allergefährlichsten Indiscretion. Wir können nicht lange plaudern, ohne ertappt zu werden."

„Das ist sehr wahrscheinlich," unterbrach sie der Mann mit dem ruhigsten, phlegmatischsten Ton.

„Und was wird man dann sagen? Oh! wenn

mich Jemand sehen würde, ich erkläre Euch, ich stürbe vor Scham."

„Oh! das wäre eine große Kinderei, der ich Euch nicht fähig halte."

„Ich wollte es mir noch gefallen lassen, wenn Etwas zwischen uns vorginge, aber sich umsonst Eintrag thun, in der That, ich bin sehr dumm. Gute Nacht, Herr Manicamp."

„Gut, ich kenne den Mann; nun will ich die Frau sehen," sagte Saint-Aignan, indem er an den Stangen der Leiter nach dem Ende von zwei Bäumen spähte, welche zierlich mit Schuhen von himmelblauem Atlas und fleischfarbigen Strümpfen bekleidet waren.

„Oh! halt, halt," rief Manicamp; „ich bitte, meine liebe Montalais, entflieht nicht, ich habe Euch noch Dinge von der höchsten Wichtigkeit zu sagen."

„Montalais," dachte Saint-Aignan, „nun also drei. Die drei Schelminnen haben also jede ihr Abenteuer; nur kam es mir vor, als hieße das Abenteuer dieser — Malicorn von und nicht Manicamp."

Bei diesem Rufe ihres Gegenredners hielt Montalais mitten im Herabsteigen an.

Man sah nun den unglücklichen Manicamp um ein Geschoß in seinem Kastanienbaum herabklettern, sei es, um sich einen Vortheil zu verschaffen, sei es, um die Ermüdung durch seine schlimme Lage zu verhüten.

„Höret mich an," sprach er; „ich hoffe, Ihr wißt wohl, daß ich keine schlechte Absicht habe."

„Allerdings. Aber warum denn dieser Brief, den Ihr mir schreibt, um meine Dankbarkeit anzustacheln? Warum das Rendezvous, das Ihr zu solch einer Stunde und an einem solchen Ort von mir verlangt?"

„Ich habe Eure Dankbarkeit angespornt, indem ich Euch daran erinnerte, daß ich Euch zu Madame gebracht habe, weil ich, von dem Wunsche nach der Zusammenkunft beseelt, die Ihr mir zu bewilligen die Güte gehabt habt, um sie zu erlangen, das Mittel

anwandte, das mir das sicherste zu sein schien. Warum ich nun sie zu einer solchen Stunde und an einem solchen Ort erbat? weil mir die Stunde verschwiegen und der Ort einsam vorkamen. Ich habe Euch nämlich um Dinge zu ersuchen, welche zugleich Verschwiegenheit und Einsamkeit heischen."

„Herr Manicamp!"

„In allen Ehren, liebes Fräulein."

„Herr Manicamp, ich glaube, es wäre schicklicher, wenn ich mich entferne."

„Höret mich an, oder ich springe von meinem Nest in das Eurige, denn es ist gerade hier in diesem Augenblick ein Ast des Kastanienbaums, der mich beengt und zu Excessen herausfordert. Ahmet diesen Ast nicht nach und hört mich an."

„Ich höre Euch an, ich willige ein, doch seid kurz, denn wenn Ihr einen Ast habt, der Euch herausfordert, so habe ich eine dreieckige Leiter, die in meine Fußsohlen eindringt. Meine Schuhe sind untergraben, das sage ich Euch zum Voraus."

„Thut mir die Freundschaft und gebt mir Eure Hand, mein Fräulein."

„Und warum?"

„Gebt sie mir immerhin."

„Hier ist meine Hand; doch was macht Ihr denn?"

„Ich ziehe Euch herauf."

„In welcher Absicht? Ihr wollt hoffentlich nicht, daß ich zu Euch in Euren Baum komme?"

„Nein, doch ich wünsche, daß Ihr Euch auf die Mauer setzet; hier, gut! Der Platz ist breit und schön, und ich gäbe viel, wenn Ihr mir erlauben wolltet, daß ich mich an Eure Seite setze."

„Nein, Ihr seid gut, da wo Ihr seid; man würde uns sehen."

„Glaubt Ihr?" fragte Manicamp mit einschmeichelndem Ton.

„Ich bin dessen sicher."

„Gut, ich bleibe auf meinem Kastanienbaum, obschon ich hier äußerst schlimm bin.“

„Herr Manicamp! Herr Manicamp! wir entfernen uns von der Sache.“

„Das ist wahr.“

„Ihr habt mir geschrieben?“

„Sehr gut.“

„Doch, warum habt Ihr mir geschrieben.“

„Stellt Euch vor, daß heute um zwei Uhr Guiche abgereist ist.“

„Weiter?“

„Da ich ihn wegreiten sah, folgte ich ihm, wie dies meine Gewohnheit ist.“

„Ich sehe es wohl, da Ihr hier seid.“

„Wartet doch, nicht wahr. Ihr wißt, daß dieser arme Guiche bis an den Hals in Ungnade war?“

„Ach! ja.“

„Es war also im höchsten Grad unklug von ihm, in Fontainebleau diejenigen aufzusuchen, welche ihn nach Paris verbannt hatten, und besonders diejenigen, von welchen man ihn entfernte.“

„Ihr urtheilt, wie der selige Pythagoras, Herr Manicamp.“

„Guiche ist halsstarrig wie ein Verliebter; er hörte auf keine von meinen Vorstellungen. Ich bat ihn, ich flehte ihn an, er wollte nichts hören.“

„Ah! Teufel!“

„Was habt Ihr?“

„Verzeiht, mein Fräulein, der verdammte Ast, von dem ich Euch schon zu sagen die Ehre hatte, hat mir meine Beinkleider zerrissen.“

„Es ist Nacht,“ erwiederte Montalais lachend; „fahren wir fort, Herr Manicamp.“

„Guiche ritt also in aller Eile weg, und ich folgte ihm, doch im Schritt. Ihr begreift, sich mit einem so raschen Freund ins Wasser werfen, ist die Sache eines Dummkopfs oder eines Wahnsinnigen. Ich ließ

also Guiche vorausgaloppiren und ritt mit einer weisen Langsamkeit nach, überzeugt, wie ich war, der Unglückliche würde nicht empfangen werden, oder wenn er es würde, so werde er bei dem ersten Anschnauzen umkehren, und ich werde ihn noch schneller zurückkommen sehen, als er weggegangen, ohne daß ich weiter entfernt gewesen, als Ris oder Melun, und Ihr werdet zugeben, das war noch zu viel, elf Meilen hin und elf zurück."

Montalais zuckte die Achseln.

„Lacht, so lange es Euch beliebt, mein Fräulein, doch wenn Ihr, statt breit auf der Platte einer Mauer zu sitzen, Euch rittlings auf diesem Ast befändet, so wäret Ihr ein Augustus, Ihr würdet dennoch trachten, hinabzusteigen."

„Ein wenig Geduld, mein lieber Herr Manicamp, ein Augenblick ist bald vorbei. Ihr sagtet also, Ihr seid über Ris und Melun hinausgekommen?"

„Ja, ich bin über Ris und Melun hinausgekommen, und ritt immer weiter, sehr erstaunt, ihn nicht zurückkehren zu sehen, endlich bin ich in Fontainebleau, ich erkundige mich, ich forsche überall nach Guiche. Niemand hat ihn gesehen, Niemand hat ihn in der Stadt gesprochen. Er ist im gestreckten Galopp angekommen, er ist in das Schloß eingetreten und dann verschwunden. Mit acht Uhr Abends bin ich in Fontainebleau, ich frage alle Echos nach Guiche, kein Guiche. Ich sterbe vor Unruhe, ihr begreift, daß ich mich nicht, selbst in das Schloß eintretend, wie es mein unkluger Freund gethan, in den Rachen des Wolfes gestürzt habe; ich ging gerade auf die Officiantenwohnungen zu und sandte Euch einen Brief; nun, mein Fräulein, entreißt mich, um des Himmels Namen, meiner Angst."

„Das wird nicht schwierig sein, mein lieber Herr Manicamp. Euer Freund Guiche ist vortrefflich aufgenommen worden."

„Bah!“

„Der König hat ihm viel Ehre angethan.“

„Der König, der ihn verbannt hatte!“

„Madame hat ihm zugelächelt; Monsieur scheint ihn mehr als zuvor zu lieben.“

„Ah! ah!“ rief Manicamp, „das erklärt mir, warum er und wo er geblieben ist. Er hat nicht von mir gesprochen?“

„Er hat nicht ein Wort gesagt.“

„Das ist schlimm von ihm. Was macht er in diesem Augenblick?“

„Aller Wahrscheinlichkeit nach schläft er, oder wenn er nicht schläft, träumt er.“

„Und was hat man den ganzen Abend gemacht?“

„Man hat getanzt.“

„Das berühmte Ballet. Wie ist Guiche gewesen?“

„Herrlich.“

„Der liebe Freund. Verzeiht, mein Fräulein, doch ich muß nun von mir zu Euch übergehen.“

„Wie so?“

„Ihr begreift, ich kann nicht fordern, daß man mir das Thor des Schlosses zu dieser Stunde öffnet, und was das Schlafen auf diesem Ast betrifft, so möchte ich dies wohl, doch ich erkläre die Sache als unmöglich für jedes andere Thier, als einen Papagei.“

„Doch ich, Herr Manicamp, ich kann nicht nur so einen Mann über eine Mauer einführen.“

„Zwei, mein Fräulein,“ sagte eine Stimme, aber mit so schüchternem Tone, daß man begriff, ihr Eigenthümer fühle die ganze Ungeziemlichkeit einer solchen Lage heraus.

„Großer Gott!“ rief Montalais, die mit ihrem Blick bis an den Fuß des Kastanienbaums zu tauchen suchte; „wer spricht mit mir?“

„Ich, mein Fräulein.“

„Wer denn?“

„Malicorne, Euer ergebenster Diener.“

Und während er diese Worte sprach, schwang sich Malicorne vom Boden auf die ersten Aeste, und von den ersten Aesten auf die Höhe der Mauer.

„Herr Malicorne! Gottes Güte! Ihr seid Beide rasend."

„Wie befindet Ihr Euch, mein Fräulein?" fragte Malicorne mit großer Höflichkeit.

„Der fehlte noch," rief Montalais in Verzweiflung.

„Oh! mein Fräulein," flüsterte Malicorne, ich flehe Euch an, seid nicht so hart."

„Oh! mein Fräulein," sprach Manicamp, „wir sind Eure Freunde, und man kann nicht den Tod seiner Freunde wünschen. Uns aber da lassen, wo wir sind, hieß uns zum Tod verurtheilen."

„Ei!" entgegnete Montalais, „Herr Malicorne ist kräftig, und er wird nicht daran sterben, daß er eine Nacht unter freiem Himmel zugebracht hat."

„Mein Fräulein."

„Das wird eine gerechte Strafe für seinen unüberlegten Streich sein."

„Gut! Malicorne vergleiche sich mit Euch, wie er will: ich gehe hinüber," sprach Manicamp.

Und er bog den berüchtigten Zweig zurück, gegen den er so bittere Klagen ausgestoßen hatte, und es gelang ihm am Ende, mit Hülfe seiner Hände und seiner Füße, sich neben Montalais zu setzen.

Montalais wollte Manicamp zurückstoßen, Manicamp suchte sich zu halten. Dieser Streit, der einige Secunden dauerte, hatte seine malerische Seite, eine Seite, bei der das Auge von Saint-Aignan sicherlich seine Rechnung fand.

Doch Manicamp trug den Sieg davon, Meister der Leiter, setzte er seinen Fuß darauf und bot dann seiner Feindin artig die Hand.

Mittlerweile quartierte sich Malicorne in dem Kastanienbaum auf dem Platz ein, den Manicamp inne ge-

habt hatte, wobei er sich in seinem Geiste versprach, ihm auf den nachzufolgen, den er nun einnahm.

Manicamp und Montalais stiegen einige Sprossen herab, Manicamp dringend, Montalais lachend und sich vertheidigend.

Man hörte nun die flehende Stimme von Malicorne.

„Mein Fräulein," sagte Malicorne, „ich bitte Euch, verlaßt mich nicht. Meine Stellung ist falsch, und ich kann nicht ohne einen Unfall allein auf die andere Seite der Mauer kommen; Manicamp mag seine Kleider zerreißen immerhin: er hat die von Guiche, aber ich werde nicht einmal die von Manicamp haben, weil sie zerrissen sein werden."

„Meiner Ansicht nach," sprach Manicamp, ohne sich um die Lamentationen von Malicorne zu bekümmern, „meiner Ansicht nach ist es das Beste, wenn ich Guiche auf der Stelle aufsuche. Später vermöchte ich vielleicht nicht mehr zu ihm zu gelangen."

„Das ist auch meine Ansicht," erwiederte Montalais; „geht also, Herr Manicamp."

„Tausend Dank. Auf Wiedersehen, mein Fräulein," sagte Manicamp, während er zu Boden sprang, „man kann nicht liebenswürdiger sein, als Ihr."

„Herr von Manicamp, Eure Dienerin, ich will mich nun des Herrn Malicorne entledigen."

Malicorne stieß einen Seufzer aus.

„Geht, geht," fuhr Montalais fort.

Manicamp machte ein paar Schritte, kehrte dann an den Fuß der Leiter zurück und fragte:

„Ah! mein Fräulein, wo geht man zu Herrn von Guiche?"

„Ah! es ist wahr . . . Das ist ganz einfach . . . Ihr folgt den Hagenbuchen."

„Oh! sehr gut."

„Ihr kommt zu dem grünen Kreuzweg."

„Gut."

„Ihr findet dort vier Alleen."

„Vortrefflich.“
„Ihr wählt eine.“
„Welche?“
„Die rechts.“
„Die rechts?“
„Nein, die links.“
„Oh! Teufel.“
„Nein, nein, wartet doch.“
„Ihr scheint mir nicht recht sicher zu sein. [illegible] bitte, ruft Euer Gedächtniß zu Hülfe, mein Fräulei[illegible]
„Die mittlere.“
„Es sind vier.“
„Es ist wahr. Ich weiß nur, daß von den vie[illegible] eine gerade zu Madame führt, diese kenne ich.“
„Aber, nicht wahr, Herr von Guiche ist nicht [illegible] Madame?“
„Gott sei Dank, nein.“
„Die, welche zu Madame führt, ist mir also [illegible] nütz, und ich wünschte sie gegen die zu vertausch[illegible] welche zu Herrn von Guiche führt.“
„Ja, gewiß, diese kenne ich auch; aber mir sche[illegible] es unmöglich, sie von hier aus zu bezeichnen.“
„Nun, mein Fräulein, nehmen wir an, ich ha[illegible] diese selige Allee gefunden.“
„Dann seid Ihr an Ort und Stelle.“
„Gut.“
„Ihr braucht nur noch das Labyrinth zu dur[illegible] schreiten.“
„Nicht mehr als das! Teufel! Es gibt hier a[illegible] ein Labyrinth.“
„Ja, ein ziemlich verwickeltes; selbst bei Tage v[illegible] irrt man sich zuweilen. Das sind Wendungen u[illegible] Wege ohne Ende; man muß zuerst viel Wendung[illegible] rechts machen, dann zwei links, dann eine Wendung. [illegible] sind es eine oder zwei Wendungen, wartet doch; kom[illegible] Ihr endlich aus dem Labyrinth heraus, so findet I[illegible] eine Allee von Maulbeerfeigenbäumen, und diese Al[illegible]

von Maulbeerfeigenbäumen führt Euch ganz gerade zu dem Pavillon, den Herr von Guiche bewohnt."

„Mein Fräulein," sprach Manicamp, „das ist eine bewunderungswürdige Weisung, und ich begreife nicht, daß ich mich von ihr geleitet, sogleich verirre. Dem zu Folge habe ich Euch um einen kleinen Dienst zu bitten."

„Sprecht."

„Wollt Ihr mir Euren Arm reichen und mich selbst leiten, wie eine zweite . . . wie eine zweite . . . Ich hatte doch meine Mythologie gut inne, mein Fräulein, die Gewichtigkeit der Ereignisse hat sie mich vergessen lassen; kommt, ich bitte Euch."

„Und mich," rief Malicorne, „und mich verläßt man also?"

„Ei, mein Herr, das ist unmöglich," sprach Montalais zu Manicamp, „man könnte mich mit Euch zu einer solchen Stunde sehen, und bedenkt, was man dann sagen würde."

„Ihr werdet Euer Gewissen für Euch haben," entgegnete Manicamp auf eine spruchreiche Art.

„Unmöglich, mein Herr, unmöglich."

„Dann laßt mich Malicorne herabsteigen helfen; das ist ein sehr verständiger Junge, der viel Witterung hat; er wird mich führen, und wenn wir uns verirren, so verirren wir uns zu zwei und retten einander. Begegnet man uns zu zwei, so werden wir nach etwas aussehen; während ich allein das Aussehen eines Liebhabers oder eines Diebes haben werde. Kommt, Malicorne, hier ist die Leiter."

„Herr Malicorne," rief Montalais, „ich verbiete Euch, Euern Baum zu verlassen, und zwar bei Strafe meines ganzen Zorns."

Malicorne hatte schon nach dem Kamm der Mauer einen Fuß ausgestreckt, den er traurig zurückzog.

„Stille!" sagte Manicamp leise.

„Was gibt es?" fragte Montalais.

„Ich höre Tritte."

„Oh! mein Gott!"

Die vermutheten Tritte wurden wirklich ein deutliches Geräusch; das Blätterwerk öffnete sich und Saint-Aignan erschien, das Auge lachend und die Hand vor sich hinaushaltend, wobei er Jeden in der Stellung überraschte, in der er gerade war: nämlich Malicorne auf seinem Baum und den Hals vorgestreckt, Montalais auf ihrer Sprosse und an die Leiter angelehnt, Manicamp auf der Erde und den Fuß voran, bereit, sich auf den Weg zu begeben.

„Ei! guten Abend, Manicamp," sprach der Graf; „seid willkommen, lieber Freund, Ihr fehltet uns heute Abend, und man fragte nach Euch, Fräulein von Montalais. Euer ergebenster Diener."

Montalais erröthete.

„Oh! mein Gott," stammelte sie, indem sie ihren Kopf in ihren Händen verbarg.

„Mein Fräulein," sagte Saint-Aignan, „beruhigt Euch. Ich kenne Eure ganze Unschuld und werde mich dafür verbürgen. Manicamp, folgt mir, Hagenbuchen, Kreuzweg und Labyrinth kennen mich. Ich werde Eure Ariadne sein. Wie? Nun ist Eure Mythologie wieder gefunden."

„Das ist meiner Treue wahr, Graf, ich danke."

„Aber bei derselben Gelegenheit nehmt auch Herrn von Malicorne mit, Graf," sagte Montalais.

„Nein, nein," entgegnete Malicorne; „Herr Manicamp hat mit Euch geplaudert, so lange er wollte; nun ist die Reihe an mir, wenn es Euch beliebt, ich habe Euch meinerseits eine Menge von Dingen zu sagen, die unsere Zukunft betreffen?"

„Ihr hört," sagte der Graf lachend, „bleibt bei ihm, mein Fräulein. Wißt Ihr auch, daß diese Nacht die Nacht der Geheimnisse ist."

Und der Graf nahm den Arm von Manicamp und

führte ihn rasch in der Richtung des Weges fort, den Montalais so gut kannte und so schlecht bezeichnete.

Montalais folgte ihnen mit den Augen, so lange sie dieselben sehen konnte.

VII.

Wie Malicorne aus dem Gasthaus zum Schönen Pfauen ausquartirt wurde.

„Während Montalais mit den Augen dem Grafen und Manicamp folgte, benützte Malicorne die Zerstreuung des Mädchens, um sich eine erträglichere Stellung zu machen.

Als sich Montalais umwandte, fiel ihr der Unterschied, der sich in der Stellung von Malicorne gebildet hatte, sogleich in die Augen.

Malicorne saß wie ein Affe, das Hintertheil auf der Mauer, die Füße auf der ersten Sprosse.

Wilde Reben und Jelängerjelieber verzierten seinen Kopf wie einen Faun, die gekrümmten Stauden der Jungfernrebe stellten ziemlich gut seine Bocksbeine vor.

Was Montalais betrifft, so fehlte ihr nichts, daß man sie für eine vollkommene Dryade halten konnte.

„Nun," sagte sie, indem sie eine Sprosse hinaufstieg, „macht Ihr mich unglücklich, verfolgt Ihr mich genug, Ihr Tyrann."

„Ich," rief Malicorne, „ich ein Tyrann?"

„Ja, Ihr bringt mich unablässig in Verlegenheit, Herr Malicorne, Ihr seid ein Ungeheuer der Bosheit."

„Ich?"

„Sprecht, was hattet Ihr in Fontainebleau zu thun? ist Euer Wohnort nicht in Orleans?"

„Was ich hier zu thun habe, fragt Ihr? ich habe Euch zu sehen."

„Oh! eine schöne Nothwendigkeit."

„Nicht für Euch vielleicht, mein Fräulein, aber sicherlich für mich. Was meinen Wohnort anbelangt, mein Fräulein, so wißt Ihr wohl, daß ich ihn verlassen und daß ich in Zukunft keinen andern Wohnort mehr habe, als den, welchen Ihr selbst habt. Da nun aber Euer Wohnort für den Augenblick Fontainebleau ist, so bin ich nach Fontainebleau gekommen."

Montalais zuckte mit den Achseln.

„Nicht wahr, Ihr wolltet mich sehen?"

„Allerdings."

„Nun denn, Ihr habt mich gesehen, Ihr seid zufrieden, geht."

„Oh! nein," erwiederte Malicorne.

„Wie! oh! nein."

„Ich bin nicht allein gekommen, um Euch zu sehen; ich bin auch gekommen, um mit Euch zu reden."

„Wohl! wir werden später und an einem andern Ort mit einander reden."

„Später! Gott weiß, ob ich Euch später, an einem andern Ort treffen werde! Nie werden wir einen günstigeren finden, als diesen."

„Aber ich kann diesen Abend nicht, ich kann in diesem Augenblick nicht."

„Warum?"

„Weil in dieser Nacht tausend Dinge vorgefallen sind."

„Gut, meine Sache wird tausend und eine machen."

„Nein, nein, Fräulein von Tonnay-Charente erwartet mich wegen einer Mittheilung von hoher Wichtigkeit."

„Schon lange?"

„Wenigstens seit einer Stunde."

„Dann wird sie noch einige Stunden mehr warten," sagte Malicorne ruhig.

„Herr Malicorne, Ihr vergeßt Euch."

„Das heißt, Ihr vergeßt mich, und ich werde ungeduldig über die Rolle, die Ihr mich hier spielen laßt; der Teufel! mein Fräulein, seid acht Uhr schweife ich unter Euch allen umher, ohne daß Ihr Euch ein einziges Mal herbeigelassen habt, zu bemerken, daß ich da war."

„Ihr schweift seit acht Uhr hier umher?"

„Wie ein Wehrwolf! hier gebrannt durch das Feuerwerk, was mir zwei Perrücken versengt hat, dort ertränkt unter den Bachweiden durch die Feuchtigkeit des Abends oder den Dunst der Springquellen, stets hungrig, stets lendenlahm, mit der Perspective einer Mauer oder einer Ersteigung. Bei Gott! mein Fräulein, das ist kein Loos für ein Geschöpf, das weder ein Eichhörnchen, noch ein Salamander, noch eine Fischotter ist; da Ihr aber die Unmenschlichkeit so weit treibt, daß Ihr mich wollt meine Stellung als Mensch vergessen machen, so pflanze ich sie gerade auf. Alle Gewitter! Mensch bin ich, und Mensch werde ich bleiben, bis auf höheren Befehl!"

„Nun denn! sprecht, was wünscht Ihr, was wollt Ihr, was verlangt Ihr?" fragte Montalais unterwürfig.

„Werdet Ihr mir nicht am Ende sagen, Ihr habet nicht gewußt, daß ich in Fontainebleau war?"

„Ich . . ."

„Seid offenherzig."

„Ich vermuthete es."

„Und seid acht Tagen konntet Ihr mich nicht wenigstens einmal täglich sehen?"

„Ich war beständig verhindert, Herr Malicorne."

„Larifari!"

„Fragt die Fräulein, wenn Ihr mir nicht glauben wollt.“

„Ich verlange nie eine Erklärung über die Dinge, die ich besser weiß, als irgend Jemand.“

„Beruhigt Euch, Herr Malicorne, es wird sich ändern.“

„Das muß wohl geschehen.“

„Ihr wißt, daß man, ob man Euch sieht oder nicht sieht, an Euch denkt,“ sagte sie, mit ihrer unschuldigen Miene.

„Ah! man denkt an mich . . .“

„Bei meinem Ehrenwort.“

„Und nichts Neues?“

„Worüber?“

„Ueber meine Anstellung im Hause von Monsieur!“

„Oh! mein lieber Herr Malicorne, in den letzten Tagen konnte man Monsieur nicht um etwas angehen.“

„Und jetzt?“

„Jetzt ist es besser: seit gestern ist er nicht mehr eifersüchtig.“

„Bah! Und wie ist die Eifersucht vergangen?“

„Es hat eine Ablenkung stattgefunden.“

„Erzählt mir das.“

„Man hat das Gerücht verbreitet, der König habe die Augen auf eine andere Frau geworfen, und dadurch wurde Monsieur sogleich beruhigt.“

„Und wer hat dieses Gerücht verbreitet?“

Montalais dämpfte die Stimme und erwiederte:

„Unter uns gesagt, ich glaube, der König und Madame verstehen sich.“

„Ah! ah!“ machte Malicorne, „das war das einzige Mittel. Aber Herr von Guiche, der arme Seufzende?“

„Oh! der ist ganz ausquartirt.“

„Hat man sich geschrieben?“

„Mein Gott, nein, ich habe seit acht Tagen weder die Einen noch die Andern eine Feder in der Hand halten sehen.“

„Wie steht Ihr mit Madame?“
„Auf das Beste.“
„Und mit dem König?“
„Der König lächelt mir zu, wenn ich vorübergehe.“
„Gut! sagt nun, welcher Frau haben die zwei Lie-enden ihr Auge zugewendet, daß sie ihnen als Wind-chirm diene.“
„Der La Vallière.“
„Oh! oh! armes Mädchen! aber man müßte das erhindern, mein Herz.“
„Warum?“
„Weil Herr Raoul von Bragelonne sie und sich ödten wird, wenn er einen Verdacht bekommt.“
„Raoul! der gute Raoul! Ihr glaubt?“
„Die Frauen haben die Anmaßung, sie verstehen ich auf die Leidenschaften,“ sagte Malicorne, „und die rauen verstehen nicht einmal selbst das zu lesen, was e in ihren eigenen Augen und in ihrem eigenen Her-en denken. Nun denn, ich sage Euch, ich, daß Herr on Bragelonne La Vallière dergestalt liebt, daß er, enn sie Miene macht, ihn zu hintergehen, sich oder e tödten wird.“
„Der König ist da, um sie zu beschützen.“
„Der König!“ rief Malicorne.
„Allerdings.“
„Und Raoul wird den König tödten wie eine Ratte.“
„Gottes Güte! Ihr werdet verrückt, Herr Mali-orne.“
„Nein, was ich Euch sage, ist im Gegentheil der rößte Ernst, mein Herr, und was mich betrifft, so eiß ich Eines.“
„Was?“
„Daß ich Raoul ganz sachte von dem Scherz un-errichten werde.“
„Stille, Unglücklicher!“ sagte Montalais, während e eine Sprosse weiter hinauf stieg, um sich Malicorne

noch mehr zu nähern, „thut den Mund nicht auf gegen den reinen Bragelonne."

„Warum dieß?"

„Weil Ihr noch nichts wißt."

„Was gibt es denn?"

„Diesen Abend (es hört uns doch Niemand?)"

„Nein."

„Diesen Abend unter der Königseiche sprach La Vallière ganz laut und ganz naiv folgende Worte: „„Ich begreife nicht, daß man, wenn man den König gesehen hat, je einen andern Mann lieben kann.""

Malicorne fuhr von seiner Mauer auf.

„Oh! mein Gott," rief er, „die Unglückliche hat das gesagt?"

„Wort für Wort."

„Und sie denkt es?"

„La Vallière denkt immer das, was sie sagt."

„Oh! das schreit nach Rache! Die Weiber sind Schlangen!"

„Beruhigt Euch, mein lieber Malicorne, beruhigt Euch."

„Nein; schneiden wir das Uebel im Gegentheil an der Wurzel ab. Benachrichtigen wir Raoul . . . es ist Zeit."

„Ungeschickter, es ist im Gegentheil nicht mehr Zeit," erwiederte Montalais.

„Warum?"

„Das Wort der La Vallière."

„Ja."

„Dieses Wort über den König."

„Nun?"

„Es ist an seine Adresse gelangt."

„Der König kennt es? Es ist dem König hinterbracht worden?"

„Der König hat es gehört."

„Ohime! wie der Herr Cardinal sagte."

„Der König war gerade im Gebüsch zunächst Königseiche verborgen."

„Daraus geht hervor," sagte Malicorne, „d fortan der Plan des Königs und von Madame auf Kö chen gehen wird, wobei er über den Leib des arme Bragelonne hinfährt."

„Ihr habt es gesagt."

„Das ist gräßlich."

„So ist es."

„Meiner Treue," sprach Malicorne, nachdem er eine Minute, die er dem Nachdenken widmete, geschwiegen hatte, „zwischen eine dicke Eiche und einen großen König stellen wir unsere Person nicht, wir würden zermalmt, mein Herz."

„Das ist es, was ich Euch sagen wollte."

„Denken wir an uns."

„Das dachte ich auch."

„Oeffnet also Eure schönen Augen."

„Und Ihr Eure großen Ohren."

„Nähert Euren kleinen Mund zu einem guten äftigen Kuß."

„Hier," erwiederte Montalais, welche sogleich in ngender Münze bezahlte.

„Nun also . . . Herr von Guiche liebt Madame; Vallière liebt den König; der König liebt Madame La Vallière; Monsieur liebt Niemand, als sich t. Unter allen diesen Liebesverhältnissen würde ein mmkopf sein Glück machen, um so mehr Leute von stand, wie wir."

„Ihr kommt abermals mit Euren Träumen."

„Das heißt, mit meinen Wirklichkeiten . . . Laßt von mir leiten, mein Liebchen, nicht wahr, Ihr Euch bis jetzt nicht zu schlecht dabei befunden?"

„Nein."

„Wohl! die Vergangenheit bürgt Euch für die ft . . . nun, da hier Jeder an sich denkt, denken n uns."

„Das ist nur zu richtig.“
„Doch an uns allein.“
„Gut.“
„Trutz- und Schutzbündniß.“
„Ich bin bereit, es zu beschwören.“
„Streckt die Hand aus; so ist es recht: Alles für Malicorne!“
„Alles für Malicorne!“
„Alles für Montalais!“ erwiederte Malicorne, ebenfalls die Hand ausstreckend.
„Was muß ich nun thun?“
„Die Ohren und Augen unablässig offen haben. Waffen gegen die Anderen anhäufen, nie solche mit sich führen lassen, welche gegen uns selbst dienen könnten.“
„Einverstanden.“
„Beschlossen.“
„Beschworen. Und nun, da der Vertrag gemacht ist, gute Nacht.“
„Wie! gute Nacht!“
„Allerdings. Kehrt in Euer Gasthaus zurück.“
„In mein Gasthaus?“
„Ja. Wohnt Ihr nicht im schönen Pfauen?“
„Montalais, Montalais, Ihr seht wohl, daß Euch meine Anwesenheit in Fontainebleau bekannt war.“
„Was beweist das? Daß man sich mit Euch über Eure Verdienste beschäftigt, Undankbare.“
„Hm!“
„Kehrt also in den schönen Pfauen zurück.“
„Nun, das ist gerade . . .“
„Was?“
„Das ist unmöglich geworden.“
„Habt Ihr nicht ein Zimmer?“
„Ja, aber ich habe es nicht mehr.“
„Ihr habt es nicht mehr? und wer hat es Euch genommen?“
„Wartet. [illegible]rhin kehrte ich, nachdem ich Euch fortwährend [illegible] [illegible]n war, nach dem Gasthaus

urück . . . da erblickte ich eine Tragbahre, auf der ier Bauern einen kranken Mönch trugen."

„Einen Mönch?"

„Ja, einen alten Franziskaner, mit grauem Bart. Während ich diesen kranken Mönch anschaue, trägt man hn in das Gasthaus hinein. Man läßt ihn die Treppe inaufsteigen, ich folge ihnen, und da ich oben auf die Treppe komme, bemerke ich, daß man ihn in mein Zimmer bringt."

„In Euer Zimmer!"

„Ja, in mein eigenes Zimmer. Ich glaube, es i ein Irrthum, ich frage den Wirth, der Wirth antwortet mir, das von mir seit acht Tagen gemiethete Zimmer sei für den neunten von dem Franciskaner gemiethet."

„Ha! ha!"

„So rief ich gerade auch. Ich that sogar noch ehr, ich ärgerte mich, ging wieder hinaus und wandte ich an den Franciskaner selbst. Ich wollte ihm die Unziemlichkeit seines Benehmens vorhalten, doch dieser Mönch, obgleich er sterbend zu sein schien, erhob sich uf seinen Ellenbogen, heftete zwei flammende Augen uf mich und rief mit einer Stimme, welche vortreffich einen Cavallerie-Angriff kommandirt hätte:

„„Werft mir diesen Burschen vor dir Thüre.""

„Was auf der Stelle vom Wirth und von den ier Trägern ausgeführt wurde, welche mich etwas chneller, als es schicklich war, die Treppe hinabsteigen achten. So, mein Herz, kam es, daß ich keine Lagerstätte mehr habe."

„Aber was ist denn dieser Franciskaner?" fragte Montalais. Es ist also ein General?"

„Ganz richtig, mir scheint, es ist dies der Titel, en ihm einer von den Trägern, der leise mit ihm sprach, gegeben hat."

„Somit also . . ."

„Somit habe ich kein Zimmer, kein Gasthaus, kein

Lager mehr, und ich bin eben so entschlossen, als es vorhin mein Freund Manicamp war, nicht im Freien zu schlafen."

„Was ist da zu thun?" rief Montalais.

„Das frage ich Euch!" sagte Malicorne.

„Nichts kann einfacher sein," sprach eine dritte Stimme.

Montalais und Malicorne stießen gleichzeitig einen Schrei aus.

Saint-Aignan erschien.

„Lieber Herr Malicorne," sagte Saint-Aignan, „ein glücklicher Zufall führt mich hierher zurück, um Euch der Verlegenheit zu entziehen. Kommt, ich biete Euch ein Zimmer bei mir an, und dieses, das schwöre ich Euch, wird Euch kein Franciskaner rauben. Was Euch betrifft, mein theures Fräulein, beruhigt Euch, ich habe schon das Geheimniß von Fräulein de la Vallière, das von Fräulein von Tonnay-Charente; Ihr habt nun die Güte gehabt, mir das Eurige anzuvertrauen, meinen Dank hiefür: ich werde eben so gut drei, als eines bewahren."

Malicorne und Montalais schauten sich an, wie zwei Schüler, die man beim Obststehlen ertappt hat; da aber Malicorne am Ende einen großen Vortheil in dem Anerbieten von Saint-Aignan erblickte, so machte Montalais ein Zeichen der Resignation, das diese ihm erwiederte.

Dann stieg Malicorne Sprosse für Sprosse die Leiter hinab, wobei er auf jeder Stufe auf ein Mittel sann, Brocken für Brocken Saint-Aignan Alles zu entreißen, was er von dem großen Geheimniß wissen dürfte.

Montalais war schon leicht wie ein Hirsch weggeeilt und weder Kreuzweg noch Labyrinth vermochte sie zu täuschen.

Saint-Aignan aber führte Malicorne wirklich nach seiner Wohnung; er sagte ihm tausend Artigkeiten,



enn er war entzückt, unter seiner Hand zwei Menschen
haben, welche, vorausgesetzt, Guiche bliebe stumm,
ın noch viel besser über die Ehrenfräulein unterrichten
ürden.

VIII.

Vas wirklich im Gasthaus zum Schönen Pfauen vorgefallen war.

Geben wir unsern Lesern vor Allem einige Einzel-
eiten über den Gasthof zum schönen Pfauen, und gehen
ir dann zum Signalement der Reisenden über, die
enselben bewohnten.

Das Gasthaus zum Schönen Pfauen verdankte, wie
edes Gasthaus, seinen Namen seinem Schilde.

Dieses Schild stellte einen Pfauen vor, der ein
Rad schlägt.

Nur hatte, nach dem Beispiel einiger Maler, die
er Schlange, welche Eva verführt, das Gesicht eines
übschen Knaben gegeben haben, der Maler des Schil-
es dem Schönen Pfauen ein Frauengesicht gegeben.

Dieses Gasthaus, ein lebendiges Epigramm gegen
ene Hälfte des Menschengeschlechts, welche den Reiz
es Lebens bildet, wie Herr Legouvé sagt, erhob sich
n Fontainebleau, in der ersten Seitenstraße links, die,
venn man von Paris herkommt, die große Arterie
urchschneidet, welche für sich allein die ganze Stadt
Fontainebleau bildet.

Die Seitenstraße hieß damals Rue de Lyon, ohne
Zweifel, weil sie sich geographisch, in der Richtung der
weiten Hauptstadt des Königreichs erstreckte.

Diese Straße bestand aus zwei von Bürgern bewohnten Häusern, welche durch zwei große, mit Hecken eingefaßten Gärten von einander getrennt waren.

Dem Anschein nach hätte man glauben sollen, es wären drei Häuser in der Straße; erklären wir, wie es trotz dieses Anscheines nur zwei waren.

Das Gasthaus zum schönen Pfauen hatte die Hauptfaçade nach der Landstraße, aber rückwärts nach der Rue de Lyon, enthielt zwei Flügel, getrennt durch Höfe, große Wohnungen, geeignet, alle Reisende aufzunehmen, kamen sie zu Fuß, zu Pferd, oder im Wagen an, und nicht nur Zimmer und Tisch zu liefern, sondern auch Promenade und Einsamkeit für die reichsten Höflinge, wenn sie sich nach einer Niederlage bei Hofe mit sich selbst einzuschließen wünschen, um die Schmach zu verschlucken oder auf Rache zu sinnen.

Von den Fenstern dieser Hintergebäude erblickten die Reisenden einmal die Straße, mit ihrem zwischen dem Pflaster wachsenden Gras.

Sodann die schönen Hecken von Flieder und Weißdorn, welche zwischen zwei grüne blühende Arme die bürgerlichen Häuser einschloßen, von denen wir gesprochen.

Ferner, in den Zwischenräumen dieser Häuser, welche den Hintergrund des Gemäldes bildeten und sich wie ein unübersteigbarer Horizont hervorhoben, eine Linie von buschreichen, üppigen Bäumen, die ersten Schildwachen des großen Waldes, der sich vor Fontainebleau entrollt.

Man konnte also, wenn man ein Zimmer hatte, das eine Ecke bildete, durch die Landstraße nach Paris an dem Anblick und dem Geräusche der Vorübergehenden und der Feste und durch die Rue de Lyon an dem Anblick und der Ruhe des Landes Theil nehmen.

„Abgesehen davon, daß man im Nothfall in dem Augenblick, wo man an das große Thor an der Pariser Straße klopfte, durch die kleine Thüre der Rue de

von entwischen und längs den Gärten der bürger-
ichen Häuser hinlaufend, die ersten Baumgruppen des
Waldes erreichen konnte.

Malicorne, der zuerst, wie man sich erinnert, gegen
ins des Gasthauses zum Schönen Pfauen erwähnte,
im seine Vertreibung zu beklagen, Malicorne hatte,
nit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, Monta-
ais entfernt nicht Alles über dieses seltsame Gasthaus
nitgetheilt.

Wir wollen es versuchen, die ärgerliche Lücke zu
üllen, welche Malicorne gelassen hat.

Malicorne vergaß zum Beispiel zu sagen, auf
velche Art er in das Gasthaus zum Schönen Pfauen
ekommen war.

Dabei hatte er, abgesehen von dem Franciscaner,
on dem er ein Wort gesprochen, keine Erläuterung
ber die Reisenden gegeben, die das Haus bewohnten.

Die Art, wie sie hineingekommen, die Art, wie sie
arin lebten, die Schwierigkeit, die es für jede andere
Person, als die privilegirten Reisenden, hatte, Eintritt
n das Gasthaus ohne das Loosungswort zu erhalten,
nd ohne gewisse vorbereitende Maßregeln darin zu
vohnen, mußten doch Malicorne aufgefallen sein, und
waren ihm auch, dafür wollen wir bürgen, aufgefallen.

Aber, wie gesagt, Malicorne war persönlich in An-
spruch genommen, was ihn verhinderte, mancherlei
Dinge zu sehen.

Alle Wohnungen des Gasthofes zum Schönen
Pfauen hatten in der That beständig im Hause verwei-
ende Fremde von einem sehr ruhigen Gewerbe inne —
Träger einnehmender Gesichter, von denen Malicorne
einer bekannt war.

Alle diese Reisende waren im Gasthof angekommen,
eitdem er selbst angekommen; Jeder war mit einer
Art von Loosungswort eingetreten, was Anfangs die
Aufmerksamkeit von Malicorne erregte, doch er erkun-
igte sich mittelbar, und erfuhr, der Wirth gebe als

Grund dieser Wachsamkeit an, daß die Stadt, voll von vornehmen Herren, wie sie es war, auch geschickte Spitzbuben enthalten müsse.

Es heischte also der Ruf eines ehrlichen Hauses, wie das zum Schönen Pfauen, die Reisenden nicht bestehlen zu lassen.

Malicorne fragte sich auch, wenn er in sich ging, und seine Lage im Gasthof zum Schönen Pfauen sondirte, warum man ihm Eintritt in das Haus gewährt, während er, seitdem er hereingekommen, so viele hatte von der Thüre weisen sehen.

Er fragte sich besonders, warum Manicamp, der seiner Ansicht nach ein von aller Welt verehrter Herr sein mußte, warum Manicamp, der vor seiner Ankunft sein Roß hatte im Schönen Pfauen wollen fressen lassen, sammt diesem Roß mit einem höchst unfreundlichen nescio vos abgewiesen worden war.

Das war also ein Problem für Malicorne, das er übrigens, beschäftigt mit Intriguen der Liebe und des Ehrgeizes, wie er war, zu ergründen durchaus nicht sich anstrengte.

Hätte er es gewollt, so wollen wir, trotz des Verstandes, den wir ihm zuerkennen, nicht behaupten, daß es ihm gelungen wäre.

Einige Worte werden dem Leser beweisen, daß man nicht weniger gebraucht hätte, als einen Oedipus in Person, um dieses Räthsel zu lösen.

Seit acht Tagen hatten sich in diesem Gasthaus sieben Reisende eingefunden, die alle am andern Tag, nachdem Malicorne sein Augenmerk auf den Schönen Pfauen geworfen, angekommen waren.

Diese Personen, welche sämmtlich mit beträchtlichem Gefolge erschienen, waren:

Erstens, ein Brigadier vom deutschen Heer, sein Schreiber, sein Arzt, drei Lackeien und sieben Pferde.

Dieser Brigadier hieß Graf von Wostpur.

Ein spanischer Cardinal, mit zwei Neffen, zwei

imschreibern, einem Officianten seines Hauses und Pferden.

Dieser Cardinal hieß Monsignor Herrebin.

Ein reicher Kaufmann aus Bremen mit seinem und zwei Pferden.

Dieser Kaufmann hieß Herr Bansiek.

Ein venetianischer Senator mit seiner Frau und Tochter, beide von vollkommener Schönheit.

Dieser Senator hieß Signor Marini.

Ein Laird aus Schottland mit sieben Gebirgern seinem Clac, alle zu Fuß.

Der Laird hieß Mac Cumnor.

Ein Oesterreicher aus Wien, ohne Titel und Wap- der in einem Wagen ankam; er hatte viel vom ter und wenig vom Soldaten.

Man nannte ihn Rath.

Endlich eine vlämische Dame mit einem Lackei, einer merfrau und einem Gesellschaftsfräulein. Vorneh- Wesen, große Pferde.

Man nannte sie die vlämische Dame.

Alle diese Reisenden kamen, wie gesagt, an einem an, und dennoch verursachte ihre Ankunft keine egenheit im Hause, keine Versperrung auf der ße, da ihre Wohnungen zum Voraus auf das angen ihrer Couriere oder ihrer Geheimschreiber, e am Tag zuvor oder am Morgen eintrafen, be- et worden waren.

Malicorne, der einen Tag vor ihnen ankam, und einem magern, mit einem dünnen Mantelsack be- en Pferd reiste, kündigte sich im Gasthof zum nen Pfauen als den Freund eines vornehmen n an, der die Feste zu sehen wünsche, und eben- bald eintreffen müsse.

Der Wirth lächelte bei diesen Worten, als kennte anz genau entweder Malicorne, oder den vorneh- Herrn, seinen Freund, und sagte zu ihm:

„Wählet, mein Herr, die Wohnung, die Euch genehm ist, da ihr zuerst ankommt."

Und das mit der bei Wirthen so bezeichnenden Unterwürfigkeit, welche besagen will: Seid unbesorgt, mein Herr, man weiß, mit wem man es zu thun hat, und wird Euch demgemäß behandeln.

Diese Worte und die Geberde, von der sie begleitet waren, kamen Malicorne freundlich, aber durchaus nicht klar vor. Da er aber nicht viel ausgeben wollte, und ein kleines Zimmer verlangend gerade wegen seiner geringen Bedeutung zurückgewiesen worden wäre, so beeilte er sich, die Worte des Gastgebers im Fluge aufzufassen und ihn mit seiner eigenen Feinheit zu bethören.

Lächelnd wie ein Mensch, für den man durchaus nur thut, was man thun soll, erwiederte er:

„Mein lieber Wirth, ich werde die beste und heiterste Wohnung nehmen."

„Mit Stallungen?"

„Mit Stallungen."

„Für welchen Tag?"

„Für sogleich, wenn es möglich ist."

„Vortrefflich."

„Nur," fügte Malicorne rasch bei, „nur werde ich die große Wohnung nicht sogleich einnehmen."

„Gut!" sagte der Wirth, mit einer Miene des Einverständnisses.

„Gewisse Gründe, die Ihr später begreifen werdet, nöthigen mich, für meine Rechnung nur dieses kleine Zimmer zu wählen."

„Ja, ja, ja."

„Mein Freund, wenn er ankommt, wird die große Wohnung nehmen, und natürlich, da die große Wohnung für ihn, wird er die Sache sogleich in Ordnung bringen."

„Sehr gut, sehr gut, es war so verabredet," versetzte der Wirth.

„Es war so verabredet?“

„Wort für Wort.“

„Das ist seltsam,“ murmelte Malicorne. „Ihr
ersteht also?“

„Ja.“

„Weiter braucht es nicht. Nun, da Ihr versteht …
enn Ihr versteht wohl, nicht wahr?“

„Vollkommen.“

„So werdet Ihr mich in mein Zimmer führen.“

Der Wirth zum Schönen Pfauen ging, Malicorne,
eine Mütze in der Hand, voran.

Malicorne quartirte sich in seinem Zimmer ein
nd wohnte darin ganz erstaunt, als er den Wirth, so
ft er hinauf oder hinabstieg, ihm mit den Augen auf
ine Art zublinzeln sah, welche das beste Einverständ-
iß zwischen zwei Correspondenten bezeichnet.

„Dahinter steckt ein Mißverständniß,“ sagte Mali-
orne zu sich selbst, „doch mittlerweile, bis es sich auf-
lärt, will ich Nutzen daraus ziehen, und das ist das
Beste, was ich thun kann.“

Und von seinem Zimmer aus warf er sich wie ein
agdhund auf die Fährte der Neuigkeiten und Sehens-
ürdigkeiten des Hofes, wobei er sich hier rösten und
ort ertränken ließ, wie er zu Montalais sagte.

Beim Anblick von allen diesen Menschen, von allen
iesen Equipagen, von all diesem Gepränge dachte Mali-
orne, indem er sich die Hände rieb, einen Tag ver-
ehlend, würde er kein Nest gefunden haben, um bei
er Heimkehr von seinen Forschungen auszuruhen.

Nachdem sich alle Fremde festgesetzt hatten, trat
er Wirth in sein Zimmer und sagte mit seiner gewöhn-
ichen Freundlichkeit:

„Mein lieber Herr, Ihr habt noch die große Woh-
ung im dritten Flügel, Ihr wißt das.“

„Allerdings weiß ich es.“

„Und es ist ein wahres Geschenk, was ich Euch
amit mache.“

„Wählet, mein Herr, die Wohnung, die Euch genehm ist, da ihr zuerst ankommt.“

Und das mit der bei Wirthen so bezeichnenden Unterwürfigkeit, welche besagen will: Seid unbesorgt, mein Herr, man weiß, mit wem man es zu thun hat, und wird Euch demgemäß behandeln.

Diese Worte und die Geberde, von der sie begleitet waren, kamen Malicorne freundlich, aber durchaus nicht klar vor. Da er aber nicht viel ausgeben wollte, und ein kleines Zimmer verlangend gerade wegen seiner geringen Bedeutung zurückgewiesen worden wäre, so beeilte er sich, die Worte des Gastgebers im Fluge aufzufassen und ihn mit seiner eigenen Feinheit zu bethören.

Lächelnd wie ein Mensch, für den man durchaus nur thut, was man thun soll, erwiederte er:

„Mein lieber Wirth, ich werde die beste und heiterste Wohnung nehmen.“

„Mit Stallungen?“

„Mit Stallungen.“

„Für welchen Tag?“

„Für sogleich, wenn es möglich ist.“

„Vortrefflich.“

„Nur,“ fügte Malicorne rasch bei, „nur werde ich die große Wohnung nicht sogleich einnehmen.“

„Gut!“ sagte der Wirth, mit einer Miene des Einverständnisses.

„Gewisse Gründe, die Ihr später begreifen werdet, nöthigen mich, für meine Rechnung nur dieses kleine Zimmer zu wählen.“

„Ja, ja, ja.“

„Mein Freund, wenn er ankommt, wird die große Wohnung nehmen, und natürlich, da die große Wohnung für ihn, wird er die Sache sogleich in Ordnung bringen.“

„Sehr gut, sehr gut, es war so verabredet,“ versetzte der Wirth.

„Es war so verabredet?“
„Wort für Wort.“
„Das ist seltsam,“ murmelte Malicorne. „Ihr
rsteht also?“
„Ja.“
„Weiter braucht es nicht. Nun, da Ihr versteht ...
nn Ihr versteht wohl, nicht wahr?“
„Vollkommen.“
„So werdet Ihr mich in mein Zimmer führen.“
Der Wirth zum Schönen Pfauen ging, Malicorne,
ine Mütze in der Hand, voran.
Malicorne quartirte sich in seinem Zimmer ein
nd wohnte darin ganz erstaunt, als er den Wirth, so
ft er hinauf oder hinabstieg, ihm mit den Augen auf
ne Art zublinzeln sah, welche das beste Einverständ-
iß zwischen zwei Correspondenten bezeichnet.
„Dahinter steckt ein Mißverständniß,“ sagte Mali-
rne zu sich selbst, „doch mittlerweile, bis es sich auf-
ärt, will ich Nutzen daraus ziehen, und das ist das
este, was ich thun kann.“
Und von seinem Zimmer aus warf er sich wie ein
agdhund auf die Fährte der Neuigkeiten und Sehens-
ürdigkeiten des Hofes, wobei er sich hier rösten und
rt ertränken ließ, wie er zu Montalais sagte.
Beim Anblick von allen diesen Menschen, von allen
esen Equipagen, von all diesem Gepränge dachte Mali-
rne, indem er sich die Hände rieb, einen Tag ver-
hlend, würde er kein Nest gefunden haben, um bei
er Heimkehr von seinen Forschungen auszuruhen.
Nachdem sich alle Fremde festgesetzt hatten, trat
er Wirth in sein Zimmer und sagte mit seiner gewöhn-
chen Freundlichkeit:
„Mein lieber Herr, Ihr habt noch die große Woh-
ung im dritten Flügel, Ihr wißt das.“
„Allerdings weiß ich es.“
„Und es ist ein wahres Geschenk, was ich Euch
amit mache.“

„Meinen Dank.“
„Und wenn Euer Freund kommt?“
„Nun?“
„Wird er zufrieden sein, wenn er nicht sehr wunderlicher Natur ist.“
„Verzeiht! wollt Ihr mir erlauben, daß ich Euch ein paar Worte über meinen Freund sage.“
„Sprecht immerhin, Ihr seid der Herr.“
„Er sollte kommen, wie Ihr wißt.“
„Und er soll immer noch kommen.“
„Er könnte anderer Ansicht geworden sein.“
„Nein.“
„Seid Ihr dessen sicher?“
„Ich bin meiner Sache gewiß.“
„Falls Ihr einen Zweifel hättet . . .“
„Nun?“
„Ich möchte nicht dafür stehen, daß er kommt.“
„Er hat es Euch aber doch gesagt . . .“
„Wohl hat er es mir gesagt, doch Ihr wißt, der Mensch denkt, Gott lenkt, **verba volant, scripta manent.**“
„Was will das besagen?“
„Die Worte entfliegen, das Geschriebene bleibt; und da er mir nicht geschrieben, da er es mir nur gesagt hat, so bevollmächtige ich Euch, ohne Euch jedoch aufzufordern... Ihr fühlt, das ist eine kitzeliche Sache.“
„Wozu bevollmächtigt Ihr mich?“
„Seine Wohnung zu vermiethen, wenn Ihr einen guten Preis dafür bekommen könnt.“
„Ich?“
„Ja, Ihr.“
„Nein, mein Herr, nie werde ich dergleichen thun. Er hat Euch nicht geschrieben?“
„Nein.“
„Er hat mir geschrieben.“
„Ah!“
„Ja.“

„Und in welchen Ausdrücken? Laßt sehen, ob der Brief mit seinen Worten übereinstimmt.“

„So lautet ungefähr der Text: „„An den Herrn Inhaber des Gasthauses zum Schönen Pfauen.

„„Ihr müßt von der Zusammenkunft unterrichtet sein, zu der sich einige Personen von Bedeutung in Eurem Gasthof beschieden haben. Ich gehöre zu der Gesellschaft, die sich in Fontainebleau versammelt. Behaltet ein kleines Zimmer für einen Freund, der vor oder nach mir ankommen wird . . .““

„Nicht wahr, dieser Freund seid Ihr?“ unterbrach sich der Wirth zum Schönen Pfauen.

Malicorne verbeugte sich bescheiden.

Der Wirth fuhr fort.

„„Und eine große Wohnung für mich. Die große Wohnung geht mich an, doch ich wünsche, daß der Preis des Zimmers mäßig sei, da dasselbe für einen armen Teufel bestimmt ist.““

„Nicht wahr, das seid gleichfalls Ihr?“

„Ja, gewiß,“ antwortete Malicorne.

„So sind wir einverstanden: Euer Freund bezahlt den Preis für seine Wohnung, und Ihr den für die Eurige.“

„Ich will lebendig gerädert werden, wenn ich etwas von dem, was mir begegnet, verstehe!“ sagte Malicorne zu sich selbst.

Dann sprach er laut:

„Und Ihr seid mit dem Namen zufrieden gewesen?“

„Mit welchem Namen?“

„Mit dem, der den Brief schließt.“

„Ich wollte ihn von Euch erfragen.“

„Wie? der Brief war nicht unterzeichnet?“

„Nein,“ antwortete der Wirth, indem er seine Augen ganz geheimnißvoll und neugierig verdrehte.

„Gut,“ sagte Malicorne, die geheimnißvolle Geberde nachahmend, „wenn er nicht genannt ist . . .“

„Nun?“

„Er muß seine Gründe hiefür haben.“

„Allerdings.“

„Und ich, sein Freund, ich, sein Vertrauter, werde sein Incognito nicht verrathen.“

„Das ist richtig,“ sprach der Wirth; „ich dringe auch nicht in Euch.“

„Ich weiß dieses Zartgefühl zu schätzen. Was mich betrifft, so ist mein Zimmer besonders zu berechnen. Wir müssen uns hierüber verständigen.“

„Mein Herr, das ist Alles abgemacht.“

„Ihr wißt, gute Rechnungen machen gute Freunde. Rechnen wir also.“

„Das hat keine Eile.“

„Rechnen wir immerhin. Zimmer, Kost für mich, Platz an der Krippe und Futter für mein Pferd. Wie viel für den Tag?“

„Vier Livres, mein Herr.“

„Das macht also zwölf Livres für die drei abgelaufenen Tage.“

„Zwölf Livres, ja, mein Herr.“

„Hier sind Eure zwölf Livres.“

„Ah! mein Herr, wozu sogleich bezahlen?“

„Weil,“ erwiederte, die Stimme dämpfend, Malicorne, der wieder zum Geheimnißvollen seine Zuflucht nahm, da er sah, daß das Geheimnißvolle günstig wirkte, „weil, wenn man plötzlich abzureisen, sich aus dem Staub zu machen hätte, die Rechnung abgethan wäre.“

„Ihr habt Recht, mein Herr.“

„Ich bin also zu Hause.“

„Ihr seid zu Hause.“

„Wohl dann! . . . Ich wünsche Euch einen guten Tag.“

Der Wirth entfernte sich.

Als Malicorne allein war, machte er sich folgende Schlußkette:

„Nur Herr von Guiche und Manicamp sind im Stande, an meinen Wirth geschrieben zu haben: Herr von Guiche, weil er sich eine Wohnung außerhalb des Hofs für den Fall des Gelingens oder Mißlingens vorbehalten will; Manicamp, weil er mit dieser Commission wird beauftragt worden sein.

„Herr von Guiche oder Manicamp wird also so gedacht haben: die große Wohnung, um auf eine anständige Weise eine dicht verschleierte Dame zu empfangen, mit Vorbehalt für genannte Dame eines doppelten Ausgangs auf eine beinahe öde und nach dem Wald ausmündende Straße.

„Das Zimmer, um zeitweise entweder Manicamp, den Vertrauten von Herrn von Guiche und wachsamen Hüter der Thüre, oder Herrn von Guiche selbst zu beherbergen, der zu größerer Sicherheit zugleich die Rolle des Herrn und die des Vertrauten spielt.

„Aber die Zusammenkunft, welche stattfinden soll, und wirklich im Gasthaus stattfindet.

„Das sind ohne Zweifel Leute, welche dem König vorgestellt werden sollen?

„Doch der arme Teufel, für den mein Zimmer bestimmt ist?

„Eine List, um Guiche oder Manicamp besser zu verbergen.

„Verhält es sich so, wie dies wahrscheinlich, so ist es nur ein halbes Uebel. Zwischen Manicamp und Herrn von Guiche gibt es keinen Streit, und zwischen Manicamp und Malicorne machen sich die Dinge mit der Börse ab."

Seitdem er diese Schlußkette gemacht, schlief Malicorne auf beiden Ohren, und er ließ die sieben Fremden die sieben Wohnungen des Gasthofes einnehmen und in allen Richtungen darin umherziehen.

Wenn ihn nichts bei Hofe beunruhigte, wenn er seiner Excursionen und Inquisitionen müde war, müde, auch Billets zu schreiben, welche er an ihre Adresse zu

bringen nie Gelegenheit fand, dann kehrte er in sein Zimmerchen zurück und beschäftigte sich, auf seinen mit Capucinerblumen und Nelken verzierten Balkon gelehnt, mit den fremden Reisenden, für welche Fontainebleau weder Lichter, noch Freuden, noch Feste zu haben schien.

Das dauerte so fort bis zum siebenten Tag, welchen Tag wir des Breiteren sammt seiner Nacht in den vorhergehenden Kapiteln geschildert haben.

In dieser Nacht, gegen ein Uhr Morgens, genoß Malicorne, an seinem Fenster stehend, der Kühle, als Manicamp, die Nase im Wind, mit besorgter, ärgerlicher Miene zu Pferde erschien.

„Gut!" sagte Malicorne, der ihn mit dem ersten Blick erkannte, zu sich selbst, „das ist mein Mann, der seine Wohnung, das heißt mein Zimmer in Anspruch nehmen wird."

Und er rief Manicamp.

Manicamp schaute empor und erkannte Malicorne ebenfalls.

„Ah! bei Gott!" sagte dieser, dessen Gesicht sich sogleich aufheiterte, „seid willkommen, Malicorne. Ich schweife in Fontainebleau umher und suche drei Dinge, die ich nicht finden kann: Guiche, ein Zimmer und einen Stall."

„Was Herrn von Guiche betrifft, so kann ich Euch weder gute, noch schlimme Nachrichten von ihm geben, denn ich habe ihn nicht gesehen; was aber ein Zimmer und einen Stall anbelangt, so ist dies etwas Anderes."

„Ah!"

„Es ist Beides hier bestellt worden."

„Bestellt, und durch wen?"

„Durch Euch, wie mir scheint."

„Durch mich?"

„Habt Ihr denn nicht eine Wohnung bestellt?"

„Durchaus nicht."

In diesem Augenblick erschien der Wirth auf seiner Schwelle.

„Ein Zimmer," stotterte Manicamp.

„Habt Ihr es bestellt, mein Herr?"

„Nein."

„Dann gibt es kein Zimmer."

„Wenn dem so ist, so habe ich ein Zimmer bestellt."

„Ein Zimmer oder eine Wohnung?"

„Alles, was Ihr wollt."

„Durch einen Brief?" fragte der Wirth.

Malicorne machte Manicamp mit dem Kopf ein bejahendes Zeichen.

„Ei! gewiß durch einen Brief," erwiederte Manicamp. „Habt Ihr nicht einen Brief von mir erhalten?"

„Von welchem Tag datirt?" fragte der Wirth, bei dem das Zögern von Manicamp Verdacht erregte.

Manicamp kratzte sich hinter dem Ohr und schaute nach dem Fenster von Malicorne; Malicorne hatte aber sein Fenster verlassen und stieg die Treppe herab, um seinem Freunde zu Hülfe zu kommen.

Gerade in diesem Augenblick erschien ein Reisender, in einen spanischen Mantel gehüllt, im Vorhof, so, daß er das Gespräch hören konnte.

„Ich frage Euch, unter welchem Datum Ihr mir den Brief geschrieben habet, um eine Wohnung bei mir zu bestellen?" wiederholte der Wirth.

„Unter dem Datum des letzten Mittwoch," sagte mit sanftem, höflichem Ton der geheimnißvolle Fremde, indem er den Wirth an der Schulter berührte.

Manicamp wich zurück, und Malicorne, der auf der Schwelle erschien, kratzte sich ebenfalls hinter dem Ohr.

Der Wirth begrüßte den Ankömmling wie ein Mensch, der seinen wahren Reisenden erkennt.

„Mein Herr," sprach er höflich, „Eure Wohnung, wie Eure Stallungen sind für Euch bereit. Nur . . ."

Er schaute umher und fragte dann:

„Eure Pferde?“

„Meine Pferde werden kommen oder nicht kommen. Nicht wahr, das geht Euch wenig an, wenn ich Euch nur bezahle, was bestellt worden ist.“

Der Wirth verbeugte sich noch tiefer.

„Ihr habt überdies das kleine Zimmer, das ich von Euch verlangt, für mich aufbewahrt?“

„Oh! weh!“ machte Malicorne, der sich zu verbergen suchte.

„Mein Herr, Euer Freund hat es seit acht Tagen inne,“ erwiederte der Wirth. Und dabei deutete er auf Malicorne, der sich so klein als möglich machte.

Der Reisende zog seinen Mantel bis an seine Nase herauf, warf einen raschen Blick auf Malicorne und entgegnete:

„Dieser Herr ist nicht mein Freund.“

Der Wirth machte einen Sprung.

„Ich kenne den Herrn nicht,“ fuhr der Fremde fort.

„Wie!“ rief der Wirth, indem er sich an Malicorne wandte, „wie! Ihr seid nicht der Freund dieses Herrn!“

„Was ist Euch daran gelegen, wenn man Euch nur bezahlt?“ sprach Malicorne, majestätisch den Fremden parodirend.

„Es ist mir sehr viel daran gelegen,“ antwortete der Wirth, der zu bemerken anfing, es habe eine Unterschiebung der Person stattgefunden, „es ist mir so viel daran gelegen, daß ich Euch bitte, mein Herr, das zum Voraus und zwar von einem Andern als Euch bestellten Zimmer zu räumen.“

„Aber dieser Herr braucht nicht zugleich ein Zimmer im ersten Stock und eine Wohnung im zweiten,“ entgegnete Malicorne. „Nimmt der Herr das Zimmer, so nehme ich die Wohnung; wählt der Herr die Wohnung, so behalte ich das Zimmer.“

„Ich bin in Verzweiflung,“ sagte der Reisende

iit seiner sanften Stimme, „aber ich brauche zugleich
as Zimmer und die Wohnung."

„Für wen denn?"

„Die Wohnung für mich."

„Gut, doch das Zimmer?"

„Schaut," sagte der Reisende.

Und er streckte die Hand nach einem Häuflein
Renschen aus, das herbeikam.

Malicorne folgte mit dem Blick der angegebenen
Richtung und sah auf einer Tragbahre den Franciscaner,
essen Einquartierung in sein Zimmer er Montalais mit
inigen von ihm beigefügten Umständen erzählt hatte.

Das Resultat der Ankunft des unbekannten Reisen-
en und des Franciscaners war die Austreibung von
Ralicorne, der ohne alle Rücksicht außerhalb des Gast-
ofs zum schönen Pfauen vom Wirth und den Bauern,
ie dem Franciscaner als Träger dienten, zurückgehal-
en wurde.

Man hat den Leser mit den Folgen dieser Austrei-
ung, mit dem Gespräch von Manicamp mit Monta-
ais, welche Manicamp geschickter als Malicorne auf-
ufinden gewußt hatte, um von ihr Kunde über Guiche
u erhalten, ferner mit der Unterredung von Montalais
nd Malicorne, und endlich mit dem doppelten Ein-
uartirungsbillet bekannt gemacht, das der Graf von
Saint-Aignan Manicamp und Malicorne lieferte.

Es bleibt uns noch übrig, unsern Lesern mitzu-
heilen, wer der Reisende mit dem Mantel, der ursprüng-
iche Miethsmann der doppelten Wohnung, von der
Ralicorne einen Theil inne gehabt, und der eben so
eheimnißvolle Franciscaner waren, dessen Ankunft in
Verbindung mit der des Reisenden im Mantel zum Un-
lück die Combinationen der zwei Freunde störte.

IX.

Ein Jesuit vom eilften Jahr.

Und um den Leser nicht schmachten zu lassen, beeilen wir uns, die erste Frage zu beantworten.

Der Reisende, der den Mantel bis zur Nase heraufgezogen hatte, war Aramis, der, nachdem er Fouquet verlassen und aus einem Mantelsack eine vollständige Cavalierskleidung genommen, aus dem Schlosse weggegangen war und sich nach dem Gasthof zum Schönen Pfauen begeben hatte, wo er, wie es der Wirth gesagt, durch einen Brief vor sieben Tagen eine Wohnung und ein Zimmer bestellt.

Sobald Malicorne und Manicamp vertrieben waren, näherte sich Aramis dem Franciscaner und fragte ihn, ob er die Wohnung oder das Zimmer vorziehe.

Der Franziscaner erkundigte sich, wo die eine und das andere liege.

Man antwortete ihm, das Zimmer liege im ersten, die Wohnung im zweiten Stock.

„Also das Zimmer," sagte er.

Aramis drang nicht weiter in ihn und sprach mit völliger Unterwürfigkeit zum Wirth:

„Das Zimmer."

Dann verbeugte er sich ehrfurchtsvoll und ging in die Wohnung.

Der Franciscaner wurde sogleich in das Zimmer gebracht.

Mußte sie nicht Erstaunen erregen, diese Ehrfurcht eines Prälaten vor einem einfachen Mönch, und zwar vor einem Mönch von einem Bettlerorden, dem man so, ohne daß er es nur verlangte, ein Zimmer gab, um das sich so viele Reisende bewarben.

Wie war sodann die unerwartete Ankunft von ramis im Gasthaus zum Schönen Pfauen zu erklären, on ihm, der, da er mit Fouquet ins Schloß gekommen, auch mit diesem im Schloß wohnen konnte?

Der Franciscaner ließ sich die Treppe hinauftragen, ohne eine Klage von sich zu geben, obgleich man ah, daß sein Leiden groß war, und daß bei jedem Anstoßen der Tragbahre an die Wand oder an das Treppengeländer, er durch seinen ganzen Körper eine furchtbare Erschütterung erlitt.

Als er endlich das Zimmer erreicht hatte, sagte er zu den Trägern:

„Helft mir in diesen Lehnstuhl."

Die Träger stellten die Tragbahre auf den Boden, oben den Kranken so sanft, als es ihnen möglich war, uf, und legten ihn in den von ihm bezeichneten Lehnstuhl, der oben am Bett stand.

„Nun laßt mir den Wirth heraufkommen," fügte r mit einer großen Milde der Worte und der Geerde bei.

Sie gehorchten.

Fünf Minuten nachher erschien der Wirth zum Schönen Pfauen auf der Thürschwelle.

„Mein Freund," sagte der Franciscaner, „ich bitte, ntlaßt diese braven Menschen, es sind Lehensleute der Grafschaft Melun. Sie haben mich ohnmächtig vor Hitze auf der Landstraße gefunden und waren so gut, mich, ohne zu fragen, ob ihre Mühe bezahlt würde, hierher zu tragen. Aber ich weiß, was die Armen die Gastfreundschaft kostet, die sie einem Kranken gewähren, und ich habe das Wirthshaus vorgezogen, wo ich überdieß erwartet wurde."

Der Wirth schaute den Franciscaner ganz erstaunt an.

Der Franciscaner machte mit seinem Daumen auf eine besondere Art das Zeichen des Kreuzes über seiner Brust.

Der Wirth erwiederte dieß dadurch, daß er dasselbe Zeichen auf seiner linken Schulter machte.

„Ja, es ist wahr," sagte er, „man erwartet Euch, mein Vater; doch wir hofften, Ihr würdet in einem besseren Zustand ankommen."

Und als die Bauern voll Verwunderung den so stolzen Wirth anschauten, der plötzlich in Gegenwart eines armen Mönches so ehrerbietig geworden, zog der Franciscaner aus seiner langen Tasche ein paar Goldstücke und zeigte sie ihnen.

„Hier," sagte er, „hier ist etwas für die Pflege, die man mir wird angedeihen lassen. Beruhigt Euch also und seid ohne Furcht, weil ich hier bleibe. Meine Gesellschaft, für die ich reise, will nicht, daß ich bettle; nun, da die Mühe, die Ihr Euch mit mir gegeben, auch eine Belohnung verdient, empfangt diese zwei Louis d'or und entfernt Euch im Frieden."

Die Bauern wollten nicht annehmen; der Wirth nahm die zwei Louis d'or aus der Hand des Mönches und legte sie in die eines Bauern.

Seine vier Träger entfernten sich, indem sie die Augen weiter als je aufrissen.

Nachdem die Thüre wieder geschlossen war und während der Wirth ehrfurchtsvoll an dieser Thüre stehen blieb, sammelte sich der Franciscaner einen Augenblick.

Dann fuhr er über seine gelbe, vom Fieber trockenen Stirne hin, und rieb sich mit seinen gekrümmten Fingern zitternd die gräulichen Locken seines Bartes.

Die große, durch die Krankheit und die Aufregung ausgehöhlten Augen schienen im unbestimmten Raume einen schmerzlichen, unbeugsamen Gedanken zu verfolgen.

„Was für Aerzte habt Ihr in Fontainebleau?" fragte er endlich.

„Wir haben drei, mein Vater."

„Wie heißen sie?"

„Einmal Liguet."

„Sodann."

„Ein Carmeliter-Bruder, genannt Bruder Hubert."

„Ferner?"

„Ferner ein Weltlicher, Namens Grisart."

„Ah! Grisart," murmelte der Mönch. „Ruft mir eschwinde Herrn Grisart."

Der Wirth machte eine Bewegung eifrigen Ge-orsams.

„Oh! sagt, was für Priester sind hier in der Nähe?"

„Was für Priester?"

„Ja, von welchem Orden?"

„Es gibt Jesuiten, Augustiner und Franciscaner; ber, mein Vater, die Jesuiten sind am nächsten von ier. Ich werde also einen Beichtiger von den Jesuiten ufen, nicht wahr?"

„Ja, geht."

Der Wirth ging ab.

Man erräth, daß an den zwischen ihnen ausge-auschten Grüßen der Wirth und der Kranke sich als Affiliirte der furchtbaren Gesellschaft Jesu erkannt haben.

Sobald der Franciscaner allein war, zog er aus einer Tasche ein Bündel Papiere, von denen er einige nit ängstlicher Aufmerksamkeit durchging. Die Gewalt es Uebels besiegte indessen seinen Muth; seine Augen erdrehten sich, ein kalter Schweiß floß von seiner Stirne, und er sank, beinahe ohnmächtig, den Kopf urück, die Arme von beiden Seiten des Lehnstuhles erabhängend, zusammen.

Er war seit fünf Minuten ohne alle Bewegung, ls der Wirth in Begleitung des Arztes erschien, dem r kaum Zeit gelassen, sich anzukleiden.

Das Geräusch ihres Eintritts, der Luftstrom, den as Oeffnen der Thüre verursachte, erweckten wieder ie Sinne des Kranken. Er ergriff heftig seine zer-reuten Papiere und seine lange fleischlose Hand ver-arg sie unter den Polstern des Lehnstuhls.

Der Wirth ging wieder hinaus und ließ den Kranken und den Arzt beisammen.

„Nun," sprach der Franciscaner zum Doktor, „tretet näher, Herr Grisart, denn es ist keine Zeit zu verlieren; fühlt, untersucht, urtheilt und laßt Euren Spruch hören."

„Euer Wirth versichert mich, ich habe die Ehre, einen Affiliirten zu behandeln;" erwiederte der Arzt.

„Einen Affiliirten, ja," antwortete der Franciscaner. „Sagt mir doch die Wahrheit; ich fühle mich sehr unwohl; mir scheint, ich werde sterben."

Der Arzt nahm die Hand des Mönches und befühlte ihm den Puls.

„Ha! ha!" sagte er, „ein gefährliches Fieber."

„Was nennt Ihr ein gefährliches Fieber?" fragte der Mönch mit einem gebieterischen Blick.

„Einem Affiliirten des ersten oder des zweiten Jahres würde ich sagen, heilbares Fieber," antwortete der Arzt, indem er den Franziscaner mit den Augen befragte.

„Aber wie?" sagte der Franziscaner.

Der Arzt zögerte.

„Schaut mein graues Haar und meine gedankenschwere Stirne an," fuhr er fort, „schaut die Runzeln an, nach denen ich meine Prüfungen zähle, ich bin ein Jesuit vom elften Jahr, Herr Grisart."

Der Arzt bebte.

Ein Jesuit vom eilften Jahr war wirklich einer von den in alle Geheimnisse des Ordens eingeweihten Männern, einer von den Männern, für welche die Wissenschaft keine Geheimnisse, die Gesellschaft kein Schwanken, der zeitliche Gehorsam keine Bande mehr hat.

„Ich befinde mich also vor einem Meister?" sprach Grisart, ehrfurchtsvoll sich verbeugend.

„Ja, handelt dem gemäß."

„Und Ihr wollt wissen . . ."

„Meine wahre Lage."

„Nun wohl, es ist eine Hirnentzündung, die den höchsten Grad der Intensität erreicht hat."

„Nicht wahr, es ist also keine Hoffnung mehr?“ fragte der Franciscaner mit kurzem Ton.

„Ich sage das nicht,“ antwortete der Doktor; doch in Betracht der Störung des Gehirns, des kurzen Athems, der Hastigkeit des Pulses, und der Gluth des furchtbaren Fiebers, das Euch verzehrt . . .“

„Und das mich dreimal seit diesem Morgen niedergeworfen hat.“

„Ich nenne es auch furchtbar. Warum seid Ihr aber nicht auf dem Wege zurückgeblieben.“

„Ich wurde hier erwartet und mußte ankommen.“

„Und solltet Ihr sterben.“

„Und sollte ich sterben.“

„Wohl! in Betracht aller dieser Symptome, sage ich, daß die Lage beinahe eine verzweifelte ist.“

Der Franciscaner lächelte auf eine seltsame Weise.

„Was Ihr mir da sagt, ist vielleicht genug für das, was man einem Affiliirten schuldig ist, selbst einem vom elften Jahr; für das aber, was man mir schuldig ist, Herr Grisart, ist es zu wenig, und ich habe das Recht, mehr zu verlangen. Seid noch wahrer, seid offenherzig, als handelte es sich darum, zu Gott zu sprechen. Ueberdieß habe ich schon einen Beichtiger rufen lassen.“

„Oh! ich hoffe, doch . . .“ stammelte der Arzt.

„Antwortet,“ sprach der Kranke, indem er ihm mit einer Geberde voll Würde einen goldenen Ring zeigte, dessen Kasten nach innen gedreht gewesen und auf dem das repräsentative Zeichen der Gesellschaft Jesu eingravirt war.

Grisart stieß einen Schrei aus.

„Der General!“ rief er.

„Stille!“ sprach der Franciscaner, „Ihr begreift, daß es Eure Aufgabe ist, wahr zu sein.“

„Hoher Herr, ruft den Beichtiger,“ murmelte Grisart, „denn in zwei Stunden, bei der ersten Verdop-

pelung, wird Euch das Delirium erfassen, und Ihr geht zur Krise über."

„Gut," sagte der Kranke, dessen Stirne sich einen Augenblick faltete, „ich habe also zwei Stunden."

„Ja, besonders wenn Ihr den Trank zu Euch nehmt, den ich Euch schicken will."

„Und er wird mir zwei Stunden geben?"

„Zwei Stunden."

„Ich werde ihn nehmen, und wäre es Gift, denn diese zwei Stunden sind nothwendig nicht allein für mich, sondern für den Ruhm des Ordens."

„Oh! welcher Verlust!" sagte der Arzt, „welch eine Katastrophe für uns!"

„Es ist der Verlust eines Menschen, nicht mehr," erwiederte der Franciscaner, „und Gott wird dafür sorgen, daß der arme Mönch, der Euch verläßt, einen würdigen Nachfolger findet. Gott befohlen, Herr Grisart: es ist schon eine Vergünstigung des Herrn, daß ich Euch gefunden. Ein Arzt, der nicht bei unserer heiligen Congregation affiliirt gewesen wäre, hätte mich auch über meinen Zustand in Unwissenheit gelassen, und auf fernere Tage des Daseins hoffend, hätte ich nicht die nothwendigen Maßregeln nehmen können. Ihr seid ein Gelehrter, Herr Grisart, das macht uns allen Ehre; es wäre mir widrig gewesen, einen von den Unserigen in seiner Kunst mittelmäßig zu sehen. Lebet wohl, Meister Grisart und schicket mir bald Euren herzstärkenden Trank."

„Segnet mich wenigstens, hoher Herr."

„Mit dem Geist, ja ... geht ... mit dem Geist, sage ich Euch. Animo, Meister Grisart, viribus impossibile."

Und er sank abermals, beinahe ohnmächtig, in seinen Stuhl zurück.

Meister Grisart schwankte, ob er ihm eine augenblickliche Hülfe leisten, oder weglaufen sollte, um ihm

den versprochenen Trank zu bereiten. Ohne Zweifel entschied er sich für den Trank, denn er eilte aus dem Zimmer und verschwand auf der Treppe.

X.

Das Staatsgeheimniß.

Einige Augenblicke nach dem Abgang des Doktor Grisart kam der Beichtiger.

Kaum hatte er die Thürschwelle überschritten, als der Franciscaner seinen tiefen Blick auf ihn heftete.

Dann schüttelte er sein bleiches Haupt und murmelte:

„Das ist ein armseliger Geist, und ich hoffe, Gott wird mir verzeihen, wenn ich ohne den Beistand dieser lebendigen Schwachheit sterbe."

Der Beichtiger schaute seinerseits mit Erstaunen, beinahe mit Angst den Sterbenden an. Nie hatte er so glühende Augen in der Stunde, wo sie sich schließen, so furchtbaren Blick in der Stunde, wo sie verlöschen sollten, gesehen.

Der Franciscaner machte mit der Hand ein rasches, gebieterisches Zeichen und sprach:

„Setzt Euch hierher, mein Vater, und höret mich an."

Der Jesuit-Beichtiger, ein guter Priester, ein unschuldiger Eingeweihter, der von den Geheimnissen des Ordens nichts gesehen hatte, als gerade die Einweihung, gehorchte der höheren Würde des Bußfertigen.

„Es sind in diesem Gasthause mehrere Personen," fuhr der Franciscaner fort.

„Aber ich glaubte einer Beichte wegen gekommen zu sein," entgegnete der Jesuit. „Ist es eine Beichte, was Ihr mir da macht?"

„Warum diese Frage?"

„Um zu wissen, ob ich Eure Worte geheim halten soll?"

„Meine Worte sind Ausdrücke der Beichte; ich vertraue sie Eurer Pflicht als Beichtiger."

„Sehr gut," sagte der Priester, indem er sich in den Lehnstuhl setzte, den der Franciscaner mit großer Mühe verlassen hatte, um sich auf dem Bett auszustrecken.

Der Franciscaner fuhr fort:

„Es befinden sich, wie ich Euch sagte, mehrere Personen in diesem Gasthaus."

„Ich habe davon gehört."

„Diese Personen sind acht der Zahl nach."

Der Jesuit machte ein Zeichen, daß er verstehe.

„Die erste, mit der ich sprechen will, ist ein Deutscher aus Wien und heißt Baron von Wostpur. Ihr werdet mir das Vergnügen machen, ihn aufzusuchen und ihm zu sagen, derjenige, welchen er erwartet, sei angekommen."

Der Beichtiger schaute den Franciscaner ganz erstaunt an; die Beichte kam ihm sonderbar vor.

„Gehorcht," sprach der Franciscaner mit dem unwiderstehlichen Ton des Befehls.

Völlig unterjocht, stand der gute Jesuit auf und verließ das Zimmer.

Sobald der Jesuit weggegangen war, nahm der Franziskaner die Papiere wieder, die eine Fieberkrise ihn schon einmal wegzulegen genöthigt hatte.

„Der Baron von Wostpur! Gut!" sagte er: „ehrgeizig, einfältig, beschränkt."

Er faltete die Papiere wieder zusammen und legte sie unter sein Kopfkissen.

Rasche Schritte wurden am Ende der Hausflur hörbar.

Der Beichtiger kehrte zurück, gefolgt vom Baron von Wostpur, welcher den Kopf so hoch einherschritt, als handelte es sich darum, die Stubendecke mit seiner Hutfeder zu durchbohren.

Beim Anblick des Franciscaners mit dem düsteren Blick und dieser Einfachheit des Zimmers fragte der Deutsche auch:

„Wer ruft mich?“

„Ich,“ antwortete der Franciscaner.

Dann wandte er sich an den Beichtiger und sprach:

„Guter Vater, laßt uns einen Augenblick allein; wenn dieser Herr weggeht, kommt zurück.“

Der Jesuit entfernte sich und benützte ohne Zweifel diese momentane Verbannung aus dem Zimmer seines Sterbenden, um von dem Wirth einige Aufklärung über diesen seltsamen Beichtenden zu verlangen, der seinen Beichtiger behandelt, wie man seinen Kammerdiener behandelt.

Der Baron näherte sich dem Bett und wollte sprechen, aber der Franciscaner hieß ihn mit einem Zeichen der Hand schweigen.

„Die Augenblicke sind kostbar,“ sagte hastig der Mönch. „Nicht wahr, Ihr seid zu Bewerbung hierher gekommen?“

„Ja, mein Vater.“

„Ihr hofft, zum General gewählt zu werden?“

„Ich hoffe es.“

„Ihr wißt, unter welchen Bedingungen allein man zu diesem hohen Grad gelangen kann, der einen Menschen zum Herrn der Könige und den Fürsten gleich macht?“

„Wer seid Ihr, daß Ihr mich diesem Verhör unterwerft?“ fragte der Baron.

„Ich bin derjenige, welchen Ihr erwartet.“

„Der Generalwähler?“

„Ich bin der Erwählte.“

„Ihr seid . . .“

„Der Franciscaner ließ ihm nicht Zeit, zu vollenden; er streckte seine abgemagerte Hand aus; an dieser Hand glänzte der Ring des Generalats.

Der Baron wich vor Erstaunen zurück; dann aber verbeugte er sich bald mit tiefer Ehrfurcht.

„Wie!“ rief er, „Ihr hier, hoher Herr, Ihr in dieser dürftigen Stube, Ihr auf diesem elenden Bett, Ihr sucht und wählt den zukünftigen General, das heißt Euern Nachfolger?“

„Kümmert Euch nicht um das, mein Herr, erfüllt geschwinde die Hauptbedingung, die Bedingung, dem Orden ein Geheimniß von solcher Wichtigkeit zu liefern, daß einer der größten Höfe Europas durch Eure Vermittelung dem Orden auf immer lehenbar wird. Nun! habt Ihr dieses Geheimniß, wie Ihr es in Eurem an den großen Rath gerichteten Gesuch zu haben versprochen?“

„Hoher Herr . . .“

„Gehen wir der Ordnung nach zu Werke. Ihr seid wohl der Baron von Wostpur?“

„Ja, hoher Herr.“

„Dieser Brief ist von Euch.“

Der Jesuitengeneral zog ein Papier aus seinem Bündel und reichte es dem Baron.

Der Baron warf einen Blick darauf und antwortete mit einem bejahenden Zeichen:

„Ja, hoher Herr, dieser Brief ist von mir.“

„Und Ihr könnt mir die von dem Geheimschreiber des großen Raths gegebene Antwort zeigen.“

„Hier ist sie, hoher Herr.“

Der Baron reichte dem Franziskaner einen Brief mit der einfachen Adresse:

„An Seine Excellenz, den Baron von Wostpur.“

Und nur folgenden Satz enthaltend:

„Vom 15. bis zum 22. Mai in Fontainebleau im Gasthaus zum schönen Pfauen.“

A. M. D. G. *)

„Gut,“ sagte der Franziskaner, „das ist in Ordnung ... sprecht nun.“

„Ich habe ein Armeecorps von fünfzig tausend Mann; alle Offiziere sind gewonnen. Ich lagere an der Donau und kann in vier Tagen den Kaiser, der, wie Ihr wißt, den Fortschritten unseres Ordens entgegen ist, vom Throne stürzen und denjenigen von den Prinzen seiner Familie an seine Stelle setzen, welchen der Orden immer bezeichnen wird.“

Der Franciscaner hörte, ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben.

„Das ist Alles?“ fragte er.

„Es liegt eine europäische Revolution in meinem Plan,“ sagte der Baron.

„Es ist gut, Herr von Wostpur, Ihr werdet die Antwort erhalten; kehrt in Eure Wohnung zurück und seid in einer Viertelstunde abgereist.“

Der Baron entfernte sich rückwärts gehend und so unterwürfig, als ob er von dem Kaiser Abschied genommen, den er verrathen wollte.

„Das ist kein Geheimniß,“ murmelte der Franciscaner, „das ist ein Komplott.“

„Ueberdieß,“ fügte er, nachdem er einen Augenblick nachgedacht, bei, „überdieß hängt die Zukunft Europas heute nicht mehr von dem Hause Oesterreich ab.“

Und mit einem Rothstift, den er in der Hand hielt, strich er den Namen des Baron von Wostpur von der Liste.

„Nun zum Cardinal,“ sagte er, „von Seiten Spaniens müssen wir etwas Wichtigeres bekommen.“

Hierauf schlug er die Augen auf und erblickte den Beichtiger, der, botmäßig wie ein Schüler, auf seine Befehle wartete.

---

*) Ad majorem Dei gloriam.

„Ah! ah!“ sagte er, als er diese Botmäßigkeit wahrnahm, „Ihr habt mit dem Wirth gesprochen.“

„Ja, hoher Herr, und mit dem Arzt.“

„Mit Grisart?“

„Ja.“

„Er ist also hier.“

„Er wartet mit dem versprochenen Trank.“

„Gut! wenn ich seiner bedarf, werde ich ihn rufen; nicht wahr, Ihr begreift nun, wie wichtig meine Beichte ist?“

„Ja, hoher Herr.“

„So holt mir den spanischen Cardinal Herebia. Beeilt Euch; nun werdet Ihr dießmal, da Ihr wißt, um was es sich handelt, bei mir bleiben, denn ich fühle Schwächen.“

„Soll ich den Arzt rufen?“

„Noch nicht, noch nicht . . . nur den spanischen Cardinal . . . geht.“

Fünf Minuten nachher trat der Cardinal, bleich und unruhig, in das kleine Zimmer ein.

„Ich erfahre, hoher Herr . . .“ stammelte er.

„Zur Sache,“ sprach der Franciscaner mit einer matten Stimme.

Und er zeigte dem Cardinal einen Brief, den dieser an den großen Rath geschrieben.

„Ist das Eure Schrift?“ fragte er.

„Ja, aber . . .“

„Und Eure Berufung.“

Der Cardinal zögerte zu antworten. Sein Purpur empörte sich gegen den ungeschlachten Ton des armen Franciscaners.

Der Sterbende streckte seine Hand aus und zeigte den Ring.

Der Ring brachte seine Wirkung hervor.

„Geschwinde, geschwinde, das Geheimniß!“ sagte der Franciscaner, der sich auf seinen Beichtiger stützte.

„Coram isti?“ fragte der Cardinal unruhig.

„Sprecht Spanisch," erwiederte der Franciscaner, nit der größten Aufmerksamkeit horchend.

„Ihr wißt," sagte der Cardinal, der die Unter-edung in castilianischer Sprache fortsetzte: „Ihr wißt, aß die Bedingung der Heirath der Infantin mit dem König von Frankreich eine völlige Verzichtleistung auf ie Rechte der genannten Infantin ist, wie auch vom König Ludwig auf jede Apanage der Krone Spanien."

Der Franciscaner machte ein bejahendes Zeichen.

„Hieraus geht hervor," fuhr der Cardinal fort, aß der Frieden und die Allianz zwischen den zwei Kö-igreichen von der Beobachtung dieser Klausel des Ver-rags abhängen."

Dasselbe Zeichen des Franciscaners.

„Nicht nur Spanien und Frankreich, sondern auch anz Europa würden durch die Treulosigkeit von einer er Parteien erschüttert," sagte der Cardinal.

Neue Kopfbewegung des Kranken.

„Daraus folgt," sprach der Redner, „daß derjenige, elcher die Ereignisse vorhersehen und als gewiß das eben könnte, was immer nur eine Wolke im Geist des Menschen ist, nämlich die Idee des zukünftigen Guten der Bösen, die Welt vor einer ungeheuern Katastrophe ewahren oder zum Nutzen des Ordens das im Gehirn esjenigen, welcher es vorbereitet, errathene Geheimniß enden würde."

„Pronto! pronto!" murmelte der Franciscaner, der rbleichte und sich auf den Beichtiger neigte.

Der Cardinal näherte sich dem Ohr des Francis-aners und sprach:

„Nun denn, hoher Herr, ich weiß, daß der König on Frankreich beschlossen hat, daß beim ersten Vor-and, einem Tod, zum Beispiel, sei es der des Königs on Spanien, sei es der eines Bruders der Infantin, Frankreich, mit den Waffen in der Hand, die Erbschaft n Anspruch nehmen soll und ich habe völlig vorbereitet

den für diese Gelegenheit von Ludwig XIV. festgestellten Plan."

„Der Plan?" fragte der Franciscaner.

„Hier ist er."

„Von welcher Hand ist er geschrieben?"

„Von der meinigen."

„Habt Ihr mir nichts mehr zu sagen?"

„Ich glaube viel gesagt zu haben, hoher Herr," antwortete der Cardinal.

„Es ist wahr, Ihr habt dem Orden einen großen Dienst geleistet. Doch wie habt Ihr Euch die Einzelnheiten verschafft, mit deren Hülfe Ihr diesen Plan aufgebaut?"

„Ich habe in meinem Sold niedrige Diener des Königs von Frankreich, und von diesen erhalte ich alle vom Kamin verschonte Papiere, von denen man einen unangenehmen Gebrauch machen könnte."

„Das ist geistreich;" murmelte der Franciscaner indem er zu lächeln suchte; „Herr Cardinal, Ihr werdet in einer Viertelstunde aus diesem Gasthof abreisen die Antwort soll Euch zukommen, geht."

Der Cardinal entfernte sich.

„Ruft mir Grisart, und holt den Venetianer Marini," sagte der Kranke.

Während der Beichtiger gehorchte, machte der Franciscaner, statt den Namen des Cardinals zu durchstreichen, wie er es mit dem des Barons gethan hatte, ein Kreuz neben diesen Namen.

Dann fiel er, erschöpft durch die Anstrengung, auf sein Bett zurück und murmelte den Namen von Grisart.

Als er wieder zu sich kam, hatte er die Hälfte von einem Trank getrunken, dessen Rest in einem Glase blieb, und er wurde vom Arzt unterstützt, während der Venetianer und der Beichtiger an der Thüre standen.

Der Venetianer hatte dieselben Förmlichkeiten durchzumachen, wie seine beiden Mitbewerber; er zögerte wie sie beim Anblick der zwei Fremden und enthüllte

beruhigt durch den Befehl des Cardinals, daß der Papst, erschrocken, über die Macht des Ordens auf eine allgemeine Vertreibung der Jesuiten bedacht sei, und die Höfe Europas bearbeite, um ihre Hülfe zu erlangen. Er bezeichnete die Beihelfer des Papstes, seine Thätigkeitsmittel, und nannte den Ort im Archipel, wohin durch einen Handstreich zwei Cardinäle, Adepten vom elften Jahre und folglich hohe Häupter, mit zweiunddreißig von den Hauptaffiliirten von Rom deportirt werden sollten.

Der Franciscaner dankte dem Signor Marini. Die Anzeige des päpstlichen Planes war kein kleiner Dienst, der Gesellschaft geleistet.

Wonach der Venetianer den Befehl erhielt, in einer Viertelstunde abzureisen. Und er ging strahlend weg, als hätte er schon den Ring, die Insignien des Oberbefehls der Gesellschaft.

Während er sich aber entfernte, murmelte der Franciscaner auf seinem Bett:

„Alle diese Leute sind Spionen oder Sbirren, nicht einer ist General; alle haben ein Complott entdeckt, nicht einer ein Geheimniß. Nicht mit dem Ruin, mit dem Krieg, mit der Gewalt, muß die Gesellschaft Jesu herrschen, sondern mit dem geheimnißvollen Einfluß, den eine moralische Ueberlegenheit verleiht. Nein, der Mann ist nicht gefunden, und zum größten Unglück schlägt mich Gott und ich sterbe. Oh! soll die Gesellschaft mit mir in Ermangelung einer Stütze fallen? soll der Tod, den ich erwarte, mit mir die Zukunft des Ordens verschlingen? Diese Zukunft, welche zehn Jahre meines Lebens verewigt hätte, denn sie öffnet sich strahlend und glänzend, diese Zukunft, mit der Regierung des neuen Königs.“.

Diese Worte halb gedacht, halb ausgesprochen, hörte der gute Jesuit mit Schrecken, wie man die ausschweifenden Reden eines Fieberkranken hört, während Grisart, ein erhabener Geist, sie wie Offenbarungen

einer unbekannten Welt verschlang, zu der sein Blick sich tauchte, ohne daß sie seine Hand erreichen konnte.

Plötzlich erhob sich der Franciscaner und sprach:

„Machen wir ein Ende . . . der Tod erfaßt mich. Oh! vorhin starb ich ruhig . . . ich hoffte . . . nun falle ich in Verzweiflung, wenn nicht in denjenigen, welche noch übrig sind . . . Grisart, Grisart, macht, daß ich noch eine Stunde lebe!"

Grisart näherte sich dem Kranken und ließ ihn einige Tropfen schlucken, nicht von dem Trank, der im Glase war, sondern vom Inhalt eines Fläschchens, das er bei sich trug.

„Ruft den Schotten!" sagte der Franciscaner; „ruft den Kaufmann aus Bremen! Ruft! ruft! Jesus! ich sterbe! Jesus! ich ersticke!"

Der Beichtiger eilte weg, um Hülfe zu holen, als hätte es eine Macht gegeben, welche die Hand des Todes, die sich auf den Sterbenden niederlegte, aufzuheben im Stande gewesen wäre; doch auf der Thürschwelle traf er Aramis, der einen Finger auf den Lippen, wie die Statue von Harpokrates, dem Gott des Schweigens, ihn mit dem Blick bis in den Hintergrund des Zimmers zurückwies.

Der Arzt und der Beichtiger thaten jedoch, nachdem sie sich mit den Augen berathen, einen Schritt, um Aramis zu entfernen. Doch mit zwei Kreuzeszeichen, die er jedes auf eine andere Art machte, fesselte Aramis Beide an ihren Platz.

„Ein Haupt," murmelten Beide.

Aramis schritt langsam in dem Zimmer vor, wo der Sterbende gegen die ersten Angriffe des Todes kämpfte.

Der Franciscaner aber, brachte nun das Elixir seine Wirkung hervor, oder verlieh ihm die Erscheinung von Aramis Kräfte, machte eine Bewegung und richtete sich, das Auge glühend, den Mund halb geöffnet, die Haare feucht vom Schweiß, in seinem Bette auf.

Aramis fühlte, daß die Luft in diesem Zimmer erstickend war; alle Fenster waren geschlossen; Feuer brannte im Kamin; zwei Kerzen von gelbem Wachs verbreiteten sich schmelzend auf messignen Leuchtern und erwärmten noch mehr die Athmosphäre mit ihrem dicken Dunst.

Aramis öffnete das Fenster, heftete auf den Sterbenden einen Blick voll Verstand und Ehrfurcht, und sprach:

„Hoher Herr, ich bitte Euch um Verzeihung, daß ich so komme, ohne daß Ihr mich gerufen habt, doch Euer Zustand erschreckt mich, und ich dachte, Ihr könntet todt sein, ehe Ihr mich gesehen, denn ich komme erst als der Sechste auf Eurer Liste."

Der Sterbende bebte und schaute seine Liste an.

„Ihr seid also derjenige, welchen man früher Aramis und sodann den Chevalier d'Herblay nannte. Ihr seid also der Bischof von Vannes?"

„Ja, hoher Herr."

„Ich kenne Euch, ich habe Euch gesehen."

„Beim letzten Jubiläum haben wir uns beim heiligen Vater zusammengefunden."

„Oh! ja, es ist wahr, ich erinnere mich; und Ihr stellt Euch in die Reihe?"

„Hoher Herr, ich habe sagen hören, es sei für den Orden Bedürfniß, in den Besitz eines großen Staatsgeheimnisses zu gelangen, und da ich weiß, daß Ihr aus Bescheidenheit zum Voraus auf Eure Funktionen zu Gunsten desjenigen verzichtet habt, der dieses Geheimniß bringen würde, so schrieb ich, ich sei bereit zu concurriren, da ich allein ein Geheimniß besitze, das ich für wichtig halte."

„Sprecht," erwiederte der Franciscaner, „ich bin bereit, Euch zuzuhören, und die Wichtigkeit dieses Geheimnisses zu beurtheilen."

„Hoher Herr, ein Geheimniß von dem Werth desjenigen, welches ich Euch anzuvertrauen die Ehre haben

werde, spricht sich nicht mit dem Wort aus. Jeder Gedanke, der einmal über den Rand des Geistes gegangen ist und sich durch irgend eine Kundgebung verbreitet hat, gehört nicht einmal mehr demjenigen, der ihn erzeugt. Das Wort kann von einem aufmerksamen und feindseligen Ohr aufgefaßt werden; man darf es also nicht auf den Zufall ausstreuen, denn sonst heißt das Geheimniß kein Geheimniß mehr."

„Wie gedenkt Ihr mir denn Euer Geheimniß mitzutheilen?" fragte der Franciscaner.

Aramis hieß mit einem Zeichen einer Hand den Arzt und den Beichtiger sich entfernen, und reichte mit der andern dem Franciscaner ein Papier, das ein doppelter Umschlag bedeckte.

„Und die Schrift?" fragte der Franciscaner, „sprecht, ist sie nicht noch gefährlicher, als das Wort?"

„Nein, hoher Herr," antwortete Aramis, „denn Ihr findet in diesem Umschlag Charaktere, die Ihr und ich allein verstehen können."

Der Franciscaner schaute Aramis mit immer mehr wachsendem Erstaunen an.

„Es ist die Chiffre," fuhr Aramis fort, „die Ihr im Jahr 5665 hattet, und die Euer Schreiber allein, Juan Jujan, wenn er wieder auf die Welt käme, zu dechiffriren vermöchte."

„Ihr kanntet also diese Chiffre?"

„Ich hatte sie ihm gegeben."

Und mit einer Grazie voll Ehrfurcht sich verbeugend, schritt Aramis auf die Thüre zu, als ob er hinausgehen wollte.

Doch eine Geberde des Franciscaners, begleitet von einem Ruf, hielt ihn zurück.

„Jesus!" sagte er, „ecce homo!"

Dann, nachdem er das Papier noch einmal gelesen, rief er:

„Kommt, geschwinde, kommt!"

Aramis näherte sich dem Franciscaner mit dem-

selben ruhigen Gesicht und derselben ehrfurchtsvollen Miene.

Der Franciscaner verbrannte mit ausgestrecktem Arm an einer Kerze das Papier, das ihm Aramis zugestellt hatte.

Dann nahm er Aramis bei der Hand, zog ihn zu sich und fragte:

„Wie und durch wen habt Ihr ein solches Geheimniß erfahren können?"

„Durch Frau von Chevreuse, die intime Freundin, die Vertraute der Königin."

„Und Frau von Chevreuse . . ."

„Sie ist todt."

„Und Andere, Andere wußten . . ."

„Nur ein Mann und eine Frau aus dem Volk."

„Wer waren diese?"

„Diejenigen, welche ihn aufgezogen."

„Was ist aus ihnen geworden?"

„Auch todt . . . dieses Geheimniß brennt wie das Feuer."

„Und Ihr seid am Leben geblieben?"

„Kein Mensch weiß, daß ich es kenne . . ."

„Seit wie lange seid Ihr im Besitz dieses Geheimnisses?"

„Seit fünfzehn Jahren."

„Und Ihr habt es bewahrt?"

„Ich wollte leben."

„Und ihr gebt es dem Orden ohne ehrgeiziges Trachten, ohne Gegendienst."

„Ich gebe es dem Orden in ehrgeiziger Absicht, kein Gegendienst," sprach Aramis, „denn wenn Ihr am Leben bleibt, hoher Herr, werdet Ihr nun, da Ihr mich kennt, aus mir machen, was ich sein kann, was ich sein muß."

„Und da ich sterbe," rief der Franciscaner, „so mache ich aus Dir meinen Nachfolger . . . Nimm . . ."

Und er riß den Ring von seiner Hand und steckte ihn an den Finger von Aramis.

Dann wandte er sich an die zwei Zuschauer dieser Scene und sprach:

„Seid Zeugen und bezeugt bei Gelegenheit, daß ich krank am Körper, aber gesund am Geist, frei und freiwillig, diesen Ring, das Zeichen der Allmacht, Monseigneur d'Herblay, Bischof von Vannes übergeben, den ich zu meinem Nachfolger ernenne, und vor dem ich, ein demüthiger Sünder, bereit vor Gott zu erscheinen, mich als der Erste verbeuge, um Allen das Beispiel zu geben."

Und der Franciscaner verbeugte sich wirklich, während der Jesuit und der Arzt auf die Knie fielen.

Aramis, während er bleicher wurde, als der Sterbende selbst, heftete seinen Blick auf alle Mitglieder dieser Scene. Der befriedigte Ehrgeiz floß mit seinem Blut nach seinem Herzen.

„Beeilen wir uns," sagte der Franciscaner; „was ich hier zu thun hatte, drängt mich, verzehrt mich. Ich werde es nie erreichen."

„Ich werde es thun," sprach Aramis.

„Es ist gut," sagte der Franciscaner.

Dann sich an den Jesuiten und an den Arzt wendend:

„Laßt uns allein."

Beide gehorchten.

„Mit diesem Zeichen," sprach er, „seid Ihr der Mann, dessen es bedarf, um die Erde umzuwälzen, mit diesem Zeichen werdet Ihr niederstürzen, mit diesem Zeichen werdet Ihr aufbauen: In hoc signo vinces."

„Schließt die Thüre," sagte der Franciscaner zu Aramis.

Aramis schob die Riegel vor und kehrte zu dem Franciscaner zurück.

„Der Papst hat gegen den Orden conspirirt," sagte der Franciscaner, „der Papst muß sterben."

„Er wird sterben," erwiederte Aramis ruhig.

„Man ist siebenmal hunderttausend Livres einem Kaufmann in Bremen, Namens Donstett, schuldig, der hierher gekommen ist, um die Garantie meiner Unterschrift zu holen."

„Er wird bezahlt werden," sagte Aramis.

„Sieben Malthefer Ritter, deren Namen Ihr hier findet, haben durch die Schwatzhaftigkeit eines Affiliirten vom elften Jahr die drei Geheimnisse erfahren; man muß wissen, was diese Menschen mit dem Geheimniß gemacht haben, sich desselben wieder bemächtigen und es vertilgen."

„Es soll geschehen."

„Drei gefährliche Affiliirte müssen nach Thibet geschickt werden, um dort zu sterben; sie sind verurtheilt, hier sind ihre Namen"

„Ich werde den Spruch vollziehen lassen."

„Dann ist eine Dame in Antwerpen, eine Großnichte von Ravaillac; sie hat gewisse Papiere, welche den Orden in ihren Händen compromittiren. Es wird der Familie seit einundfünfzig Jahren eine Pension von hunderttausend Livres bezahlt .... die Pension ist drückend, der Orden ist nicht reich. Die Papiere für eine Geldsumme, einmal gegeben, abkaufen oder im Fall der Weigerung die Pension, ohne sich zu gefährden, unterdrücken."

„Ich werde hiefür sorgen."

„Ein Schiff, das von Lima kam, mußte in der vorigen Woche im Hafen von Lissabon einlaufen; es ist scheinbar mit Chocolade, in Wirklichkeit mit Gold befrachtet. Jede Goldstange ist unter einer Lage Chocolade verborgen. Dieses Schiff gehört dem Orden, und ist siebenzehn Millionen Livres werth. Ihr werdet es reclamiren lassen. Hier sind die Ladungsbriefe."

„In welchen Hafen soll ich es kommen lassen?"

„Nach Bayonne."

„Treten keine widrigen Winde ein, so wird es binnen drei Wochen dort sein. Ist dies Alles?"

Der Franciscaner machte mit dem Kopf ein I
jahendes Zeichen, denn er konnte nicht mehr spreche
das Blut beströmte seine Kehle und seinen Kopf u
schoß aus dem Mund, aus den Nasenlöchern, aus d
Augen hervor. Der Unglückliche hatte nur noch Ze
Aramis die Hand zu drücken, und fiel ganz krampfh
zusammengezogen von seinem Bett auf den Boden.

Aramis legte ihm seine Hand aufs Herz; d
Herz hatte zu schlagen aufgehört.

Indem er sich bückte, bemerkte er, daß ein Bru
stück von dem Papiere, das er dem Franciscaner üb
geben, den Flammen entgangen war.

Er hob es auf und verbrannte es bis auf d
letzte Atom.

Dann sich des Arztes und des Beichtigers erinnern
sagte er zu dem letzteren:

„Euer Beichtender ist bei Gott; es bedarf für i
nur noch der Gebete und der Todtenbestattung. B
reitet Alles für ein einfaches Begräbniß, und so, w
es sich für einen armen Mönch geziemt. Geht.“

Der Jesuit ging hinaus.

Dann sich gegen den Arzt umwendend, dessen bl
ches, ängstliches Gesicht er wahrnahm, sagte er leise:

„Herr Grisart, leert dieses Glas aus und reini
es; es ist darin noch zu viel von dem übrig, was Eu
der große Rath darein zu thun befohlen hat.“

Betäubt, gelähmt, vernichtet, wäre Grisart beina
rücklings niedergestürzt.

Aramis zuckte die Achseln als Zeichen des M
leids, nahm das Glas und goß den Inhalt in d
Asche des Kamins.

Dann entfernte er sich mit den Papieren d
Todten.

XI.

Sendung.

Am andern Tag oder vielmehr an demselben Tag, denn die von uns erzählten Ereignisse nahmen ihr Ende erst um drei Uhr Morgens vor dem Frühstück, und da der König sich mit den zwei Königinnen nach der Messe begab, da Monsieur mit dem Chevalier von Lorraine und einigen andern Günstlingen zu Pferde stieg, um nach dem Flusse zu reiten und sich mit einem der berühmten Bäder zu erquicken, in welche die Damen so verliebt waren, da endlich nur noch diejenigen im Schloß waren, welche unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit nicht ausgehen wollten, sah man, oder sah man vielmehr nicht, Montalais, La Vallière nach sich ziehend, die sich so gut als möglich verbarg, aus dem Zimmer der Ehrenfräulein schlüpfen, und beide gelangten, durch den Garten huschend und beständig umherschauend, zu den rautenförmig gepflanzten Baumgruppen.

Das Wetter war trübe, ein glühender Wind beugte die Blumen und Gesträuche; der brennende Staub stieg, von den Wagen emporgetrieben, in Wirbeln zu den Bäumen auf.

Montalais, die auf dem ganzen Marsch die Functionen eines geschickten Kundschafters versehen hatte, machte noch einige Schritte, wandte sich sofort um, um sich zu versichern, daß kein Mensch horchte oder kam, und sagte dann:

„Oh! Gott sei Dank, wir sind ganz allein. Seit gestern spionirt hier alle Welt, und bildet einen Kreis um uns, als ob wir pestkrank wären."

La Vallière ließ den Kopf sinken und stieß einen Seufzer aus.

„Das ist unerhört,“ fuhr Montalais fort, „
Herrn Malicorne bis auf Herrn von Saint-Aig
will Jedermann unser Geheimniß erhaschen. Sp
Louise, erinnern wir uns ein wenig, damit ich w
an wen wir uns zu halten haben.“

La Vallière schlug ihre schönen Augen so rein
so tief wie das Azur eines Frühlingshimmels zu i
Gefährtin auf und erwiederte:

„Und ich, ich frage Dich, warum wir zu Mad
berufen worden sind, warum wir bei ihr geschl
haben, statt wie gewöhnlich in unserem Zimmer
schlafen; warum Du spät nach Hause zurückgekehrt
und woher die Ueberwachungsmaßregeln rühren,
man diesen Morgen in Beziehung auf uns getroffen h

„Meine liebe Louise, Du erwiederst meine F
durch eine Frage, oder vielmehr durch zehn Fra
was nicht antworten heißt, und da dies Dinge
geringerer Bedeutung sind, so kannst Du warten. I
ich dich frage, denn Alles wird hievon ausgehen, ist,
ein Geheimniß obwaltet, oder ob keines obwaltet.“

„Ich weiß nicht, ob ein Geheimniß obwalt
sagte La Vallière, „aber was ich meines Theils w
ist, daß eine Unklugheit stattgefunden hat; seit mei
albernen Wort und meiner noch viel alberneren L
macht von gestern, macht Jeder hier seine Commen
über uns.“

„Sprich für Dich,“ sagte Montalais lachend,
Dich und Tonnay-Charente, die Ihr jede gestern E
Erklärungen den Wolken gemacht habt, Erklärun
welche leider aufgefangen worden sind.“

La Vallière neigte das Haupt.

„In der That, Du beugst mich nieder,“ sprach

„Ich?“

„Ja, diese Scherze tödten mich.“

„Höre, höre, Louise. Das sind keine Scherze
es kann im Gegentheil nichts ernster sein. Ich l
Dich nicht aus dem Schloß fortgezogen, ich habe i

ie Messe versäumt, ich habe nicht eine Migräne vor-
geschützt, wie Madame, eine Migräne, welche Madame
eben so wenig hatte, als ich; ich habe endlich nicht
zehnmal mehr Diplomatie entwickelt, als Herr Colbert
von Herrn von Mazarin geerbt und Herrn Fouquet
gegenüber zur Anwendung gebracht hat, um Dir meine
Schmerzen zu erzählen, einzig und allein zu dem Ende,
daß Du, wenn wir allein sind, wenn uns Niemand
hört, die Feine gegen mich spielst. Nein, nein, glaube
mir, wenn ich Dich befrage, geschieht es nicht bloß aus
Neugierde, sondern weil die Lage der Dinge wirklich
kritisch ist. Man weiß, was Du gestern gesagt hast,
man schwatzt über diesen Gegenstand. Jeder schmückt
die Sache, so gut er kann, mit den Blumen seiner
Phantasie aus; Du hast diese Nacht die Ehre gehabt,
und hast noch diesen Morgen die Ehre, meine Liebe,
den ganzen Hof zu beschäftigen, und die Zahl der
zärtlichen und geistreichen Dinge, die man Dir in den
Mund legt, würden Fräulein von Scudery und ihren
Bruder vor Aerger bersten machen, wenn sie ihnen ge-
treulich berichtet würden.

„Ei! meine gute Montalais," erwiederte das
arme Kind, „Du weißt besser, als irgend Jemand, was
ich gesagt habe, da ich es in Deiner Gegenwart sagte."

„Ja, ich weiß es. Mein Gott! das ist nicht die
Frage. Ich habe nicht ein Wort von dem vergessen,
was Du gesprochen; doch dachtest Du auch, was Du
sagtest?"

Louise wurde unruhig.

„Abermals Fragen!" rief sie; „mein Gott! wie
kommt es, daß, während ich Alles in der Welt gäbe,
um zu vergessen, was ich gesagt habe, Jeder sich ver-
schwört, um mich daran zu erinnern. Oh! es ist ab-
scheulich!"

„Was denn?"

„Eine Freundin zu haben, die mich verschonen

mußte, die mir rathen, mich durch ihre Hülfe retten könnte, und mich umbringt, ermordet!“

„La! la! sieh, nachdem Du zu wenig gesprochen, sprichst Du nun zu viel. Niemand denkt daran, Dich umzubringen, nicht einmal, Dir Dein Geheimniß zu stehlen; man will es freiwillig und auf keine andere Art bekommen; denn es handelt sich nicht allein um Deine Angelegenheiten, sondern auch um die unserigen; und Tonnay=Charente würde es Dir sagen, wie ich, wenn sie da wäre: denn gestern Abend bat sie mich um eine Unterredung in unserem Zimmer, und ich begab mich dahin nach den Manicamp'schen und Malicorn=schen Unterredungen; da erfahre ich bei meiner allerdings etwas verspäteten Rückkehr, Madame habe die Ehrenfräulein sequestrirt, und wir schlafen bei ihr, statt in unserer Wohnung zu schlafen. Madame hat aber die Ehrenfräulein sequestrirt, damit ihnen keine Zeit bleibe, sich zu erinnern und mit einander zu bereden, und diesen Morgen hat sie sich mit Tonnay=Charente in derselben Absicht eingeschlossen. Sage mir nun, meine liebe Freundin, wie weit wir auf Dich rechnen können, wenn wir Dir sagen werden, wie weit Du auf uns rechnen kannst.“

„Ich verstehe die Frage nicht ganz, die Du an mich richtest,“ erwiederte Louise sehr aufgeregt.

„Hm! Du siehst mir im Gegentheil aus, als ob Du sie sehr gut verständest. Doch ich will meine Fragen genauer stellen, damit Dir nicht das Mittel der geringsten Ausflucht bleibt. Höre mich also:

„Liebst Du Herrn von Bragelonne? Ist das nicht klar?“

Bei dieser Frage, welche wie das erste Wurfgeschoß einer Belagerungsarmee in einen belagerten Platz fiel, machte Louise eine Bewegung und rief:

„Ob ich Raoul liebe! meinen Freund aus der Kindheit, meinen Bruder!“

„Nein! nein! Da entschlüpfst Du mir abermals,

oder Du willst mir vielmehr entschlüpfen. Ich frage Dich nicht, ob Du Raoul, Deinen Freund aus der Kindheit, Deinen Bruder liebest, ich frage Dich, ob Du den Herrn Vicomte von Bragelonne, Deinen Bräutigam, liebest?"

„Oh! mein Gott! meine Liebe, welche Strenge im Wort!"

„Keine Gnade . . . ich bin nicht mehr, nicht weniger streng, als gewöhnlich; ich richte eine Frage an Dich, antworte auf diese Frage."

„Gewiß," erwiederte Louise mit erstickter Stimme, „Du sprichst nicht als Freundin mit mir, doch ich werde Dir als aufrichtige Freundin antworten."

„Wohl! ich habe ein Herz voll Skrupel und lächerlichen Stolzes in Beziehung auf Alles das, was eine Frau geheim halten soll, und nie hat Jemand in dieser Hinsicht im Grunde meines Herzens gelesen."

„Ich weiß es wohl, wenn ich darin gelesen hätte, so würde ich Dich nicht befragen, ich würde einfach zu Dir sagen: Meine gute Louise, Du hast das Glück, Herrn von Bragelonne zu kennen, der ein artiger Junge und eine vortheilhafte Partie für ein Mädchen ohne Vermögen ist. Herr de la Fère wird seinem Sohn so etwa fünfzehntausend Livres Rente hinterlassen. Du wirst also als Frau dieses Sohnes dereinst fünfzehntausend Livres Einkommen haben; das ist vortrefflich. Gehe also weder rechts, noch links, gehe vielmehr gerade auf Herrn von Bragelonne, das heißt, auf den Altar zu, an den er Dich führen soll. Hernach, nun! Hernach wirst Du, je nach seinem Charakter, emancipirt oder Sklavin sein, Du wirst nämlich das Recht haben, alle Albernheiten zu begehen, welche zu freie oder zu sehr geknechtete Leute begehen; das ist es, meine liebe Louise, was ich vor Allem sagen würde, wenn ich im Grund Deines Herzens gelesen hätte."

„Und ich würde Dir dafür danken," stammelte Louise, „obgleich mir der Rath nicht ganz gut scheint."

„Warte, warte . . . Sogleich, nachdem ich ihn Dir gegeben, würde ich beifügen: Louise, es ist gefährlich ganze Tage, den Kopf auf die Bücher gesenkt, die Hände träg, die Augen umherirrend, zuzubringen; es ist gefährlich, die düsteren Alleen zu suchen und nicht mehr zu lächeln bei den Unterhaltungen, welche alle Herzen junger Mädchen erschließen. Es ist gefährlich, Louise, mit der Fußspitze, wie Du es auf dem Sand gethan, Buchstaben zu schreiben, die Du immerhin verwischen magst, sie werden dennoch unter der Ferse erscheinen, besonders wenn diese Buchstaben mehr einem L als einem B gleichen; es ist unendlich gefährlich, sich tausend bizarre Phantasieen, Früchte der Einsamkeit und der Migräne, in den Kopf zu setzen; diese Phantasieen höhlen die Wangen eines armen Mädchens aus, während sie zugleich sein Gehirn austrocknen: so daß man bei solchen Gelegenheiten nicht selten die angenehmste Person der Welt die verdrießlichste, die geistreichste Person die albernste werden sieht."

„Ich danke, meine liebe Freundin," erwiederte La Vallière mit sanftem Ton, „es liegt in Deinem Charakter, daß Du so mit mir sprichst, und ich danke Dir, daß Du Deinem Charakter gemäß redest."

„Spreche ich so für die hohlen Träume? Nimm von meinen Worten, was Du davon nehmen zu müssen glaubst. Höre, es fällt mir da ein Mährchen von einem melancholischen Mädchen ein . . . Herr Danzenn hat mir das einst erklärt, Melancholie ist aus zwei griechischen Wörtern zusammengesetzt, von denen eines schwarz und das andere Galle bedeutet. Ich träumte also von dieser jungen Person, welche an schwarzer Galle starb, weil sie sich eingebildet, der Prinz, der König oder der Kaiser . . . meiner Treue, gleichviel wer, bete sie an, während der Prinz, der König oder der Kaiser, wie Du willst, sichtbar anderswo liebte, und was sonderbar ist, und was sie nicht bemerkte, indeß es Jedermann um sie her bemerkte, sie nur zum Liebesdeckman-

tel nahm. Nicht wahr, Du lachst, wie ich, über diese arme Närrin?"

„Ich lache," stammelte Louise, bleich wie eine Todte, „ja, gewiß lache ich."

„Und Du hast Recht, denn die Sache ist belustigend. Die Geschichte, oder das Mährchen, wie Du willst, hat mir gefallen, deßhalb habe ich es im Kopf behalten und erzähle es Dir. Du kannst Dir denken, meine liebe Louise, welche Verheerungen in Deinem Gehirne eine Melancholie dieser Art anrichten würde. Ich, was mich betrifft, habe beschlossen, Dir die Sache zu erzählen; denn wenn die Sache einer von uns begegnen würde, so müßte sie sehr von folgender Wahrheit überzeugt sein: Heute ist es ein Köder, morgen wird es ein Hohn; übermorgen wird es der Tod sein."

La Vallière bebte und erbleichte, wenn es möglich, noch mehr.

„Kümmert sich ein König um uns," fuhr Montalais fort, „so läßt er es uns wohl sehen, und sind wir das Gut, nachdem er begehrt, so weiß er sich sein Gut zu verschaffen. Du siehst also, meine liebe Louise, unter solchen Umständen müssen zwei junge Mädchen, wenn sie einer solchen Gefahr preisgegeben sind, sich jegliches Vertrauen schenken, damit die nicht melancholischen Herzen die überwachen, welche es werden können."

„Stille! stille!" rief La Vallière, „man kommt."

„Man kommt in der That," sagte Montalais, doch wer kann kommen? es ist alle Welt mit dem König in der Messe oder mit Monsieur im Bad."

Am Ende der Allee erblickten die Mädchen alsbald unter der grünen Arcade den anmuthigen Gang und die reiche Statur eines jungen Mannes, der, seinen Degen unter dem Arm, den Mantel darüber, ganz gestiefelt und gespornt, sie von fern mit einem sanften Lächeln grüßte.

„Raoul!" rief Montalais.

„Herr von Bragelonne," murmelte Louise.

„Hier kommt ein ganz natürlicher Ritter für unsern Streit,“ sagte Montalais.

„Oh! Montalais! Montalais! habe Mitleid,“ rief La Vallière, „sei nicht unerbittlich, nachdem Du grausam gewesen.“

Mit der ganzen Glut eines Gebetes ausgesprochen, verwischten diese Worte, auf dem Gesicht, wenn nicht im Herzen von Montalais jede Spur von Ironie.

„Oh! nun seid Ihr schön, wie Adonis, Herr von Bragelonne, und ganz bewaffnet und gestiefelt wie er,“ rief sie Raoul zu.

„Meinen tausendfachen Respect, mein Fräulein,“ erwiederte Raoul, indem er sich verbeugte.

„Doch warum diese Stiefel?“ fuhr Montalais fort, indeß La Vallière, während sie Raoul mit einem Erstaunen, dem ihrer Freundin ähnlich, anschaute, doch ein Stillschweigen beobachtete.

„Warum?“ fragte Raoul.

„Ja, das möchte ich wissen,“ erwiederte Montalais.

„Weil ich abreise,“ sprach Bragelonne, Louise anschauend.

La Vallière fühlte sich von einem abergläubischen Schrecken erfaßt und wankte.

„Ihr reist ab, Raoul!“ rief sie, „und wohin geht Ihr?“

„Meine liebe Louise,“ antwortete der junge Mann mit der ihm natürlichen Freundlichkeit, „ich gehe nach England.“

„Und was wollt Ihr in England machen?“

„Der König schickt mich dahin.“

„Der König!“ riefen gleichzeitig Louise und Aure, welche unwillkürlich einen Blick wechselten, um sich einander an die so eben unterbrochene Unterredung zu erinnern.

Diesen Blick faßte Raoul auf, aber er konnte ihn nicht begreifen.

Er schrieb ihn daher ganz natürlich der Theilnahme zu, welche die zwei Mädchen für ihn hegten.

„Seine Majestät," sagte er, „hat die Gnade gehabt, sich zu erinnern, daß der Herr Graf de la Fère von König Karl II. wohl gelitten ist. Diesen Morgen beim Abgang zur Messe machte mir der König, als er mich auf seinem Wege sah, ein Zeichen mit dem Kopf. Ich näherte mich Ihm. „„Herr von Bragelonne,"" sagte er zu mir, „„Ihr werdet zu Herr Fouquet gehen, der von mir Briefe für den König von Großbrittanien erhalten hat; diese Briefe werdet Ihr überbringen.""

„Ich verbeugte mich."

„„Ah!"" fügte er bei, „„ehe Ihr abreiset, werdet Ihr wohl die Aufträge von Madame an den König, ihren Bruder, übernehmen.""

„Mein Gott!" flüsterte Louise, zugleich ganz zitternd und ganz nachdenkend.

„So schnell! Man befiehlt Euch, so schnell abzureisen," sagte Montalais, wie gelähmt durch dieses seltsame Ereigniß.

„Um denjenigen, welche man achtet, gut zu gehorchen, muß man rasch gehorchen," erwiederte Raoul. „Zehn Minuten, nachdem ich den Befehl erhalten, war ich bereit. Benachrichtigt, schreibt Madame den Brief, mit dem ich von ihr beauftragt zu werden die Ehre habe. Mittlerweile, da ich von Fräulein Tonnay-Charente erfahren, Ihr müsset bei diesen Baumgruppen sein, ging ich hieher, und ich finde Euch Beide."

„Und Beide ziemlich leidend, wie Ihr seht," sagte Montalais, um Louise zu Hülfe zu kommen, deren Gesicht sich sichtbar veränderte.

„Leidend?" wiederholte Raoul, indem er mit einer zärtlichen Neugierde Louise de la Vallière die Hand drückte. „Oh! in der That, Eure Hand ist eiskalt."

„Es ist nichts."

„Nicht wahr, Louise, diese Kälte geht nicht bis

zum Herzen?" fragte der junge Mann mit einem zarten Lächeln.

Louise erhob rasch das Haupt, als wäre diese Frage durch einen Verdacht eingegeben oder durch einen Gewissensbiß hervorgerufen worden.

„Oh! Ihr wißt," sprach sie mit einer gewissen Anstrengung, „nie werde ich kalt gegen einen Freund, wie Ihr, sein, Herr von Bragelonne."

„Ich danke, Louise. Ich kenne Euer Herz und Eure Seele, und weiß, daß man nicht nach der Berührung der Hand eine Zärtlichkeit wie die Eurige beurtheilt. Louise, es ist Euch bekannt, wie sehr ich Euch liebe, mit welchem Vertrauen ich Euch mein Leben gegeben habe; Ihr werdet mir also verzeihen, wenn ich ein wenig als Kind mit Euch spreche."

„Sprecht, Herr Raoul," sagte Louise ganz bebend, „ich höre Euch."

„Ich kann mich nicht von Euch entfernen, indem ich eine, allerdings alberne Qual, die mir aber dennoch mein Innerstes zerreißt, mit mir fortnehme."

„Ihr entfernt Euch also auf lange Zeit?" fragte La Vallière mit gepreßter Stimme, während Montalais den Kopf abwandte.

„Nein, und ich werde wahrscheinlich nicht vierzehn Tage abwesend sein."

La Vallière drückte eine Hand auf ihr Herz, das dem Brechen nahe war.

„Es ist seltsam," fuhr Raoul, das Mädchen schwermüthig anschauend, fort; „oft habe ich Euch verlassen, um zu gefahrvollem Zusammentreffen zu gehen. Ich entfernte mich damals heiter, das Herz frei, den Geist ganz berauscht von zukünftigen Freuden, von zukünftigen Hoffnungen, und es handelte sich damals für mich darum, den Kugeln der Spanier oder den schweren Hellebarden der Wallonen zu trotzen, heute gehe ich ohne irgend eine Gefahr, ohne irgend eine Unruhe, um auf dem leichtesten Weg der Welt eine schöne Beloh-

nung zu holen, die mir diese Gnade des Königs verspricht . . . ich werde vielleicht Euch erobern, denn welche kostbarere Gunst, als Euch, könnte mir der König bewilligen! Nun denn! Louise, ich weiß in der That nicht, wie das kommt, aber diese ganze Zukunft, dieses ganze Glück entflieht vor meinen Augen, wie leerer Rauch, wie ein chimärischer Traum, und ich habe hier im Grunde meines Herzens einen großen Kummer, eine unaussprechliche Niedergeschlagenheit, etwas Düsteres, Träges, Todtes, wie ein Leichnam. Oh! ich weiß wohl, warum, Louise; weil ich Euch nie so sehr geliebt habe, als in diesem Augenblick. Oh! mein Gott! mein Gott!"

Bei diesem letzten Ausruf, der aus einem gebrochenen Herzen hervorkam, zerfloß Louise in Thränen und warf sich in die Arme von Montalais.

Diese, welche jedoch nicht zu den Weichsten gehörte, fühlte ihre Augen feucht werden und ihr Herz sich in einem eisernen Ring zusammenpressen.

Raoul sah die Thränen seiner Braut. Sein Blick drang nicht, suchte nicht über ihre Thränen hinauszubringen. Er beugte ein Knie vor ihr und küßte ihr zärtlich die Hand.

„Steht auf! steht auf!" sagte Montalais, selbst dem Weinen nahe, „Athenais kommt zu uns."

Raoul wischte sein Knie mit der Kehrseite seines Aermels ab, lächelte noch einmal Louise zu, die ihn nicht einmal anschaute, und wandte sich, nachdem er Montalais innig die Hand gedrückt, um, um Fräulein von Tonnay-Charente zu begrüßen, deren seidenes Kleid man über den Sand der Allee hinstreifen zu hören anfing.

„Hat Madame ihren Brief beendigt?" fragte er, als das Mädchen im Bereich seiner Stimme war.

„Ja, Herr Vicomte, der Brief ist beendigt, gesiegelt, und Ihre Königliche Hoheit erwartet Euch."

Bei diesem Wort nahm sich Raoul kaum die Zeit,

Athenais zu grüßen; er warf einen letzten Blick auf Louise, machte Montalais ein letztes Zeichen, und entfernte sich in der Richtung des Schlosses.

Doch während er sich entfernte, wandte er sich noch einmal um.

Am Ende der großen Allee mochte er sich immerhin umdrehen, er sah nichts mehr.

Die drei Mädchen hatten ihn ihrerseits mit sehr verschiedenartigen Gefühlen verschwinden sehen.

„Endlich," sagte Athenais, die zuerst das Stillschweigen brach, „endlich sind wir allein, und haben volle Freiheit, über die große gestrige Angelegenheit zu plaudern, und uns über das Benehmen zu verständigen, das wir befolgen müssen. Wenn Ihr mir aber Aufmerksamkeit schenken wollt," fuhr sie fort, während sie nach allen Seiten schaute, „so will ich Euch so kurz als möglich unsere Pflicht erklären, was ich darunter verstehe, und wenn Ihr mich nicht mit einem Wort begreift, den Willen von Madame."

Und Fräulein von Tonnay-Charente legte einen Nachdruck auf diese letzten Worte, daß ihren Freundinnen kein Zweifel über den offiziellen Charakter blieb, mit dem sie bekleidet war.

„Den Willen von Madame?" riefen zu gleicher Zeit Montalais und Louise.

„Ultimatum!" erwiederte Fräulein von Tonnay-Charente diplomatisch.

„Aber, mein Gott, Fräulein," flüsterte La Vallière, „Madame weiß also . . ."

„Madame weiß mehr, als wir gesagt haben," artikulirte Athenais ganz scharf. „Halten wir uns also gut, meine Fräulein."

„Oh! ja," sagte Montalais. „Ich höre auch mit allen meinen Ohren. Sprich, Athenais."

„Mein Gott! mein Gott!" murmelte Louise ganz zitternd, „werde ich diesen grausamen Abend überleben?"

„Oh! erschreckt nicht so sehr," sagte Athenais, „wir haben das Gegenmittel."

Und sie setzte sich mitten zwischen ihre zwei Gefährtinnen, nahm von jeder derselben eine Hand, vereinigte sie in ihren Händen und begann:

Ueber dem Geflüster ihrer ersten Worte hätte man den Lärmen eines Pferdes hören können, das auf dem Pflaster der Landstraße, außerhalb dem Gitter des Schlosses, da hingaloppirte.

XII.

Glücklich wie ein Prinz.

In dem Augenblick, wo er ins Schloß zurückkehren wollte, begegnete Raoul Guiche.

Doch ehe er mit Raoul zusammengetroffen, war Guiche Manicamp begegnet, der Malicorne begegnet war.

Wie war Malicorne mit Manicamp zusammengetroffen? Nichts kann einfacher sein; dieser hatte ihn bei seiner Rückkehr von der Messe erwartet, in der er mit Herrn von Saint-Aignan gewesen war.

Vereinigt, hatten sie sich über diesen erfreulichen Umstand Glück gewünscht, und Manicamp hatte die Gelegenheit benützt, um seinen Freund zu fragen, ob nicht einige Thaler im Grunde seiner Tasche geblieben seien.

Ohne sich über die Frage zu wundern, die er vielleicht erwartet, erwiederte dieser, jede Tasche, aus der man beständig schöpfe, ohne je etwas hineinzulegen,

gleiche den Brunnen, welche auch im Winter W
liefern, die aber von den Gärtnern am Ende im S
mer erschöpft werden; seine Tasche habe gewiß T
und es sei ein Vergnügen, in Zeiten des Ueberfl
daraus zu schöpfen, nun sei aber leider durch den M
brauch völlige Trockenheit herbeigeführt worden.

Worauf Manicamp ganz träumerisch antwortet

„Das ist richtig."

„Es würde sich also darum handeln, sie wieder
füllen," fügte Malicorne bei.

„Allerdings, doch wie?"

„Nichts kann leichter sein, mein lieber Herr M
nicamp."

„Gut! sprecht."

„Ein Dienst bei Monsieur, und die Tasche ist vo

„Diesen Dienst habt Ihr."

„Das heißt, ich habe den Titel."

„Nun?"

„Ja, aber der Titel ohne den Dienst, ist die B
ohne das Geld."

„Das ist richtig," erwiederte Manicamp zum z
ten Mal.

„Verfolgen wir also den Dienst," fuhr der T
mann fort.

„Theurer, Theuerster," sprach Manicamp, „
Dienst bei Monsieur ist eine der größten Schwie
keiten unserer Lage."

„Ho! ho!"

„Gewiß, wir können in diesem Augenblick ni
von Monsieur verlangen."

„Warum denn?"

„Weil wir kalt mit ihm stehen."

„Das ist einfältig," sagte Malicorne gerade hera

„Bah! können wir, offenherzig gesprochen, Mo
sieur gefallen, wenn wir Madame den Hof machen

„Gerade, wenn wir Madame den Hof machen

uns geschickt benehmen, müssen wir von Monsieur angebetet werden."

„Hm!"

„Oder wir sind Dummköpfe, beeilt Euch also, Herr von Manicamp, Ihr, der Ihr ein großer Politiker seid, Herrn von Guiche mit Seiner Königlichen Hoheit zu versöhnen."

„Sagt, was hat Euch Herr von Saint-Aignan mitgetheilt, Euch, Malicorne?"

„Mir, nichts; er hat mich nur befragt."

„Nun, er war weniger zurückhaltend gegen mich."

„Er hat Euch mitgetheilt?"

„Der König sei wahnsinnig in Fräulein de la Vallière verliebt."

„Das wußten wir, bei Gott!" erwiederte Malicorne ironisch, „Jedermann schreit es laut genug, daß es Alle wissen können, doch ich bitte, macht es mittlerweile, wie ich Euch rathe, sprecht mit Herrn von Guiche, und sucht ihn zu bewegen, daß er einen Schritt bei Monsieur thut. Was Teufels! er ist das Seiner Königlichen Hoheit wohl schuldig."

„Zu diesem Ende müßte man Guiche sehen."

„Mir scheint, das ist keine große Schwierigkeit; thut, um ihn zu sehen, was ich gethan habe, um Euch zu sehen; wartet auf ihn, Ihr wißt, daß er von Natur Spaziergänger ist."

„Ja, aber wo geht er spazieren?"

„Eine schöne Frage, bei meiner Treue! Nicht wahr, er ist in Madame verliebt?"

„Man sagt es."

„Nun, er geht in der Gegend der Gemächer von Madame spazieren."

„Ah! mein lieber Herr Malicorne, Ihr täuschtet Euch nicht, da kommt er."

„Und warum soll ich mich täuschen! Sprecht, habt Ihr bemerkt, daß dies meine Gewohnheit ist? Man

muß sich immer nur verständigen. Sagt, Ihr braucht Geld?"

„Oh!" machte Manicamp mit kläglichem Ton.

„Ich, ich brauche meine Stelle, Malicorne bekomme die Stelle, und Manicamp wird Geld haben."

„Nun, so seid ruhig. Ich will mein Bestes thun."

„Thut es."

Guiche kam herbei, Malicorne entfernte sich, Manicamp trat auf Guiche zu.

Der Graf war träumerisch und düster.

„Sagt mir, welchen Reim sucht Ihr, mein lieber Graf?" sprach Manicamp.

„Ich habe einen vortrefflichen als Seitenstück zu dem Eurigen."

Der Graf schüttelte den Kopf, und nahm, da er einen Freund erkannte, seinen Arm.

„Mein lieber Manicamp," sagte er, „ich suche etwas Anderes, als einen Reim."

„Was sucht Ihr?"

„Und Ihr werdet mir finden helfen, was ich suche," fuhr der Graf fort, „Ihr, der Ihr ein Träger seid, das heißt ein sinnreicher Geist."

„Ich halte meinen sinnreichen Geist bereit, mein lieber Graf."

„Höret, wie sich die Sache verhält. Ich will mich einem Haus nähern, wo ich zu thun habe."

„Dann müßt Ihr nach der Seite dieses Hauses gehen."

„Gut. Doch dieses Haus wird von einem eifersüchtigen Ehemann bewohnt."

„Und ist er mehr eifersüchtig, als der Hund Cerberus?"

„Nein, nicht mehr, doch eben so sehr."

„Hat er drei Rachen, wie dieser verzweifelte Wächter der Hölle? Oh! zuckt nicht die Achseln, mein lieber Graf; ich mache diese Frage aus gutem Grund, in Betracht, daß die Dichter behaupten, um Herrn Cerbe-

rus zu besänftigen, müsse man einen Kuchen mitbringen: Ich kann, der ich die Sache von der prosaischen Seite, das heißt von der Wirklichkeit ansehe, sagen: Ein Kuchen ist sehr wenig für drei Rachen. Hat Euer Eifersüchtiger drei Rachen, so verlangt drei Kuchen."

„Manicamp, Rathschläge wie dieser, werde ich bei Herrn von Beautru suchen."

„Um bessern zu bekommen, Herr Graf, werdet Ihr eine Formel wählen, die schärfer ist, als die, welche Ihr mir vorgelegt," sagte Manicamp mit komischem Ernst.

„Ah! wenn Raoul da wäre, er würde mich verstehen."

„Ich glaube es, besonders wenn Ihr zu ihm sagtet: „„Ich wünsche sehr, Madame von Nahem zu sehen, aber ich fürchte Monsieur, der eifersüchtig ist.""

„Manicamp!" rief der Graf zornig, indem er den Spötter unter seinem Blick niederzuschmettern suchte.

Doch der Spötter schien sich nicht im Geringsten bewegt zu fühlen.

„Was gibt es denn, mein lieber Graf?" fragte Manicamp.

„Wie? so blasphemirt Ihr die heiligsten Namen," rief Guiche.

„Welche Namen?"

„Monsieur! Madame! die ersten Namen des Königreichs."

„Mein lieber Graf, Ihr täuscht Euch ganz sonderbar, und ich habe Euch nicht die ersten Namen des Königreichs genannt. Ich antwortete Euch in Beziehung auf einen eifersüchtigen Ehemann, den Ihr mir nicht nanntet, der aber nothwendig eine Frau haben muß. Ich antwortete Euch, sage ich:

„„Um Madame zu nähern, nähert Euch Monsieur.""

„Schlechter Spaßmacher," versetzte lächelnd der Graf, „ist es das, was Du gesagt hast?"

muß sich immer nur verständigen. Sagt, Ihr braucht Geld?"

„Oh!" machte Manicamp mit kläglichem Ton.

„Ich, ich brauche meine Stelle, Malicorne bekomme die Stelle, und Manicamp wird Geld haben."

„Nun, so seid ruhig. Ich will mein Bestes thun."

„Thut es."

Guiche kam herbei, Malicorne entfernte sich, Manicamp trat auf Guiche zu.

Der Graf war träumerisch und düster.

„Sagt mir, welchen Reim sucht Ihr, mein lieber Graf?" sprach Manicamp.

„Ich habe einen vortrefflichen als Seitenstück zu dem Eurigen."

Der Graf schüttelte den Kopf, und nahm, da er einen Freund erkannte, seinen Arm.

„Mein lieber Manicamp," sagte er, „ich suche etwas Anderes, als einen Reim."

„Was sucht Ihr?"

„Und Ihr werdet mir finden helfen, was ich suche," fuhr der Graf fort, „Ihr, der Ihr ein Träger seid, das heißt ein sinnreicher Geist."

„Ich halte meinen sinnreichen Geist bereit, mein lieber Graf."

„Höret, wie sich die Sache verhält. Ich will mich einem Haus nähern, wo ich zu thun habe."

„Dann müßt Ihr nach der Seite dieses Hauses gehen."

„Gut. Doch dieses Haus wird von einem eifersüchtigen Ehemann bewohnt."

„Und ist er mehr eifersüchtig, als der Hund Cerberus?"

„Nein, nicht mehr, doch eben so sehr."

„Hat er drei Rachen, wie dieser verzweifelte Wächter der Hölle? Oh! zuckt nicht die Achseln, mein lieber Graf; ich mache diese Frage aus gutem Grund, in Betracht, daß die Dichter behaupten, um Herrn Cerbe-

rus zu besänftigen, müsse man einen Kuchen mitbringen: Ich kann, der ich die Sache von der prosaischen Seite, das heißt von der Wirklichkeit ansehe, sagen: Ein Kuchen ist sehr wenig für drei Rachen. Hat Euer Eifersüchtiger drei Rachen, so verlangt drei Kuchen."

„Manicamp, Rathschläge wie dieser, werde ich bei Herrn von Beautru suchen."

„Um bessern zu bekommen, Herr Graf, werdet Ihr eine Formel wählen, die schärfer ist, als die, welche Ihr mir vorgelegt," sagte Manicamp mit komischem Ernst.

„Ah! wenn Raoul da wäre, er würde mich verstehen."

„Ich glaube es, besonders wenn Ihr zu ihm sagtet: „„Ich wünsche sehr, Madame von Nahem zu sehen, aber ich fürchte Monsieur, der eifersüchtig ist.""

„Manicamp!" rief der Graf zornig, indem er den Spötter unter seinem Blick niederzuschmettern suchte.

Doch der Spötter schien sich nicht im Geringsten bewegt zu fühlen.

„Was gibt es denn, mein lieber Graf?" fragte Manicamp.

„Wie? so blasphemirt Ihr die heiligsten Namen," rief Guiche.

„Welche Namen?"

„Monsieur! Madame! die ersten Namen des Königreichs."

„Mein lieber Graf, Ihr täuscht Euch ganz sonderbar, und ich habe Euch nicht die ersten Namen des Königreichs genannt. Ich antwortete Euch in Beziehung auf einen eifersüchtigen Ehemann, den Ihr mir nicht nanntet, der aber nothwendig eine Frau haben muß. Ich antwortete Euch, sage ich:

„„Um Madame zu nähern, nähert Euch Monsieur.""

„Schlechter Spaßmacher," versetzte lächelnd der Graf, „ist es das, was Du gesagt hast?"

„Nichts anderes."

„Gut also."

„Soll es sich nun," fuhr Manicamp fort, „soll es sich nun um die Frau Herzogin . . . oder um den Herrn Herzog . . . handeln, gut, dann sage ich Euch: Nähern wir uns dem Hause, welches es auch sein mag; denn das ist eine Taktik, die in keinem Fall Eurer Liebe nachtheilig sein kann."

„Ah! Manicamp, einen Vorwand, finde mir einen guten Vorwand."

„Einen Vorwand, bei Gott! hundert Vorwände, tausend Vorwände! Wenn Malicorne da wäre, er hätte Euch schon fünfzigtausend vortreffliche Vorwände gefunden."

„Wer ist das, Manicamp?" fragte Guiche, mit den Augen blinzelnd, wie ein Mensch, der sucht; „mir scheint, ich kenne diesen Namen."

„Ob Ihr ihn kennt! ich glaube wohl; Ihr seid seinem Vater dreißigtausend Thaler schuldig."

„Ah! ja, es ist der würdige Bursche von Orleans."

„Dem Ihr eine Stelle bei Monsieur versprochen habt; ich meine nicht den eifersüchtigen Ehemann, ich meine den Andern."

„Nun denn! da Dein Freund Malicorne so viel Geist hat, so finde er mir ein Mittel, von Monsieur angebetet zu werden, so finde er mir ein Mittel, um Frieden mit ihm zu machen."

„Gut, ich werde mit ihm darüber sprechen."

„Aber wer kommt denn da?"

„Es ist der Vicomte von Bragelonne."

„Raoul! ja, in der That," sagte Guiche.

Und er ging ra[illegible] dem jungen Mann entgegen.

„Ihr s[illegible] es, [illegible] lieber Raoul!" rief er.

„Ja, [illegible] , um von Euch Abschied nehmen, theu[illegible] [illegible]," erwiederte Raoul, dem G[illegible] sen die Hand [illegible] , Guten Morgen, Herr Ma[illegible] camp!"

„Wie! Du verreisest, Vicomte?“

„Ja ... ich verreise ... Sendung des Königs.“

„Wohin gehst Du?“

„Ich gehe nach London. Auf der Stelle begebe ich mich zu Madame; sie muß mir einen Brief für Seine Majestät König Karl II. zustellen.“

„Du wirst sie allein finden, denn Monsieur ist weggeritten.“

„Wohin?“

„Nach dem Bade.“

„Dann, mein lieber Freund, übernimm es Du, der zu den Cavalieren von Monsieur gehört, mich bei ihm zu entschuldigen. Ich hätte auf ihn gewartet, um seine Befehle in Empfang zu nehmen, wäre mir nicht der Wunsch, daß ich schnell abreise, von Herrn Fouquet und von Seiten Seiner Majestät kund gegeben worden.“

Manicamp stieß Guiche mit dem Ellenbogen und sagte leise:

„Das ist der Vorwand.“

„Was?“

„Die Entschuldigung von Herrn von Bragelonne.“

„Ein schwacher Vorwand,“ erwiederte Guiche.

„Ein vortrefflicher, wenn Monsieur Euch nicht grollt; ein schlechter, wie jeder andere, wenn er Euch grollt.“

„Ihr habt Recht, Manicamp, ein Vorwand, welcher es auch sein mag, ist Alles, was ich brauche. Also glückliche Reise, Raoul.“

Hienach umarmten sich die beiden Freunde.

Fünf Minuten später trat Raoul, gemäß der Aufforderung von Montalais bei Madame ein.

Madame saß noch an dem Tisch, worauf sie den Brief geschrieben. Vor ihr brannte die rosenfarbige Wachskerze, die ihr zum Siegeln gedient. Nur hatte sie in ihrer Zerstreutheit, denn Madame schien sehr zerstreut, das Licht auszublasen vergessen.

Raoul wurde erwartet, man meldete ihn, sobald er erschien.

Bragelonne war die Eleganz selbst: man konnte ihn unmöglich ein Mal sehen, ohne sich stets seiner zu erinnern; und Madame hatte ihn nicht blos ein Mal gesehen, sondern er war auch, wie man sich entsinnen wird, einer der Ersten gewesen, der ihr entgegengekommen, und hatte sie von Havre nach Paris begleitet.

Madame hatte also ein vortreffliches Andenken an Bragelonne bewahrt.

„Ah!“ sagte sie, „Ihr hier, mein Herr, Ihr sollt meinen Bruder sehen, der sehr glücklich sein wird, dem Sohn einen Theil der Schuld der Dankbarkeit zu bezahlen, die er gegen den Vater eingegangen hat.“

„Der Graf de la Fère, Madame, ist für das, was er für den König zu thun das Glück gehabt, reichlich durch die Güte belohnt worden, die ihm der König zu Theil werden ließ und ich bin auf dem Wege, ihm die Versicherung der Ehrfurcht, der Ergebenheit und der Dankbarkeit des Vaters und des Sohnes zu überbringen.“

„Kennt Ihr meinen Bruder, Herr Vicomte?“

„Nein, Euer Hoheit; es ist das erste Mal, daß ich das Glück haben werde, Seine Majestät zu sehen.“

„Ihr habt nicht nöthig, bei ihm empfohlen zu werden. Doch solltet Ihr an Eurem persönlichen Werth zweifeln, so nehmt mich keck zu Eurer Bürgin, ich werde Euch nicht Lügen strafen.“

„Oh! Eure Hoheit ist zu gut.“

„Nein, Herr von Bragelonne, ich erinnere mich, daß wir die Reise miteinander gemacht haben, und ich habe Euer äußerst vernünftiges Benehmen mitten unter den ungeheuren Tollheiten wahrgenommen, welche zu Eurer Rechten und zu Eurer Linken, die zwei größten Narren der Welt, Herr von Guiche und Herr von Bragelonne machten. Doch sprechen wir nicht von ihnen, sprechen wir von Euch. Geht Ihr nach England, um dort

eine Anstellung zu suchen? Entschuldigt meine Frage: sie geschieht nicht aus Neugierde, sondern es ist der Wunsch, Euch zu etwas nützlich zu sein, der sie mir dictirt."

„Nein, Madame; ich gehe nur nach England, um eine Sendung zu vollziehen, die Seine Majestät mir anzuvertrauen die Gnade gehabt hat."

„Und Ihr gedenkt nach Frankreich zurückzukehren?"

„Sobald diese Sendung vollbracht ist, wenn mir Seine Majestät, König Karl II., nicht andere Befehle gibt."

„Er wird wenigstens, davon bin ich überzeugt, die Bitte an Euch richten, Ihr möget so lange, als möglich, bei ihm bleiben."

„Dann, da ich nicht im Stande sein werde, es auszuschlagen, bitte ich Eure Königliche Hoheit zum Voraus, den König von Frankreich daran errinnern zu wollen, daß er fern von sich einen seiner ergebensten Unterthanen hat."

„Nehmt Euch in Acht, daß Ihr nicht, wenn er Euch zurückruft, seinen Befehl als einen Mißbrauch der Gewalt betrachtet."

„Ich verstehe nicht, Madame."

„Ich weiß, der französische Hof ist unvergleichlich, doch wir haben auch einige hübsche Frauen am Hof von England."

Raoul lächelte.

„Oh!" rief Madame, „das ist ein Lächeln, das nichts Gutes für meine Landsmänninnen weissagt. Das ist, als ob Ihr zu ihnen sprächet, Herr von Bragelonne: „„Ich komme zu Euch, aber ich lasse mein Herz jenseits des Kanals."" War es nicht das, was Euer Lächeln bedeutete?"

„Eure Hoheit hat die Gabe, in der tiefsten Tiefe der Seele zu lesen: sie wird daher begreifen, warum nun jeder verlängerte Aufenthalt am Hofe von England ein Schmerz für mich wäre."

„Und ich brauche nicht zu fragen, ob ein so braver Cavalier sich der Erwiederung erfreut."

„Madame, ich bin mit derjenigen, welche ich liebe, aufgezogen worden, und ich glaube, daß sie für mich dieselben Gefühle hegt, die ich für sie habe."

„Nun! so reist geschwinde, Herr von Bragelonne, kommt schnell zurück, und bei Eurer Rückkehr werden wir zwei Glückliche sehen, denn ich hoffe, es steht Eurem Glück kein Hinderniß entgegen."

„Ein großes, Madame."

„Bah! und welches?"

„Der Wille des Königs."

„Der Wille des Königs . . . Der König widersetzt sich Eurer Heirath?"

„Oder er verschiebt sie wenigstens. Ich habe den König durch den Grafen de la Fère um seine Einwilligung bitten lassen, und ohne sie ganz zu verweigern, hat er entschieden erklärt, daß ich zu warten habe."

„Ist denn die Person, die Ihr liebt, Eurer unwürdig?"

„Sie ist würdig der Liebe eines Königs, Madame."

„Ich meine: Vielleicht ist sie nicht von einem dem Eurigen gleichen Adel."

„Sie ist von vortrefflicher Familie."

„Jung, schön?"

„Siebenzehn Jahre, und für mich schön zum Entzücken."

„Ist sie in der Provinz oder in Paris?"

„Sie ist in Fontainebleau, Madame."

„Bei Hofe?"

„Ja."

„Ich kenne sie?"

„Sie hat die Ehre, zum Hause Eurer Königlichen Hoheit zu gehören."

„Ihr Name?" fragte die Prinzessin ängstlich, „wenn nicht etwa," fügte sie, rasch sich fassend, bei, „wenn nicht etwa ihr Name ein Geheimniß ist."

„Nein, Madame, meine Liebe ist so rein, daß ich für Niemand ein Geheimniß daraus zu machen habe, am wenigsten also für Eure Hoheit, die so außerordentlich gut gegen mich ist: Fräulein Louise de la Vallière."

Madame konnte einen Ausruf nicht unterdrücken, in dem mehr als Erstaunen lag.

„Ah!" sagte sie, „La Vallière, diejenige . . . welche gestern," sie hielt inne, „sich, glaube ich, unwohl befunden hat," fuhr sie fort.

„Ja, Madame; ich habe den Unfall erfahren, der ihr erst diesen Morgen begegnet ist."

„Und Ihr habt sie gesehen, ehe Ihr hierher gekommen?"

„Ich hatte die Ehre, von ihr Abschied zu nehmen."

„Und Ihr sagt," fuhr Madame fort, indem sie sich gegen sich selbst anstrengte, „Ihr sagt, der König habe Eure Heirath mit diesem Kind vertagt?"

„Ja, Madame, vertagt."

„Hat er einen Grund für diese Vertagung angegeben?"

„Keinen."

„Ist es lange, daß ihm der Graf von Bragelonne diese Bitte vorgetragen?"

„Mehr als ein Monat."

„Das ist seltsam," murmelte die Prinzessin.

Und etwas wie eine Wolke zog über ihre Augen hin.

„Ein Monat," wiederholte sie.

„Ungefähr."

„Ihr habt Recht, Herr Vicomte," sprach die Prinzessin mit einem Lächeln, in welchem Bragelonne einigen Zwang hätte wahrnehmen können, „mein Bruder darf Euch nicht zu lange dort behalten; reiset also rasch ab, und in dem ersten Brief, den ich nach England schreibe, werde ich Euch im Namen des Königs zurückfordern."

Hienach erhob sich Madame, um Bragelonne den Brief einzuhändigen.

Bragelonne begriff, daß seine Audienz zu Ende war; er nahm den Brief, verbeugte sich vor der Prinzessin und ging ab.

„Ein Monat," murmelte die Prinzessin, „wäre ich in diesem Grad blind gewesen, und sollte er sie seit einem Monat lieben?"

Und da Madame nichts zu thun hatte, so fing sie den Brief an ihren Bruder an, dessen Nachschrift Bragelonne zurückfordern sollte.

. . . .

Der Graf von Guiche hatte, wie wir gesehen, den dringenden Aufforderungen von Manicamp nachgegeben und sich von ihm bis zu den Stallungen fortziehen lassen, wo sie ihre Pferde zu satteln befahlen; hienach ritten sie durch die kleine Allee, die wir dem Leser schon beschrieben, Monsieur entgegen, der, aus dem Bade kommend, einen Frauenschleier auf dem Gesicht, damit die schon heiße Sonne seinen Teint nicht schwärzte, ganz frisch nach dem Schloß zurückkehrte.

Monsieur hatte gerade einen von jenen Momenten, guter Laune, die ihm zuweilen die Bewunderung seiner eigenen Schönheit einflößte. Er war im Stande gewesen, im Wasser die Weiße seines Körpers mit der des Körpers seiner Höflinge zu vergleichen, und bei der Sorgfalt, die seine Königliche Hoheit auf sich verwandte, hatte Niemand, selbst nicht einmal der Chevalier von Lorraine die Concurrenz aushalten können.

Monsieur hatte dabei mit einem gewissen günstigen Erfolg geschwommen und es hielten alle Nerven, in einem vernünftigen Maß durch die heilsame Eintauchung in das frische Wasser angespannt, seinen Körper und seinen Geist in einem glücklichen Gleichgewicht.

Beim Anblick von Guiche, der ihm im kurzen Galopp auf einem herrlichen Schimmel entgegenritt, konnte

ch auch der Prinz eines freudigen Ausrufs nicht er-
ehren.

„Mir scheint, die Sache geht gut," sagte Mani-
amp, der das Wohlwollen auf dem Gesicht Seiner
königlichen Hoheit zu lesen glaubte.

„Ah! guten Morgen, Guiche, guten Morgen, ar-
ner Guiche!" rief der Prinz.

„Heil, Monseigneur!" erwiederte Guiche, ermu-
higt durch den Stimmton von Philipp, „Gesundheit,
Freuden, Glück und Wohlfahrt Eurer Hoheit."

„Sei willkommen, Guiche, reite an meine Rechte,
och halte Dein Pferd im Zaum, denn ich will im
Schritt unter diesen frischen Gewölben zurückkehren."

„Zu Euren Befehlen, Monsieur," antwortete Guiche.

Und er wandte sich nach der Rechten des Prinzen,
wie er hiezu aufgefordert worden war.

„Sprich, mein lieber Guiche," sagte der Prinz,
gib mir ein wenig Kunde von dem Guiche, den ich
inst gekannt, und der meiner Frau den Hof macht."

Guiche erröthete bis ins Weiße seiner Augen,
während Monsieur in ein schallendes Gelächter aus-
rach, als hätte er den geistreichsten Scherz der Welt
gemacht."

Die paar Bevorzugten, welche Monsieur umgaben,
glaubten ihm nachahmen zu müssen, obgleich sie seine
Worte nicht gehört hatten, und ein schallendes Geläch-
ter, das beim Ersten anfing, durchzog das ganze Ge-
folge und hörte erst beim Letzten auf.

Obgleich erröthend, beobachtete doch Guiche eine
gute Haltung: Manicamp schaute ihn an.

„Ah! Monseigneur," erwiederte Guiche, „seid mild-
herzig gegen einen Unglücklichen; opfert mich nicht dem
Herrn Chevalier von Lorraine."

„Wie so?"

„Wenn er hört, daß Ihr mich verspottet, so wird
r Eure Hoheit überbieten, und mich auch unbarm-
herzig verspotten."

„Ueber Deine Liebe, über die Prinzessin?"

„Oh! Monseigneur, Gnade!"

„Gestehe, Guiche, daß Du nach der Prinzessin geliebäugelt hast."

„Nie werde ich dera [illegible] gestehen, Monseigneur."

„Aus Respekt vor [illegible] ohl! ich entbinde Dich des Respekts, Guiche, gestehe, ob es sich um Fräulein von Chalais oder um Fräulein de la Vallière handelte."

Dann sich unterbrechend:

„Ah! gut, ich spiele mit einem zweischneidigen Schwert. Ich schlage auf Dich und schlage auf meinen Bruder, Chalais und La Vallière, Deine Braut und seine Zukünftige."

„In der That, Monseigneur," sagte Guiche, „Ihr seid heute von einer bewunderswürdigen Laune."

„Meiner Treue, ja, ich fühle mich wohl, und dann macht mir Dein Anblick Vergnügen."

„Ich danke, Königliche Hoheit."

„Du warst mir also böse?"

„Ich, Monseigneur?"

„Ja."

„Mein Gott, worüber denn?"

„Darüber, daß ich Deine Sarabanden und spanischen Tänze unterbrochen habe."

„Oh! Eure Hoheit . . ."

„Leugne nicht. Du bist an jenem Tag mit wüthenden Augen von der Prinzessin weggegangen, das hat Dir Unglück gebracht, mein Lieber, und Du hast gestern das Ballet auf eine klägliche Art getanzt. Schmolle nicht, Guiche, das schadet Dir, insofern Du eine Bärenmiene annimmst: hat Dich die Prinzessin gestern wohl angeschaut, so bin ich einer Sache sicher."

„Und was ist das? Eure Hoheit erschreckt mich."

„Sie wird Dich ganz und gar verleugnet haben."

Und der Prinz lachte abermals aufs Schönste.

„Der Rang macht offenbar nichts, und sie sind Alle gleich," dachte Manicamp.

Der Prinz fuhr fort:

„Nun bist Du zurückgekehrt; es ist Hoffnung vorhanden, daß der Chevalier wieder liebenswürdig wird."

„Wie so, Monseigneur, durch welches Wunder kann ich diesen Einfluß auf Herrn von Lorraine haben!"

„Das ist ganz einfach; er ist eifersüchtig auf Dich."

„Ah bah! wahrhaftig?"

„Wie ich Dir sage."

„Er erweist mir zu viel Ehre."

„Du begreifst, wenn Du da bist, schmeichelt er mir; hast Du Dich entfernt, so martert er mich. Und dann weißt Du nicht, welcher Gedanke mir gekommen ist."

„Ich kann es nicht errathen, Monseigneur."

„Nun denn! als Du verbannt warst, denn Du bist verbannt gewesen, mein armer Guiche . . ."

„Bei Gott, Monseigneur, an wem liegt die Schuld?" sagte Guiche, der zum Schein eine mürrische Miene annahm.

„Oh! an mir sicherlich nicht," erwiederte Seine Königliche Hoheit. „Bei meinem Fürstenwort, ich habe vom König Deine Verbannung nicht verlangt."

„Nicht Ihr, Monseigneur, ich weiß es wohl, aber . . ."

„Aber Madame; oh! was das betrifft, so sage ich nicht nein. Was Teufels hast Du denn Madame gethan?"

„In der That, Monseigneur . . ."

„Die Frauen haben ihre kleinen Grollereien, das ist mir nicht unbekannt, und die meinige ist nicht frei von dieser Verkehrtheit. Doch wenn sie Dich hat verbannen lassen, so bin ich Dir nicht böse."

„Dann, Monseigneur, bin ich nur halb unglücklich," sprach Guiche.

Manicamp, der hinter Guiche kam, und nicht ein

Wort von dem verlor, was der Prinz sagte, bog d
Schultern bis auf den Hals seines Pferdes, um d
Gelächter zu verbergen, das er nicht unterdrücken konnt

„Uebrigens hat Deine Verbannung ein Vorhab
in meinem Kopf entstehen gemacht.“

„Gut.“

„Als der Chevalier, da er Dich nicht mehr hi
sah und allein zu regieren sicher war, mich übel b
handelte, und ich wahrnahm, daß meine Frau, im G
gensatz zu diesem boshaften Burschen, so liebenswürd
und so gut gegen mich ist, der ich sie vernachlässig
da hatte ich den Gedanken, aus mir einen Musterch
mann, eine Rarität, eine Curiosität des Hofes zu m
chen; ich hatte die Idee, meine Frau zu lieben.“

Guiche schaute den Prinzen mit einer Miene d
Erstaunens an, die nichts Geheucheltes hatte.

„Oh!“ stammelte Guiche ganz zitternd: „die
Idee ist Euch nicht im Ernste gekommen, Monseigneur

„Doch, doch! Ich habe Vermögen, das mir me
Bruder im Augenblick seiner Verheirathung gegeben
sie hat Geld, und zwar viel, da sie zugleich von ihre
Bruder und von ihrem Schwager, von England un
von Frankreich bezieht. Nun! wir würden den H
verlassen haben. Ich hätte mich nach dem Schloß
Villers Cotterets zurückgezogen, das zu meinen Ap
nagen gehört und mitten in einem Wald liegt, in de
wir uns den Liebeständeleien an denselben Orten hi
gegeben hätten, wo sie mein Großvater Heinrich IV
mit der schönen Gabriele trieb. Was sagst Du z
diesem Gedanken, Guiche?“

„Oh! das ist, um beben zu machen,“ erwiedert
Guiche, der wirklich bebte.

„Ah! ich sehe, Du würdest zum zweiten Mal ve
bannt zu werden nicht ertragen.“

„Ich, Monseigneur?“

„Ich würde Dich daher nicht mit mir nehmen
wie ich es Anfangs im Sinne hatte.“

„Wie, mit Euch, Monseigneur?"

„Ja, wenn mir zufällig wieder der Gedanke kommt, m Hofe den Rücken zuzukehren."

„Oh! Monseigneur, darauf soll es nicht ankomen, ich folge Eurer Hoheit bis ans Ende der Welt."

„Wie ungeschickt seid Ihr!" brummelte Maniamp, indem er sein Pferd gegen Guiche antrieb, daß r ihn beinahe aus dem Sattel hob.

Dann, indem er an ihm vorbeiritt, als wäre er nicht ehr Meister seines Rosses, flüsterte er ihm zu:

„Bedenkt doch, was Ihr sprecht."

„Abgemacht also," sagte der Prinz, „da Du mir ergeben bist, nehme ich Dich mit."

„Wohin Ihr wollt," erwiederte Guiche freudig, wohin Ihr wollt, auf der Stelle. Seid Ihr bereit?"

Und er ließ lachend sein Pferd zwei Sprünge achen.

„Einen Augenblick Geduld," sagte der Prinz, „reien wir durch das Schloß."

„Warum?"

„Um meine Frau mitzunehmen."

„Wie?" fragte Guiche.

„Allerdings, da ich Dir sage, es sei ein eheliches iebesproject, muß ich wohl meine Frau mitnehmen."

„Dann bin ich in Verzweiflung, Monseigneur, kein Guiche für Euch."

„Bah!"

„Ja. Warum nehmt Ihr Madame mit?"

„Höre, weil ich bemerke, daß ich sie liebe."

Guiche erbleichte leicht, suchte sich jedoch in seiner cheinbaren Heiterkeit zu behaupten, und erwiederte:

„Wenn Ihr Madame liebt, Monseigneur, so muß Euch diese Liebe genügen, und Ihr bedürft Eurer Freunde nicht mehr."

„Nicht übel, nicht übel," murmelte Manicamp.

„Ah! Deine Angst vor Madame erfaßt Dich wieer," rief der Prinz.

[illegible]

muß ich Dir den Weg zeigen. Sie ist keine all-
he Person, und nicht Jeder, der will, gewinnt
erz."
„Monseigneur . . ."
„Keinen Widerstand, Guiche, oder wir entzweien
' sagte der Prinz.
„Da er es einmal will, stellt ihn doch zufrieden,"
te Manicamp Guiche ins Ohr.
„Monseigneur, ich werde gehorchen," sprach der Graf.
„Und um anzufangen," sagte der Prinz, „man
diesen Abend bei Madame, Du speisest mit mir
ittag, und ich führe Dich dann zu ihr."
„Oh! was das betrifft, Monseigneur, so werdet
mir erlauben, zu widerstehen," entgegnete Guiche.
„Abermals! das ist Rebellion."
„Madame hat mich gestern vor aller Welt zu
t empfangen."
„Wahrhaftig!" rief der Prinz lachend.
„Dergestalt, daß sie mir nicht einmal antwortete,
h zu ihr sprach; es kann gut sein, wenn man
Eitelkeit hat, aber zu wenig ist zu wenig, wie
zu sagen pflegt."
„Graf, nach dem Mittagsmahl kleidest Du Dich
einer Wohnung an, und holst mich dann ab, ich
rte Dich."
„Da es Eure Hoheit durchaus befiehlt . . ."
„Durchaus."
„Er wird nicht loslassen," sagte Manicamp, „und
eichen Dinge gehören zu denjenigen, welche am
äckigsten an den Köpfen der Ehemänner festhalten.
warum hat Herr Molière diesen nicht gehört, er
ihn in Verse gebracht."
So plaudernd kehrten der Prinz und sein Hof in
rischesten Gemächer des Schlosses zurück.
„Ah!" sagte Guiche auf der Thürschwelle, „ich
einen Auftrag an Eure Königliche Hoheit."

„Höret doch, Monseigneur, ich bin hiefür bezahlt . . . eine Frau, die mich hat verbannen lassen!“

„Ah! mein Gott, was für einen abscheulichen Charakter hast Du, Guiche! wie unversöhnlich bist Du?“

„Ich möchte Euch in einem solchen Falle sehen, Monseigneur!“

„Offenbar hast Du aus diesem Grunde gestern so schlecht getanzt. Du wolltest Dich dadurch rächen, daß Du Madame falsche Figuren machen ließest; oh! Guiche, das ist armselig und ich werde es Madame sagen.“

„Oh! Ihr könnt Ihr Alles sagen, was Ihr wollt, Monseigneur. Ihre Hoheit wird mich nicht mehr hassen, als sie es thut.“

„Bah! Du übertreibst, wegen der vierzehn Tage gezwungenen Landlebens, die sie Dir auferlegt hat.“

„Monseigneur, vierzehn Tage sind vierzehn Tage, und wenn man sie damit hinbringt, daß man sich langweilt, sind vierzehn Tage eine Ewigkeit.“

„Du wirst ihr also nicht verzeihen?“

„Nie!“

„Oh! Guiche, sei ein guter Junge, ich will Deinen Frieden mit ihr schließen. Du wirst erkennen, wenn Du sie häufig besuchst, daß sie ohne alle Bosheit und voll Geist ist.“

„Monseigneur . . .“

„Du wirst sehen, daß sie wie eine Prinzessin zu empfangen und wie eine Bürgersfrau zu lachen weiß; Du wirst sehen, wie sie, wenn sie will, macht, daß die Stunden wie Minuten vergehen. Guiche, mein Freund, Du mußt anderer Ansicht über meine Frau werden.“

„Ah!“ sagte Manicamp zu sich selbst, „das ist entschieden ein Ehemann, dem der Name seiner Frau Unglück bringen wird, und der selige König Candaule war ein wahrer Tiger gegen Monseigneur.“

„Kurz,“ fügte der Prinz bei, „Du wirst anderer Ansicht über meine Frau werden, dafür bürge ich Dir.

tur muß ich Dir den Weg zeigen. Sie ist keine all=
igliche Person, und nicht Jeder, der will, gewinnt
ır Herz."

„Monseigneur . . ."

„Keinen Widerstand, Guiche, oder wir entzweien
ns," sagte der Prinz.

„Da er es einmal will, stellt ihn doch zufrieden,"
üsterte Manicamp Guiche ins Ohr.

„Monseigneur, ich werde gehorchen," sprach der Graf.

„Und um anzufangen," sagte der Prinz, „man
pielt diesen Abend bei Madame, Du speisest mit mir
u Mittag, und ich führe Dich dann zu ihr."

„Oh! was das betrifft, Monseigneur, so werdet
Ihr mir erlauben, zu widerstehen," entgegnete Guiche.

„Abermals! das ist Rebellion."

„Madame hat mich gestern vor aller Welt zu
chlecht empfangen."

„Wahrhaftig!" rief der Prinz lachend.

„Dergestalt, daß sie mir nicht einmal antwortete,
ls ich zu ihr sprach; es kann gut sein, wenn man
eine Eitelkeit hat, aber zu wenig ist zu wenig, wie
nan zu sagen pflegt."

„Graf, nach dem Mittagsmahl kleidest Du Dich
n Deiner Wohnung an, und holst mich dann ab, ich
rwarte Dich."

„Da es Eure Hoheit durchaus befiehlt . . ."

„Durchaus."

„Er wird nicht loslassen," sagte Manicamp, „und
ergleichen Dinge gehören zu denjenigen, welche am
artnäckigsten an den Köpfen der Ehemänner festhalten.
Oh! warum hat Herr Molière diesen nicht gehört, er
ätte ihn in Verse gebracht."

So plaudernd kehrten der Prinz und sein Hof in
ie frischesten Gemächer des Schlosses zurück.

„Ah!" sagte Guiche auf der Thürschwelle, „ich
atte einen Auftrag an Eure Königliche Hoheit."

„Wie lautet dieser Auftrag.“

„Herr von Bragelonne ist mit einem Befehl des Königs nach London abgereist, und hat mich ersucht, Monseigneur seine ganze Achtung zu bezeigen.“

„Gut, eine glückliche Reise dem Vicomte, den ich ungemein liebe. Auf, kleide Dich an, Guiche, und komm zu uns zurück. Und wenn Du nicht zurückkommst . . .“

„Was wird dann geschehen, Monseigneur?“

„Ich lasse Dich in die Bastille werfen.“

„Ah!“ sagte Guiche lachend, „Seine Königliche Hoheit, Monsieur, ist offenbar das Gegentheil von Ihrer Königlichen Hoheit. Madame läßt mich verbannen, weil sie mich nicht genug liebt, Monsieur läßt mich einsperren, weil er mich zu sehr liebt. Ich danke Monsieur, ich danke Madame.“

„Gut, gut,“ sagte der Prinz, „Du bist ein reizender Junge und weißt wohl, daß ich Deiner nicht entbehren kann. Komm rasch zurück.“

„Wohl, doch es gefällt mir, meinerseits auch Coquetterie zu treiben, Monseigneur.“

„Bah.“

„Ich kehre auch nur unter einer Bedingung zu Eurer Hoheit zurück.“

„Unter welcher?“

„Ich habe den Freund von einem meiner Freunde zu verpflichten.“

„Er heißt?“

„Malicorne.“

„Ein abscheulicher Name.“

„Der aber sehr gut geführt wird.“

„Es mag sein. Nun?“

„Ich bin Herrn Malicorne einen Platz bei Euch schuldig, Monseigneur.“

„Einen Platz bei was?“

„Irgend einen Platz, eine Oberaufsicht zum Beispiel.“

„Wahrlich, das trifft sich gut . . . ich habe gestern
en Oberaufseher der Gemächer entlassen.“
„Gut, Oberaufseher der Gemächer. Was ist dabei
ı thun?“
„Nichts, wenn nicht etwa aufzupassen und zu be-
ichten.“
„Innere Polizei?“
„Ganz richtig.“
„Oh! wie gut das sich für Malicorne eignet,“
ragte Manicamp zu bemerken.
„Ihr kennt denjenigen, um welchen es sich han-
elt?“ fragte der Prinz.
„Ganz genau, Monseigneur. Er ist mein Freund.“
„Und Eure Meinung ist?“
„Monseigneur wird nie einen Oberaufseher der
Gemächer diesem ähnlich gehabt haben.“
„Wie viel trägt der Dienst?“ fragte der Graf den
Prinzen.
„Ich weiß es nicht; man hat mir nur immer ge-
agt, er lasse sich nicht hoch genug bezahlen, wenn er
ut besetzt sei.“
„Was nennt Ihr gut besetzt?“
„Das versteht sich von selbst, wenn der Angestellte
ein Mann von Geist ist.“
„Dann glaube ich, daß Monseigneur zufrieden sein
wird, denn Malicorne hat Geist wie ein Teufel.“
„Gut, der Dienst wird mich in diesem Fall viel
osten,“ erwiederte lachend der Prinz. „Du machst mir
a ein wahres Geschenk, Graf.“
„Ich glaube es, Monseigneur.“
„Nun denn! so verkündige Deinem Herrn Mel-
orne . . .“
„Malicorne, Monseigneur.“
„Ich werde mich nie an diesen Namen gewöhnen.“
„Ihr sagt wohl Manicamp, Monseigneur.“
„Oh! ich würde auch wohl Malicorne sagen. Die
Gewohnheit müßte mich unterstützen.“

„Ah! Monseigneur, ich verspreche Euch, daß Euer Inspector der Gemächer sich nicht ärgern wird, er hat den glücklichsten Charakter, den man finden kann.“

„Nun denn! so verkündigt ihm seine Ernennung, Guiche . . . Doch wartet . . .“

„Was, Monseigneur?“

„Ich will ihn vorher sehen. Ist er so häßlich, wie sein Freund, so nehme ich meine Zusage zurück.“

„Monseigneur kennt ihn.“

„Ich?“

„Allerdings, Monseigneur hat ihn schon im Palais-Royal gesehen . . . und ich habe ihn sogar selbst Eurer Königlichen Hoheit vorgestellt.“

„Ah! sehr gut, ich erinnere mich . . . Teufel! das ist ein reizender Junge.“

„Ich wußte wohl, daß Monseigneur ihn hatte bemerken müssen.“

„Ja, ja, ja! Siehst Du, Guiche, weder meine Frau, noch ich sollen Häßlichkeiten vor den Augen haben. Meine Frau wird zu Ehrenfräulein nur hübsche Mädchen, ich zu Cavalieren nur wohl geformte Edelleute nehmen. Auf diese Art siehst Du, Guiche, wenn ich Kinder zeuge, werden sie von einer guten Inspiration sein, und wenn meine Frau zeugt, wird sie schöne Muster gesehen haben.“

„Das ist vortrefflich geschlossen, Monseigneur,“ sagte Manicamp, der mit dem Auge und der Stimme zugleich billigte.

Was Guiche betrifft, so fand er den Schluß ohne Zweifel nicht so glücklich, denn er stimmte nur mit der Geberde, und auch die Geberde behielt noch einen markirten Charakter der Unentschiedenheit.

Manicamp theilte die gute Kunde, die er vernommen, Malicorne mit.

Guiche machte, scheinbar wider seinen Willen, seine Hoftoilette.

Singend, lachend und sich im Spiegel beschauend, ereichte Monsieur die Stunde des Mittagsmahles in iner Verfassung, welche das Sprüchwort:

„Glücklich wie ein Prinz!"

erechtfertigt hätte.

XI.

Geschichte einer Dryade und einer Najade.

Jedermann hatte im Schlosse den Imbiß einge= ommen und war sodann zur Hoftollette geschritten.

Der Imbiß fand gewöhnlich um fünf Uhr statt.

Setzen wir eine Stunde für den Imbiß und zwei r die Toilette. Jedermann war also gegen acht Uhr bends bereit.

Um acht Uhr fing man auch an, sich bei Madame nzufinden.

Denn, wie gesagt, Madame empfing an diesem bend.

Und bei den Abendunterhaltungen von Madame itete sich Jeder zu fehlen, denn diese Unterhaltungen nden mit all dem Zauber statt, den die Königin, ese fromme und vortreffliche Prinzessin, ihren Gesell= haften zu verleihen nicht im Stande gewesen war. eider ist es einer von den Nachtheilen der Güte, we= ger zu belästigen, als ein boshafter Geist.

Und dennoch, beeilen wir uns, dies zu bemerken, ar boshafter Geist nicht ein Epitheton, das sich auf adame anwenden ließ.

Diese Elise=Natur enthielt zuviel Edelmuth, zu

Elfen

viel hochherzige Regungen und erhabene Reflexi
man sie eine böse Natur nennen konnte.

Aber Madame hatte die Gabe des W
eine so oft für den, welcher sie besitzt, unsel
denn er zerbricht, wo ein Anderer sich getra
eine Folge hievon war, daß sich die St
Stiche nicht auf ihr abstumpften, wie auf de
ten Gewissen von Marie Therese.

Ihr Herz prallte bei jedem Angriff w
und, jenen Stößen beim Ringelspiel ähnlich,
dame, wenn man sie nicht so traf, daß f
wurde, dem Unklugen, wer es auch sein m
gegen sie zu streiten wagte, Stoß für Stoß

War dies Bösartigkeit? war es ga
Schalkheit? Unseres Erachtens sind die re
mächtigen Naturen diejenigen, welche, dem
Wissenschaft ähnlich, zugleich das Gute und
vorbringen, ein doppelter, beständig blühender,
fruchtbarer Zweig, dessen gute Frucht die
unterscheiden wissen, welche Hunger haben,
weil sie schlecht gegessen, die Unnützen und d
rotzer sterben, was kein Uebel ist.

Madame, in deren Geist der Plan, zweite ode
sogar erste Königin zu sein, sehr feststand, macht
angenehm durch die Conversation, durch die
gen, durch die vollkommene Freiheit, sein W
bringen, die sie Jedem ließ, unter der Bed
dessen, daß das Wort nützlich oder hübsch w
sollte man es glauben, gerade aus diesem G
man vielleicht weniger bei Madame, als and

Madame haßte die Schwätzer und rächte
sam an ihnen.

Sie ließ sie sprechen.

Sie haßte auch die Anmaßung und
Fehler nicht einmal dem König hingehen.

Es war dies die Krankheit von Mon

Madame hatte die ungeheure Aufgabe, ihn zu heilen, unternommen.

Dichter, Männer von Geist, schöne Frauen, Alles empfing sie übrigens als erhabene Gebieterin ihrer Sklaven; träumerisch genug inmitten dieses muthwilligen Treibens, um den Dichterträumer zu machen, stark genug durch ihre Reize, um selbst unter den Schönsten zu glänzen; geistreich genug, daß die Merkwürdigsten sie mit Vergnügen anhörten.

Man begreift, welche Welt Unterhaltungen, wie sie bei der Prinzessin gegeben wurden, anziehen mußten; die Jugend strömte herbei. Wenn der König jung ist, ist Alles jung.

Man sah auch die alten Damen, starke Köpfe der Regentschaft oder der vorhergehenden Regierung, schmollen; aber man antwortete auf ihr Schmollen dadurch, daß man über diese ehrwürdigen Damen lachte, welche den Geist des Regierens so weit getrieben, daß sie Abtheilungen von Soldaten im Krieg der Feinde commandirten, um, wie Madame sagte, nicht ganz die Herrschaft über die Soldaten zu verlieren.

Auf den Schlag acht Uhr trat Ihre Königliche Hoheit in den großen Salon ein und traf mehrere Höflinge, welche schon seit zehn Minuten warteten.

Unter allen diesen Vorläufern der genannten Stunde suchte sie denjenigen, von welchem sie glaubte, er müsse zuerst von Allen gekommen sein, aber sie fand ihn nicht.

Doch beinahe in demselben Augenblick, wo sie diese Forschung endigte, meldete man Monsieur.

Monsieur war glänzend anzuschauen. Alle Edelsteine des Cardinals Mazarin, wohlverstanden diejenigen, welche der Cardinal zu hinterlassen nicht umhin konnte; alle Edelsteine der Königin Mutter, sogar einige seiner Frau trug Monsieur an diesem Tag. Monsieur strahlte auch wie eine Sonne.

Hinter ihm, mit langsamem Schritt und mit einer vortrefflich gespielten salbungsreichen Miene kam Guiche

viel hochherzige Regungen und erhabene Reflexionen, daß man sie eine böse Natur nennen konnte.

Aber Madame hatte die Gabe des Widerstands, eine so oft für den, welcher sie besitzt, unselige Gabe, denn er zerbricht, wo ein Anderer sich getragen hätte; eine Folge hievon war, daß sich die Streiche und Stiche nicht auf ihr abstumpften, wie auf dem wattirten Gewissen von Marie Therese.

Ihr Herz prallte bei jedem Angriff wieder auf, und, jenen Stößen beim Ringelspiel ähnlich, gab Madame, wenn man sie nicht so traf, daß sie betäubt wurde, dem Unklugen, wer es auch sein mochte, der gegen sie zu streiten wagte, Stoß für Stoß zurück.

War dies Bösartigkeit? war es ganz einfach Schalkheit? Unseres Erachtens sind die reichen und mächtigen Naturen diejenigen, welche, dem Baum der Wissenschaft ähnlich, zugleich das Gute und Böse hervorbringen, ein doppelter, beständig blühender, beständig fruchtbarer Zweig, dessen gute Frucht diejenigen zu unterscheiden wissen, welche Hunger haben, bei dem, weil sie schlecht gegessen, die Unnützen und die Schmarotzer sterben, was kein Uebel ist.

Madame, in deren Geist der Plan, zweite oder vielleicht sogar erste Königin zu sein, sehr feststand, machte ihr Haus angenehm durch die Conversation, durch die Begegnungen, durch die vollkommene Freiheit, sein Wort anzubringen, die sie Jedem ließ, unter der Bedingung indessen, daß das Wort nützlich oder hübsch war. Und, sollte man es glauben, gerade aus diesem Grund sprach man vielleicht weniger bei Madame, als anderswo.

Madame haßte die Schwätzer und rächte sich grausam an ihnen.

Sie ließ sie sprechen.

Sie haßte auch die Anmaßung und ließ diesen Fehler nicht einmal dem König hingehen.

Es war dies die Krankheit von Monsieur, und

Madame hatte die ungeheure Aufgabe, ihn zu heilen, unternommen.

Dichter, Männer von Geist, schöne Frauen, Alles empfing sie übrigens als erhabene Gebieterin ihrer Sklaven; träumerisch genug inmitten dieses muthwilligen Treibens, um den Dichterträumer zu machen, stark genug durch ihre Reize, um selbst unter den Schönsten zu glänzen; geistreich genug, daß die Merkwürdigsten sie mit Vergnügen anhörten.

Man begreift, welche Welt Unterhaltungen, wie sie bei der Prinzessin gegeben wurden, anziehen mußten; die Jugend strömte herbei. Wenn der König jung ist, ist Alles jung.

Man sah auch die alten Damen, starke Köpfe der Regentschaft oder der vorhergehenden Regierung, schmollen; aber man antwortete auf ihr Schmollen dadurch, daß man über diese ehrwürdigen Damen lachte, welche den Geist des Regierens so weit getrieben, daß sie Abtheilungen von Soldaten im Krieg der Feinde commandirten, um, wie Madame sagte, nicht ganz die Herrschaft über die Soldaten zu verlieren.

Auf den Schlag acht Uhr trat Ihre Königliche Hoheit in den großen Salon ein und traf mehrere Höflinge, welche schon seit zehn Minuten warteten.

Unter allen diesen Vorläufern der genannten Stunde suchte sie denjenigen, von welchem sie glaubte, er müsse zuerst von Allen gekommen sein, aber sie fand ihn nicht.

Doch beinahe in demselben Augenblick, wo sie diese Forschung endigte, meldete man Monsieur.

Monsieur war glänzend anzuschauen. Alle Edelsteine des Cardinals Mazarin, wohlverstanden diejenigen, welche der Cardinal zu hinterlassen nicht umhin konnte; alle Edelsteine der Königin Mutter, sogar einige seiner Frau trug Monsieur an diesem Tag. Monsieur strahlte auch wie eine Sonne.

Hinter ihm, mit langsamem Schritt und mit einer vortrefflich gespielten salbungsreichen Miene kam Guiche

:inem mit Silber gestickten und mit blauen Bändern
zierten Kleid von perlgrauem Sammt.

Guiche trug überdies Mechelner Spitzen, welche in
:er Art so schön waren, als die Edelsteine von Mon=
:ur in der ihrigen.

Seine Hutfeder war roth, Madame hatte mehrere
;arben.

Sie liebte das Rothe bei den Tapeten, das Graue
bei den Kleidern, das Blaue bei den Blumen.

So gekleidet, war Herr von Guiche von einer
Schönheit, die Jedermann bemerken konnte. Eine ge=
wisse interessante Bläße, ein gewisses Schmachten der
Augen, mattweiße Hände unter großen Spitzen, den
Mund melancholisch . . . man durfte in der That
Herrn von Guiche nur sehen, um zu verstehen, daß
wenige Männer am französischen Hof ihm an Werth
gleich kamen.

Eine Folge hievon war, daß Monsieur, der die
Anmaßung hatte, einen Stern zu verdunkeln, hätte sich
ein Stern mit ihm in Parallele gestellt, im Gegentheil
völlig in aller Phantasie, welche allerdings sehr schweig=
same, aber auch auf ihr Urtheil sehr stolze Richter
sind, verdunkelt wurde.

Madame hatte Guiche flüchtig angeschaut, aber so
flüchtig auch dieser Blick war, so brachte er doch eine
reizende Röthe auf ihre Stirne.

Madame hatte in der That Guiche so schön und
elegant gefunden, daß sie beinahe die königliche Erobe
rung nicht mehr beklagte, von der sie fühlte, daß s
ihr zu entgehen im Begriff war.

Ihr Herz ließ also unwillkührlich all ihr Bl
nach ihren Wangen zurückfließen.

Monsieur nahm nun seine störrische Miene an u
näherte sich ihr. Er hatte die Röthe der Prinze
nicht bemerkt, oder wenn er sie bemerkt, war er s
entfernt, sie der wahren Ursache zuzuschreiben.

„Madame,“ sprach er, seiner Frau die Hand

fend, „es ist hier ein in Ungnade Gefallener, ein unglücklicher Verbannter, den ich Euch zu empfehlen übernommen habe. Uebersehr nicht, daß er zu meinen besten Freunden gehört, und daß Euer Empfang mich ungemein berühren wird."

„Wer ist der Verbannte? Wer ist der in Ungnade Gefallene?" fragte Madame, indem sie umherschaute, ohne mehr bei dem Grafen, als bei den Andern zu verweilen.

Dies war der Augenblick, um seinen Schützling vorzuschieben. Der Prinz trat zurück und ließ Guiche vorbei, der mit einer ziemlich verdrießlichen Miene auf Madame zuschritt und sich vor ihr verbeugte.

„Wie?" sagte Madame, als ob sie vom lebhaftesten Erstaunen ergriffen würde, „Herr von Guiche ist der in Ungnade Gefallene, der Verbannte?"

„Ah! Ihr glaubt wohl!" versetzte der Prinz.

„Ei! man sieht nur ihn hier," sagte Madame.

„Ah! Madame, Ihr seid ungerecht," sprach der Prinz.

„Ich?"

„Allerdings. Auf, verzeiht diesem armen Jungen."

„Ihm verzeihen, was? Was habe ich denn Herrn von Guiche zu verzeihen?"

„Ja, erkläre Dich, Guiche; was soll man Dir verzeihen?"

„Ah! Ihre Königliche Hoheit weiß es wohl," erwiederte der Graf heuchlerisch.

„Gebt ihm Eure Hand, Madame," sagte Philipp.

„Wenn Euch das Vergnügen macht . . ."

Und mit einer unbeschreiblichen Bewegung der Augen und der Schultern reichte Madame ihre schöne, duftende Hand dem jungen Manne, der seine Lippen darauf drückte.

Es ist anzunehmen, daß er sie lange darauf drückte und daß Madame ihre Hand nicht zu rasch zurückzog; denn der Herzog fügte bei:

„Guiche ist nicht boshaft, Madame, und er wird Euch sicherlich nicht beißen."

Dieses Wort, das nicht sehr witzig war, nahm man in der Gallerie zum Vorwand, um übermäßig zu lachen.

Die Lage der Dinge war allerdings bemerkenswerth, und einige gute Seelen hatten sie bemerkt.

Monsieur weidete sich noch an der Wirkung seines Wortes, als man den König meldete.

In diesem Moment war der Anblick des Salon derjenige, welchen wir zu schildern versuchen wollen.

Im Mittelpunkt, vor dem mit Blumen beladenen Kamin, befand sich Madame mit ihren Ehrenfräulein, welche zwei Flügel bildeten, an deren Linie die Schmetterlinge des Hofes flatterten.

Andere Gruppen nahmen die Fenstervertiefungen ein und faßten in ihren bezüglichen Plätzen die Worte auf, welche aus der Hauptgruppe hervorkamen.

Aus einer dieser Gruppen, welche am nächsten beim Kamin, flammte Malicorne, der auf der Stelle von Guiche und Manicamp zum Posten des Oberaufsehers der Gemächer erhoben worden war, Malicorne, dessen Officiantenkleid beinahe seit zwei Monaten bereit lag, in seiner Vergoldung, und strahlte auf Montalais, die äußerste Linke von Madame, mit allem Feuer seiner Augen und mit dem ganzen Reflex seines Sammets.

Madame plauderte mit Fräulein von Chatillon und Fräulein von Crèqui, ihren beiden Nachbarinnen, und sandte ein paar Worte Monsieur zu, der sogleich verschwand, sobald man gemeldet:

„Der König."

Fräulein de la Vallière war, wie Montalais, auf der Linken von Madame, das heißt die Vorletzte der Linie; auf ihrer Rechten hatte man Fräulein von Tonnay-Charente gestellt. Sie befand sich also in der Lage jener Truppencorps, deren Schwäche man muth-

maßt, und die man zwischen zwei erprobte Kräfte stellt.

So gedeckt von ihren zwei Gefährtinnen, verbarg La Vallière, war sie nun betrübt über die Abreise von Raoul, oder war sie noch bewegt von den neuerdings vorgefallenen Ereignissen, welche ihren Namen in der Welt der Höflinge sehr bekannt zu machen anfingen, verbarg La Vallière, sagen wir, hinter einen Fächer ihre etwas gerötheten Augen und schien eine große Aufmerksamkeit den Worten zu schenken, die ihr Montalais und Athenais abwechselnd in das eine und in das andere Ohr flüsterten.

Als der Name des Königs erscholl, entstand eine große Bewegung im Salon.

Madame, als die Herrin des Hauses, stand auf, um den königlichen Gast zu empfangen; doch während sie aufstand, so sehr sie auch in Anspruch genommen sein mußte, warf sie einen Blick auf ihre Rechte, und dieser Blick, den der anmaßende Guiche als an seine Adresse abgesandt erklärte, heftete sich, indem er im Kreise umherlief, auf la Vallière, deren lebhafte Röthe und Aufregung sie hatte bemerken können.

Der König trat mitten in die Gruppe, welche durch eine Bewegung, die sich natürlich vom Umkreise aus bewerkstelligte, eine allgemeine geworden war.

Alle Stirnen senkten sich vor Seiner Majestät. Die Frauen beugten sich, wie schwache, aber herrliche Lilien vor König Aquilo.

Seine Majestät hatte an diesem Abend nichts Heroisches, wir möchten sogar sagen, nichts Königliches, wenn nicht seine Jugend und seine Schönheit.

Ein gewisses Aussehen lebhafter Freude und gute Stimmung erweckte jedes Gehirn, und Jeder versprach sich einen reizenden Abend, schon da er das Verlangen Seiner Majestät, sich bei Madame zu belustigen, wahrnahm.

Konnte Jemand durch seine Freude und durch seine

gute Laune dem König das Gleichgewicht halten, so war es Herr von Saint-Aignan, rosenfarbig, was seinen Anzug, sein Gesicht und seine Bänder betraf, rosenfarbig besonders hinsichtlich seiner Ideen, und Saint-Aignan hatte an diesem Abend viele Ideen.

Was allen diesen Ideen, die in seinem lachenden Geiste keimten, eine neue Blüthe verliehen hatte, war der Umstand, daß er bemerkte, Fräulein von Tonnay-Charente sei, wie er, rosenfarbig gekleidet. Wir möchten indessen nicht behaupten, der verschmitzte Höfling habe nicht zum Voraus gewußt, die schöne Athenais werde so gekleidet sein. Er verstand zu gut die Kunst, einen Schneider oder eine Kammerfrau über die Pläne ihrer Gebieterin schwatzen zu machen.

Er sandte eben so viele mörderische Blicke an Fräulein Athenais ab, als er Bandknoten an den Beinkleidern und am Wamms hatte, das heißt, er schoß eine wüthende Menge ab.

Nachdem der König Madame sein Kompliment gemacht und Madame sich zu setzen aufgefordert worden war, bildete sich alsbald der Kreis.

Ludwig erkundigte sich bei Monsieur nach dem Bad; er erzählte, während er die Damen anschaute, Dichter beschäftigen sich damit, die galante Belustigung der Bäder von Valvins in Verse zu bringen, und einer derselben besonders, Herr Loret, scheine Geständnisse von einer Wassernymphe erhalten zu haben, so viel Wahrheit enthalten seine Reime.

Mehr als eine Dame glaubte erröthen zu müssen.

Ludwig benützte diesen Augenblick, um nach Gefallen zu betrachten; Montalais allein erröthete nicht genug, um den König nicht anzuschauen und sie sah ihn mit dem Blick Fräulein de la Vallière verschlingen.

Das kühne Ehrenfräulein, das man die Montalais nannte, zwang den König, die Augen niederzuschlagen und schützte so Louise de la Va[illegible]

thetischen Feuer, das ihr vielleicht durch diesen Blick zugeströmt wäre.

Ludwig wurde von Madame in Anspruch genommen, die ihn mit Fragen überhäufte, und Niemand in der Welt wußte so gut zu fragen, wie sie.

Er aber suchte die Conversation allgemein zu machen, und damit ihm das gelinge, verdoppelte er Geist und Galanterie.

Madame wollte Komplimente; sie beschloß, solche um jeden Preis zu entreißen, und sie sagte, indem sie sich an den König wandte:

„Sire, Eure Majestät, die Alles weiß, was in ihrem Reiche vorgeht, muß zum Voraus die Verse wissen, welche ihrem Loret von jener Nymphe erzählt worden sind; will uns Eure Majestät dieselben wohl mittheilen?"

„Madame," erwiederte der König mit vollkommener Anmuth, „ich wage es nicht . . . Es ist gewiß, daß es für Euch persönlich nicht ergötzlich wäre, gewisse Einzelheiten anzuhören, aber Saint-Aignan erzählt ziemlich gut und behält die Verse vortrefflich im Gedächtniß; wenn er sie nicht behält, improvisirt er sie. Ich bezeichne ihn Euch als verstärkten Dichter."

So in die Scene gesetzt, war Saint-Aignan genöthigt, sich so wenig als möglich unvortheilhaft zu produciren. Zum Unglück für Madame dachte er nur an seine Privatangelegenheiten, nämlich statt Madame die Komplimente zu spenden, auf die sie hoffte, ließ er es sich einfallen, sich selbst ein wenig mit seinem Glück breit zu machen.

Er warf einen hundertsten Blick auf die schöne Athenais, welche fortwährend ihre Theorie vom vorhergehenden Tag in Anwendung brachte, das heißt, sich durchaus nicht herbeiließ, ihren Anbeter anzuschauen.

„Sire," sagte er, „Eure Majestät wird mir ohne Zweifel verzeihen, daß ich die von der Nymphe Loret diktirten Verse zu wenig im Gedächtniß behalten habe;

wo aber der König nichts behalten hat, was hätte ich, ein armer Gebrechlicher, thun können?"

Madame nahm diese Ausflucht des Höflings durchaus nicht gnädig auf.

„Ah! Madame," fügte Saint-Aignan bei, „es handelt sich heut zu Tage nicht mehr darum, was die Süßwassernymphen sagen. In der That, man wäre versucht, zu glauben, es gehe nichts Interessantes mehr in den flüssigen Reichen vor. Auf der Erde, Madame, begeben sich die großen Ereignisse. Ah! auf der Erde, Madame, sind es Erzählungen voll . . ."

„Gut!" versetzte Madame, „und was geht denn auf der Erde vor?"

„Das muß man die Dryaden fragen," erwiederte der Graf; „die Dryaden bewohnen die Bäume, wie Eure Königliche Hoheit weiß."

„Ich weiß sogar, daß sie von Natur schwatzhaft sind, Herr von Saint-Aignan."

„Das ist wahr, Madame; aber wenn sie neue schöne Dinge berichten, so hätte man Unrecht, sie der Schwatzhaftigkeit zu beschuldigen."

„Sie berichten also schöne Dinge?" fragte mit gleichgültigem Ton die Prinzessin. „In der That, Herr von Saint-Aignan, Ihr erregt meine Neugierde, und wenn ich der König wäre, so würde ich Euch auf der Stelle auffordern, uns die schönen Dinge zu erzählen, welche die Damen Dryaden sagen, weil Ihr allein hier ihre Sprache zu kennen scheint.

„Oh! was das betrifft, Madame, ich stehe Eurer Hoheit zu Befehl," erwiederte rasch der Graf.

„Er versteht die Sprache der Dryaden?" sagte Monsieur. „Wie glücklich ist doch dieser Saint-Aignan."

„Wie das Französische, Monseigneur."

„Erzählt also," rief Madame.

Der König fühlte sich verlegen; es unterlag keinem Zweifel, sein Vertrauter würde ihn in eine schwierige Sache verwickeln.

Er fühlte dies an der allgemeinen Aufmerksamkeit, die durch den Eingang von Saint-Aignan und die eigenthümliche Haltung von Madame erregt wurde. Die Discretesten schienen bereit, jedes Wort, das der Graf hervorbringen würde, zu verschlingen.

Man hustete, man näherte sich einander, man schaute aus dem Augenwinkel gewisse Ehrendamen an, welche, um anständiger oder vielmehr mit mehr Festigkeit, diesen forschenden, gewichtigen Blick zu ertragen, ihre Fächer zurecht richteten, und sich die Haltung eines Duellisten gaben, der gegen das Feuer seines Feindes Stand halten soll.

In jener Zeit war man so sehr an geistreiche Conversationen und kitzliche Erzählungen gewöhnt, daß da, wo ein ganzer Salon in unserer Zeit Scandal, Eclat, Tragödie riechen würde, die Gesellschaft im Salon von Madame es sich bequem machte, um nicht ein Wort, nicht eine Geberde von der zu ihren Gunsten von Herrn von Saint-Aignan abgefaßten Komödie zu verlieren, deren Entwicklung, wie auch der Styl und die Intrigue sein mochte, vollkommen hinsichtlich der Ruhe und Beobachtung sein mußten.

Der Graf war als ein abgeschliffener Mann und vortrefflicher Erzähler bekannt. Er begann also muthig unter einem tiefen und folglich für jeden Andern als ihn furchtbaren Stillschweigen:

„Madame, der König erlaubt, daß ich mich zuerst an Eure Königliche Hoheit wende, weil sie sich für die Neugierigste des Reiches erklärt; ich werde also die Ehre haben, Eurer Hoheit zu sagen, daß die Dryade ganz besonders in hohlen Eichen wohnt, und da die Dryaden schöne mythologische Geschöpfe sind, so bewohnen sie sehr schöne Bäume, das heißt die dicksten, die sie finden können."

Bei diesem Eingang, der unter einem durchsichtigen Schleier an die bekannte Geschichte bei der Königseiche erinnerte, welche am letzten Abend eine so

große Rolle gespielt hatte, klopften so viele Herzen vor Freude oder Bangigkeit, daß, wenn Saint-Aignan nicht die gute, klangreiche Stimme gehabt hätte, dieses Klopfen der Herzen über seiner Stimme gehört worden wäre.

„Es muß Dryaden in Fontainebleau geben, denn ich habe in meinem Leben keine schöneren Eichen gesehen, als im königlichen Park," sprach die Prinzessin mit ruhigem Ton.

Und indem sie dies sagte, sandte sie an die Adresse von Guiche einen Blick, über den sich dieser nicht wie über den vorhergehenden beklagen konnte, welcher, erwähnter Maßen, eine gewisse Nuance von einer für ein so liebendes Herz sehr peinlichen Unbestimmtheit behalten hatte.

„Ganz richtig, von Fontainebleau wollte ich zu Eurer Hoheit reden," sagte Saint-Aignan, „denn die Dryade, deren Erzählung uns beschäftigt, bewohnt den Park des Schlosses Seiner Majestät."

Die Sache war angesponnen, die Handlung begann: Zuhörer und Erzähler, Niemand konnte mehr zurückweichen.

„Hören wir," sagte Madame, „denn die Geschichte sieht mir aus, als hätte sie nicht nur den Reiz einer nationalen Erzählung, sondern auch den einer ganz gleichzeitigen Chronik."

„Ich muß mit dem Anfang beginnen," sprach der Graf. „Es wohnen in Fontainebleau in einer Hütte von schönem Aussehen Schäfer."

„Der Eine ist der Schäfer Tiocis, dem durch Erbschaft von seinen Eltern die reichsten Grundstücke gehören."

„Tiocis ist jung und schön, und seine Eigenschaften machen aus ihm den ersten Schäfer der Gegend. Man kann also kühn sagen, es sei der König."

Ein leises Gemurmel des Beifalls ermuthigte den Erzähler, und dieser fuhr also fort:

„Seine Kraft kommt seinem Muthe gleich, Niemand hat mehr Gewandtheit bei der Jagd auf wilde Thiere, Niemand mehr Weisheit im Rathe. Tummelt er ein Pferd auf den schönen Ebenen seines Erbgutes, führt er bei den Spielen der Geschicklichkeit und der Stärke die Schäfer an, die ihm gehorchen, so sollte man glauben, es sei Gott Mars, der auf den Ebenen von Thracien seine Lanze schwinge, oder besser Apollo, der Gott des Tags, wenn er mit seinen entflammten Pfeilen auf die Erde strahlt."

Jeder begreift, daß dieses allegorische Portrait des Königs nicht der schlechteste Eingang war, den der Erzähler hatte wählen können. Er verfehlte auch seine Wirkung weder auf die versammelte Gesellschaft, welche, aus Vergnügen oder aus Pflicht, auf das Geräuschvollste Beifall klaschte, noch auf den König selbst, dem das Lob sehr gefiel, wenn es delikat, und nicht immer mißfiel, sogar wenn es ein wenig übertrieben war. Saint-Aignan fuhr fort:

„Meine Damen, nicht allein bei den Spielen des Ruhmes hat sich Tiocis den Ruf erworben, der ihn zum König der Schäfer macht."

„Der Schäfer von Fontainebleau," sagte der König, Madame zulächelnd.

„Oh!" rief Madame, „Fontainebleau ist vom Dichter willkührlich gewählt worden; ich sage: der Schäfer der ganzen Welt."

Der König vergaß seine Rolle als passiver Zuhörer und verbeugte sich.

Saint-Aignan aber fuhr unter einem schmeichelhaften Gemurmel fort:

„Bei den Schönen besonders offenbart sich das Verdienst dieses Königs der Schäfer am Klarsten. Es ist ein Schäfer von feinem Geist und reinem Herzen; er weiß eine Artigkeit mit einer Anmuth zu sagen, welche unwiderstehlich entzückt, er weiß mit einer Dis-

cretion zu lieben, die seinen liebenswürdigen und glück lichen Eroberungen das beneidenswertheste Loos verheiß Nie ein Aufsehen, nie ein Vergessen. Wer Tiocis ge sehen und gehört hat, muß ihn lieben; wer ihn lieb und von ihm geliebt wird, hat das Glück gefunden.

Saint-Aignan machte eine Pause; er weidete sic an dem Vergnügen der Komplimente, und dieses Por trait, so gar keck und schwülstig es auch war, hatt Gnade vor gewissen Ohren gefunden, besonders be denjenigen, für welche die Verdienste des Schäfer durchaus nicht übertrieben schienen. Madame forderi den Erzähler auf, fortzufahren:

„Tiocis,“ sagte der Graf, „hatte einen treuen Ge fährten, oder vielmehr einen ergebenen Diener Namen . . . Amyntas.“

„Ah! gebt uns nun das Portrait von Amyntas, rief die Prinzessin boshafter Weise: „Ihr seid ein s guter Maler, Herr von Saint-Aignan.“

„Madame . . .“

„Oh! Graf von Saint-Aignan, ich bitte Euch opfert diesen armen Amyntas nicht auf! ich würde e Euch nie vergeben.“

„Madame, Amyntas ist von einer zu untergeord neten Stellung, besonders gegen Tiocis, als daß seine Ehre die Ehre einer Parallele zu Theil werden könnte Es ist mit gewissen Freunden, wie mit jenen Dienern des Alterthums, welche sich lebendig zu den Füßen ihres Herrn begraben ließen. Zu den Füßen von Tiocis da ist der Platz von Amyntas, er verlangt keinen an dern; und wenn zuweilen die hochherrlichen Helden . .

„Der hochherrliche Schäfer, wollt Ihr sagen,“ sagte Madame, die sich den Anschein gab, als wollte sie Saint-Aignan verbessern.

„Eure Hoheit hat Recht! ich täuschte mich,“ er wiederte der Höfling; „ich sage, wenn der Schäfer Tiocis sich zuweilen herablasse, Amyntas seinen Freund zu nennen und ihm sein Herz zu eröffnen, so sei dies

eine unvergleichliche Huld, auf die dieser einen Werth lege, wie auf die höchste Glückseligkeit."

„Dies Alles," unterbrach ihn Madame, „begründet die unbeschränkte Ergebenheit von Amyntas für Tiocis, gibt uns aber nicht das Portrait von Amyntas. Graf, schmeichelt ihm nicht, wenn Ihr wollt; aber malt ihn uns, ich will das Portrait von Amyntas haben."

Nachdem er sich tief vor der Schwägerin Seiner Majestät verbeugt hatte, ergab sich Saint-Aignan und sprach:

„Amyntas ist ein wenig älter als Tiocis; er ist kein von der Natur ganz ungnädig behandelter Schäfer, man sagt sogar, die Musen haben ihm bei seiner Geburt wohlwollend zugelächelt, wie Hebe der Jugend zulächelt. Er hat nicht den Ehrgeiz, zu glänzen, er hat den, geliebt zu werden, und er wäre dessen vielleicht nicht unwürdig, wenn man ihn kennen würde."

Verstärkt durch einen mörderischen Blick, wurde dieser letzte Paragraph ganz an Fräulein von Tonnay-Charente abgesandt, die den Anfall, ohne sich zu rühren, aushielt.

Doch die Bescheidenheit und die Gewandtheit der Anspielung hatten eine gute Wirkung hervorgebracht; Amyntas sammelte die Früchte davon in lauten Beifallsäußerungen, der Kopf von Tiocis selbst gab das Signal dazu durch eine Beipflichtung voll Wohlwollen.

Saint-Aignan fuhr fort:

„Tiocis und Amyntas gingen nun eines Abends im Wald spazieren und sprachen über ihren Liebeskummer. Bemerkt wohl, meine Damen, daß dies schon die Erzählung der Dryade ist; hätte man sonst erfahren können, was Tiocis und Amyntas, die zwei Verschwiegensten von allen Schäfern der Erde, sagten? Sie begaben sich nach der buschreichsten Stelle des Waldes, um sich abzusondern und sich freier ihre Leiden anzu-

vertrauen, als plötzlich ein Geräusch von Stimmen ihre Ohren traf.

„Ah! ah!“ machte ein Zuhörer des Erzählers. „Das wird äußerst interessant.“

Aehnlich dem aufmerksamen General, der seine Armee inspicirt, richtete hier Madame mit einem Blick Montalais und Tonnay-Charente auf, welche der Anstrengung beinahe erlagen.

„Diese harmonischen Stimmen,“ sprach Saint-Aignan, „waren die von einigen Schäferinnen, welche auch die Kühle der Schatten hatten genießen wollen, und, da sie den verborgenen, beinahe unzugänglichen Ort kannten, sich hier versammelt hatten, um einige Ideen über die Schäferei zu besprechen.“

Ein ungeheures Gelächter, durch diesen Satz von Saint-Aignan hervorgerufen, ein unmerkliches Lächeln des Königs, der Tonnay-Charente anschaute, das waren die Resultate des Ausfalls.

„Die Dryade versichert,“ fuhr Saint-Aignan fort, „die Schäferinnen seien zu drei gewesen und zwar alle drei jung und schön.“

„Ihre Namen?“ fragte Madame.

„Ihre Namen!“ erwiederte Saint-Aignan, der sich gegen diese Indiscretion bäumte.

„Allerdings. Ihr habt Eure Schäfer Tiocis und Amyntas genannt; nennt Eure Schäferinnen auf irgend eine Art.“

„Oh! Madame, ich bin kein Erfinder, ich erzählte unter dem Diktat der Dryade.“

„Wie nannte Eure Dryade diese Schäferinnen? Das ist in der That ein sehr widerspenstiges Gedächtniß! Diese Dryade war also mit der Göttin Mnemosyne entzweit.“

„Madame, diese Schäferinnen . . . Vergeßt nicht, daß Namen von Frauen offenbaren ein Verbrechen ist.“

„Von dem eine Frau Euch freispricht, Graf, unter

er Bedingung, daß Ihr uns die Namen der Schä-
erinnen nennt."

„Sie heißen Philis, Amaryllis und Galathe."

„Ah! gut, sie haben durch das Wartenlassen nicht
erloren," sagte Madame, „das sind drei reizende Na-
nen. Nun die Portraits?"

Saint-Aignan machte abermals eine Bewegung.

„Oh! ich bitte Euch, gehen wir der Ordnung
ach zu Werke, Graf," sprach Madame, „nicht wahr,
Sire, wir müssen das Portrait der Schäferinnen
aben?"

Der König, der dieses beharrliche Auffordern er-
artete und eine unbestimmte Unruhe zu fühlen anfing,
laubte ein so gefährliches Verhör nicht anstacheln zu
nüssen. Er dachte übrigens, Saint-Aignan würde bei
einen Portraits Gelegenheit finden, einige zarte Züge
inschlüpfen zu lassen, welche die Ohren benützen wür-
en, die Seine Majestät zu reizen im Interesse hatte.
In dieser Hoffnung, mit dieser Furcht gestattete Ludwig
Herrn von Saint-Aignan, das Portrait der Schäfe-
innen Philis, Amaryllis und Galathe zu entwerfen.

„Gut, es sei!" sprach Saint-Aignan, wie ein
Mensch, der seinen Entschluß faßt; und er begann, in-
em er einen herausfordernden Blick auf Montalais
varf, ungefähr, wie es bei einem Contrefechten ein
Fechtmeister thut, der einen seiner würdigen Neben-
uhler sich auszulegen auffordert.

„Philis ist weder braun noch blond, weder groß
och klein, weder kalt noch überspannt; sie ist, obgleich
ine Schäferin, geistreich wie eine Prinzessin, und ge-
allsüchtig wie ein Dämon."

„Ihr Gesicht ist vortrefflich. Alles, was ihr Ge-
icht umfaßt, begehrt ihr Herz. Sie ist wie ein Vogel,
er, beständig zwitschernd, bald den Rasen streift, bald
inem Schmetterling nachflatternd sich emporschwingt,
ald sich auf den höchsten Ast eines Baumes setzt, und

von da alle Vogelfänger herausfordert, daß sie ihn entweder fangen, oder in ihre Netze fallen machen."

Das Portrait war so ähnlich, daß Aller Blicke sich auf Montalais richteten, welche, das Auge aufgeweckt, die Nase im Wind auf Herrn von Saint-Aignan horchte, als ob von einer ihr gänzlich fremden Person die Rede wäre.

„Ist das Alles, Herr von Saint-Aignan?" fragte die Prinzessin.

„Oh! Eure Hoheit, das Portrait ist nun skizzirt, und es wären viele Dinge zu sagen. Aber ich befürchte, die Geduld Eurer Hoheit zu ermüden oder die Bescheidenheit der Schäferin zu verletzen, und gehe daher auf ihre Gefährtin Amaryllis über."

„Gut," sprach Madame, „geht auf Amaryllis über, Herr von Saint-Aignan, wir folgen Euch."

„Amaryllis ist die Aelteste von den Dreien, und dennoch," fügte Saint-Aignan rasch bei, „und dennoch erreicht dieses hohe Alter nicht zwanzig Jahre."

Die Stirne von Fräulein von Tonnay-Charente, die sich beim Beginne dieser Erzählung gefaltet hatte, entfaltete sich wieder mit einem leichten Lächeln.

„Sie ist groß und besitzt ungeheure Haare, die sie nach der Weise der Statuen Griechenlands knüpft; ihr Gang ist majestätisch und ihre Geberde stolz: sie hat auch vielmehr das Aussehen einer Göttin, als einer einfachen Sterblichen, und unter den Göttinnen ist diejenige, welcher sie am meisten gleicht, Diana, die Jägerin, nur mit dem Unterschied, daß die grausame Schäferin, die einst Cupido, während er in einem Rosengebüsch schlief, den Liebesköcher gestohlen, statt ihre Pfeile auf die Gäste des Waldes zu richten, sie unbarmherzig auf alle die armen Schäfer absendet, welche im Bereiche ihres Bogens und ihrer Augen vorüberkommen."

„Oh! die boshafte Schäferin," rief Madame, „wird sie sich nicht eines Tages mit einem der Pfeile ver-

wunden, die sie so unbarmherzig nach rechts und links absendet?"

„Das ist die Hoffnung aller Schäfer im Allgemeinen," antwortete Saint-Aignan.

„Und die von Amyntas insbesondere, nicht wahr?" sagte Madame.

„Der schöne Amyntas ist so schüchtern," erwiederte Saint-Aignan mit der bescheidensten Miene, die er anzunehmen im Stande war, „daß, wenn er diese Hoffnung hegt, nie ein Mensch etwas davon erfahren hat, denn er verbirgt sie in der tiefsten Tiefe seines Herzens."

Ein äußerst schmeichelhaftes Gemurmel wurde diesem Glaubensbekenntniß des Erzählers in Beziehung auf den Schäfer zu Theil.

„Und Galathe," fragte Madame, „ich bin sehr begierig, eine so geschickte Hand das Portrait, wo Virgil es gelassen hat, aufnehmen und vor unsern Augen vollenden zu sehen."

„Madame," erwiederte Saint-Aignan, „gegen den großen Virgilius Maro ist Euer unterthäniger Diener nur ein sehr armer Dichter. Durch Euern Befehl ermuthigt, werde ich jedoch mein Möglichstes thun."

„Wir hören," sagte Madame.

Saint-Aignan streckte den Fuß, die Hand und die Lippen vor und sprach:

„Weiß wie die Milch, golden wie die Aehren strömt sie in die Luft die Wohlgerüche ihres blonden Haares aus. Dann fragt man sich, ob es nicht jene schöne Europa sei, welche Jupiter Liebe einflößte, als sie mit ihren Gefährtinnen auf den blüthenreichen Binsen spielte."

„Aus ihren Augen, die so blau sind, wie das Azur des Himmels in den schönsten Sommertagen, fällt eine sanfte Flamme, die Träumerei nährt sie, die Liebe gibt sie aus. Wenn sie die Stirne faltet, oder ihr Haupt zur Erde neigt, verschleiert sich die Sonne, zum Zeichen der Trauer."

„Wenn sie lächelt, nimmt im Gegentheil die ganze Natur ihre Freude wieder auf, und, einen Augenblick stumm, beginnen die Vögel ihre Lieder wieder im Schoße der Bäume.“

„Diese besonders,“ sprach Saint-Aignan, um zu endigen, „diese besonders ist der Anbetung der Welt würdig, und wenn sie je ihr Herz verschenkt, glücklich der Sterbliche, aus dem ihre jungfräuliche Liebe einen Gott zu machen sich herbeilassen wird.“

Indem Madame, wie alle Andern, auf dieses Portrait horchte, beschränkte sie sich darauf, daß sie ihre Billigung bei den poetischsten Stellen durch ein Nicken mit dem Kopf bezeichnete, aber es ließ sich unmöglich sagen, ob diese Zeichen der Beipflichtung dem Talent des Erzählers oder der Aehnlichkeit des Portraits gespendet wurden.

Dadurch, daß Madame nicht offen Beifall zollte, kam es, daß Niemand zu klatschen sich erlaubte, nicht einmal Monsieur, der im Grunde seines Herzens fand, Saint-Aignan lege ein zu großes Gewicht auf die Portraits der Schäferinnen, nachdem er etwas rasch über die Portraits der Schäfer weggegangen.

Die Versammlung schien daher eiskalt.

Saint-Aignan, der seine Rhetorik und seinen Pinsel erschöpft hatte, um das Portrait von Galathe auszumalen, und der nach der günstigen Aufnahme, der sich die anderen Stücke zu erfreuen gehabt, für das letzte einen Beifallssturm zu hören erwartete, — Saint-Aignan war noch eisiger, als der König und die ganze Gesellschaft.

Es trat ein Augenblick des Stillschweigens ein, der von Madame mit der Frage unterbrochen wurde:

„Nun, Sire, was sagt Euer Majestät zu diesen drei Portraits?“

Der König wollte Saint-Aignan, ohne sich eine Blöße zu geben, zu Hülfe kommen, und erwiederte:

„Meiner Ansicht nach ist Amaryllis schön.“

„Ich, ich liebe Philis mehr," sagte Monsieur, „es ist ein gutes Mädchen, oder vielmehr ein guter Junge von einer Nymphe."

Jeder lachte.

Diesmal wurden die Blicke so unmittelbar, daß Montalais die Röthe in veilchenblauen Flammen sich zu Gesicht steigen fühlte.

„Diese Schäferinnen sagten sich also?" fragte Madame.

Aber in seiner Eitelkeit verletzt, war Saint-Aignan nicht im Stande, einen Angriff von frischen, ausgeruhten Truppen auszuhalten.

„Madame," sprach er, „diese Schäferinnen gestanden sich gegenseitig ihre kleinen Neigungen."

„Auf, auf, Herr von Saint-Aignan, Ihr seid im Strom schäferlicher Poesie," sagte Madame mit einem liebenswürdigen Lächeln, das dem Erzähler wieder etwas Stärke verlieh.

„Sie sagten sich, die Liebe sei eine Gefahr, doch die Abwesenheit der Liebe sei der Tod des Herzens."

„Und somit schloßen sie?" fragte Madame.

„Somit schloßen sie, man müsse lieben!"

„Sehr gut! Stellten sie dabei Bedingungen?"

„Die Bedingung, zu wählen," antwortete Saint-Aignan. „Ich muß sogar beifügen — die Dryade spricht — daß eine von den Schäferinnen, Amaryllis, glaube ich, sich förmlich dem widersetzte, daß man liebe, und dennoch vertheidigte sie sich nicht zu sehr dagegen, daß sie habe bis zu ihrem Herzen das Bild eines gewissen Schäfers dringen lassen."

„Amyntas oder Tiocis?"

„Amyntas, Madame," erwiederte Saint-Aignan bescheiden. „Aber sogleich entgegnete Galathe, die sanfte Galathe mit den grünlichblauen Augen, weder Amyntas, noch Alphesibeus, noch Tityeus, noch irgend einer der schönsten Schäfer der Gegend könne mit Tiocis verglichen werden, Tiocis verdunkle alle Männer,

wie die Eiche durch ihre Größe alle Bäume, die Lilie alle Blumen verdunkle. Sie entwarf sogar von Tiocis ein solches Portrait, daß sich Tiocis, der ihr zuhorchte, trotz seiner Größe wahrhaft geschmeichelt fühlen mußte. So waren Tiocis und Amyntas von Philis und Galathe ausgezeichnet worden. So wurde das Geheimniß der zwei Herzen unter dem Schatten der Nacht und im Geheim des Waldes enthüllt."

„Dies ist es, Madame, was mir die Dryade erzählt hat, sie, die Alles weiß, was in der Höhlung der Eichen und im Buschwerk des Grases vorgeht; sie, die die Liebschaften der Vögel kennt, die da weiß, was ihre Gesänge besagen wollen; sie endlich, die die Sprache des Windes in den Zweigen und das Gesumme der Käfer von Gold oder Smaragd im Kelch der wilden Blumen versteht; sie hat es mir wieder gesagt und ich wiederhole es."

„Und nun seid Ihr zu Ende, nicht wahr, Herr von Saint-Aignan?" fragte Madame mit einem Lächeln, das den König beben machte.

„Ich bin zu Ende, ja, Madame," antwortete Saint-Aignan, „und glücklich, wenn ich Eurer Königlichen Hoheit eine Zerstreuung von einigen Augenblicken habe bereiten können."

„Zu kurze Augenblicke," sagte Madame, „denn Ihr habt Alles, was Ihr wißt, vortrefflich erzählt; doch, mein lieber Herr von Saint-Aignan, Ihr habt das Unglück gehabt, Euch nur bei einer einzigen Dryade zu erkundigen, nicht wahr?"

„Ja, Madame, ich gestehe es, nur bei einer einzigen."

„Daraus geht hervor, daß Ihr an einer kleinen, unscheinbaren Najade vorübergegangen seid, die noch ganz andere Dinge wußte, als Eure Dryade, mein lieber Graf."

„Eine Najade," wiederholten mehrere Stimmen,

welche zu vermuthen anfingen, es werde die Geschichte eine Fortsetzung haben.

„Allerdings, neben der Eiche, von der Ihr sprecht und die, wenigstens wie ich glaube, die Königseiche genannt wird, nicht wahr, Herr von Saint=Aignan?“

Saint=Aignan und der König schauten sich an.

„Ja, Madame,“ antwortete Saint=Aignan.

„Nun denn! es ist dort eine hübsche kleine Quelle, welche, inmitten von Mäuseöhrchen und Maßlieben über die Kieselsteine hin murmelt.“

„Ich glaube, Madame hat Recht,“ sagte der König, der immer voll Bangigkeit an den Lippen seiner Schwägerin hing.

„Oh! ich flehe Euch dafür,“ rief Madame, „und zum Beweise dient, daß die Najade, welche diese Quelle beherrscht, mich auf dem Wege angehalten hat, mich, die ich mit Euch spreche.“

„Bah!“ machte Saint=Aignan.

„Ja,“ fuhr die Prinzessin fort, „und zwar, um mir eine Menge von Dingen mitzutheilen, die Herr von Saint=Aignan in seiner Erzählung nicht vorgebracht hat.“

„Oh! erzählt das selbst,“ rief Monsieur, „Ihr erzählt auf eine so reizende Weise.“

Die Prinzessin verbeugte sich vor dem ehelichen Kompliment.

„Ich werde nicht die Poesie und das Talent des Grafen haben, um alle Einzelnheiten gehörig hervorzuheben.“

„Man wird Euch nicht mit geringerem Interesse zuhören,“ sagte der König, der zum Voraus etwas Feindseliges in der Erzählung seiner Schwägerin fühlte.

„Ich spreche übrigens im Namen der armen kleinen Najade, welche wohl die reizendste Halbgöttin ist, die ich je gefunden,“ fuhr Madame fort. „Sie lachte aber dergestalt während ihrer Erzählung, daß ich Euch kraft des medicinischen Axioms: das Lachen ist an=

steckend, um Erlaubniß bitte, selbst ein wenig lachen zu dürfen, wenn ich mich ihrer Worte erinnere."

Der König und Saint-Aignan, die auf vielen Gesichtern einen Anfang von Heiterkeit, der ähnlich, welche Madame verkündigte, sich verbreiten sahen, schauten sich am Ende einander an, und fragten sich mit dem Blick, ob hierunter nicht eine kleine Verschwörung stecke.

Madame war aber fest entschlossen, das Messer in der Wunde um und umzudrehen; sie fuhr auch mit ihrer Miene naiver Unschuld, das heißt, mit der gefährlichsten aller ihrer Mienen fort:

„Ich ging also dort durch; und da ich unter meinen Fichten viele frisch erschlossene Blumen fand, so unterliegt es keinem Zweifel, daß Philis und Amaryllus und alle Eure Schäferinnen von mir auf demselben Weg gegangen waren."

Der König biß sich auf die Lippen: die Erzählung wurde immer bedrohlicher.

„Meine kleine Najade girrte ihr Liedchen am Bette ihres Bächleins; als ich sah, daß sie sich, indem sie den untern Theil meines Kleides berührte, mir nähern wollte, fiel es mir nicht ein, sie schlimm zu empfangen und dies um so mehr, als im Ganzen eine Göttin, mag sie auch nur zweiten Rangs sein, immer mehr werth ist, als eine sterbliche Prinzessin. Ich redete die Najade an, und sie sagte mir Folgendes, indem sie in ein Gelächter ausbrach:

„„Stellt Euch vor, Prinzessin."" Ihr begreift, Sire, die Najade spricht."

Der König machte ein bejahendes Zeichen. Madame fuhr fort:

„„Stellt Euch vor, Prinzessin, daß die Ufer meines Baches vorhin Zeugen eines äußerst belustigenden Schauspiels gewesen sind. Zwei neugierige Schäfer, neugierig bis zur Indiscretion, haben sich auf eine ergötzliche Weise durch drei Nymphen oder drei Schäferinnen mystificiren lassen."" Ich bitte Euch um Ver-

zeihung, ich weiß nicht mehr, ob sie Nymphen oder Schäferinnen gesagt hat. Doch gleichviel, nicht wahr? Weiter also."

Bei diesem Eingang erröthete der König sichtbar, und Saint-Aignan, der ganz die Fassung verlor, fing an, die Augen auf das Allerängstlichste zu verdrehen.

„„Die zwei Schäfer,"" fuhr meine kleine Najade immer lachend fort, „„folgten der Spur der drei Fräulein,"" nein, ich will sagen, der drei Nymphen, verzeiht, ich täusche mich, der drei Schäferinnen. Das ist nicht immer vernünftig, und es kann diejenigen belästigen, welchen man folgt. Ich appellire an alle diese Damen, und nicht eine von den anwesenden wird mich Lügen strafen, dessen bin ich gewiß."

Sehr in Angst über das, was nun kommen sollte, stimmte der König mit der Geberde bei.

„„Aber,"" fuhr die Najade fort, „„die Schäferinnen hatten Tiocis und Amyntas in das Gehölze schleichen sehen; und mit Hülfe des Mondes hatten sie dieselben durch die Baumgruppen erkannt."" Oh! Ihr lacht," unterbrach sich Madame. „Wartet, wartet, Ihr seid noch nicht beim Ende."

Der König erbleichte, Saint-Aignan wischte sich seine von Schweiß befeuchtete Stirne ab.

Es war in den Gruppen der Frauen ein kleines unterdrücktes Gelächter, verstohlenes Geflüster bemerkbar.

„„Die Schäferinnen,"" sagte ich, „„als sie die Indiscretion der Schäfer wahrnahmen, setzten sich an den Fuß der Königseiche, und als sie fühlten, daß ihre unbescheidenen Horcher ihre Stellung so genommen hatten, daß sie kein Wort von dem verloren, was gesagt werden würde, richteten sie an dieselben auf das Allerunschuldigste der Welt eine entflammende Erklärung, deren Ausdrücke die aller Menschen, und selbst den sentimentalsten Schäfern natürliche Eitelkeit süß wie Honigstrahlen für die zwei Zuhörer erscheinen ließ.""

Bei diesen Worten, welche die Versammlung nicht ohne zu lachen anhören konnte, ließ der König einen Blitz aus seinen Augen hervorspringen.

Saint-Aignan aber senkte seinen Kopf auf seine Brust. Und unter einem bitteren Gelächter seinen Aerger verbergend, sagte der König, indem er sich in seiner ganzen Höhe aufrichtete:

„Ah! das ist bei meinem Wort ein ganz reizender Scherz, und von Euch, Madame, auf eine nicht minder reizende Weise erzählt; aber habt Ihr denn auch wirklich die Sprache der Najaden verstanden?"

„Der Graf behauptet wohl, er habe die der Dryaden verstanden," antwortete Madame lebhaft.

„Allerdings," sprach der König, „doch Ihr wißt, es ist eine Schwäche des Grafen, daß er auf die Academie abzielt; zu diesem Behufe hat er alle Arten von Dingen gelernt, die Ihr zum Glück nicht wißt, und möglicher Weise könnte die Sprache der Wassernymphe zu der Zahl der Dinge gehören, die Ihr nicht studirt habt."

„Ihr begreift, Sire," erwiederte Madame, „bei solchen Umständen verläßt man sich nicht auf sich allein. Das Ohr eines Weibes ist nichts Unfehlbares, sag' der heilige Augustin; ich wollte mich auch durch ander Ansichten, als die meinige, erleuchten, und da mei Najade, die in ihrer Eigenschaft als Göttin Polyglo tin ist... sagt man nicht so, Herr von Saint-Aignan'

„Ja, Madame," antwortete Saint-Aignan, a der Fassung gebracht.

„Und da meine Najade, die in ihrer Eigensch als Göttin Polyglottin ist, Anfangs Englisch mit sprach, so befürchtete ich, wie Ihr sagt, schlecht standen zu haben, ließ die Fräulein von Tonnay-' rente, Montalais und La Vallière kommen, un' meine Najade, nun in französischer Sprache die E lung zu wiederholen, die sie mir schon Englisch g' hatte."

„Und sie that es?“ fragte der König.

„Oh! es ist die gefälligste Gottheit, die existirt. Ja, Sire, sie wiederholte die Erzählung. Somit bleibt kein Zweifel mehr. Nicht wahr, meine Fräulein,“ sagte die Prinzessin, indem sie sich nach der Linken ihrer Armee wandte, „nicht wahr, die Najade hat ganz so gesprochen, wie ich erzähle, und ich habe mich auf keine Art gegen die Wahrheit verfehlt. Philis? .... Verzeiht, ich täusche mich, Fräulein Aure von Montalais, ist es so?“

„Oh! ganz und gar, Madame,“ antwortete Montalais mit völlig festem Ton.

„Es ist so, Fräulein von Tonnay-Charente?“

„Die reine Wahrheit,“ antwortete Athenais mit nicht minder fester, aber weniger verständlicher Stimme.

„Und Ihr, La Vallière?“ fragte Madame.

Die Arme fühlte den glühenden Blick des Königs auf sich gerichtet; sie wagte es nicht, zu leugnen, sie wagte es nicht, zu lügen, und senkte den Kopf zum Zeichen der Beistimmung.

Nun erhob sich ihr Kopf nicht wieder, halb vereist, wie sie war, durch eine Kälte, die noch schmerzlicher, als die des Todes.

Diese dreifache Zeugschaft schlug den König nieder. Was Saint-Aignan betrifft, so machte er nicht einmal einen Versuch, seine Verzweiflung zu verbergen, und er stammelte, ohne zu wissen, was er sagte:

„Ein vortrefflicher Scherz! gut gespielt! meine Damen Schäferinnen.“

„Eine gerechte Strafe für die Neugierde,“ sprach der König mit heiserer Stimme. Oh! wem würde es nach der Bestrafung von Tiocis und Amyntas einfallen, erlauschen zu wollen, was in den Herzen der Schäferinnen vorgeht? Mir sicherlich nicht ... und Euch, meine Herren?“

„Mir auch nicht! mir auch nicht!“ wiederholte im Chor die Gruppe der Höflinge.

Madame triumphirte über diesen Verdruß des Königs; sie ergötzte sich ungemein, denn sie glaubte, ihre Erzählung sei die Entwicklung von Allem gewesen, oder sie müßte dies sein.

Monsieur aber, der über diese doppelte Erzählung gelacht hatte, ohne etwas davon zu verstehen, wandte sich an Guiche und sprach:

„Nun! Graf, Du sagst nichts, Du findest also nichts zu sagen? Solltest Du zufällig die Herren Tiocis und Amyntas beklagen?“

„Ich beklage sie von ganzer Seele,“ antwortete Guiche; „denn, in der That, die Liebe ist eine so süße Chimäre, daß sie verlieren, obgleich es eine Chimäre ist, mehr als das Leben verlieren heißt. Wenn also diese beiden Schäfer geliebt zu sein geglaubt haben, wenn sie sich glücklich gefühlt, und statt dieses Glückes nicht nur die Leere finden, die dem Tode gleichkommt, sondern auch eine Verspottung der Liebe, die so viel ist, als ein hunderttausendfacher Tod . . . Nun, ich sage, Tiocis und Amyntas sind die zwei unglücklichsten Menschen, die ich kenne.“

„Und ihr habt Recht, Herr von Guiche,“ sprach der König, „denn der Tod ist am Ende sehr hart für ein wenig Neugierde.“

„Damit ist also gesagt, die Geschichte meiner Neugierde habe dem König mißfallen?“ fragte Madame naiv.

„Oh! Madame, Ihr täuscht Euch,“ antwortete Ludwig, indem er die Hand der Prinzessin nahm, „Eure Neugierde hat mir um so mehr gefallen, als sie wahrhafter gewesen ist, und als Ihre Erzählung durch unverwerfliche Zeugnisse unterstützt wird.“

Diese Worte fielen auf la Vallière mit einem Blick, den Keiner, von Sokrates bis auf Montaigne, vollkommen zu definiren vermocht hätte.

Diese Worte und dieser Blick lähmten vollends das unglückliche Mädchen, das, auf die Schultern von

lais gestützt, das Bewußtsein verloren zu haben

er König stand auf, ohne diesen Vorfall zu be-
, auf den übrigens Niemand Achtung gab, und
seine Gewohnheit, denn er blieb in der Regel
r spät bei Madame, nahm er Abschied, um in
Gemächer zurückzukehren.
aint-Aignan folgte ihm, ebenso verzweiflungs-
i seinem Abgange, als er sich freudig bei seinem
t gezeigt hatte.
eniger empfänglich für Gemüthsbewegungen,
Vallière, erschrack Fräulein Tonnay-Charente
und wurde durchaus nicht ohnmächtig.
er letzte Blick von Saint-Aignan war indessen
nd majestätischer gewesen, als der letzte Blick
nigs.

XII.

Königliche Psychologie.

er König kehrte mit raschen Schritten nach seinen
hern zurück.
dwig der XIV. ging vielleicht so schnell, um
u wanken. Er ließ etwas wie die Spur einer
nißvollen Trauer hinter sich.
ie Heiterkeit, die Jeder in seiner Haltung bei
Ankunft wahrgenommen, und über die sich Jeder
, Niemand hatte sie vielleicht ergründet; aber
so stürmischen Abgang, dieses so verstörte Gesicht

er, oder glaubte es wenigstens leicht zu be-
Leichtfertigkeit von Madame, ihre für einen
schen Charakter etwas rohen Scherze, die al-
zu vertrauliche Zusammenstellung dieses Königs
em gewöhnlichen Menschen, dies waren die
, die sich die Versammlung für den heftigen
erwarteten Abgang des Königs angab.
Sonst hellsichtiger, sah Madame hierin Anfangs
s Anderes. Es war für sie genug, eine kleine
keitsfolter demjenigen auferlegt zu haben, der, so
h eingegangener Verbindlichkeiten vergessend, es als
e Aufgabe zu betrachten schien, die edelsten und
habensten Sachen zu erobern und zu verachten.

In der Lage, in der sich die Dinge befanden, war
s nicht ohne eine gewisse Bedeutung für Madame,
dem König zu zeigen, welch ein Unterschied es sei,
wenn man hohen Ortes liebe, oder wenn man Liebes-
händel betreibe, wie ein Junker aus der Provinz.

Bei einer solchen großen Liebe, die ihr Köni
thum und ihre Allmacht fühlte und gleichsam i
Etiquette und ihre Ostentation hat, vergab ein Kö
nicht nur seiner Würde nichts, sondern er fand s
Ruhe, Sicherheit, Geheimniß und allgemeine Ach

In der Erniedrigung zu gemeinen Liebsch
traf er selbst bei seinen geringsten Unterthanen G
und Spott; er verlor seinen Charakter als un
und unverletzlich. In die Region des kleinen
lichen Elends hinabsteigend unterzog er sich d
seligen Stürmen desselben.

Mit einem Wort aus dem Gott-König
fachen Sterblichen machen, indem man ihn am
vielmehr sogar im Gesicht berührte wie
seiner Unterthanen, hieß einen furchtbaren
Stolz dieses edlen Blutes beibringen: m
und fesselte Ludwig mehr noch durch die
durch die Liebe. Madame hatte ihre R
net; sie hatte sich auch gerächt, wie

Man glaube jedoch nicht, Madame habe die schreck-
ichen Leidenschaften der Heldinnen des Mittelalters ge-
abt und die Dinge unter ihrem düsteren Anblick an-
esehen; jung, anmuthig, geistreich, gefallsüchtig, ver-
bt, mehr aus Phantasie, durch die Einbildungskraft
er aus Ehrgeiz, weihte Madame im Gegentheil jene
oche leichter vorübergehender Vergnügungen ein,
lche die hundert und zwanzig Jahre bezeichnete, die
schen der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts und
Vierteln des achtzehnten vergingen.

Madame sah nun die Dinge oder glaubte sie we-
ens unter ihrem wahren Gesichtspunkte zu sehen; sie
te, daß der König, ihr erhabener Schwager, zuerst
die demüthige la Vallière gelacht hatte, und daß
ch seinen Gewohnheiten nicht wahrscheinlich war,
rde je die Person anbeten, über die er, wenn
ur einen Augenblick, hatte spotten können.
War nicht überdieß die Eitelkeit da, dieser flü-
Dämon, der eine so große Rolle in der drama-
Komödie spielt, die man das Leben einer Frau
sagte nicht die Eitelkeit ganz laut, ganz leise,
der Stimme, in allen möglichen Tonarten, sie
inzessin, jung, schön, reich, könne nicht mit
en la Vallière verglichen werden, die zwar
s ebenso jung als sie, aber viel weniger hübsch
arm? Und darüber darf man sich bei Ma-
t wundern: man weiß, die größten Charak-
diejenigen, die sich am meisten in der Ver-
schmeicheln, die sie von sich mit Anderen, von
it sich anstellen.

wird vielleicht fragen, was Madame mit die-
hickt combinirten Angriff wollte? Warum
äfte entwickelt wurden, wenn es sich nicht
elte, den König im Ernst aus einem ganz
n zu vertreiben, in dem er sich einzuquar-
te? hatte Madame nöthig, la Vallière eine

Wichtigkeit zu geben, weil sie Madame nicht
tete?

Nein, Madame fürchtete la Vallière nicht, aus
Gesichtspunkt eines Geschichtschreibers, der die
ige weiß und die Zukunft oder vielmehr die Ver-
igenheit sieht; Madame war auch keine Prophetin
er Sybille; Madame konnte eben so wenig, als eine
ndere, in dem furchtbaren, unseligen Buch der Zu-
unft lesen, welches in seinen geheimen Blättern die
rnstesten Ereignisse bewahrt.

Nein, Madame wollte den König ganz einfach da-
für bestrafen, daß er gegen sie eine ganz weibliche
Geheimnißkrämerei getrieben hatte; sie wollte ihm ganz
klar beweisen, daß, wenn er von dieser Art von An-
griffswaffen Gebrauch mache, sie, eine Frau von Geist
und Geschlecht, sicherlich im Arsenal ihrer Einbildungs-
kraft, selbst gegen die Streiche eines Königs stichhal-
tige, Waffen finden würde.

Auch wollte sie ihm beweisen, daß es bei solchen
Kriegen keine Könige mehr gibt, oder wenigstens, daß
die Könige, für ihre eigene Rechnung kämpfend, wie
gewöhnliche Menschen, ihre Krone beim ersten Schlag
fallen sehen können; daß endlich, wenn er, ganz von
vorne herein, bei seinem Anblick allein, von allen
Frauen seines Hofes angebetet zu werden gehofft habe,
dieß eine vermessene, verletzende, menschliche Anmaßung
bei gewissen Frauen von höherer Stellung, als die
anderen wäre, und daß die gerade auf das zu hohe un[d]
zu stolze königliche Haupt fallende Lection wirksa[m]
sein würde.

Dieß waren sicherlich die Reflexionen von Mada[me]
in Beziehung auf den König.

Das Ereigniß selbst kam nicht in Betracht.

Man sieht auch, daß sie auf den Geist ihrer Eh[ren]-
fräulein hingewirkt und in allen ihren Einzelheiten
Komödie vorbereitet hatte, die gespielt worden war

Der König war ganz davon betäubt. Seit er [...]

von Mazarin entkommen, sah er sich zum ersten Mal als Mensch behandelt.

Eine solche Strenge von Seiten seiner Unterthanen hätte ihm Stoff zum Widerstand geliefert. Die Kräfte wachsen im Streit.

Aber Frauen angreifen, von ihnen angegriffen werden, von kleinen Provinzmädchen, welche ausdrücklich hiezu von Blois gekommen, hintergangen worden sein, dieß war das höchste Maß der Schmach für einen jungen König, der voll von der Eitelkeit, die ihm zugleich seine persönliche Vorzüge und seine königliche Gewalt einflößten.

Nichts zu machen, weder Vorwürfe, noch Verbannung, noch Schmollen.

Schmollen, damit hätte man gestanden, man sei von einer spitzigen Waffe, von der Waffe der Lächerlichkeit getroffen worden.

Frauen schmollen! Welche Demüthigung! besonders, wenn die Frauen den Spott zur Rache haben.

Oh! wenn statt Frauen die ganze Verantwortlichkeit zu überlassen, ein Höfling sich in diese Intrigue gemischt hätte, mit welcher Freude würde Ludwig XIV. diese Gelegenheit ergriffen haben, um die Bastille zu benützen.

Aber auch der königliche Zorn blieb, durch das Raisonnement zurückgestoßen, stille stehen.

Eine Armee, Gefängnisse, eine beinahe göttliche Macht besitzen und diese ganze Allmacht in den Dienst eines elenden Grolls stellen, war nicht nur eines Königs, sondern selbst eines Menschen unwürdig.

Es handelte sich also ganz einfach darum, stillschweigend die Schmach zu verschlucken, und mit seinem Gesichte dieselbe Zahmheit, dieselbe Leutseligkeit zur Schau zu stellen.

Es handelte sich darum, Madame als Freundin zu behandeln. Als Freundin? Warum nicht.

Entweder war Madame die Anstifterin des Ereignisses, oder hatte sie das Ereigniß passiv gefunden.

War sie die Anstifterin gewesen, so erschien dieß sehr keck von ihr; war dies aber nicht ihre natürliche Rolle?

Wer hatte sie in den süßesten Augenblicken des Honigmondes aufgesucht, um eine Liebessprache mit ihr zu sprechen? Wer hatte sich erdreistet, die Chancen des Ehebruchs, ja sogar der Blutschande zu berechnen? wer hatte hinter seiner königlichen Allmacht verschanzt, zu der jungen Frau gesagt: seid ohne Furcht, liebt den König von Frankreich, er steht über Allen, und eine Geberde seines mit dem Scepter bewaffneten Armes wird Euch gegen Männiglich, selbst gegen Eure Gewissensbisse beschützen!

Die junge Frau hatte dem königlichen Worte gehorcht oder vielmehr dieser bestechenden Stimme nachgegeben, und nun, da sie das moralische Opfer ihrer Ehre gebracht, sah sie sich für dieses Opfer durch eine Untreue belohnt, die um so demüthigender, als sie zur Ursache eine Frau hatte, die bei Weitem geringer, als diejenige, welche sich von Anfang geliebt geglaubt.

War also Madame die Anstifterin der Rache gewesen, so hatte Madame Recht gehabt.

War sie dagegen bei diesem ganzen Ereigniß passiv geblieben, welchen Grund hatte der König, ihr zu grollen?

Mußte sie oder konnte sie vielmehr den Erguß einiger Provinzzungen hemmen? mußte sie durch ein Uebermaß schlecht verstandenen Eifers die Impertinenz von drei kleinen Mädchen auf die Gefahr, sie giftig zu machen, zurückdrängen?

Alle diese Betrachtungen waren eben so viele empfindliche Stiche für den Stolz des Königs; nachdem er aber alle diese Beschwerden in seinem Geiste recht durchgangen hatte, wunderte sich Ludwig, nach abgeschlossener Reflexion, das heißt, nachdem die Wunde

erbunden, daß er andere dumpfe, unerträgliche, unbe=
annte Schmerzen fühlte.

Und was er sich selbst nicht zu gestehen wagte,
oar, daß die stechenden Berührungen ihren Sitz im
Herzen hatten.

Der Geschichtschreiber muß auch den Lesern gestehen,
oie es der König sich selbst gestand, er hatte sich das Herz
urch die naive Erklärung von la Vallière kitzeln lassen;
r hatte an reine Liebe, an Liebe für den Menschen,
n eine Liebe frei von jedem Interesse geglaubt; und
eine Seele, jünger und besonders naiver, als sie es
ermuthete, war dieser anderen Seele entgegenge=
prungen, die sich ihm durch ihren Aufflug verrathen
atte.

Die ungewöhnlichste Sache in der sehr zusammengesetz=
en Geschichte der Liebe ist die doppelte Einimpfung der
iebe in zwei Herzen; es gibt eben so wenig Gleich=
eitigkeit, als Gleichheit; der eine Theil liebt beinahe
mmer vor dem andern, wie der eine am Ende nach
em andern liebt.

Der elektrische Strom bildet sich auch nach Maß=
abe der Intensität der ersten Liebe, die sich entzündet.

Je mehr Fräulein de la Vallière Liebe gezeigt,
esto mehr hatte der König davon empfunden.

Und das war gerade, was den König in Erstaunen
etzte.

Denn es war für ihn ganz erwiesen, daß kein
ympathetischer Strom sein Herz hatte hinreißen können,
a dieses Geständniß nicht Liebe, da dieses Geständniß
ur eine dem König und dem Menschen angethane Be=
eidigung, da es endlich, und dieses Wort brannte wie
in glühendes Eisen, da es endlich eine Mystification
var.

So hatte dieses kleine Mädchen, dem man, streng
enommen, Alles absprechen konnte, Schönheit, Geburt,
Geist, so hatte dieses Mädchen, von Madame selbst ge=
ade wegen seiner Demuth gewählt, nicht nur den

.ig herausgefordert, sondern sogar den König ver=
.et, das heißt einen Menschen verachtet, der, wie
Sultan Asiens, nur mit den Augen zu suchen, die
.nd auszustrecken, das Schnupftuch fallen zu lassen
auchte.

Und vom Tage vorher an war er dergestalt mit
ieser Kleinen beschäftigt gewesen, daß er nur noch an
.e gedacht, von ihr geträumt; seit dem Tage vorher
,atte sich seine Einbildungskraft daran ergötzt, daß sie ihr
Bild mit allen Reizen, die sie nicht besaß, geschmückt;
er, den so viele Angelegenheiten in Anspruch nahmen,
den so viele Frauen riefen, hatte endlich seit dem vor=
hergehenden Tage alle Minuten seines Lebens, alle
Schläge seines Herzens dieser einzigen Träumerei ge=
widmet.

Dies war in der That zu wenig oder zu viel.

Und die Entrüstung des Königs ließ diesen alle
Dinge vergessen, unter Anderem, daß Saint=Aignan
da war: die Entrüstung des Königs machte sich in der
heftigsten Verwünschungen Luft.

Saint=Aignan war allerdings in eine Ecke gekar
ert und sah von hier aus den Sturm vorüberziehe

Sein Verdruß kam ihm erbärmlich vor gegen d
königlichen Zorn.

Er verglich mit seiner kleinen Eitelkeit diesen
geheuren Stolz des beleidigten Königs, und da er
Herz der Könige im Allgemeinen und das der mä
gen ins Besondere kannte, so fragte er sich, ob
dieses noch im leeren Raum hängende Gewicht der I
bald auf ihn herabfallen würde, gerade weil A
schuldig und er unschuldig.

Der König hielt in der That plötzlich in seine
gemäßigten Gang inne, heftete einen zornigen
auf Saint=Aignan und rief:

„Und Du, Saint=Aignan!“

Saint=Aignan machte eine Bewegung, wel
deutete: „Nun, Sire.“

„Ja nicht wahr, Du bist eben so einfältig gewesen als ich."

„Sire," stammelte Saint-Aignan.

„Du hast Dich von diesem plumpen Scherz fangen lassen."

„Sire," antwortete Saint-Aignan, dessen Glieder ein Schauer zu schütteln anfing, „Eure Majestät wolle nicht in Zorn gerathen: die Frauen sind, wie sie wohl weiß, unvollkommene, für das Schlimme geschaffene Geschöpfe. Das Gute von ihnen verlangen, heißt also das Unmögliche von ihnen fordern."

Der König, der einen großen Respect vor sich selbst hatte und über seine Leidenschaften die Herrschaft zu gewinnen anfing, die er sein ganzes Leben hindurch über sie behielt, der König fühlte, daß er sich um die Achtung Anderer brachte, wenn er eine so große Heftigkeit bei einem so geringfügigen Gegenstand offenbarte.

„Nein," sagte er rasch, „nein, Du täuschest Dich, Saint-Aignan; ich gerathe nicht in Zorn; ich bewundere nur, daß wir mit so viel Geschicklichkeit und Keckheit von diesen kleinen Mädchen betrogen worden sind. Ich bewundere besonders, daß wir, während wir uns erkundigen konnten, die Thorheit begangen haben, uns auf unser eigenes Herz zu verlassen."

„Oh! das Herz. Sire, das Herz ist ein Organ, das man nothwendig auf seine physischen Functionen beschränken, und aller seiner moralischen Functionen entsetzen muß. Ich gestehe meines Theils, daß ich, als ich das Herz Eurer Majestät so sehr mit diesen Kleinen beschäftigt sah . . ."

„Beschäftigt? ich . . . mein Herz beschäftigt . . . mein Geist vielleicht, was aber mein Herz betrifft, dieses war . . ."

Ludwig bemerkte abermals, daß er, um eine Leere zu bedecken, eine andere zu entblößen im Begriffe war.

„Uebrigens habe ich diesem Kinde nichts vorzuwer-

fen," fügte er bei. „Ich wußte wohl, daß die Kleine einen Andern liebte."

„Den Vicomte von Bragelonne, ja. Ich hatte Eure Majestät davon in Kenntniß gesetzt."

„Allerdings. Doch Du warst nicht der Erste. Der Graf de la Fère begehrte von mir die Hand von Fräulein de la Vallière für seinen Sohn. Nun denn, bei seiner Rückkehr aus England werde ich sie mit einander vermählen, da sie sich lieben."

„Darin erkenne ich wahrhaftig den ganzen Edelmuth des Königs."

„Höre, Saint-Aignan, glaube mir, wir wollen uns nicht mehr um dergleichen Dinge bekümmern," sagte Ludwig.

„Ja, verdauen wir die Schmach," erwiederte der Höfling.

„Uebrigens wird das leicht sein," versetzte der König einen Seufzer modulirend.

„Und um anzufangen, werde ich ..." sagte Saint-Aignan.

„Nun."

„Ich werde ein Epigramm auf das Trio machen. Ich nenne das Najade und Dryade, und das wird Madame Vergnügen machen."

„Thue das, Saint-Aignan, thue das," murmelte der König. „Du liesest mir Deine Verse vor, das wird mich zerstreuen. Oh! gleichviel, gleichviel, Saint-Aignan," fügte der König wie ein Mensch bei, der mühsam athmet, „dieser Streich erfordert eine übermenschliche Kraft, um würdig ausgehalten zu werden."

Und als der König so endigte, wobei er sich das Ansehen engelischster Geduld gab, kratzte einer von den Bedienten vom Dienst an der Thüre des Zimmers.

Saint-Aignan trat aus Ehrfurcht auf die Seite.

„Herein," rief der König.

Der Diener öffnete halb die Thüre.

„Was will man?" fragte der König.

Der Diener zeigte einen in Form eines Dreiecks zusammengelegten Brief und erwiederte:

„Für Seine Majestät?"

„Von wem?"

„Ich weiß es nicht, er ist mir von einem der Offiziere vom Dienst übergeben worden."

Der König machte ein Zeichen; der Diener brachte ihm das Billet.

Der König näherte sich den Kerzen, öffnete das Billet, las die Unterschrift, und ließ einen Schrei entschlüpfen.

Saint-Aignan war ehrfurchtsvoll genug, um nicht zu schauen; aber ohne zu schauen, sah er und hörte er.

Er lief herbei.

Der König entließ den Bedienten mit einer Geberde.

„Oh! mein Gott!" sagte der König, während er las.

„Befindet sich Eure Majestät unwohl?" fragte Saint-Aignan, die Arme ausstreckend.

„Nein, nein, Saint-Aignan, lies."

Und er reichte ihm das Billet.

Die Augen von Saint-Aignan richteten sich auf die Unterschrift.

„La Vallière!" rief er. „Ah! Sire!"

„Lies! lies!"

Saint-Aignan las.

„Sire, verzeiht die Zudringlichkeit, verzeiht mir besonders den Verstoß gegen die Förmlichkeiten, der diesen Brief begleitet: ein Billet scheint mir dringender, als eine Depeche; ich erlaube mir daher, ein Billet an Eure Majestät zu schreiben."

„Ich kehre gelähmt von der Anstrengung und dem Schmerz in mein Zimmer zurück, Sire, und ich flehe Eure Majestät um die Gnade einer Audienz an, in der ich meinem König die Wahrheit werde sagen können"

„Louise de la Vallière."

„Nun?“ fragte der König, während er den Brief wieder aus den Händen von Saint-Aignan nahm, der von dem, was er gelesen, ganz verblüfft war.

„Nun?“ wiederholte Saint-Aignan.

„Was denkst Du hievon?“

„Ich weiß es nicht.“

„Sprich doch.“

„Sire, die Kleine hat wohl den Donner rollen hören und Furcht bekommen.“

„Furcht, wovor?“ fragte der König hochherzig.

„Ah! Sire, Eure Majestät hat tausend Gründe, dem Urheber oder vielmehr den Urhebern eines so boshaften Scherzes zu grollen, und im schlimmen Sinn geöffnet, ist das Gedächtniß Eurer Majestät eine ewige Drohung für die Unvorsichtige.“

„Saint-Aignan, ich sehe nicht wie Ihr.“

„Der König muß besser sehen, als ich.“

„Wohl, ich sehe in diesen Zeilen Schmerz, Zwang, und nun, da ich mich gewisser Einzelnheiten der Scene erinnere, die diesen Abend bei Madame vorgefallen ist … kurz …“

Der König vollendete nicht.

„Kurz,“ sprach Saint-Aignan, „Eure Majestät wird die Audienz geben, das ist das Klarste von Allem.“

„Ich werde etwas Besseres thun, Saint-Aignan.“

„Was werdet Ihr thun, Sire.“

„Nimm Deinen Mantel.“

„Aber, Sire.“

„Du weißt, wo das Z[illegible] der Ehrenfräulein von Madame ist?“

„Gewiß.“

„Du weißt ein Mittel, dahin zu gelangen?“

„Oh! was das betrifft, nein.“

„Du mußt aber Jemand dort kennen?“

„Oh! Eure Majestät ist die Quelle aller guten Gedanken.“

„Du kennst Jemand?“

„Ja."

„Sprich, wen kennst Du?"

„Ich kenne einen gewissen jungen Mann, der auf das Beste mit einem gewissen Fräulein steht."

„Ehrenfräulein?"

„Ja, Ehrenfräulein, Sire."

„Mit Tonnay-Charente?" fragte der König lachend.

„Leider, nein, mit Montalais."

„Er heißt?"

„Malicorne."

„Gut . . . Und Du kannst auf ihn zählen?"

„Ich glaube es, Sire . . . Er muß wohl einen Schlüssel haben . . . Und wenn er einen neuen hat, so wird er, da ich ihm einen Dienst geleistet habe . . . mir denselben überlassen."

„Vortrefflich! Laßt uns gehen."

„Ich bin zu den Befehlen Eurer Majestät."

Der König warf seinen eigenen Mantel auf die Schultern von Saint-Aignan und verlangte von diesem den seinigen. Dann gingen Beide nach dem Vorhaus.

XIII.

Was weder Najade, noch Dryade vorhergesehen.

Saint-Aignan blieb am Fuße der Treppe stehen, welche in den Entresols zu den Ehrenfräulein, im ersten Stock zu Madame führte.

Von hier aus ließ er durch einen Bedienten, der vorüberkam, Malicorne, welcher sich noch bei Monsieur befand, benachrichtigen.

Nach zehn Minuten erschien Malicorne, die Nase im Wind und im Schatten witternd.

Der König wich in den dunkelsten Theil des Vorhauses zurück.

Saint-Aignan trat im Gegentheil vor.

Doch bei den ersten Worten, mit denen er seinen Wunsch aussprach, wich Malicorne auch geradezu zurück.

„Ha! ha!“ sagte er, „Ihr verlangt von mir, in das Zimmer der Ehrenfräulein eingeführt zu werden?“

„Ja.“

„Ihr begreift, daß ich dergleichen nicht thun kann, ohne zu wissen, in welcher Absicht Ihr es wünscht.“

„Lieber Herr Malicorne, es ist mir leider unmöglich, irgend eine Erklärung zu geben: Ihr müßt mir also vertrauen wie einem Freund, der Euch aus einer Verlegenheit gezogen hat, und Euch bittet, ihn heute aus einer zu ziehen.“

„Aber ich, mein Herr, ich sage Euch, was ich wollte, ich wollte nicht unter freiem Himmel schlafen, und jeder ehrliche Mensch kann einen solchen Wunsch gestehen, während Ihr nichts gesteht.“

„Glaubt mir, mein lieber Herr Malicorne, wenn es mir erlaubt wäre, mich zu erklären, würde ich mich erklären.“

„Dann, mein lieber Herr, ist es mir unmöglich, Euch zu erlauben, bei Fräulein von Montalais einzutreten.“

„Warum?“

„Ihr wißt es besser, als irgend Jemand, da Ihr mich auf einer Mauer ertappt habt, als ich Fräulein von Montalais den Hof machte; es wäre aber, das müßt Ihr zugestehen, zu gefällig von mir, wenn ich der ich ihr den Hof mache, die Thüre ihres Zimmers öffnen würde.“

„Ei! wer sagt Euch, daß ich Euch ihretwegen um den Schlüssel bitte?“

„Wegen wessen denn sonst?“

„Sie wohnt nicht allein, wie mir scheint."

„Allerdings nicht, sie wohnt mit Fräulein de la Vallière zusammen."

„Ja, doch Ihr habt in Wirklichkeit eben so wenig mit Fräulein de la Vallière zu thun, als mit Montalais, und es gibt nur zwei Menschen, denen ich den Schlüssel geben würde: Herr von Bragelonne, wenn er mich darum bäte, dem König, wenn er es mir beföhle."

„Nun denn! so gebt mir den Schlüssel, mein Herr, ich befehle es Euch," sprach der König, indem er aus der Dunkelheit hervortrat und seinen Mantel öffnete. „Fräulein von Montalais wird zu Euch herabgehen, während wir zu Fräulein de la Vallière hinaufsteigen; wir haben in der That nur mit ihr allein zu thun."

„Der König!" rief Malicorne. Und er bückte sich bis zu den Knieen des Königs.

„Ja, der König," sagte Ludwig lächelnd, „der König, der Euch eben so viel Dank für Euren Widerstand als für Eure Capitulationen weiß."

„Sire, zu Euren Befehlen," erwiederte Malicorne, auf die Treppe deutend.

„Laßt Fräulein von Montalais herabgehen und sagt ihr kein Wort von meinem Besuch," sprach der König.

Malicorne verbeugte sich zum Zeichen des Gehorsams und stieg hinauf.

Doch nach einer kurzen Ueberlegung folgte ihm der König, und dieß mit einer solchen Geschwindigkeit, daß er, obgleich Malicorne die halbe Treppe voraus hatte, zu gleicher Zeit mit ihm vor das Zimmer kam.

Er sah nun durch die hinter Malicorne ein wenig offen gebliebene Thüre La Vallière ganz in einem Lehnstuhl zurückgebogen, und in der andern Ecke Montalais, die im Nachtgewand vor einem großen Spiegel stehend ihre Haare kämmte und mit Malicorne parlamentirte.

Der König öffnete ungestüm die Thüre und trat ein.

Montalais stieß bei dem Geräusch, das die Thüre

machte, einen Schrei aus, und entfloh, als sie den König erkannte.

Bei diesem Anblick erhob sich La Vallière wie eine galvanisirte Todte und fiel dann wieder in ihren Lehnstuhl zurück.

Der König ging langsam auf sie zu.

„Ihr wünscht eine Audienz, mein Fräulein," sagte er mit kaltem Tone, „ich bin bereit, Euch anzuhören, sprecht."

Getreu seiner Rolle als Tauber, Stummer und Blinder hatte sich Saint-Aignan in einen Winkel der Thüre auf einen Schemel gesetzt, den ihm der Zufall verschaffte.

Verborgen unter der Tapete, die als Thürvorhang diente, hörte er so, ohne gesehen zu werden, indem er sich in die Rolle des guten Hundes fügte, welcher wartet und wacht, ohne je den Herrn zu belästigen.

Von einem tiefen Schrecken beim Anblick des aufgebrachten Königs ergriffen, erhob sich La Vallière zum zweiten Mal, blieb in einer demüthigen, flehenden Stellung und stammelte:

„Sire, verzeiht mir."

„Ei! mein Fräulein, was soll ich Euch verzeihen?" fragte Ludwig XIV.

„Sire, ich habe einen großen Fehler begangen, mehr als einen großen Fehler, ein großes Verbrechen."

„Ihr?"

„Sire, ich habe Eure Majestät beleidigt."

„Nicht im Geringsten," erwiederte Ludwig XIV.

„Sire, ich flehe Euch an, behauptet mir gegenüber nicht diesen furchtbaren Ernst, der den gerechten Zorn des Königs offenbart. Ich fühle, daß ich Euch beleidigt habe, Sire; aber ich muß Eurer Majestät erklären, wie ich Euch nicht mit meinem vollen Willen beleidigt habe."

„Sagt mir vor Allem, worin solltet Ihr mich beleidigt haben? ich sehe es nicht. Etwa durch einen

Mädchenscherz, durch einen sehr unschuldigen Scherz? Ihr habt über einen leichtgläubigen jungen Mann gespottet: das ist ganz natürlich; jede andere Frau hätte an Eurer Stelle gethan, was Ihr gethan habt."

„Oh! Eure Majestät drückt mich mit diesen Worten zu Boden."

„Warum?"

„Weil der Scherz, wenn er von mir gekommen, nicht unschuldig gewesen wäre."

„Mein Fräulein, ist das Alles, was Ihr mir zu sagen hattet, indem Ihr mich um eine Audienz batet?" fragte der König.

Und er machte einen Schritt rückwärts.

Da machte La Vallière, deren Augen vom Feuer der Thränen vertrocknet, ihrerseits einen Schritt gegen den König und sprach mit stockender Stimme:

„Eure Majestät hat Alles gehört."

„Alles, was?"

„Alles, was von mir bei der Königseiche gesagt worden ist."

„Ich habe nicht ein Wort davon verloren, mein Fräulein."

„Und Eure Majestät konnte, nachdem sie mich gehört, einen Augenblick der Ansicht sein, ich habe ihre Leichtgläubigkeit mißbraucht?"

„Ja, Leichtgläubigkeit, das ist es, Ihr habt das rechte Wort gesagt."

„Und Eure Majestät hat nicht geahnt, ein armes Mädchen wie ich könne zuweilen genöthigt sein, sich dem Willen von Andern zu unterziehen?"

„Verzeiht, ich werde nie begreifen, daß diejenige, deren Willen sich so frei unter der Königseiche auszudrücken schien, den Willen eines Andern einen solchen Einfluß auf sich ausüben lassen könnte.

„Oh! doch die Drohung, Sire."

„Die Drohung? wer bedrohte Euch? wer wagte es, Euch zu drohen?“

„Diejenigen, welche das Recht haben, es zu thun, Sire.“

„Ich erkenne Niemand das Recht der Drohung in meinem Reiche zu.“

„Verzeiht, Sire, es gibt bei Eurer Majestät selbst Personen, welche hoch genug gestellt sind, um berechtigt zu sein, oder sich berechtigt zu glauben, eine junge Person ohne Zukunft, ohne Vermögen, die nichts hat, als ihren Ruf, zu Grunde zu richten.“

„Und wie sie zu Grunde richten?“

„Indem sie ihr den Verlust dieses Rufes durch ein schmähliches Fortjagen zuziehen.“

„Oh! mein Fräulein,“ sprach der König mit einer tiefen Bitterkeit, „ich liebe ungemein die Leute, die ihre Unschuld darthun, ohne Andere anzuschuldigen.“

„Sire!“

„Ja, und ich gestehe, es ist mir peinlich, zu sehen, daß eine leichte Rechtfertigung, wie die Eurige sein könnte, sich vor mir in ein Gewebe von Vorwürfen und Bezüchtigungen verwickelt.“

„Denen Ihr also keinen Glauben schenkt?“ rief La Vallière.

Der König schwieg.

„Oh! sagt es doch!“ sprach La Vallière voll Heftigkeit.

„Ich bereue, es Euch gestehen zu müssen,“ erwiederte der König, indem er sich mit einer kalten Geberde verbeugte.

Das Mädchen gab einen tiefen Ausruf von sich, und schlug dabei ihre Hände an einander.

„Ihr glaubt mir also nicht?“ fragte Louise.

Der König antwortete nicht.

Die Züge der La Vallière veränderten sich bei diesem Stillschweigen.

„Ihr nehmt also an,“ sagte sie. „Ihr nehmt an,

ich habe das lächerliche, das schändliche Komplott, so mit Eurer Majestät unverschämt Spott zu treiben, angezettelt?"

„Ei! mein Gott, das ist weder lächerlich noch schändlich," entgegnete der König, „es ist sogar nicht einmal ein Komplott, sondern nur ein mehr oder minder scherzhafter Spott."

„Oh!" murmelte das Mädchen in Verzweiflung, „der König glaubt mir nicht, der König will mir nicht glauben."

„Nein, ich will Euch nicht glauben."

„Mein Gott! mein Gott!"

„Höret: was kann in der That natürlicher sein? Der König folgt mir, behorcht mich, belauert mich; der König will sich vielleicht auf meine Kosten belustigen, belustigen wir uns auf seine Kosten, und da der König ein Mann von Herz ist, fassen wir ihn beim Herz."

La Vallière unterdrückte ein Schluchzen und verbarg ihren Kopf in ihren Händen.

Der König fuhr unbarmherzig fort; er rächte sich an dem armen Opfer für Alles, was er gelitten hatte.

„Nehmen wir die Fabel an, ich liebe ihn und habe ihn ausgezeichnet. Der König ist so naiv und so stolz, daß er mir glauben wird, und dann, dann erzählen wir diese Naivetät des Königs und lachen darüber."

„Ah!" rief La Vallière, „dies zu denken ist entsetzlich."

„Und das ist noch nicht Alles," fuhr der König fort, „nimmt dieser stolze Fürst den Scherz im Ernst, ist er so unklug, darüber öffentlich etwas wie Freude zu bezeugen, nun! dann soll er vor dem ganzen Hof gedemüthigt werden, das wird eines Tages eine reizende Erzählung sein, die ich meinem Geliebten mache; es wird ein Theil der Mitgift sein, die ich meinem Mann bringe, dieses Abenteuer eines von einem boshaften Mädchen verspotteten Königs."

„Sire!“ rief La Vallière wie im Wahnsinn, „ich flehe Euch an, nicht ein Wort mehr; Ihr seht also nicht, daß Ihr mich tödtet?“

„Oh! ein Scherz, eine Spötterei,“ murmelte der König, der indessen in Unruhe zu gerathen anfing.

La Vallière fiel auf die Knie, und das so hart, daß ihre Knie auf dem Boden tönten.

Dann sprach sie, die Hände faltend:

„Sire, ich ziehe die Schande dem Verrath vor.“

„Was macht Ihr?“ fragte der König, ohne sich zu bewegen, um das Mädchen aufzuheben.

„Sire, wenn ich Euch meine Ehre und meine Vernunft geopfert habe, werdet Ihr vielleicht an meine Redlichkeit glauben. Was Euch bei Madame und von Madame erzählt wurde, ist eine Lüge; was ich unter der großen Eiche gesagt habe . . .“

„Nun?“

„Dies war allein die Wahrheit.“

„Mein Fräulein!“ rief der König.

„Sire!“ rief la Vallière, fortgerissen von der Heftigkeit ihrer Empfindungen, „Sire, müßte ich vor Scham auf diesem Platze sterben, wo meine Knie eingewurzelt sind, ich würde es Euch wiederholen, bis meine Stimme bricht: ich habe gesagt, ich liebte Euch . . . nun wohl, ich liebe Euch.“

„Ihr?“

„Ich liebe Euch seit dem Tage, wo ich Euch gesehen, seit in Blois, wo ich schmachtete, Euer königlicher Blick leuchtend und belebend auf mich gefallen ist; ich liebe Euch, Sire. Ich weiß, es ist ein Verbrechen der Majestätsbeleidigung, daß ein armes Mädchen, wie ich, seinen König liebt und es ihm sagt. Bestraft mich für diese Frechheit, verachtet mich wegen dieser Unverschämtheit; sagt aber nie, glaubt aber nie, ich habe Eurer gespottet, ich habe Euch verrathen. Ich bin von einem dem Königthum getreuen Blut, Sire;

und ich liebe, ich liebe meinen König! . . . Oh! i
sterbe!"

Und plötzlich fiel sie erschöpft an Kraft, Stimme
Athem, gleichsam geknickt, wie jene Blume, von der
Virgil spricht, die im Vorübergehen die Sichel des
Schnitters berührt hat.

Bei diesen Worten, bei diesem heftigen Flehen
hatte der König weder Groll noch Zweifel mehr in
sich; sein ganzes Herz hatte sich dem glühenden Hauch
dieser Liebe geöffnet, die sich in einer so edlen und
muthigen Sprache ergoß.

Als er das leidenschaftliche Geständniß dieser Liebe
hörte, entschwanden ihm auch seine Kräfte und er ver-
barg sein Gesicht in seinen Händen.

Als er aber die Hände von La Vallière krampf-
haft an den seinen angeklammert fühlte, als der warme
Druck des liebenden Mädchens sich seinen Arterien mit-
getheilt hat, entzündete er sich ebenfalls, er umschlang
mit dem Arm den Leib von La Vallière, hob sie auf
und preßte sie an sein Herz.

Sie aber ließ sterbend ihren schwankenden Kopf
auf ihre Schultern sinken . . . sie lebte nicht mehr.

Da rief der König ganz erschrocken Herrn von
Saint-Aignan.

Saint-Aignan, der die Discretion so weit getrie-
ben hatte, daß er unbeweglich in seinem Winkel ge-
blieben war, wobei er sich stellte, als wischte er eine
Thräne ab, lief bei diesem Ruf des Königs herbei.

Er half dem König La Vallière in einen Stuhl
ßen, schlug ihr in ihre Hände, besprengte sie mit Kö-
gin von Ungarn-Wasser und wiederholte:

„Mein Fräulein, auf, mein Fräulein, es ist vor-
t, der König verzeiht Euch. Ruhig, ruhig, nehmt
ch in Acht, Ihr werdet den König zu heftig erschüt-
z; mein Fräulein, Seine Majestät ist empfindlich,
ne Majestät hat ein Herz. Ah! Teufel, gebt wohl
t, mein Fräulein, der König ist sehr bleich."

Der König erbleichte wirklich sichtbar.

„Mein Fräulein, mein Fräulein, kommt zu Euch," fuhr Saint-Aignan fort; „ich bitte Euch, ich flehe Euch an, es ist Zeit; bedenkt doch Eines: wenn sich der König übel befände, wäre ich genöthigt, seinen Arzt zu rufen. Ah! welche Verlegenheit, mein Gott! Fräulein, liebes Fräulein, kommt geschwinde zu Euch, strengt Euch an, geschwinde, geschwinde."

Es war schwierig, mehr Beredsamkeit zu entwickeln, als es Saint-Aignan that; doch etwas Energischeres und Wirksameres, als diese Beredsamkeit, weckte La Vallière auf.

Der König war vor ihr niedergekniet und drückte ihr auf die flache Hand jene glühenden Küsse, welche für die Hände das sind, was das Küssen der Lippen für das Gesicht ist.

Sie kam zu sich, öffnete schmachtend die Augen und flüsterte mit einem sterbenden Blick:

„Oh! Sire, Euer Majestät hat mir also verziehen?"

Der König antwortete nicht, er war noch zu bewegt.

Saint-Aignan glaubte sich abermals entfernen zu müssen . . . Er hatte die Flamme errathen, die aus den Augen Seiner Majestät hervorsprang.

La Vallière stand auf.

„Und nun, Sire," sagte sie muthig, „nun da ich mich, ich hoffe es wenigstens, in den Augen Eurer Majestät gerechtfertigt habe, erlaubt mir, daß ich mich in ein Kloster zurückziehe. Ich werde meinen König mein ganzes Leben lang segnen, und dort meinen Gott liebend, der mir einen Tag des Glücks bereitet hat, sterben."

„Nein!" erwiederte der König, „Ihr werdet hier im Gegentheil, Gott segnend, aber Ludwig liebend, leben, Ludwig, der Euch ein ganzes Dasein der Glück-

seligkeit bereiten wird, Ludwig, der Euch liebt, Ludwig, der Euch das schwört."

„Oh! Sire, Sire."

Und auf diesen Zweifel von La Vallière wurden die Küsse des Königs so glühend, daß es Saint-Aignan für seine Pflicht hielt, auf die andere Seite der Tapete zu gehen.

Aber diese Küsse, die sie im ersten Augenblick zurückzuweisen nicht die Kraft gehabt hatte, fingen an das Mädchen zu brennen.

„Oh! Sire," rief sie, „macht nicht, daß ich es bereue, so redlich gewesen zu sein, denn das hieße mir beweisen, Eure Majestät verachte mich noch."

„Mein Fräulein," sprach plötzlich der König, voll Ehrfurcht zurückweichend, „ich liebe und ehre nichts in der Welt mehr, als Euch, und nichts an meinem Hofe, das schwöre ich bei Gott, soll so geschätzt sein, als Ihr es fortan sein werdet; ich bitte Euch daher um Verzeihung wegen meiner Heftigkeit, sie rührte von einem Uebermaß von Liebe her; aber ich kann Euch beweisen, daß ich noch mehr lieben werde, indem ich Euch so sehr achte, als Ihr es nur immer wünschen könnt."

Dann verbeugte er sich vor ihr, nahm ihre Hand und fügte bei:

„Mein Fräulein, wollt Ihr mir die Ehre erweisen, mir den Kuß zu gestatten, den ich auf Eure Hand niederlege?"

Und die Lippe des Königs legte sich ehrfurchtsvoll und leicht auf die schauernde Hand des Mädchens.

„Fortan," sprach Ludwig, indem er sich erhob und La Vallière mit seinem Blick bedeckte, „fortan seid Ihr unter meinem Schutz. Sprecht mit Niemand von dem Bösen, das ich Euch zugefügt habe, verzeiht den Andern das, was sie Euch haben thun können. In Zukunft werdet Ihr so hoch über diesen Menschen stehen, daß sie, weit entfernt, Euch Furcht einzuflößen, nicht einmal Euer Mitleid erregen werden."

Und er verbeugte sich mit einer religiösen Geberde, als ginge er aus einem Tempel weg.

Dann rief er Saint-Aignan, der sich ihm ganz demüthig näherte, und sprach:

„Graf, ich hoffe, das Fräulein wird wohl die Gewogenheit haben, Euch ein wenig Freundschaft zu bewilligen, in Erwiederung der Freundschaft, die ich ihr auf immer gewidmet habe."

Saint-Aignan beugte das Knie vor La Vallière und flüsterte:

„Welch eine Freude für mich, wenn das Fräulein mir eine solche Ehre zu Theil werden ließe!"

„Ich will Euch Euere Gefährtinnen schicken," sagte der König. „Lebet wohl, mein Fräulein, oder vielmehr auf Wiedersehen: habt die Güte, mich nicht ganz in Eurem Gebet zu vergessen."

„Oh! Sire," rief La Vallière, „seid unbesorgt: Ihr seid mit Gott in meinem Herzen."

Dieses letzte Wort berauschte den König, der, ganz freudig, Saint-Aignan mit sich die Stufen hinabzog.

Madame hatte diese Entwicklung nicht vorhergesehen: weder Najade noch Dryade hatten davon gesprochen.

XIV.

Der neue Jesuitengeneral.

Während La Vallière und der König in ihrem ersten Geständniß allen Kummer der Vergangenheit, alles Glück der Gegenwart, alle Hoffnungen auf die Zukunft vermengten, besprach sich Fouquet, der nach

ause, das heißt nach der ihm im Schlosse angewiese-
n Wohnung zurückgekehrt war, mit Aramis gerade
er Alles das, was der König in diesem Augenblick
rnachläßigte.

„Ihr sagt mir," fing Fouquet an, als sein Gast
einem Fauteuil Platz genommen und er selbst sich
seine Seite gesetzt hatte, „Ihr sagt mir, wie weit
r nun mit der Angelegenheit von Belle-Isle sind,
d ob Ihr eine Nachricht darüber erhalten habt."

„Herr Oberintendant," antwortete Aramis, „Alles
ht auf dieser Seite, wie wir es wünschen; die Kosten
d berichtigt und nichts ist von unseren Plänen ruch-
r geworden."

„Aber die Garnisonen, die der König dahin legen
ollte?"

„Ich habe diesen Morgen die Nachricht erhalten,
seien vor vierzehn Tagen daselbst angekommen."

Und man hat sie aufgenommen?"

„Vortrefflich."

„Was ist aber aus der alten Garnison geworden?"

„Sie ist in Sarzeau gelandet, und man hat sie
gleich nach Quimpre geführt."

„Und die neuen Garnisonstruppen?"

„Gehören zu dieser Stunde uns."

„Ihr seid dessen, was Ihr sagt, sicher, Herr
Herblay?"

„Sicher, und Ihr sollt überdies sehen, wie sich die
inge gestaltet haben."

„Von allen Garnisonen ist jedoch, wie Ihr wißt,
elle-Isle gerade die schlechteste."

„Ich weiß das und handle dem gemäß; kein
aum, keine Verbindungsmittel, keine Weiber, kein
piel; heute aber," fügte Aramis mit jenem Lächeln
i, das nur ihm eigenthümlich war, „heute ist es ein
lend, zu sehen, wie sehr sich die jungen Leute zu be-
stigen suchen und wie sehr sie sich folglich dem zu-
igen, der die Belustigungen bezahlt."

„Sie belustigen sich also in Belle-Isle?"

„Belustigen sie sich durch die Gnade des Königs, so werden sie den König lieben, langweilen sie sich aber durch den König und belustigen sich mit Hülfe von Herrn Fouquet, so werden sie Herrn Fouquet lieben."

„Und Ihr habt meinen Intendanten benachrichtigt, daß sogleich bei ihrer Ankunft . . ."

„Nein, man hat sie acht Tage lang nach ihrem Gefallen sich langweilen lassen, nach acht Tagen aber haben sie sich beschwert, mit der Behauptung, die letzten Offiziere hätten sich besser unterhalten, als sie. Man antwortete ihnen hierauf, die früheren Offiziere haben sich aus Herrn Fouquet einen Freund zu machen gewußt, und Herr Fouquet, der sie als Freunde erkannt, sei ihnen so gewogen gewesen, daß er sie nicht habe auf seinen Gütern sich langweilen lassen.

„Darüber dachten sie nach.

„Sogleich aber fügte der Intendant bei, ohne den Befehlen von Herrn Fouquet vorzugreifen, kenne er seinen Freund genugsam, um zu wissen, daß er an jedem Edelmann im Dienste des Königs Antheil nehme, und daß er, obgleich er die Neuangekommenen nicht kennete, ebensoviel für sie thun würde, als er für die Anderen gethan."

„Vortrefflich, und hienach folgte wohl die That auf die Versprechungen; Ihr wißt, ich wünsche, daß man nie in meinem Namen verspreche, ohne zu halten."

„Hienach hat man unsere zwei Korsaren und Eure Pferde zu Verfügung der Officiere gestellt; man hat ihnen die Schlüssel zum Hauptgebäude gegeben, so daß sie Jagdpartien und Spazierfahrten mit dem machen, was sie an Damen auf Belle-Isle fanden, und was sie in der Umgegend rekrutiren konnten, ohne daß es die Seekrankheit fürchtete."

„Nicht wahr, Eure Herrlichkeit, es findet sich eine große Anzahl in Sarzeau und in Vannes."

„Ah! auf der ganzen Kiste," antwortete Ar...
uhig.

„Was nun die Soldaten betrifft."

„Alles ist relativ, wie Ihr begreift; für die Solda-
n Wein, vortreffliche Lebensmittel, hoher Sold . . ."

„Sehr gut; somit? . ."

„Somit können wir auf diese Garnison zählen,
elche schon besser ist, als die andere."

„Gut."

„Hieraus geht hervor, daß, wenn es Gottes Wille
t, daß man die Garnisonstruppen nur alle zwei Mo-
ate erneuert, nach Verlauf von drei Jahren die ganze
Armee dort gewesen ist, wonach wir statt ein Regiment
ir uns zu haben, fünfzig tausend Mann haben wer-
en."

„Ja, ich wußte wohl, Keiner sei so wie Ihr, ein
ostbarer, unbezahlbarer Freund, aber," fügte Fouquet
achend bei, „bei dem Allem vergessen wir unsern Freund
Du Vallon; was ist aus ihm in den drei Monaten ge-
worden, die ich in Saint-Mandé zugebracht habe? ich
estehe, ich habe Alles vergessen."

„Oh! ich vergesse ihn nicht," erwiederte Aramis.
Porthos ist in Saint-Mandé eingeschmiert an allen
Gliedern, wohl gepflegt mit Speisen, versorgt mit Wei-
en; ich habe ihm die Promenade im Park gestattet,
ine Promenade, die Ihr für Euch allein vorbehalten;
r macht davon Gebrauch. Er fängt wieder an zu ge-
en, er übt seine Kraft dadurch, daß er junge Ulmen
iegt und alte Eichen zersplittern macht, wie es Milon
on Kroton that, und da es keine Löwen im Parke
ibt, so ist es wahrscheinlich, daß wir ihn unversehrt
wieder finden werden. Unser Porthos ist ein Bennon."

„Ja, doch mittlerweile wird er sich langweilen."

„Oh! nie."

„Er wird die Leute ausfragen."

„Er sieht Niemand."

„Aber er erwartet oder hofft doch am Ende Etwas?"

„Ich habe ihm eine Hoffnung gegeben, die wir eines Morgens verwirklichen werden? Und darauf lebt er."

„Welche?"

„Die, dem König vorgestellt zu werden."

„Ah! so! in welcher Eigenschaft."

„Als Ingenieur von Belle=Isle."

„Es ist wahr."

„Ist es möglich?"

„Gewiß. Wäre es nun nicht nöthig, daß er nach Belle=Isle zurückkehrte?"

„Unerläßlich; ich gedenke, ihn auch sobald als möglich dahin zurückzuschicken, Porthos hat viel äußeres Ansehen; es ist ein Mann, dessen Schwäche d'Artagnan, Athos und ich allein kennen. Porthos vernachläßigt sich nie. Vor den Officieren, wird er die Wirkung eines Paladins aus der Zeit der Kreuzzüge hervorbringen. Er wird den Generalstab berauschen, ohne sich selbst zu berauschen und für Jedermann ein Gegenstand der Bewunderung und Sympathie sein; käme es dann, daß wir einen Befehl vollziehen zu lassen hätten, Porthos ist eine lebendige Ordre und man wird immer dahin gehen müssen, wohin er es haben will."

„Schickt ihn also zurück."

„Das ist auch meine Absicht, doch erst in einigen Tagen; denn ich muß Euch etwas sagen."

„Was?"

„Ich mißtraue d'Artagnan. Er ist nicht in Fontainebleau, wie Ihr bemerken konntet, und d'Artagnan ist nie ungesucht abwesend oder müßig. Nun, da meine Angelegenheiten im Reinen sind, will ich auch zu erfahren suchen, welche Geschäfte d'Artagnan betreibt."

„Eure Angelegenheiten seien im Reinen, sagt Ihr?"

„Ja."

„Dann seid Ihr sehr glücklich, und ich möchte wohl dasselbe sagen können."

„Ich hoffe, Ihr seid nicht mehr in Sorge."

„Hm!"

„Der König empfängt Euch vortrefflich.“
„Ja.“
„Und Colbert läßt Euch in Ruhe!“
„Ungefähr.“
„In diesem Fall,“ sprach Aramis mit jener Verkettung der Ideen, die seine Stärke war, „in diesem Fall können wir an das denken, was ich Euch gestern in Beziehung auf die Kleine sagte.“
„Welche Kleine meint Ihr?„
„Ihr habt es schon vergessen?“
„Ja.“
„La Vallière.“
„Ah! ganz richtig.“
„Widerstrebt es Euch, dieses Mädchen zu gewinnen?“
„Nur in einer Rücksicht.“
„In welcher?“
„Daß das Herz anderswo interessirt ist, und, daß ich durchaus nichts für dieses Kind fühle.“
„Oh! oh,“ rief Aramis, „durch das Herz beschäftigt, habt Ihr gesagt.“
„Ja.“
„Teufel! da müßt Ihr auf Eurer Hut sein.“
„Warum?“
„Weil es furchtbar wäre, durch das Herz beschäftigt zu sein, während man so sehr, wie Ihr, des Kopfes bedarf.“
„Ihr habt Recht. Ihr seht auch, daß ich auf Euren ersten Ruf Alles verlassen habe. Doch kommen wir auf die Kleine zurück. Welchen Nutzen erseht Ihr darin, daß ich mich mit ihr beschäftige?“
„Höret. Der König soll, wenigstens wie man glaubt, eine Laune für die Kleine haben.“
„Und Ihr, der Ihr Alles wißt, wißt etwas Anderes.“
„Ich weiß nur, daß der König sehr rasch gewechselt hat; daß der König vorgestern ganz Feuer für Ma-

dame war, daß sich Monsieur schon vor einigen Tagen bei der Königin-Mutter über dieses Feuer beklagt hat; daß es eheliche Zwistigkeiten und mütterliches Gezänk gegeben."

„Woher wißt Ihr das Alles?"

„Ich weiß es einmal."

„Nun!"

„In Folge dieser Zwistigkeiten und dieses Gezänks hat der König kein Wort mehr an Ihre Königliche Hoheit gerichtet, ihr nicht mehr die geringste Aufmerksamkeit geschenkt."

„Hernach."

„Hernach hat er sich mit Fräulein de la Vallière beschäftigt. Fräulein de la Vallière ist Ehrenfräulein von Madame. Wißt Ihr was man in der Liebe einen Chaperon nennt."

„Ja."

„Nun denn, Fräulein de la Vallière ist der Chaperon*) von Madame. Benützt diese Stellung. Ihr bedürft dessen nicht, doch die verletzte Eitelkeit wird die Eroberung erleichtern. Die Kleine wird das Geheimniß des Königs und von Madame haben. Ihr wißt nicht, was ein verständiger Mann mit einem Geheimniß macht."

„Doch wie hiezu gelangen?"

„Ihr fragt mich das?"

„Allerdings. Ich werde keine Zeit haben, mich mit ihr zu beschäftigen."

„Sie ist arm, sie ist demüthig, Ihr schafft ihr eine Lage, und mag sie den König als Geliebte unterjochen, mag sie sich ihm nur als Vertraute nähern, Ihr werdet immerhin eine neue Anhängerin haben."

„Es ist gut," sprach Fouquet. „Was werden wir in Beziehung auf die Kleine thun?"

---

*) Chaperon nennt man eine Person, welche ein junges Frauenzimmer des Anstandes wegen begleitet. Nach dem Sinne von Aramis aber wäre Deckmantel wohl der passendste Ausdruck

„Was thatet Ihr, wenn Ihr nach einer Frau begehrtet, Herr Oberintendant?"

„Ich schrieb ihr, ich machte ihr meine Liebesbetheurungen, fügte meine Dienstanerbietungen bei und unterzeichnete Fouquet."

„Und Keine widerstand."

„Eine Einzige. Doch vor vier Tagen hat sie nachgegeben, wie die Anderen."

„Wollt Ihr Euch die Mühe geben, zu schreiben?" sagte Aramis, indem er Fouquet eine Feder reichte.

Fouquet nahm sie und sprach:

„Diktirt. Mein Kopf ist so sehr anderwärts in Anspruch genommen, daß ich nicht zwei Zeilen abzufassen vermöchte."

„Gut. Schreibt," erwiederte Aramis. Und er diktirte.

„„Mein Fräulein, ich habe Euch gesehen, und Ihr werdet Euch nicht darüber wundern, daß ich Euch schön gefunden.

„„Doch Ihr könnt, in Ermangelung einer Eurer würdigen Lage bei Hofe nur vegetiren.

„„Die Liebe eines ehrlichen Mannes könnte, falls Ihr einigen Ehrgeiz besäßet, Eurem Geist und Euren Reizen zur Unterstützung dienen.

„„Ich lege meine Liebe zu Euren Füßen; da aber eine Liebe, so demüthig und discret sie auch sein mag, den Gegenstand ihrer Verehrung gefährden kann, so ist es nicht passend, daß eine Person von Euren Vorzügen sich ohne ein Resultat für ihre Zukunft der Gefahr bloßstellt.

„„Wollt Ihr meine Liebe erwiedern, so wird sie Euch ihre Dankbarkeit dadurch beweisen, daß sie Euch für immer frei und unabhängig macht.""

Nach dem er geschrieben, schaute Fouquet Aramis an.

„Unterzeichnet," sagte dieser.

„Ist das nothwendig?"

„Eure Unterschrift unter diesen Zeilen ist eine
lion werth; Ihr vergeßt das, mein lieber Oberi
dant.“

Fouquet unterzeichnete.

„Durch wen wollt Ihr nun den Brief abschick
fragte Aramis.

„Durch einen vortrefflichen Diener.“

„Auf den Ihr Euch verlassen könnt?“

„Es ist mein gewöhnlicher Geheimbote.“

„Sehr gut.“

„Vielleicht spielen wir auf dieser Seite ein d
aus nicht schwerfälliges Spiel.“

„Warum?“

„Wenn das, was Ihr von den Gefälligkeite
Kleinen gegen den König und Madame sagt, wah
so wird ihr der König alles Geld geben, was sie
schen mag.“

„Der König hat also Geld?“ fragte Aramis.

„Ich muß es wohl glauben, da er keines
verlangt.“

„Oh! seid unbesorgt, er wird wieder verlang

„Mehr noch, ich glaubte, er würde mit mir
dem Feste in Vaux sprechen.“

„Nun?“

„Er hat nicht davon gesprochen.“

„Er wird sprechen.“

„Oh! Ihr haltet den König für sehr grau
mein lieber d'Herblay.“

„Ihn nicht.“

„Er ist jung, folglich ist er gut.“

„Er ist jung, folglich ist er schwach oder le
schaftlich, und Herr Colbert hält seine Schwäche
seine Leidenschaften in seiner gemeinen Hand.“

„Ihr seht wohl, daß Ihr ihn fürchtet.“

„Ich leugne es nicht.“

„Dann bin ich verloren.“

„Wie so?“

„Ich war beim König nur durch das Geld stark.“
„Hernach?“
„Und ich bin zu Grunde gerichtet.“
„Nein.“
„Wie, nein? Kennt Ihr meine Angelegenheiten besser, als ich?“
„Vielleicht.“
„Und wenn er dieses Fest verlangt?“
„So gebt Ihr es.“
„Aber das Geld?“
„Hat es Euch je daran gefehlt?“
„Oh! wenn Ihr wüßtet, um welchen Preis ich mir das letzte verschafft habe!“
„Das nächste wird Euch nichts kosten.“
„Wer wird es mir geben?“
„Ich.“
„Ihr werdet mir sechs Millionen geben?“
„Ja.“
„Ihr, sechs Millionen?“
„Zehn, wenn es sein muß.“
„In der That, mein lieber d'Herblay, Euer Vertrauen erschreckt mich mehr, als der Zorn des Königs.“
„Bah!“
„Wer seid Ihr denn?“
„Ihr kennt mich, wie mir scheint.“
„Ich irre mich ... was wollt Ihr also?“
„Ich will auf dem Thron von Frankreich einen König, der Herrn Fouquet ergeben ist, und Herr Fouquet soll mir ergeben sein.“
„Oh!“ rief Fouquet, „was das Euch Angehören betrifft, ich gehöre wohl Euch; aber glaubt mir, lieber d'Herblay, Ihr macht Euch eine Illusion.“
„Worin?“
„Nie wird der König mir ergeben sein.“
„Ich habe Euch, wie mir scheint, nicht gesagt, der König würde Euch ergeben sein.“

„Im Gegentheil, Ihr habt das gesagt."

„Ich habe nicht gesagt, der König, sondern ein König."

„Ist das nicht ganz dasselbe?"

„Im Gegentheil, es ist ein großer Unterschied."

„Ich verstehe nicht."

„Ihr werdet verstehen: Nehmt an, es sei ein anderer Mann König, als Ludwig XIV."

„Ein anderer Mann?"

„Ja, der ganz von Euch abhänge."

„Unmöglich."

„Selbst sein Thron."

„Oh! Ihr seid verrückt. Es gibt keinen andern Mann, der sich auf den Thron von Frankreich setzen kann, als Ludwig XIV. Ich sehe keinen, keinen Einzigen."

„Ich sehe Einen."

„Wenn nicht etwa Monsieur," versetzte Fouquet, indem er Aramis unruhig anschaute. „Aber Monsieur . . ."

„Ich meine nicht Monsieur."

„Wie soll aber ein König, der nicht von Geschlecht ist, wie soll ein Prinz, der kein Recht hat . . ."

„Mein König, oder vielmehr Euer König, seid unbesorgt, wird Euch Alles sein, was er sein soll."

„Nehmt Euch in Acht, nehmt Euch in Acht, Herr d'Herblay; Ihr macht mich schauern, schwindeln."

Aramis erwiederte lächelnd:

„Ihr habt den Schauer und den Schwindel um geringe Kosten."

„Oh! ich wiederhole Euch, Ihr erschreckt mich."

Aramis lächelte.

„Ihr lacht?" fragte Fouquet.

„Ist der Tag gekommen, so werdet Ihr lachen wie ich; nur muß ich jetzt allein lachen."

„Erklärt Euch doch."

„Seid unbesorgt, wenn der Tag gekommen ist,

werde ich mich erklären. Ihr seid eben so wenig Petrus, als ich Jesus bin, und dennoch spreche ich zu Euch: Kleingläubiger, warum zweifelst Du?"

„Ei! mein Gott, ich zweifle, ich zweifle, weil ich nicht sehe."

„Dann seid Ihr blind; ich behandle Euch nicht mehr als heiligen Petrus, sondern als heiligen Paulus und sage zu Euch:

„Es wird der Tag kommen, wo sich Deine Augen öffnen."

„Oh! wie gerne möchte ich glauben," rief Fouquet.

„Ihr glaubt nicht, Ihr, den ich zehnmal durch den Abgrund geführt habe, in dem Ihr allein versunken wäret. Ihr glaubt nicht, Ihr, der Ihr vom Generalanwalt zum Rang des Intendanten, vom Rang des Intendanten zu dem des ersten Ministers emporgestiegen seid, und von dem des ersten Ministers zu dem des Maire vom Palast übergehen werdet. Doch nein," sagte er mit seinem vorigen Lächeln, „nein Ihr könnt nicht sehen, und folglich könnt Ihr es nicht glauben."

Hienach stand Aramis auf, um sich zu entfernen.

„Ein letztes Wort," sagte Fouquet. „Ihr habt nie so mit mir gesprochen. Ihr habt Euch nie so vertrauensvoll oder vielmehr so verwegen gezeigt."

„Weil man, um laut zu sprechen, eine freie Stimme haben muß."

„Ihr habt sie also?"

„Ja."

„Seit kurzer Zeit?"

„Seit gestern."

„Oh! Herr d'Herblay, Ihr treibt die Sicherheit bis zur Keckheit."

„Weil man keck sein kann, wenn man mächtig ist."

„Ihr seid also mächtig?"

„Ich habe Euch zehn Millionen angeboten, ich biete sie Euch noch einmal an."

„Höret, höret! Ihr habt vom Sturz von Königen,

von ihrer Entsetzung durch andere Könige gesprochen... Gott verzeihe mir. Doch das ist es, was Ihr, wenn ich nicht verrückt bin, vorhin sagtet."

„Ihr seid nicht verrückt, ich habe das wirklich so eben gesagt."

„Und warum habt Ihr es gesagt?"

„Weil man so von umgestürzten Thronen und von geschaffenen Königen sprechen kann, wenn man selbst über den Königen und Thronen . . . dieser Welt steht."

„Ihr seid also allmächtig?" rief Fouquet.

„Ich habe es Euch schon gesagt und wiederhole es," antwortete Aramis, das Auge glänzend, die Lippe bebend.

Fouquet warf sich in seinen Lehnstuhl zurück und ließ seinen Kopf in seine Hände sinken.

Aramis schaute ihn einen Augenblick an, wie es der Engel des menschlichen Geschickes bei einem einfachen Sterblichen gethan hätte.

Dann sprach er:

„Gott befohlen, schlafet ruhig und schickt Euren Brief an die La Vallière. Morgen, nicht wahr, sehen wir uns?"

„Ja, morgen," erwiederte Fouquet, den Kopf schüttelnd, wie ein Mensch, der wieder zu sich kommt. „Doch, wo werden wir uns sehen?"

„Bei der Promenade des Königs, wenn Ihr wollt."

„Sehr gut."

Und sie trennten sich.

XV.

Der Sturm.

Am andern Morgen erhob sich der Tag düster und trübe; und da Jeder wußte, daß im Programm des Königs die Promenade bestimmt war, so richtete sich der Blick von Jedem, als er die Augen öffnete, nach dem Himmel.

Oben auf den Bäumen war ein dichter, heißer Dunst gelagert, der kaum die Kraft gehabt hatte, sich dreißig Fuß über die Erde unter den Strahlen der Sonne zu erheben, die man nur durch den Schleier einer schweren Wolke erschaute.

An diesem Morgen kein Thau. Die Rasen waren trocken, die Blumen welk geblieben. Die Vögel sangen mit mehr Zurückhaltung, als gewöhnlich, in dem Blätterwerk, das so unbeweglich, als ob es todt wäre. Das seltsame, verworrene, lebensvolle Gemurmel, das durch die Sonne zu entstehen und zu bestehen scheint, dieses Athemholen der Natur, das unabläßig inmitten von allem andern Geräusch spricht, ließ sich nicht hören: das Stillschweigen war nie so groß gewesen.

Diese Traurigkeit der Natur fiel dem König in die Augen, als er, nachdem er aufgestanden, ans Fenster trat.

Da aber alle Befehle für die Promenade gegeben, da alle Vorbereitungen getroffen waren, da, was noch viel wichtiger und eine noch viel entscheidendere Ursache, Ludwig auf diese Promenade rechnete, welche den Versprechungen seiner Einbildungskraft und, wir dürfen sogar schon sagen, den Bedürfnissen seines Herzens Genüge leisten sollte, so bestimmte der König ohne Zögern, der Zustand des Himmels habe mit dem Allem nichts

zu schaffen, die Promenade sei beschlossen und werde stattfinden, wie das Wetter auch sein möge.

Es gibt übrigens in gewissen, vom Himmel bevorzugten irdischen Reichen, Stunden, wo man glauben sollte, der Wille der irdischen Könige habe seinen Einfluß auf den göttlichen Willen. August hatte Virgil, um ihm zu sagen: **Nocte placet tota redeunt spectacula mane**, Ludwig XIV. hatte Boileau, der ihm etwas ganz Anderes sagen, und Gott, der sich beinahe so gefällig gegen ihn zeigen sollte, als es Jupiter gegen August gewesen war.

Ludwig hörte wie gewöhnlich die Messe, aber man muß gestehen, etwas von der Gegenwart des Schöpfers abgezogen durch die Erinnerung an das Geschöpf. Er beschäftigte sich während des Gottesdienstes damit, daß er mehr als einmal die Zahl der Minuten, sodann die Secunden berechnete, die ihn von dem seligen Augenblicke trennten, wo die Promenade beginnen sollte, das heißt von dem Augenblick, wo Madame mit ihren Ehrenfräulein aufbrechen würde.

Es versteht sich indessen von selbst, daß kein Mensch im Schloß etwas von der Zusammenkunft wußte, welche am Tage vorher zwischen La Vallière und dem König stattgefunden hatte. Montalais hätte es vielleicht mit ihrer gewöhnlichen Schwatzhaftigkeit verbreitet; Montalais wurde aber bei dieser Sache durch Malicorne gebessert, der ihr das Vorhängschloß des gemeinschaftlichen Interesses an die Lippen gelegt hatte.

Was Ludwig XIV. betrifft, so war er so glücklich, daß er Madame ihre kleine Bosheit am vorhergehenden Tag verziehen oder beinahe verziehen hatte. Er hatte sich in der That mehr dazu Glück zu wünschen, als darüber zu beklagen. Ohne diese Bosheit empfing er den Brief der La Vallière nicht; ohne diesen Brief gab er keine Audienz und ohne die Audienz blieb er in der Unentschiedenheit. Sein Herz war daher von zu viel Glück-

seligkeit durchströmt, als daß der Groll darin Stand halten konnte, für den Augenblick wenigstens.

Statt die Stirne zu falten, wenn er seine Schwägerin erblicken würde, nahm sich Ludwig daher vor, sie noch freundschaftlicher und liebreicher als gewöhnlich zu empfangen.

Dies geschah jedoch unter einer Bedingung, unter der Bedingung, daß sie frühzeitig bereit wäre.

Das sind die Dinge, an die Ludwig in der Messe dachte, und die ihn während des heiligen Amtes diejenigen vergessen ließen, an welche er in seiner Eigenschaft als allerchristlichster König und als ältester Sohn der Kirche hätte denken müssen.

Gott ist jedoch so gut gegen die jungen Irrthümer, Alles, was Liebe ist, selbst strafbare Liebe findet so leicht Gnade in seinen väterlichen Blicken, daß Ludwig, als er aus der Messe wegging und seine Augen zum Himmel aufschlug, eine Ecke von jenem Azurteppich sehen konnte, auf den der Fuß des Herrn tritt.

Er kehrte nach dem Schloß zurück, und da die Promenade erst auf die Mittagsstunde angesagt und es kaum zehn Uhr war, so fing er an voll Eifer mit Lyonne und Colbert zu arbeiten.

Als jedoch Ludwig während der Arbeit vom Tisch nach dem Fenster ging, in Betracht, daß dieses Fenster die Aussicht nach dem Pavillon von Madame bot, so konnte er unten Herrn Fouquet sehen, auf den seit der Gunst, die ihm am vorhergehenden Tag zu Theil geworden, die Höflinge mehr Gewicht legten als je, und der mit einer ganz freundlichen und glücklichen Miene herbeikam, um dem König seine Huldigung darzubringen.

Instinctartig wandte sich der König, als er Fouquet sah, gegen Colbert um.

Colbert lächelte und schien selbst voll Heiterkeit und Freundlichkeit. Dieses Glück hatte ihn erfaßt, seitdem einer von seinen Schreibern eingetreten war und ihm

ein Portefeuille übergeben hatte, das Colbert, ohne es zu öffnen, in die weite Tasche seiner Hose gesteckt.

Da aber immer etwas Finsteres im Grunde der Freude von Colbert lag, so entschied sich Ludwig bei der Wahl zwischen dem Lächeln von Beiden für das von Fouquet.

Er bedeutete dem Oberintendanten durch ein Zeichen, er möge heraufkommen, drehte sich dann gegen Lyonne und Colbert um und sagte:

„Vollendet diese Arbeit, legt sie auf mein Bureau, ich werde sie mit ausgeruhtem Kopf sehen.“

Dann ging er hinaus.

Auf das Zeichen des Königs stieg Fouquet eiligst herauf. Aramis, der den Oberintendanten begleitete, wandte sich ernst in der Gruppe der Höflinge um und verlor sich, ohne daß ihn der König nur bemerkt hatte.

Der König und Fouquet begegneten sich oben auf der Treppe.

„Sire,“ sprach Fouquet, als er den freundlichen Empfang wahrnahm, der ihm vom König zu Theil wurde, „Sire, seit einigen Tagen überströmt mich Eure Majestät mit ihrer Huld. Es ist nicht mehr ein junger König, es ist ein junger Gott, der über Frankreich herrscht; der Gott der Freude, des Glücks und der Liebe.“

Der König erröthete. Wenn auch schmeichelhaft, so war doch das Kompliment nichts destoweniger etwas unmittelbar.

Der König führte Fouquet in einen kleinen Salon, der sein Arbeitscabinet von seinem Schlafzimmer trennte.

„Wißt Ihr wohl, warum ich Euch rufe?“ fragte der König, während er sich so auf den Rand vom Fenster setzte, daß er nichts von dem verlöre, was in den Gartenbeeten vorfallen würde, auf die der zweite Eingang des Pavillon von Madame führte.

„Nein, Sire, doch es muß etwas Glückliches sein,

davon bin ich nach dem huldreichen Lächeln Eurer Majestät überzeugt."

„Oh! Ihr muthmaßt."

„Nein, Sire, ich schaue und sehe."

„Dann täuscht Ihr Euch."

„Ich? Sire."

„Denn ich rufe Euch im Gegentheil, um Euch auszuzanken."

„Mich, Sire?"

„Ja, und zwar in allem Ernste."

„Eure Majestät erschreckt mich . . . und dennoch warte ich in vollem Vertrauen zu ihrer Güte und Gerechtigkeit."

„Was sagt man mir, Herr Fouquet, Ihr bereitet ein großes Fest in Vaux?"

Fouquet lächelte wie ein Kranker beim ersten Schauer eines vergessenen Fiebers, das gerade wiederkehrt.

„Und Ihr ladet mich nicht ein?" fuhr der König fort.

„Sire," erwiederte Fouquet, „ich dachte nicht an dieses Fest, und erst gestern Abend hat einer meiner Freunde (Fouquet legte einen besondern Nachdruck auf diese Worte) die Güte gehabt, mich daran zu erinnern."

„Ich habe Euch aber gestern Abend gesehen, und Ihr sagtet mir nichts davon, Herr Fouquet."

„Sire, wie konnte ich hoffen, Eure Majestät dürfte aus den hohen Regionen, in denen sie lebt, so weit herabsteigen, daß sie meine Wohnung mit ihrer königlichen Gegenwart beehren würde?"

„Eine Entschuldigung, Herr Fouquet, Ihr habt mir nichts von Eurem Feste gesagt."

„Ich wiederhole, ich sagte dem König von diesem Feste nichts, einmal weil nichts in Beziehung auf dasselbe entschieden war, und dann, weil ich eine abschlägige Antwort befürchtete."

„Und was ließ Euch diese abschlägige Antwort be-

fürchten, Herr Fouquet? Nehmt Euch in Acht, ich b
entschlossen, Euch auf's Aeußerste zu treiben."

„Sire, mein inniges Verlangen, den König mei
Einladung annehmen zu sehen . . ."

„Nun denn! Herr Fouquet, ich sehe, wir könn
uns ganz leicht verständigen. Ihr habt den Wuns
mich zu Eurem Feste einzuladen, ich habe den Wuns
dahin zu gehen; ladet mich ein und ich werde kommen

„Wie! Eure Majestät würde die Gnade haben, a
zunehmen?" sagte der Oberintendant.

„In der That, mein Herr," erwiederte der Kön
lachend, „ich glaube, ich thue mehr, als annehmen, u
ich glaube, ich lade mich selbst ein."

„Eure Majestät überschüttet mich mit Ehre u
Freude," rief Fouquet; „doch ich bin genöthigt, zu wi
derholen, was Herr de la Vieuville zu Eurem Gro
vater Heinrich IV. sagte:

„Domine non sum dignus."

„Meine Antwort hierauf ist, daß ich, wenn I
ein Fest gebt, eingeladen oder nicht eingeladen komm
werde."

„Oh! Dank, Dank, mein König!" sprach Fouqu
das Haupt unter dieser Gnade erhebend, die in sein
Geist sein Ruin war. „Wie hat es aber Eure Maj
stät erfahren?"

„Durch das öffentliche Gerücht, das Wunder v
Euch und Wunder von Eurem Haus erzählt. Wird
Euch stolz machen, Herr Fouquet, daß der König a
Euch eifersüchtig ist?"

„Das muß mich zum glücklichsten Menschen d
Welt machen, Sire, weil ich an dem Tag, wo der Kön
auf Vaux eifersüchtig sein wird, meinem König etw
seiner Würdiges anzubieten haben werde."

„Nun wohl, trefft Anstalten zu Eurem Fest u
öffnet beide Flügel der Thüren Eures Hauses."

„Und Ihr, Sire, bestimmt den Tag."

„Von heute in [illegible] Monat."

„Sire, hat Eure Majestät nichts Anderes zu wünschen?“

„Nichts, Herr Oberintendant, wenn nicht, Euch bis dahin, so viel als es Euch möglich sein wird, bei mir zu haben.“

„Sire, ich werde die Ehre haben, bei der Promenade Eurer Majestät zu sein.“

„Sehr gut; ich gehe in der That, Herr Fouquet, und jene Diener dort begeben sich gerade auf den Sammelplatz.“

Bei diesen Worten zog sich der König mit dem ganzen Feuer nicht eines jungen Menschen, sondern eines verliebten jungen Menschen vom Fenster zurück, um seine Handschuhe und seinen Stock zu nehmen, den ihm sein Kammerdiener reichte.

Man hörte außen das Stampfen der Pferde und das Rollen der Räder auf dem Sande des Hofes.

Der König ging hinab. In dem Augenblick, wo er auf der Freitreppe erschien, blieb Jedermann stehen. Der König schritt gerade auf die junge Königin zu. Immer an der Krankheit leidend, von der sie befallen war, wollte die Königin Mutter ihre Gemächer nicht verlassen.

Maria Theresia stieg mit Madame in den Wagen und fragte den König, in welcher Richtung die Promenade stattfinden sollte.

Der König, der La Vallière, die noch ganz bleich war von den Ereignissen des vorhergehenden Abends, mit drei von ihren Gefährtinnen in eine Caleche hatte steigen sehen, antwortete, er gebe keiner Richtung den Vorzug, und es werde überall gut sein, wo sie wären.

Die Königin ließ nun den Piqueurs Befehl geben, sich gegen Apremont zu wenden.

Die Piqueurs ritten voran.

Der König stieg zu Pferde und folgte einige Minuten dem Wagen der Königin und von Madame in der Nähe des Kutschenschlags.

Das Wetter hatte sich ziemlich aufgehellt, eine Art von staubigem Schleier, einer beschmutzten Gaze ähnlich, breitete sich indessen auf der ganzen Oberfläche des Himmels aus; die Sonne ließ glimmerartige Atome in ihrem Strahlenkreise glänzen.

Es war zum Ersticken heiß.

Da aber der König auf den Zustand des Himmels nicht zu merken schien, so schien sich Niemand darum zu bekümmern, und die Promenade nahm nach den Befehlen der Königin ihren Fortgang gegen Apremont.

Die Truppe der Höflinge war geräuschvoll und freudig, man sah, daß Jeder die bitteren Discussionen vom vorhergehenden Tage zu vergessen und die Anderen vergessen zu machen suchte.

Madame besonders war entzückend.

Madame sah den König an ihrem Kutschenschlage, und da sie nicht annehmen konnte, er sei der Königin wegen da, so hoffte sie, ihr Prinz sei zu ihr zurückgekehrt.

Nachdem man aber ungefähr eine Viertelsmeile auf der Landstraße zurückgelegt hatte, grüßte der König mit einem anmuthigen Lächeln und ließ den Wagen der Königin vorbeifahren, dann den der ersten Ehrendamen, dann alle andere, welche, als sie den König stille halten sahen, ebenfalls anhalten wollten.

Doch der König hieß sie durch ein Zeichen mit der Hand weiter fahren.

Als der Wagen von La Vallière kam, näherte sich ihm der König.

Der König grüßte die Damen und schickte sich an, dem Wagen der Ehrenfräulein von Madame zu folgen, wie er dem von Madame gefolgt war, als plötzlich die Reihe der Wagen anhielt.

Beunruhigt durch die Entfernung des Königs, hatte ohne Zweifel Madame hiezu Befehl gegeben.

Man erinnert sich, daß die Richtung der Promenade ihr überlassen worden war.

Der König ließ sie fragen, was sie damit wünsche, daß sie die Wagen anhalten lasse.

„Zu Fuß zu gehen,“ antwortete sie.

Vermuthlich hoffte sie, der König, der dem Wagen der Ehrenfräulein zu Pferde folgte, würde sich scheuen, den Ehrenfräulein selbst zu folgen.

Man war mitten im Wald.

Die Promenade kündigte sich in der That schön an, schön besonders für Träumer oder Liebende.

Drei herrliche, lange, schattige Alleen gingen von dem Kreuzweg aus, wo man Halt gemacht hatte.

Grün von Moos, ausgezackt von Blätterwerk, hatten diese Alleen jede einen kleinen Horizont von einem Fuß Himmel, den man unter der Verschlingung der Bäume erschaute; dies war der Anblick der Oertlichkeit.

Im Hintergrunde dieser Alleen liefen mit deutlichen Zeichen der Angst erschrockene Rehe hin und her, welche, nachdem sie einen Augenblick mitten auf dem Wege stille gehalten und den Kopf emporgestreckt hatten, wie Pfeile entflohen und mit einem Sprung in das Dickicht zurückkehrten, wo sie verschwanden, während man von Zeit zu Zeit ein philosophisches Kaninchen erblickte, das auf seinem Hintertheil hockend sich mit den Vorderläufen an der Schnauze kratzte und die Luft befragte, um zu erkennen, ob allen den Leuten, welche herbeikamen und es so in seinen Meditationen, in seinem Mahle oder in seiner Liebe störten, nicht ein Hund mit verdrehten Beinen folgte oder ob sie nicht ein Gewehr unter dem Arm trügen.

Die ganze Gesellschaft war indessen aus dem Wagen gestiegen, als sie die Königin hatte aussteigen sehen.

Maria Theresia nahm eine von ihren Ehrendamen beim Arm und ging, nachdem sie einen schiefen Blick auf den König geworfen, der gar nicht wahrzunehmen schien, daß er nur im Geringsten der Gegenstand der Aufmerksamkeit der Königin sei, auf dem ersten Fußpfad, der sich vor ihr öffnete, in den Wald hinein.

Zwei Piqueurs schritten Ihrer Majestät mit Stöcken voran, deren sie sich bedienten, um die Zweige aufzuheben, oder die Brombeersträuche, die den Weg versperren konnten, auf die Seite zu schieben.

Als Madame ausstieg, fand sie an ihrer Seite Herrn von Guiche, der sich vor ihr verbeugte und sich zu ihrer Verfügung stellte.

Entzückt von seinem Bade zwei Tage vorher, hatte Monsieur erklärt, er gebe dem Flusse den Vorzug, und war, nachdem er Guiche entlassen, mit dem Chevalier von Lorraine und Manicamp im Schloß zurückgeblieben.

Es fand sich in ihm nicht mehr ein Schatten von Eifersucht.

Man hatte ihn daher vergebens im Zuge gesucht; da aber Monsieur ein sehr persönlicher Prinz war, der gewöhnlich nur wenig zum allgemeinen Vergnügen beitrug, so war seine Abwesenheit mehr ein Gegenstand der Zufriedenheit, als des Bedauerns gewesen.

Jedermann hatte das von der Königin und von Madame gegebene Beispiel befolgt und seine Bequemlichkeit nach dem Zufall oder nach seinem Geschmack gesucht.

Der König war, wie gesagt, bei La Vallière geblieben, und er hatte dieser, da er in dem Augenblick vom Pferde stieg, wo man den Wagenschlag öffnete, die Hand geboten.

Sogleich entfernten sich Montalais und Tonnay-Charente, die Eine aus Berechnung, die Andere aus Discretion.

Nur fand zwischen Beiden der Unterschied statt, daß die Eine sich mit dem Wunsch entfernte, dem König angenehm zu sein, die Andere mit dem, dem König unangenehm zu sein.

Während der letzten halben Stunde hatte auch das Wetter seine Verfügungen getroffen; wie durch einen heißen Wind angetrieben, hatte sich dieser ganze Schleier im Wasser zusammengeballt, und rückte dann wieder,

durch eine entgegengesetzte Strömung zurückgeworfen, langsam, schwerfällig heran.

Man fühlte den Sturm herannahen; da ihn aber der König nicht sah, so glaubte sich Niemand berechtigt, ihn zu sehen.

Die Promenade wurde also fortgesetzt; einige ängstliche Geister schlugen indessen von Zeit zu Zeit die Augen zum Himmel auf.

Noch Furchtsamere gingen auf und ab, ohne sich von den Wagen zu entfernen, in denen sie für den Fall eines Sturmes Schutz zu suchen gedachten.

Aber der größte Theil der Gesellschaft folgte dem König, als man ihn muthig mit La Vallière in den Wald eindringen sah.

Sobald dies der König gewahrte, nahm er La Vallière bei der Hand und führte sie in eine Seitenallee, wohin ihm diesmal Niemand zu folgen wagte.

XVI.

Der Regen.

In demselben Augenblick und in der Richtung, die der König und La Vallière genommen hatten, statt der Allee zu folgen, nur daß sie außer dem Wald gingen, schritten zwei Männer sehr unbesorgt um den Zustand des Himmels einher.

Sie hielten ihre Köpfe gesenkt, wie Leute, welche an ernste Interessen denken.

Sie hatten weder Guiche, noch Madame, noch den König, noch La Vallière gesehen.

Plötzlich zog etwas durch die Luft wie ein Flammenschub, gefolgt von einem dumpfen, entfernten Murren.

„Oh!“ sagte der Eine, das Haupt erhebend, „der Sturm kommt. Kehren wir zu den Wagen zurück, mein lieber d'Herblay.“

Aramis schlug die Augen auf und befragte das Wetter.

„Oh!“ rief er, „es hat noch keine Eile.“

Dann die Unterredung fortsetzend, wo er sie ohne Zweifel gelassen hatte, sprach er:

„Ihr sagt also, der Brief, den wir gestern Abend geschrieben, müsse zu dieser Stunde an seine Bestimmung gelangt sein.“

„Ich sage, es sei dies gewiß.“

„Durch wen habt Ihr ihn überbringen lassen?“

„Durch meinen Geheimboten, wie ich Euch zu bemerken die Ehre hatte.“

„Hat er Antwort gebracht?“

„Ich habe ihn nicht wieder gesehen; ohne Zweifel war die Kleine im Dienst bei Madame, oder sie kleidete sich in ihrem Zimmer an, sie wird ihn haben warten lassen. Es kam die Stunde der Abfahrt und wir sind weggefahren. Ich kann folglich nicht wissen, was dort vorgegangen ist.“

„Ihr habt den König vor dem Abgang gesehen?“

„Ja.“

„Wie habt Ihr ihn gefunden?“

„Vortrefflich . . . oder schändlich, je nachdem er mehr oder weniger Heuchler gewesen ist.“

„Und das Fest?“

„Wird in einem Monat stattfinden.“

„Er hat sich dazu eingeladen?“

„Mit einer Dringlichkeit, in der ich Colbert erkannte.“

„Das ist gut.“

„Hat Euch die Nacht Eure Illusionen nicht benommen?“

„Worüber?“

„Ueber die Unterstützung, die Ihr bei diesem Umstand gewähren könnt?“

„Nein, ich habe die Nacht mit Schreiben zugebracht, und alle Befehle sind gegeben.“

„Das Fest wird mehrere Millionen kosten, verhehlt Euch das nicht.“

„Ich werde für sechs sorgen, haltet Eurerseits für jeden Fall zwei bis drei bereit.“

„Ihr seid ein wunderbarer Mann, mein lieber d'Herblay.“

Aramis lächelte.

„Aber,“ fragte Fouquet, mit einem Ueberrest von Besorgniß, „warum habt Ihr, da Ihr so in den Millionen wühlt, Baisemeaux vor einigen Tagen nicht aus Eurer Tasche die fünfzig tausend Franken gegeben?“

„Weil ich vor einigen Tagen arm war wie Hiob.“

„Und heute?“

„Heute bin ich reicher als der König.“

„Sehr gut,“ sagte Fouquet, „ich verstehe mich auf den Menschen, und weiß, daß Ihr unfähig seid, mir Euer Wort nicht zu halten; ich will Euch Euer Geheimniß nicht entreißen: sprechen wir nicht mehr davon.“

In diesem Augenblick vernahm man ein dumpfes Rollen, das plötzlich in einem Donnerschlag losbrach.

„Ho! ho!“ machte Fouquet, „ich sagte es Euch wohl.“

„Nun, so laßt uns zu den Wagen zurückkehren,“ erwiederte Aramis.

„Wir werden nicht mehr Zeit haben, es fängt schon an zu regnen.“

In der That, als ob der Himmel geöffnet wäre, ließ ein Guß von großen Tropfen plötzlich den Dom des Waldes ertönen.

„Oh!“ entgegnete Aramis, „wir haben Zeit, die Wagen zu erreichen, ehe das Blätterwerk überströmt ist.“

„Besser wäre es, wenn wir uns in irgend eine Grotte zurückziehen könnten."

„Ja, aber wo gibt es eine Grotte?" fragte Aramis.

„Ich kenne eine zehn Schritte von hier," erwiederte Fouquet lächelnd.

Dann, indem er sich umschaute, fügte er bei:

„Ja, so ist es."

„Wie glücklich seid Ihr, daß Ihr ein so gutes Gedächtniß besitzt," sagte Aramis ebenfalls lächelnd; „befürchtet Ihr aber nicht, Euer Kutscher, wenn er uns nicht wieder erscheinen sieht, könnte glauben, wir haben einen andern Rückweg genommen, und den Wagen des Hofes folgen?"

„Oh! es ist keine Gefahr," erwiederte Fouquet, „wenn ich meinen Kutscher und meinen Wagen an einem Orte aufstelle, so kann ihn nur ein ausdrücklicher Befehl des Königs bewegen, seinen Posten zu verlassen, und überdies scheint es mir, daß wir nicht die Einzigen sind, die so weit vorgerückt. Ich höre Tritte und ein Geräusch von Stimmen."

Während Fouquet diese Worte sprach, wandte er sich um, und öffnete mit seinem Stock eine Masse von Blättern, die ihm den Weg verbarg.

Der Blick von Aramis drang zugleich mit dem seinigen durch die Oeffnung.

„Eine Frau!" sagte Aramis.

„Ein Mann!" sagte Fouquet.

„La Vallière!"

„Der König!"

„Oh! ho!" sagte Aramis, „sollte der König Eure Höhle auch kennen? Darüber würde ich mich nicht wundern; er scheint mir einen ziemlich geregelten Verkehr mit den Nymphen von Fontainebleau zu unterhalten."

„Gleichviel," versetzte Fouquet, „gehen wir immerhin zur Grotte; kennt er sie nicht, so werden wir sehen, was geschieht, kennt er sie, so gehen wir, da sie zwei

Oeffnungen hat, während er durch die eine eintritt durch die andere hinaus."

„Ist sie fern von hier?" fragte Aramis, „der Regen sickert schon durch."

„Wir sind an Ort und Stelle."

Fouquet schob einige Zweige auf die Seite, und man konnte eine Felsaushöhlung erblicken, welche Heidekraut, Epheu und aufgehäufte Eicheln völlig verbargen.

Fouquet zeigte den Weg.

Aramis folgte ihm.

In dem Augenblick, wo sie in die Grotte eintreten wollten, wandte sich Aramis um.

„Ho! ho!" sagte er, „sie kommen gerade in das Gehölze herein und wenden sich nach dieser Seite."

„Nun wohl! treten wir ihnen den Platz ab," sprach Fouquet lächelnd, indem er Aramis am Mantel zog; „ich glaube aber nicht, daß der König meine Grotte erkennt."

„Sie suchen in der That," erwiederte Aramis, „doch nur einen dichten belaubten Baum."

Aramis täuschte sich nicht, der König schaute in die Luft, und nicht um sich her.

Er hielt den Arm der La Vallière unter dem seinigen, er hielt seine Hand auf der ihrigen.

La Vallière fing an, auf dem feuchten Gras, auszuglitschen.

Ludwig spähte mit noch mehr Aufmerksamkeit umher, und führte, als er eine ungeheure dick belaubte Eiche erblickte, La Vallière unter das Obdach dieser Eiche.

Die Arme schaute sich um, sie schien zugleich zu wünschen und zu befürchten, daß man ihr folge.

Der König ließ sie an den Stamm des Baumes anlehnen, dessen weiter Umkreis beschützt durch das dichte Blätterwerk so trocken war, als ob nicht in diesem Augenblick der Regen in Strömen herabfiele.

Er selbst stand mit entblößtem Haupte vor ihr.

Nach einem Augenblick sickerten einige Tropfen

durch die Zweige des Baumes und fielen auf die Stirne des Königs, der nicht darauf achtete.

„Oh! Sire," murmelte La Vallière, indem sie nach dem Hut des Königs griff.

Doch der König verbeugte sich und weigerte sich hartnäckig, sich zu bedecken.

„Jetzt oder nie habt Ihr Anlaß, Euren Platz anzubieten," flüstere Fouquet Aramis ins Ohr.

„Jetzt oder nie haben wir Anlaß zu horchen, und kein Wort von dem zu verlieren, was sie sprechen," erwiederte Aramis ebenfalls leise.

Sie schwiegen wirklich Beide, und die Stimme des Königs konnte bis zu ihnen dringen.

„Oh! mein Gott, mein Fräulein," saget der König, „ich sehe oder ich errathe vielmehr Eure Angst; glaubt mir, daß ich es aufrichtig bedaure, Euch von der übrigen Gesellschaft getrennt zu haben, und zwar, um Euch an einen Ort zu führen, wo Ihr unter dem Regen leiden werdet. Ihr seid schon durchnäßt, Ihr friert vielleicht."

„Nein, Sire."

„Ihr zittert aber doch."

„Sire, es ist die Furcht, man könnte meine Abwesenheit in dem Augenblick, wo sicherlich schon Alle wieder versammelt sind, schlecht auslegen."

„Ich würde Euch den Vorschlag machen, zu den Wagen zurückzukehren, mein Fräulein, doch schaut und horcht, und sagt mir, ob es möglich ist, in diesem Augenblick den geringsten Gang zu versuchen."

Der Donner rollte in der That und der Regen fiel in Strömen herab.

„Ueberdies ist keine Auslegung zu Eurem Nachtheil möglich," fuhr der König fort. „Seid Ihr nicht beim König von Frankreich, das heißt beim ersten Edelmann des Reiches?"

„Gewiß, Sire, und das ist ein großes Glück für mich," erwiederte La Vallière; „ich fürchte auch die Deutung nicht für mich."

„Für wen denn?"

„Für Euch, Sire."

„Für mich, mein Fräulein!" versetzte der König lächelnd. „Ich begreife Euch nicht."

„Hat denn Eure Majestät schon vergessen, was gestern bei Ihrer Königlichen Hoheit vorgefallen ist?"

„Oh! ich bitte, vergessen wir das, oder erlaubt mir vielmehr, mich dessen nur zu erinnern, um Euch noch einmal zu danken, und zwar sowohl für Euren Brief, als . . ."

„Sire," sagte La Vallière, „das Wasser fällt herab, und Eure Majestät bleibt barhäuptig."

„Ich bitte, bekümmern wir uns nur um Euch, mein Fräulein."

„Oh! ich," versetzte La Vallière lächelnd, „ich bin eine Bäurin, gewohnt, auf den Wiesen an der Loire und in den Gärten von Blois umherzulaufen, wie das Wetter auch sein mag. Und was meinen Anzug betrifft," fügte sie, ihr einfaches Mousselinkleid anschauend, bei, „Eure Majestät sieht, daß da nicht viel gefährdet ist."

„Wahrhaftig, mein Fräulein, ich habe schon mehr als einmal bemerkt, daß Ihr beinahe Alles Euch selbst, und nichts der Toilette zu verdanken habt. Ihr seid nicht gefallsüchtig, und das ist für mich eine große Eigenschaft."

„Sire, macht mich nicht besser, als ich bin und sagt nur: Ihr könnt nicht gefallsüchtig sein."

„Warum dieß?"

„Hm! weil ich nicht reich bin."

„Damit gesteht Ihr, daß Ihr die schönen Dinge liebet!" rief der König lebhaft.

„Sire, ich finde nur die Dinge schön, die ich erlangen kann. Alles, was für mich zu hoch ist . . ."

„Ist Euch gleichgültig."

„Nein, ist mir fremd, als ob es mir verboten wäre."

„Und ich, mein Fräulein," sagte der König, „ich finde, daß Ihr an meinem Hofe nicht auf dem Fuße seid, auf dem Ihr sein solltet. Man hat mir sicherlich

nicht genug von den Diensten Eurer Familie gesagt. Der Wohlstand Eures Hauses ist von Eurem Oheim grausam vernachläßigt worden."

„Oh! nein, Sire, Seine Hoheit, Monseigneur, der Herzog von Orleans, ist stets sehr gut gegen Herrn von Saint-Remy, meinen Stiefvater, gewesen. Die Dienste waren geringfügig, und man kann wohl sagen, daß wir nach unseren Werken belohnt worden sind. Es hat nicht Jedermann das Glück, Gelegenheiten zu finden, seinem König mit Auszeichnung zu dienen. Allerdings zweifle ich nicht, daß, wenn sich solche Gelegenheiten gefunden hätten, das Herz meiner Familie eben so groß gewesen wäre, als ihr Verlangen; doch wir haben dieses Glück nicht gehabt."

„Nun wohl! mein Fräulein, es ist die Sache des Königs, den Zufall zu verbessern, und mit Freuden übernehme ich es, auf das Schnellste in Beziehung auf Euch das Unrecht des Glücks gut zu machen."

„Nein, Sire, nein!" rief La Vallière lebhaft, „Ihr werdet gefälligst die Dinge in dem Zustande lassen, in dem sie sind."

„Wie, mein Fräulein, Ihr schlagt aus, was ich für Euch thun muß, thun will?"

„Man hat Alles gethan, was ich wünschte, Sire, als man mir das Glück bewilligte, zu dem Hause von Madame zu gehören."

„Wenn Ihr es für Euch ausschlagt, so nehmt es wenigstens für die Eurigen an."

„Sire, Eure so großmüthige Intention blendet und erschreckt mich, denn wenn Ihr das thätet, was Eure Güte zu thun Euch antreibt, so würde Eure Majestät uns Mörder und sich Feinde machen. Laßt mich in meiner Mittelmäßigkeit, Sire; laßt allen Gefühlen, die mich bewegen können, die freudige Zartheit, daß kein Eigennutz obgewaltet."

„Ah! das ist eine bewunderungswürdige Sprache!" rief der König.

„Es ist wahr, und er muß nicht daran gewöhnt sein," flüsterte Aramis Fouquet ins Ohr.

„Wenn sie aber eine solche Antwort auf mein Billet gibt?" sagte Fouquet.

„Gut!" erwiederte Aramis, „urtheilen wir nicht zum Voraus und warten wir das Ende ab."

„Und dann, mein lieber Herr d'Herblay," sprach der Oberintendant, nicht sehr geneigt, an alle die Gefühle zu glauben, welche La Vallière ausgedrückt hatte; „ja es ist häufig eine geschickte Berechnung, bei den Königen uneigennützig zu scheinen."

„Das dachte ich in dieser Minute," erwiederte Aramis. „Horchen wir."

Der König näherte sich La Vallière, und da das Wasser immer durch das Blätterwerk der Eiche herabsikerte, hielt er seinen Hut über den Kopf des Mädchens.

La Vallière schlug ihre schönen blauen Augen zu dem königlichen Hut auf, der sie beschirmte, schüttelte den Kopf und gab einen Seufzer von sich.

„Oh! mein Gott," sagte der König, „welcher traurige Gedanke kann bis zu Eurem Herzen gelangen, während ich ihm einen Wall aus dem meinigen mache?"

„Sire, ich will es Euch sagen. Ich hatte diese für ein Mädchen von meinem Alter so schwer zu verhandelnde Frage schon ergriffen, aber Eure Majestät hat mir Stillschweigen auferlegt. Sire, Eure Majestät gehört nicht sich. Sire, Eure Majestät ist verheirathet; jedes Gefühl, das Eure Majestät von der Königin entfernen und bewegen würde, sich mit mir zu beschäftigen, wird für die Königin eine Quelle tiefen Kummers sein."

Der König wollte La Vallière unterbrechen, sie fuhr aber mit einer flehenden Geberde fort:

„Die Königin liebt Eure Majestät mit einer Zärtlichkeit, die sich begreifen läßt; die Königin folgt Eurer Majestät auf jedem Schritt, der sie von ihr entfernt. Da sie das Glück gehabt hat, einen solchen Gatten zu finden, so bittet sie den Himmel mit Thränen, ihr seinen

Besitz zu erhalten, und sie ist eifersüchtig auf die geringste Bewegung Eures Herzens.“

Der König wollte abermals sprechen, doch auch dießmal wagte es La Vallière, ihn zurückzuhalten.

„Wäre es nicht,“ sagte sie, „wäre es nicht eine strafbare Handlung, wenn Eure Majestät, da sie eine so warme und edle Zuneigung wahrnehmen muß, der Königin Anlaß zur Eifersucht geben würde? Oh! verzeiht mir dieses Wort, Sire. Ah! mein Gott! ich weiß wohl, es ist unmöglich, oder es müßte vielmehr unmöglich sein, daß die größte Königin der Welt auf ein armes Mädchen, wie ich, eifersüchtig würde. Doch sie ist Weib, diese Königin, und wie das eines einfachen Weibes kann sich ihr Herz dem Argwohn öffnen, den die Bosheit mit Gift schwängern würde. In des Himmels Namen, Sire, beschäftigt Euch nicht mit mir, ich verdiene es nicht.“

„Oh! mein Fräulein,“ rief der König, „Ihr bedenkt also nicht, daß Ihr, so sprechend, wie Ihr es thut, meine Werthschätzung in Bewunderung verwandelt!“

„Sire, Ihr nehmt meine Worte für das, was sie nicht sind; Ihr haltet mich für besser, als ich bin; Ihr macht mich größer, als mich Gott gemacht hat. Gnade für mich, Sire, denn wenn ich nicht wüßte, daß der König der edelmüthigste Mann seines Reiches ist, so würde ich glauben, der König wolle meiner spotten.“

„Oh! dergleichen befürchtet Ihr nicht, dessen bin ich sicher!“ rief Ludwig.

„Sire, ich wäre genöthigt, es zu glauben, wenn der König eine solche Sprache mit mir zu sprechen fortführe.“

„Ich bin also ein sehr unglücklicher Fürst,“ sagte der König mit einer Traurigkeit, die nichts Geheucheltes hatte, „der unglücklichste Fürst der Christenheit, da ich nicht einmal die Macht habe, meinen Worten Glauben vor der Person zu verschaffen, die ich am meisten in

er Welt liebe, und die mir das Herz dadurch bricht, aß sie an meine Liebe zu glauben sich weigert."

„Oh! Sire," erwiederte La Vallière, indem sie den König, der sich ihr immer mehr genähert hatte, sanft urückschob, „ich glaube, der Sturm legt sich und der Regen hört auf."

In dem Augenblick aber, wo die Arme, um ihrem Herzen zu entfliehen, das ohne Zweifel zu sehr mit dem es Königs übereinstimmte, diese Worte sprach, über- ahm es der Sturm, sie Lügen zu strafen; ein bläu- icher Blitz beleuchtete den Wald mit einem phantasti- chen Reflex, und ein Donnerschlag, einer Artilleriesalve hnlich, brach über dem Haupt der beiden jungen Leute os, als hätte die Höhe der Eiche, die sie beschirmte, den Donner hervorgerufen.

Das Mädchen konnte sich eines Angstschreis nicht rwehren.

Der König zog sie mit einer Hand an sein Herz und streckte die andere über ihren Kopf aus, als wollte r sie vor dem Blitz schützen.

Es trat ein Augenblick des Stillschweigens ein, n dem diese Gruppe, reizend, wie Alles was jung ist, unbeweglich blieb, während Fouquet und Aramis sie nicht minder unbeweglich, als der König und La Val- ière, betrachteten.

„Oh! Sire, Sire," murmelte la Vallière, „höret Ihr?"

Und sie ließ ihren Kopf auf ihre Schultern fallen.

„Ja," antwortete Ludwig, „Ihr seht wohl, daß der Sturm nicht vorübergeht."

„Sire, das ist eine Verkündigung."

Der König lächelte.

„Sire, es ist die Stimme Gottes, welche droht."

„Wohl," sprach der König, „ich nehme diesen Don- erschlag wirklich als eine Verkündigung und sogar als ine Drohung an, wenn er sich von jetzt in fünf Mi- uten mit derselben Gewalt und Heftigkeit wiederholt;

geschieht dieß aber nicht, so erlaubt mir zu denken, der Sturm sei der Sturm und nichts Anderes."

Und zu gleicher Zeit erhob der König das Haupt, als wollte er den Himmel befragen.

Doch als wäre der Himmel der Genosse von Ludwig gewesen, während der fünf Minuten Stille, die auf die Explosion folgte, welche die Liebende erschreckt hatte, ließ sich kein neuer Roller vernehmen, und als der Donner abermals hallte, so geschah es, indem er sich auf eine sichtbare Weise entfernte und als hätte der Sturm während dieser fünf Minuten in die Flucht geschlagen, vom Winde gepeitscht, weite Räume durchlaufen.

„Nun! Louise," sagte der König laut, „werdet Ihr mich noch einmal mit dem Zorn des Himmels bedrohen, werdet Ihr, da Ihr aus dem Gewitter ein Vorgefühl machen wolltet, daran zweifeln, daß es wenigstens kein Vorgefühl von Unglück ist?"

Das Mädchen schaute empor; das Wasser hatte mittlerweile das Blättergewölbe durchdrungen und rieselte auf das Gesicht des Königs.

„Oh! Sire, Sire!" rief sie mit einem Ausdruck unwiderstehlicher Angst, der den König im höchsten Grad bewegte.

„Bleibt der König meinetwegen so barhäuptig und dem Regen ausgesetzt," fügte sie bei; „aber wer bin ich denn?"

„Ihr seid, wie Ihr seht, die Gottheit, die den Sturm verjagt hat, die Göttin, die das schöne Wetter zurückbringt."

Ein den Wald durchdringender Sonnenstrahl ließ wirklich wie eben so viele Diamanten die Regentropfen herabfallen, welche auf den Blättern rollten.

„Sire," sagte La Vallière, beinahe besiegt, aber eine äußerste Anstrengung versuchend, „Sire zum letzten Mal flehe ich Euch an, denkt an die Schmerzen, die Ihre Majestät meinetwegen auszustehen haben wird. Mein Gott! in diesem Augenblick [illegible] man Euch, ruft

man Euch. Die Königin muß unruhig, besorgt sein, und Madame, oh! Madame," rief das Mädchen mit einem Gefühl, das dem Schrecken glich.

Dieser Name brachte eine gewisse Wirkung auf den König hervor; er bebte und ließ La Vallière los, die er bis jetzt umfangen gehalten hatte.

Dann ging er auf den Weg zu, um hinauszuschauen und kam beinahe sorglich zurück.

„Madame, habt Ihr gesagt?" sprach der König.

„Ja, Madame; Madame, die auch eifersüchtig ist," antwortete La Vallière mit einem tiefen Ausdruck."

Und ihre so schüchternen, so keusch flüchtigen Augen wagten es, eine Sekunde die Augen des Königs zu befragen.

„Madame," versetzte der König, der eine innere Bewegung zu überwinden sich anstrengte, „Madame hat, wie mir scheint, keinen Grund, auf mich eifersüchtig zu sein, Madame hat kein Recht . . .!"

„Ach!" murmelte La Vallière.

„Mein Fräulein," sprach der König beinahe im Tone des Vorwurfs, „solltet Ihr zu denjenigen gehören, welche denken, die Schwester habe ein Recht auf den Bruder, eifersüchtig zu sein?"

„Sire, es geziemt sich nicht für mich, die Geheimnisse Eurer Majestät zu ergründen."

„Oh! Ihr glaubt das, wie die Andern," rief der König.

„Ich glaube, daß Madame eifersüchtig ist, ja, Sire," antwortete La Vallière mit fester Stimme.

„Mein Gott!" fragte der König besorgt, „solltet Ihr das in ihren Benehmen gegen Euch bemerkt haben? Ist Madame gegen Euch auf eine schlimme Weise verfahren, die Ihr der Eifersucht zuschreiben könnt?"

„Keines Wegs, Sire, ich bin so wenig . . ."

„Oh! wenn es so wäre," rief Ludwig mit seltener Stärke.

„Sire," unterbrach ihn das Mädchen, „es regnet nicht mehr; man kommt, ich glaube, man kommt."

Und jede Etiquette vergessend, nahm sie den König beim Arm.

„Nun denn, mein Fräulein," erwiederte der König, „lassen wir die Leute kommen; wer sollte es wagen, schlimm zu finden, daß ich Fräulein de la Vallière Gesellschaft geleistet habe."

„Habet Mitleid, Sire; oh! man wird es seltsam finden, daß Ihr so durchnäßt seid, daß Ihr Euch für mich aufgeopfert habt!"

„Ich habe nur meine Pflicht als Edelmann gethan," sagte Ludwig, „und wehe dem, der die seinige verletzen würde, indem er das Benehmen seines Königs tadelte."

In diesem Augenblick sah man wirklich in der Allee einige eifrige und neugierige Köpfe erscheinen, welche zu suchen, und als sie den König und la Vallière erblickt, was sie suchten gefunden zu haben schienen.

Es waren die Abgesandten der Königin und von Madame; sie nahmen den Hut in die Hand, zum Zeichen, daß sie keine Majestät gesehen.

Ludwig verließ aber, so groß auch die Verwirrung der la Vallière war, seine ehrfurchtsvolle und zugleich zarte Stellung nicht.

Denn als alle Höflinge in der Allee versammelt waren, als Jedermann das Zeichen der Ehrerbietung hatte sehen können, welches er la Vallière dadurch gegeben, daß er mit entblößtem Haupt während des Sturms vor ihr stehen geblieben war, bot er ihr den Arm und führte sie zu der Gruppe zurück, die ihn erwartete, erwiederte die Verbeugung, die Jeder vor ihm machte, mit dem Kopf und geleitete sie, beständig den Hut in der Hand, bis zu ihrem Wagen.

Und da es — ein letzter Abschied des entfliehenden Sturms — fortwährend regnete, so empfingen die anderen Damen, welche die Ehrfurcht vor dem König in den Wagen zu steigen abgehalten hatte, ohne Kapuze

und Mantel diesen Regen, vor dem der König mit seinem Hut, so gut, als er vermochte, die demüthigste von ihnen schützte.

Die Königin und Madame mußten wie die Anderen diese übertriebene Höflichkeit des Königs sehen; Madame verlor hierüber so sehr die Fassung, daß sie die Königin mit dem Ellbogen stieß und zu ihr sagte:

„Schaut, schaut doch!"

Die Königin schloß die Augen, als wäre sie vom Schwindel befallen worden. Sie hielt ihre Hand vor's Gesicht und stieg in den Wagen.

Madame stieg nach ihr ein.

Der König setzte sich wieder zu Pferde, und kehrte, ohne irgend einem Kutschenschlag den Vorzug zu gönnen, die Zügel auf dem Halse seines Pferdes, träumerisch und ganz in Gedanken versunken, nach Fontainebleau zurück.

Als sich die Menge entfernt hatte, als sie das Geräusch der Pferde und der Wagen, das nach und nach erlosch, gehört hatten, als sie sicher waren, daß sie Niemand mehr sehen könnte, traten Aramis und Fouquet aus ihrer Grotte hervor.

Dann schritten Beide stillschweigend auf die Allee zu.

Aramis tauchte seinen Blick nicht nur in den ganzen ausgedehnten Raum, der sich vor ihm und hinter ihm entrollte, sondern auch in das Dickicht des Waldes.

„Herr Fouquet," sagte er, als er sich versichert hatte, daß Alles verlassen war, „Ihr müßt um jeden Preis den Brief an La Vallière wieder bekommen."

„Das wird leicht sein, wenn ihn der Bote nicht übergeben hat," erwiederte Fouquet.

„Es muß in jedem Fall möglich sein, versteht Ihr?"

„Ja, nicht wahr, der König liebt dieses Mädchen?"

„Sehr, und noch schlimmer ist, daß dieses Mädchen seinerseits den König leidenschaftlich liebt."

„Damit wollt Ihr sagen, daß wir unsere Taktik ändern, nicht wahr?"

„Allerdings, Ihr habt keine Zeit zu verlieren, Ihr müßt La Vallière aufsuchen, und ohne mehr daran zu denken, ihr Liebhaber zu sein, was unmöglich ist, Euch für ihren theuersten Freund und ergebensten Diener erklären."

„Das werde ich thun, und zwar ohne Widerwillen," sagte Fouquet, „dieses Kind scheint mir voll Gemüth zu sein."

„Oder voll Gewandtheit," erwiederte Aramis, „doch dann ist ein Grund mehr vorhanden."

Nachdem er einen Augenblick geschwiegen, fügte er noch bei:

„Wenn mich nicht Alles täuscht, wird dieses Mädchen die große Leidenschaft des Königs sein."

„Steigen wir wieder in den Wagen, und was die Pferde laufen können, bis zum Schloß."

XVII.

Tobie.

Zwei Stunden, nachdem der Wagen des Oberintendanten auf Befehl von Aramis abgegangen war und Beide nach Fontainebleau mit der Schnelligkeit der Wolken geführt hatte, welche unter dem letzten Hauche des Sturmes am Himmel hinliefen, befand sich La Vallière in ihrem Zimmer, in einem einfachen Hauskleide und nahm auf einem Marmortischchen ihren Imbiß vollends zu sich.

Plötzlich öffnete sich die Thüre und ein Kammer-

iener meldete ihr, Herr Fouquet bitte um Erlaubniß,
hr seine Aufwartung machen zu dürfen.

Sie ließ sich das zweimal wiederholen; die Arme
nnte Herrn Fouquet nur dem Namen nach, und ver-
ochte nicht zu errathen, was sie mit einem Oberin-
ndanten der Finanzen gemein haben könnte.

Da er indessen im Auftrag des Königs kommen
nnte, was nach der von uns mitgetheilten Unterre-
ung wohl möglich war, so warf sie einen Blick auf
ren Spiegel, verlängerte noch ihre langen Haarlocken
nd gab Befehl, ihn einzuführen.

La Vallière vermochte sich indessen einer gewissen
nruhe nicht zu erwehren. Der Besuch des Oberinten-
anten war kein gewöhnliches Ereigniß im Leben einer
rau von Hofe. So berühmt durch seine Großmuth,
urch seine Galanterie und seine Zartheit bei den Frauen
atte Fouquet mehr Einladungen erhalten, als er Au-
enzen verlangt.

In vielen Häusern hatte die Gegenwart des Ober-
itendanten Glück bedeutet. In vielen Herzen hatte sie
iebe bedeutet.

Fouquet trat ehrerbietig bei La Vallière ein, er
schien mit jener Anmuth, die der unterscheidende Cha-
kter der hervorragenden Männer dieses Jahrhunderts
ar, und die sich heut zu Tage nicht mehr begreift,
icht mehr in den Portraits der Epoche, wo der Ma-
r sie ins Leben zu rufen versucht hat.

La Vallière erwiederte den ceremoniösen Gruß von
ouquet durch eine Kostschülerin-Verneigung und
zeichnete ihm einen Stuhl.

Fouquet verbeugte sich aber und sprach:

„Mein Fräulein, ich werde mich nicht eher setzen,
s bis Ihr mir verziehen habt."

„Ich?" fragte La Vallière.

„Ja, Ihr."

„Mein Gott, was sollte ich Euch verzeihen?"

Fouquet heftete seinen durchdringenden Blick auf

das Mädchen und glaubte, auf seinem Gesichte nichts wahrzunehmen, als das naivste Erstaunen.

„Ich sehe, mein Fräulein," sagte er, „Ihr habt ebensoviel Großmuth, als Geist, und ich lese in Euren Augen die Verzeihung, um die ich nachsuchte. Doch es genügt mir die Verzeihung der Lippen nicht, das muß ich Euch bemerken, ich bedarf auch der Verzeihung des Herzens und des Geistes."

„Bei meinem Wort, ich schwöre Euch; mein Herr, daß ich Euch nicht verstehe."

„Das ist abermals eine Zartheit, die mich entzückt, und ich sehe, Ihr wollt nicht, daß ich vor Euch erröthe."

„Erröthen! erröthen vor mir! sagt doch, worüber solltet Ihr erröthen?"

„Sollte ich mich täuschen, sollte ich so glücklich sein, daß Euch mein Benehmen gegen Euch nicht verletzt hätte?"

La Vallière zuckte die Achseln und erwiederte:

„Mein Herr, Ihr sprecht offenbar in Räthseln, und ich bin, wie es scheint, zu unwissend, um Euch zu begreifen."

„Gut, ich werde nicht länger hierauf bestehen. Nur sagt mir, ich flehe Euch an, daß ich auf Eure volle Vergebung rechnen kann."

„Mein Herr," sprach La Vallière mit einer gewissen Ungeduld," ich kann Euch nur eine Antwort geben, und ich hoffe, daß sie Euch befriedigen wird. Wenn ich wüßte, welches Unrecht Ihr gegen mich begangen, so würde ich es Euch vergeben. Um so mehr müßt Ihr begreifen, daß ich, da ich Euer Unrecht nicht kenne..."

Fouquet kniff sich die Lippen, wie es Aramis gethan hätte, und sagte:

„Somit darf ich, ungeachtet dessen, was geschehen ist, hoffen, daß wir in gutem Einvernehmen bleiben werden, und daß Ihr die Gnade für mich haben werdet, an meine ehrfurchtsvolle Freundschaft zu glauben."

La Vallière meinte, sie fange an zu begreifen.

„Oh!“ sagte sie zu sich selbst, „ich hätte nicht geglaubt, daß Fouquet so gierig wäre, sich um die Hülfsquellen einer so neuen Gunst zu bewerben.“

Dann sprach sie laut:

„Eure Freundschaft, mein Herr! Ihr bietet mir Eure Freundschaft an, doch das ist in der That für mich zu viel Ehre.“

„Ich weiß, mein Fräulein,“ erwiederte Fouquet, die Freundschaft des Herrn kann glänzender und wünschenswerther erscheinen, als die des Dienenden, doch ich stehe Euch dafür, daß die letztere ebenso ergeben, ebenso treu und völlig uneigennützig sein wird.“

La Vallière verbeugte sich: es lag wirklich viel Ueberzeugung und wahre Ergebenheit im Ton des Intendanten.

Sie reichte ihm auch die Hand und sprach:

„Ich glaube Euch.“

Fouquet nahm rasch die Hand, die ihm das Mädchen bot und fügte bei:

„Nicht wahr, dann werdet Ihr keine Schwierigkeit machen, mir den unglücklichen Brief zurückzugeben?“

„Welchen Brief?“ fragte La Vallière.

Fouquet befragte sie, wie er es schon gethan, mit der Allmacht seines Blickes.

Dieselbe Naivetät der Physignomie, dieselbe Unschuld des Gesichts.

„Ah! mein Fräulein,“ sagte er nach diesem Läugnen, „ich muß gestehen, daß Euer System das zarteste der Welt ist, und ich wäre selbst kein ehrlicher Mann, wenn ich etwas von einer so edelmüthigen Frau, wie Ihr, befürchtete.“

„Wahrhaftig, Herr Fouquet,“ erwiederte La Vallière, „zu meinem tiefen Bedauern bin ich genöthigt, zu wiederholen, daß ich durchaus nichts von Euren Worten verstehe.“

„Ihr habt also bei Eurer Ehre keinen Brief von mir erhalten, mein Fräulein."

„Bei meiner Ehre, keinen," antwortete La Vallière mit festem Ton.

„Es ist genug, das genügt mir, mein Fräulein, erlaubt, daß ich Euch die Versicherung meiner ganzen Werthschätzung und Hochachtung wiederhole."

Hienach verbeugte er sich, ging hinaus, um Aramis aufzusuchen, der ihn in seiner Wohnung erwartete, und überließ es La Vallière, sich zu fragen, ob der Oberintendant ein Narr geworden.

„Nun!" sagte Aramis, der Fouquet mit Ungeduld erwartete; „seid Ihr mit der Favoritin zufrieden?"

„Entzückt," antwortete Fouquet, „es ist eine Frau voll Geist und Herz."

„Sie ist nicht aufgebracht?"

„Weit entfernt, sie hat nicht einmal das Aussehen, als ob sie verstände."

„Was verstände?"

„Daß ich ihr geschrieben."

„Sie muß aber doch wohl verstanden haben, um Euch den Brief zurückzugeben, denn ich nehme an, sie hat Euch denselben zurückgegeben?"

„Durchaus nicht."

„Ihr habt Euch doch wenigstens versichert, daß sie ihn verbrannt?"

„Mein lieber Herr d'Herblay, schon eine Stunde lang spiele ich mit unterbrochenen Reden, und ich fange an, dieses Spieles satt zu werden, so belustigend es auch sein mag. Begreift mich also wohl: die Kleine hat sich den Anschein gegeben, als verstünde sie nicht, was ich ihr sagte; sie läugnete, irgend einen Brief empfangen zu haben; da sie also den Empfang durchaus läugnete, so konnte sie den Brief weder zurückgeben, noch ihn verbrennen."

„Ho! ho!" rief Aramis unruhig, „was sagt Ihr mir da?"

„Ich sage Euch, daß sie mir auf ihre großen Götter geschworen, sie habe keinen Brief erhalten.“

„Oh! das ist zu stark. Und Ihr seid nicht in sie gedrungen?“

„Im Gegentheil, ich bin in sie gedrungen, und zwar bis zur Unverschämtheit.“

„Und sie hat fortwährend geläugnet?“

„Fortwährend.“

„Sie hat sich nicht einen Augenblick Lügen gestraft?“

„Nicht einen Augenblick.“

„So habt Ihr also unsern Brief in ihren Händen gelassen, mein Lieber?“

„Ich mußte, bei Gott! wohl.“

„Oh! das ist ein großer Fehler.“

„Was des Teufels hättet Ihr an meiner Stelle gethan.“

„Man konnte sie allerdings nicht nöthigen; doch das ist beunruhigend, ein solcher Brief darf nicht gegen uns bleiben.“

„Oh! das Mädchen ist edelmüthig.“

„Wäre sie es wirklich, so würde sie Euch Euren Brief zurückgegeben haben.“

„Ich sage Euch, sie ist edelmüthig, ich habe ihre Augen gesehen, und ich verstehe mich darauf.“

„Ihr glaubt also, man könne ihr vertrauen.“

„Oh! von ganzem Herzen.“

„Ich glaube, daß wir uns täuschen.“

„Wie so?“

„Ich glaube, daß sie wirklich, wie sie Euch gesagt, keinen Brief erhalten hat.“

„Wie, keinen Brief erhalten?“

„Nein.“

„Solltet Ihr annehmen . . .“

„Ich nehme an, daß aus irgend einem uns unbekannten Beweggrund Euer Mann den Brief nicht übergeben hat.“

Fouquet schlug auf eine Glocke.

Ein Bedienter erschien.

„Laßt Tobie kommen,“ sagte Fouquet.

Nach einem Augenblick erschien ein Mensch mit unruhigem Auge, feinem Mund, kurzen Armen und gewölbtem Rücken.

Aramis heftete sein durchdringendes Auge auf ihn.

„Wollt Ihr mir erlauben, ihn zu befragen!“ sagte Aramis.

„Thut es,“ erwiederte Fouquet.

Aramis machte eine Bewegung, um den Lackei anzureden, doch er hielt inne.

„Nein,“ sprach er, „er würde sehen, daß wir zu viel Gewicht auf seine Antwort legen; befragt ihn selbst, ich will mich stellen, als schriebe ich.“

Aramis setzte sich wirklich an einen Tisch und wandte den Rücken dem Geheimboten zu, von dem er jeden Blick und jede Geberde in einem parallelen Spiegel beobachtete.

„Komm hierher, Tobie,“ sagte Fouquet.

Der Lackei näherte sich mit ziemlich festem Schritt.

„Wie hast Du meinen Auftrag besorgt?“ fragte Fouquet.

„Wie gewöhnlich, Monseigneur,“ antwortete der Diener.

„Nun, so sprich.“

„Ich habe mich bei Fräulein de la Vallière, die in der Messe war, eingeschlichen und das Billet auf ihre Toilette gelegt. War dies nicht Euer Geheiß?“

„Gewiß, und das ist Alles?“

„Alles, Monseigneur.“

„Niemand war da?“

„Niemand.“

„Hast Du Dich versteckt, wie ich Dir sagte?“

„Ja.“

„Und sie ist zurückgekehrt?“

„Ja, nach zehn Minuten.“

„Und es konnte Niemand den Brief nehmen?"

„Niemand, denn es ist Niemand hineingekommen."

„Von Außen, aber von Innen?"

„Von dem Orte aus, wo ich verborgen war, konnte ich bis in den Hintergrund des Zimmers sehen."

„Höre," sprach Fouquet, den Lackei fest anschauend, „wenn dieser Brief seine Bestimmung verfehlt hat, so gestehe mir; denn ist ein Irrthum begangen worden, so wirst Du ihn mit Deinem Kopf bezahlen."

Tobie bebte, faßte sich aber sogleich wieder und antwortete:

„Monseigneur, ich habe den Brief auf die genannte Stelle gelegt, und ich verlange nur eine Viertelstunde, um Euch zu beweisen, daß er in den Händen von Fräulein de la Vallière ist, oder um Euch den Brief selbst zurückzubringen."

Aramis beobachtete den Lackei auf das Aufmerksamste.

Fouquet war leicht in seinem Vertrauen; zwanzig Jahre hatte ihn dieser Mensch gut bedient.

„Gehe," sagte er, „es ist gut; doch bringe mir den Beweis, von dem Du sprichst."

Der Lackei entfernte sich.

„Nun! was denkt Ihr hievon?" fragte Fouquet Aramis.

„Ich denke, daß Ihr Euch durch irgend ein Mittel der Wahrheit versichern müßt. Ich denke, daß der Brief zu La Vallière gelangt oder nicht gelangt ist, daß im ersten Fall La Vallière Euch den Brief zurückgeben oder die Befriedigung gewähren muß, denselben in Eurer Gegenwart zu verbrennen, daß wir im zweiten den Brief wieder bekommen müssen, und sollte er uns eine Million kosten. Sprecht, ist das nicht auch Eure Ansicht?"

„Ja, doch, mein lieber Bischof, ich glaube, daß Ihr die Lage der Dinge übertreibt."

„Oh! Ihr Blinder, der Ihr seid!" murmelte Aramis.

„La Vallière, die wir für einen Schlaukopf von erster Stärke halten, ist ganz einfach eine Coquette, welche denkt, ich werde ihr den Hof machen, weil ich ihr ihn schon gemacht habe, und nun, da sie die Bestätigung der Liebe des Königs erhalten hat, mich mit dem Brief am Gängelband zu halten hofft. Das ist natürlich."

Aramis schüttelte den Kopf.

„Das ist nicht Eure Ansicht!" sagte Fouquet.

„Sie ist nicht coquette," erwiederte Aramis.

„Laßt mich Euch sagen . . ."

„Oh! ich verstehe mich auf coquette Frauen."

„Mein Freund! mein Freund!"

„Es sei lange her, daß ich Studien gemacht habe, wollt Ihr sagen. Oh! die Weiber ändern sich nicht."

„Ja, aber die Männer ändern sich, und Ihr seid heute argwöhnischer als einst."

Dann fügte Fouquet lachend bei:

„Sprecht, findet Ihr die Bedingung annehmbar, wenn La Vallière mich zu einem Drittel und der König zu zwei Drittel lieben will?"

Aramis stand ungeduldig auf und erwiederte:

„La Vallière hat nie einen Andern geliebt, und wird nie einen Andern lieben, als den König."

„Was würdet Ihr aber thun?"

„Fragt mich eher, was ich gethan hätte."

„Nun wohl! was hättet Ihr gethan?"

„Vor Allem hätte ich diesen Menschen nicht weggehen lassen."

„Tobie?"

„Ja, Tobie; das ist ein Verräther."

„Oh!"

„Ich bin dessen sicher; ich hätte ihn nicht weggehen lassen, ohne daß er mir die Wahrheit gestanden."

„Es ist noch Zeit."

„Wie so?"

„Rufen wir ihn zurück, und befragt ihn selbst."

„Es sei."

„Doch ich versichere Euch, daß die Sache sehr unnütz ist. Ich habe ihn seit zwanzig Jahren, er hat mir nie die geringste Verwirrung gemacht . . . und das war doch leicht," fügte Fouquet lachend bei.

„Ruft ihn immerhin zurück. Ich habe dieses Gesicht, wie mir scheint, heute Morgen in einer tiefen Unterredung mit einem von den Leuten von Herrn Colbert begriffen gesehen."

„Wo dies?"

„Vor den Ställen."

„Bah! alle meine Leute nehmen eine feindselige Stellung gegen die dieses Knausers ein."

„Ich habe ihn gesehen, sage ich Euch, und sein Gesicht, das mir unbekannt sein mußte, als er vorhin hier eintrat, ist mir unangenehm aufgefallen."

„Warum habt Ihr nichts gesagt, während er hier war?"

„Weil ich in dieser Minute erst klar in meinen Erinnerungen sehe."

„Ho! ho! Ihr erschreckt mich," rief Fouquet.

Und er schlug auf das Glöckchen.

„Wenn es nur nicht schon zu spät ist," sagte Aramis.

Fouquet schlug zum zweiten Mal.

Der gewöhnliche Kammerdiener erschien.

„Tobie," sagte Fouquet, „schickt Tobie!"

Der Kammerdiener machte die Thüre zu.

„Ihr gebt mir Vollmacht, nicht wahr?"

„Ganz und gar."

„Ich darf alle Mittel anwenden, um die Wahrheit zu erfahren?"

„Alle."

„Selbst die Einschüchterung."

„Ich mache Euch zum Staatsanwalt an meiner Stelle."

Man wartete zehn Minuten, doch vergebens.

Fouquet wurde ungeduldig und schlug wieder auf das Glöckchen.

„Tobie!“ rief er.

„Monseigneur, man sucht ihn,“ antwortete der Diener.

„Er kann nicht weit sein, ich habe ihn mit keiner Sendung beauftragt.“

„Ich werde na[illegible]en, Monseigneur.“

Der Kammerdiener machte wieder die Thüre zu.

Aramis ging mittlerweile ungeduldig, aber schweigsam im Cabinet auf und ab.

Man wartete noch zehn Minuten.

Fouquet läutete so, daß eine ganze Todtenstadt darüber hätte aufwachen müssen.

Der Kammerdiener trat zitternd genug ein, um an eine schlimme Kunde glauben zu machen.

„Monseigneur täuscht sich,“ sagte er, ehe ihn Fouquet befragte. „Monseigneur wird Tobie einen Befehl gegeben haben, denn er ist im Stall gewesen, um das beste Pferd von Monseigneur zu nehmen, und er hat es selbst gesattelt.“

„Nun.“

„Er ist weggeritten.“

„Weggeritten?“ rief Fouquet. „Man jage ihm nach, man hole ihn ein!“

„La! la!“ sagte Aramis, indem er ihn bei der Hand nahm, „nun ist das Uebel geschehen.“

„Das Uebel ist geschehen?“

„Allerdings; ich war davon überzeugt. Erregen wir nun kein Aufsehen; berechnen wir das Resultat des Streichs und pariren wir ihn, wenn wir können.“

„Im Ganzen ist das Uebel nicht groß,“ bemerkte Fouquet.

„Ihr findet das?“

„Allerdings. Es ist wohl einem Mann erlaubt, ein Liebesbillet an eine Frau zu schreiben.“

„Einem Mann, ja; einem Unterthan, nein; besonders wenn diese Frau diejenige ist, welche den König liebt?"

„Ei! mein Freund, der König liebte vor acht Tagen La Vallière nicht; er liebte sie gestern nicht, und der Brief ist von gestern: ich konnte die Liebe des Königs nicht ahnen, wenn die Liebe des Königs noch nicht bestand."

„Es mag sein," erwiederte Aramis, „doch der Brief hat leider kein Datum; das ist es, was mich heute hauptsächlich quält. Oh! wenn er nur von gestern datirt wäre, dann hätte ich keinen Schatten von Besorgniß für Euch."

Fouquet zuckte die Achseln.

„Bin ich denn unter Vormundschaft," sagte er, „und ist der König von meinem Gehirn und meinem Fleisch?"

„Ihr habt Recht, geben wir den Dingen nicht mehr Gewicht, als ihnen gebührt; überdies . . . Nein! wenn man uns bedroht, so haben wir Vertheidigungsmittel."

„Oh! bedroht!" rief Fouquet, „Ihr rechnet diesen Ameisenbiß wohl nicht unter die Zahl der Drohungen, die mein Leben und mein Vermögen gefährden können."

„Ei! bedenkt doch, Herr Fouquet, der Biß einer Ameise kann einen Riesen tödten, wenn die Ameise giftig ist."

„Doch die Allmacht, von der Ihr sprachet, ist sie schon verschwunden?"

„Ich bin allmächtig, wohl, aber ich bin nicht unsterblich."

„Höret, Tobie auffinden, wäre, wie mir scheint, das Dringendste. Seid Ihr nicht dieser Meinung?"

„Oh! was das betrifft, Ihr werdet ihn nicht auffinden, und wenn er Euch kostbar war, legt Trauer um ihn an."

„Er muß doch irgendwo in der Welt sein," sagte
ouquet.

„Ihr habt Recht, laßt mich machen," erwiederte
ramis.

XVIII.

Die vier Chancen von Madame.

Die Königin Anna hatte die junge Königin bitten
ssen, ihr einen Besuch zu machen.

Seit einiger Zeit leidend und von der Höhe ihrer
chönheit, von der Höhe ihrer Jugend mit der raschen
bnahme herabsinkend, die den Verfall der Frauen,
elche viel gekämpft, bezeichnet, sah Anna von Oester=
ich mit dem körperlichen Uebel den Schmerz sich ver=
nden, nur als eine lebendige Erinnerung unter den
ngen Schönheiten, unter den jungen Geistern und
:ächten ihres Hofes zu zählen.

Die Mahnungen und Berichte ihres Arztes, die
res Spiegels kränkten sie viel weniger schmerzlich als
e unerbittlichen Verkündigungen der Gesellschaft der
öflinge, welche den Schiffsratten ähnlich den Raum
rlassen, wo durch die vom Alter herrührenden Beschä=
zungen das Wasser eindringen wird.

Anna von Oesterreich fühlte sich nicht befriedigt
:rch die Stunden, die ihr ältester Sohn ihr schenkte.

Der König, ein guter Sohn, mehr noch des An=
ins wegen, als aus wirklicher Zuneigung, brachte
ı seiner Mutter Anfangs eine Stunde Morgens und
ıb eine Abends zu; seitdem er aber Staatsgeschäfte

übernommen, war der Besuch am Morgen wie der am Abend auf eine halbe Stunde beschränkt worden; dann hatte der Morgenbesuch allmälig ganz aufgehört.

Man sah sich in der Messe; sogar der Abendbesuch wurde durch eine Zusammenkunft beim König in Gesellschaft oder bei Madame ersetzt, wohin die Königin aus Rücksicht für ihre zwei Söhne kam.

Daraus ging das ungeheure Ansehen hervor, das Madame beim Hofe erlangt hatte, und das aus ihrem Haus den wahren königlichen Vereinigungspunkt machte.

Anna von Oesterreich entging das nicht.

Im Gefühl ihres Leidens und eben durch dieses Leiden häufig zur Zurückgezogenheit verurtheilt, war sie trostlos, da sie vorher sah, ihre meisten Tage und Abende würden einsam, unnütz, verzweiflungsvoll vergehen.

Sie erinnerte sich zu ihrem Schrecken der Vereinzelung, in der sie einst der Cardinal von Richelieu gelassen hatte, .. unselige, unerträgliche Abende, während welcher sie jedoch, um sich zu trösten, die Jugend, die Schönheit hatte, die stets von der Hoffnung begleitet werden.

Da entwarf sie den Plan, den Hof zu sich zu versetzen und Madame mit ihrem glänzenden Gefolge in den düsteren, schon traurigen Aufenthaltsort herüberzuziehen, wo die Witwe eines Königs von Frankreich die Mutter eines Königs von Frankreich, die beständig in Thränen zerfließende Frau eines Königs von Frankreich, über ihre frühe Witwenschaft zu trösten genöthigt war.

Anna dachte nach.

Sie hatte viel in ihrem Leben intriguirt. In ihrer schönen Zeit, als ihr junger Kopf stets glückliche Pläne ersann, hatte sie bei sich, um ihren Ehrgeiz und ihre Liebe zu stacheln, eine Freundin, die noch glühender und ehrgeiziger als sie selbst, eine Freundin, die sie geliebt, was etwas Seltenes bei Hofe, und die durch niedrige Rücksichten von ihr entfernt worden war.

Wer konnte sich aber seit vielen Jahren, mit Ausnahme von Frau von Motteville, mit Ausnahme der Molena, dieser spanischen Amme ihrer Vertrauten als Landsmännin und Weib, wer konnte sich schmeicheln, der Königin einen guten Rath gegeben zu haben?

Wer unter allen diesen jungen Köpfen konnte ihr auch die Vergangenheit, durch die sie allein lebte, ins Gedächtniß zurückrufen?

Anna von Oesterreich erinnerte sich an Frau von Chevreuse, welche Anfangs mehr durch ihren eigenen Willen als durch den des Königs verbannt, später in der Verbannung als Frau eines unbekannten Edelmanns gestorben war.

Sie fragte sich, was ihr Frau von Chevreuse einst in einem ähnlichen Fall bei ihren gemeinschaftlichen verwickelten Intriguen gerathen haben würde, und nach einer ernsten Ueberlegung kam es ihr vor, als antwortete ihr diese verschmitzte, erfahrungsreiche, scharfsinnige Frau mit ihrem ironischen Tone:

„Alle diese kleinen jungen Leute sind arm und habsüchtig. Sie brauchen Gold und Einkünfte, um ihre Vergnügungen zu bestreiten, faßt sie alle beim Interesse."

Anna von Oesterreich genehmigte diesen Plan.

Ihre Börse war gut gespickt; sie hatte über eine beträchtliche, von Mazarin für sie aufgehäufte und an sicherem Ort aufbewahrte Summe zu verfügen.

Sie besaß ferner die schönsten Edelsteine von Frankreich, von solcher Größe, daß sie den König seufzen machten, so oft er sie sah, weil die Perlen seiner Krone gegen diese nur Hirsenkörner waren.

Anna von Oesterreich hatte weder Schönheit noch Reize mehr zu ihrer Verfügung. Sie machte sich reich, und als Köder für diejenigen, welche zu ihr kämen, mußten ihr dienen, um ihr Ansehen zu erhalten, entweder gute Goldthaler im Spiele zu gewinnen oder Schenkungen an Tagen heiterer Laune geschickt gemacht,

oder heimgefallene Renten, die sie dem König durch Nachsuchen entriß.

Vor Allem versuchte sie dieses Mittel bei Madame, deren Besitz ihr der kostbarste von allen war.

Trotz des unerschütterlichen Vertrauens zu ihrem Geist und ihrer Jugend, ging Madame blindlings in das Garn, das vor ihr geöffnet war.

Allmälig durch Geschenke und Abtretungen bereichert, fand sie Geschmack an diesen anticipirten Erbschaften.

Anna von Oesterreich wandte dasselbe Mittel bei Monsieur und beim König selbst an.

Sie führte bei sich die Lotterien ein.

An dem Tag, zu dem wir gelangt sind, handelte es sich um einen Mitternachtsschmaus bei der Königin Mutter, und diese Fürstin ließ in der Lotterie zwei sehr schöne Armspangen in Brillanten und von ausgezeichneter Arbeit ausspielen.

Die Medaillons waren antike Cameen vom größten Werth, als Ertrag stellten die Diamanten keine sehr bedeutende Summe dar, aber die Originalität, die Seltenheit der Arbeit waren so groß, daß man bei Hofe diese Bracelets nicht nur zu besitzen, sondern an den Armen der Königin zu sehen wünschte, und daß es an den Tagen, wo sie dieselben trug, eine Gunst war, zu ihrer Bewunderung dadurch, daß man Anna von Oesterreich die Hände küssen durfte, zugelassen zu werden.

Die Höflinge hatten sogar in dieser Hinsicht nach den verschiedenartigsten Galanterien sich zu dem Satz entschieden, es hätte sich kein Preis für die Armspangen bestimmen lassen, wären sie nicht unglücklicher Weise in Berührung mit Armen, wie der der Königin, gekommen.

Dieses Kompliment hatte die Ehre gehabt, in alle mögliche Sprachen Europas übersetzt zu werden, mehrere tausend lateinische und französische Disticha waren über diesen Stoff im Umlauf.

Der Tag, an welchem sich Anna von Oesterreich

zu der Lotterie entschloß, war ein entscheidender Moment; der König war seit zwei Tagen nicht mehr zu ihr gekommen.

Madame schmollte noch wegen der großen Scene der Najaden und Dryaden.

Der König schmollte nicht mehr, aber eine allmächtige Zerstreuung erhob ihn über die Stürme und Vergnügungen des Hofes.

Anna von Oesterreich unternahm ihre Diversion dadurch, daß sie ihre Lotterie in ihren Gemächern für den folgenden Abend ankündigte.

Sie kam zu diesem Ende mit der jungen Königin zusammen, von der sie sich, wie gesagt, am Morgen einen Besuch erbat.

„Meine Tochter,“ sprach sie, „ich theile Euch eine gute Kunde mit; der König hat mir die zärtlichsten Dinge von Euch gesagt. Der König ist jung und leicht abzulenken; doch so lange Ihr Euch in meiner Nähe haltet, wird er es nicht wagen, sich von Euch zu entfernen, der er überdies in einer sehr lebhaften Zärtlichkeit zugethan ist. Diesen Abend ist Lotterie bei mir: werdet Ihr dazu kommen?“

„Man hat mir gesagt,“ erwiederte die junge Königin mit einer Art von schüchternem Vorwurf, „man hat mir gesagt, Eure Majestät lasse in der Lotterie ihre schönen Armspangen ausspielen, welche von einer solchen Seltenheit sind, daß wir sie nicht hätten sollen aus der Geschmeidekammer der Krone herauskommen lassen, und wäre es nur, weil sie Euch gehört.“

„Meine Tochter,“ entgegnete Anna von Oesterreich, die den ganzen Gedanken der jungen Königin errieth, und sie darüber, daß sie dieses Geschenk nicht erhalten, trösten wollte, „ich mußte Madame für immer zu mir heranziehen!“

„Madame,“ stammelte die junge Königin erröthend.

„Allerdings; wollt Ihr nicht lieber bei Euch eine

Nebenbuhlerin haben, um sie zu überwachen und zu beherrschen, als den König, beständig geneigt, den Hof zu machen und sich machen zu lassen, bei Ihr wissen? Die Lotterie ist das Reizmittel, dessen ich mich zu diesem Behuf bediene; tadelt Ihr mich deßhalb?"

„Oh! nein!" rief Maria Theresia, mit jenem kindischen Wesen der spanischen Freude in die Hände klatschend.

„Und Ihr bedauert es nicht mehr, meine Liebe, daß ich Euch diese Armspangen nicht geschenkt habe, wie es Anfangs meine Absicht war?"

„Oh! nein! oh! nein! meine gute Mutter!"

„Nun wohl! meine liebe Tochter, macht Euch sehr schön, und unser Mitternachtsschmaus soll glänzend sein; je heiterer Ihr seid, desto reizender werdet Ihr erscheinen, und Ihr verdunkelt dann alle Frauen durch Euren Glanz, so wie durch Euren Rang."

Maria Theresia ging begeistert weg.

Eine Stunde später empfing Anna von Oesterreich Madame bei sich, überhäufte sie mit Liebkosungen und sprach zu ihr:

„Gute Kunde! der König ist entzückt über meine Lotterie."

„Ich," erwiederte Madame, „ich bin nicht so sehr entzückt; schöne Bracelets, wie diese, an den Armen von einer andern Frau, als von Euch, meiner Königin oder mir sehen, daran kann ich mich nicht gewöhnen."

„Bah! bah!" sagte Anna von Oesterreich, die unter einem Lächeln einen heftigen Schmerz, den sie gerade empfunden, zu verbergen suchte, „empört Euch nicht, junge Frau, und nehmt die Dinge nicht sogleich auf das Schlimmste."

„Ah! Madame, das Schicksal ist blind ... und Ihr habt, wie man mir sagt, zwei hundert Billets."

„Gerade so viele. Aber es ist Euch nicht unbekannt, daß nur ein Gewinnloos da ist?"

„Allerdings. Wem wird es zufallen? könnt Ihr es sagen?“ rief Madame in Verzweiflung.

„Ihr erinnert mich daran, daß ich heute Nacht geträumt habe. Ah! meine Träume sind gut . . . ich schlafe so wenig.“

„Was träumtet Ihr? . . . Ihr leidet?“

„Nein,“ erwiederte die Königin, mit bewunderungswürdiger Beharrlichkeit, einem neuen Stechen in ihrer Brust trotzend. „Ich träumte also, der König habe die Armspangen gewonnen.“

„Der König!“

„Ihr wollt mich fragen, was der König mit den Armspangen thun könne?“

„Es ist wahr.“

„Ihr werdet indessen beifügen, es wäre ein großes Glück, wenn der König gewänne, denn wenn er die Bracelets bekäme, wäre er genöthigt, sie Jemand zu schenken.“

„Euch sie zurückzugeben, zum Beispiel.“

„Dann würde ich sie sogleich verschenken; denn Ihr könnt nicht denken, ich lege diese Bracelets in die Lotterie, weil ich in der Klemme,“ sagte die Königin lachend. „Es geschieht, um sie zu schenken, ohne Eifersucht zu erregen. Doch wenn mich der Zufall nicht der Verlegenheit entziehen wollte, nun so würde ich den Zufall verbessern . . . ich weiß wohl, wem ich die Armspangen böte.“

Diese Worte wurden von einem so ausdrucksvollen Lächeln begleitet, daß es Madame mit einem Handkuß des Dankes bezahlen mußte.

„Aber,“ fügte Anna von Oesterreich bei, „wißt Ihr nicht auch eben so gut als ich, daß der König, wenn er sie gewänne, mir die Armspangen nicht zurückgeben würde?“

„Er würde sie also der Königin schenken?“

„Nein. Aus demselben Grund, aus dem er sie mir nicht zurückgäbe, in Betracht, daß ich, hätte ich sie der Königin schenken wollen, seiner hiezu nicht bedurft hätte.

Madame warf einen Seitenblick auf die Armspangen, die auf einem nahestehenden Spiegeltischchen in ihrem Etui funkelten.

„Wie schön sind sie!“ sagte sie lächelnd. „Ei! vergessen wir denn aber nicht, daß der Traum Eurer Majestät nur ein Traum ist?“

„Es würde mich sehr wundern, wenn mein Traum mich trügte,“ entgegnete Anna von Oesterreich; „das begegnet mir selten.“

„Ihr könnt also Prophetin sein?“

„Ich habe Euch gesagt, meine Tochter, daß ich beinahe nie träume; aber es findet hier ein so seltsames Zusammentreffen dieses Traumes mit meinen Ideen statt! er fügt sich so gut zu meinen Combinationen!“

„Welche Combinationen meint Ihr?“

„Die, zum Beispiel, daß Ihr die Armspangen gewinnen werdet.“

„Dann wird es nicht der König sein?“

„Oh!“ versetzte Anna von Oesterreich, „es ist nicht so weit von des Königs Herz bis zum Eurigen . . . bis zu Euch, der Ihr seine geliebte Schwägerin seid. Es ist nicht so weit, sage ich, daß man behaupten könnte, der Traum sei lügenhaft. Seht Ihr die schönen Chancen; zählt sie wohl.“

„Ich zähle sie.“

„Zuerst die des Traums. Gewinnt der König, so gibt er sicherlich Euch die Armspangen.“

„Das nehme ich als eine an.“

„Wenn Ihr sie gewinnt, so habt Ihr sie.“

„Natürlich, das ist abermals zulässig.“

„Wenn Monsieur sie gewänne?“

„Ah!“ entgegnete Madame, geräuschvoll lachend, „er würde sie dem Chevalier von Lorraine schenken.“

Anna von Oesterreich lachte wie ihre Schwiegertochter, das heißt so treuherzig, daß sich ihr Schmerz

wieder einstellte und sie mitten unter diesem Anfall von Heiterkeit erbleichen machte.

„Was habt Ihr?“ fragte Madame erschrocken.

„Nichts, nichts, Seitenstechen ... ich habe zu sehr gelacht ... Wir waren bei der vierten Chance.“

„Oh! diese sehe ich nicht.“

„Verzeiht, ich habe mich von den Gewinnenden nicht ausgeschlossen, und wenn ich gewinne, seid Ihr meiner sicher.“

„Meinen Dank!“ rief Madame.

„Ich hoffe, Ihr seid somit begünstigt, und der Traum fängt nun an, die soliden Umrisse der Wirklichkeit anzunehmen.“

„Ihr gebt mir in der That Hoffnung und Vertrauen,“ sagte Madame, „und so gewonnen, werden mir die Armspangen hundertmal kostbarer sein.“

„Diesen Abend also.“

„Diesen Abend.“

Hienach trennten sich die zwei Prinzessinnen.

Anna von Oesterreich, nachdem sie ihre Schwiegertochter verlassen, sagte zu sich selbst, indem sie die Armspangen anschaute:

„Sie sind in der That sehr kostbar, da ich durch sie heute Abend zugleich mir ein Herz gewonnen und ein Geheimniß errathen haben werde.“

Dann, indem sie sich gegen ihren verödeten Alkoven umwandte, sprach sie in den leeren Raum:

„Hättest Du so gespielt, meine arme Chevreuse? ... Nicht wahr, ja!“

Und wie ein Wohlgeruch von einst kehrten ihre ganze Jugend, ihre ganze tolle Einbildungskraft, ihr ganzes Glück mit dem Echo dieser Anrufung zu ihr zurück.

XXI.

Die Lotterie.

Am Abend um acht Uhr war alle Welt bei der Königin Mutter versammelt.

Im großen Ceremonienkleid, schön durch die Ueberreste ihrer Schönheit und durch alle die Hülfsmittel, welche die Coquetterie in geschickte Hände legen kann, verbarg die Königin Mutter, oder suchte sie vielmehr vor dieser Menge von Höflingen, die sie umgaben und bewunderten — in Folge der von uns im vorhergehenden Kapitel bezeichneten Combinationen — die schon sichtbaren Verheerungen des Leidens zu verbergen, dem sie einige Jahre später unterliegen sollte.

Madame, beinahe eben so coquette als Anna von Oesterreich, die Königin einfach und natürlich, wie immer, saßen an ihrer Seite und machten sich ihr Wohlwollen streitig.

In einem Armeecorps vereinigt, um mit mehr Kraft und demgemäß mit mehr Erfolg den boshaften Scherzen zu widerstehen, die sich die jungen Leute über sie erlaubten, gewährten sich die Ehrendamen, wie es ein im Carré aufgestelltes Bataillon thut, die gegenseitige Unterstützung einer guten Wache und eines guten Gegenschlags.

Gewandt in diesem Plänklerkrieg, beschützte Montalais die ganze Linie durch das Lauffeuer, das sie auf den Feind richtete.

In Verzweiflung über die durch ihre Hartnäckigkeit verletzende Strenge von Fräulein von Tonnay-Charente, suchte Saint-Aignan dieser den Rücken zuzuwenden, aber besiegt durch den unwiderstehlichen Glanz der zwei großen Augen der Schönen, weihte er immer wieder seine Nie-

derlage durch neue Unterwerfungen ein, welche Fräulein von Tonnay-Charente durch neue Ungebührlichkeiten zu erwiedern nicht verfehlte.

Saint-Aignan wußte nicht mehr, welchen Heiligen er anrufen sollte.

La Vallière hatte nicht einen Hof, sondern Anfänge von Höflingen.

In der Hoffnung, die Augen von Athenais durch dieses Manoeuvre auf sich zu ziehen, grüßte Saint-Aignan la Vallière mit einer Ehrfurcht, welche einige verspätete Geister glauben machte, er wolle Athenais durch Louise im Gleichgewicht halten.

Doch dies waren Leute, welche die Regenscene weder gesehen, noch von ihr hatten erzählen hören. Nur, da die Mehrzahl schon unterrichtet, und zwar gut unterrichtet war, hatte die Gunst, der sie sich erklärter Weise erfreute, die Gewandtesten, wie die Albernsten vom Hofe zu ihr gezogen.

Die Ersten, weil sie die Einen wie Montaigne sagten: „Was weiß ich?"

Die Anderen, weil sie wie Rabelais sagten: „Vielleicht!"

Die Mehrzahl war jenen gefolgt, wie bei den Jagden nur fünf bis sechs geschickte Leithunde dem Geruch des Thieres folgen, während der Rest der Meute nur dem Geruch der Leithunde folgt.

Die Prinzessinnen und die Königin priesen die Toilleten ihrer Hoffräulein und Ehrendamen, so wie die der anderen Damen, und sie geruhten zu vergessen, daß sie Königinnen, um sich zu erinnern, daß sie Weiber waren.

Das heißt, sie zerfleischten unbarmherzig alles Frauenzimmer.

Die Blicke der beiden Prinzessinnen fielen gleichzeitig auf la Vallière, welche, wie gesagt, in diesem Moment stark umgeben war.

Madame war ohne Mitleid.

„Wahrhaftig," sagte sie, indem sie sich an das Ohr der Königin Mutter neigte, „wenn das Schicksal gerecht wäre, müßte es die arme kleine la Vallière begünstigen."

„Das ist nicht möglich," erwiederte lächelnd die Königin Mutter.

„Warum nicht?"

„Es sind nur zwei hundert Billets, so daß nicht Jedermann in der Liste aufgenommen werden konnte."

„Sie ist also nicht dabei?"

„Nein."

„Wie Schade! sie hätte die Armspangen gewinnen und sie verkaufen können."

„Sie verkaufen!" rief die Königin.

„Ja, das hätte eine Mitgift für sie gegeben, und sie wäre nicht genöthigt gewesen, sich ohne Ausstattung zu verheirathen, was ihr wahrscheinlich geschehen wird."

„Ah! bah! arme Kleine!" sagte die Königin Mutter, „hat sie nicht Kleider?"

Diese Worte sprach sie wie eine Frau, welche nie hatte erfahren können, was die Mittelmäßigkeit ist.

„Oh! seht doch, ich glaube, Gott verzeihe mir, sie hat diesen Abend denselben Rock an, den sie heute Morgen bei der Promenade hatte, sie wird ihn haben anbehalten können, weil der König sie vor dem Regen zu schützen besorgt gewesen."

In dem Augenblick, wo Madame diese Worte sprach, trat der König ein.

Die Prinzessinnen hatten vielleicht seine Ankunft nicht bemerkt, so sehr waren sie mit Lästern beschäftigt, aber Madame sah plötzlich la Vallière, welche der Gallerie gegenüber stand, unruhig werden und ein paar Worte zu den Höflingen sagen, die sie umgaben; die Höflinge traten sogleich auf die Seite. Diese Bewegung lenkte die Augen von Madame nach der Thüre. In demselben Moment meldete der Kapitän der Garden den König.

Bei dieser Verkündigung schlug la Vallière ihre Augen, die sie bis jetzt auf die Gallerie geheftet gehabt hatte, plötzlich nieder.

Der König trat ein.

Er war mit geschmackvoller Pracht gekleidet und plauderte mit Monsieur und dem Herzog von Roquelaure, welche, Monsieur zu seiner Rechten, der Herzog von Roquelaure zu seiner Linken gingen.

Der König schritt zuerst auf die Königinnen zu und grüßte sie mit anmuthiger Ehrerbietung. Er nahm die Hand seiner Mutter, küßte sie, sagte Madame einige Artigkeiten über die Eleganz ihres Anzugs und fing an die Runde in der Gesellschaft zu machen.

La Vallière wurde begrüßt wie die Andern, nicht mehr nicht weniger, als die Anderen.

Dann kam seine Majestät zu ihrer Mutter und zu ihrer Gemahlin zurück.

Als die Höflinge sahen, daß der König nur eine Alltagsphrase an das Mädchen gerichtet, dem er am Morgen so sehr gehuldigt hatte, zogen sie auf der Stelle einen Schluß aus dieser Kälte.

Sie schloßen, der König habe eine Laune gehabt, diese Laune sei aber schon wieder verschwunden.

Man hätte jedoch Eines bemerken können: daß sich bei la Vallière unter der Zahl der Höflinge Fouquet befand, dessen ehrerbietige Artigkeit dem Mädchen unter den verschiedenen Gemüthsbewegungen, von denen es sichtbar ergriffen war, als Stützpunkt diente.

Herr Fouquet schickte sich übrigens an, vertraulicher mit Fräulein de la Vallière zu reden, als sich Herr Colbert näherte, der, nachdem er sich vor Fouquet nach allen Regeln ehrfurchtsvoller Höflichkeit verbeugt hatte, sich bei la Vallière festzustellen entschlossen schien, um ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen.

Fouquet verließ sogleich den Platz.

Dieses ganze Verfahren wurde mit den Augen von

Montalais und Malicorne verschlungen, die sich einander ihre Beobachtungen zusandten.

Guiche, der in einer Fenstervertiefung stand, sah nur Madame. Da aber Madame ihren Blick häufig auf la Vallière heftete, so richteten sich die Augen von Guiche, geleitet von denen von Madame, auch von Zeit zu Zeit auf das Mädchen.

La Vallière fühlte instinctartig, wie sich das Gewicht aller dieser Blicke, von denen die Einen mit Interesse, die Andern mit Neid beladen, auf sie herabsenkte. Sie hatte, um dieses Leiden auszugleichen weder ein Wort der Theilnahme von Seiten ihrer Gefährtinnen, noch einen Blick der Liebe vom König.

Es vermöchte auch Niemand auszudrücken, was das arme Kind litt.

Die Königin Mutter ließ nun das Tischchen herbeibringen, worauf die Lotteriezetiel, zwei hundert an der Zahl waren, und ersuchte Frau von Motteville die Liste der Auserwählten zu lesen.

Es versteht sich von selbst, daß diese Liste nach den Gesetzen der Etiquette abgefaßt war: zuerst kam der König, dann die Königin Mutter, dann die Königin, dann Monsieur, dann Madame und so fort.

Die Herzen bebten bei dieser Lesung. Es waren wohl drei hundert Eingeladene bei der Königin. Jedes fragte sich, ob sein Name unter der Zahl der bevorzugten Namen glänzen würde.

Der König horchte so aufmerksam als die Anderen.

Als der letzte Name ausgesprochen war, sah er, daß man la Vallière nicht in das Verzeichniß aufgenommen.

Jedermann konnte übrigens diese Auslassung bemerken.

Der König erröthete, wie wenn er von einem Aerger ergriffen wurde.

Sanft und ergeben, offenbarte la Vallière nichts.

So lange die Verlesung dauerte, hatte der König

kein Auge von ihr abgewendet; la Vallière erweiterte sich gleichsam unter diesem glücklichen Einfluß, den sie um sich her strahlen fühlte, denn sie war zu freudig und zu rein, als daß ein anderer Gedanke, als die Liebe in ihren Geist und in ihr Herz eindringen konnte.

Der König belohnte durch die Dauer seiner Aufmerksamkeit diese rührende Verleugnung und zeigte so seiner Geliebten, er verstehe die Ausdehnung und Zartheit davon.

Als die Liste geschlossen war, überließen sich alle Gesichter der vergessenen oder übergangenen Frauen dem Verdruß.

Malicorne war auch unter der Zahl der Männer vergessen, und seine Grimasse sagte Montalais, die man ebenfalls vergessen, ganz klar:

„Werden wir uns mit dem Glück nicht so benehmen, daß dieses uns nicht vergißt?“

„Oh! gewiß!“ erwiederte das verständige Lächeln von Montalais.

Die Zettel wurden an Jeden nach seiner Nummer vertheilt.

Der König erhielt den seinigen zuerst, dann die Königin Mutter, dann Monsieur, dann die Königin und Madame und so fort.

Hierauf öffnete Anna von Oesterreich einen ledernen Beutel, in welchem zwei hundert Nummern in Kugeln von Perlmutter eingravirt, enthalten waren und reichte den Beutel offen dem jüngsten von ihren Ehrenfräulein, damit es eine Kugel herausziehe.

Die Erwartung unter diesen langsamen Vorbereitungen war mehr die der Habgier, als der Neugierde.

Saint-Aignan neigte sich an das Ohr von Fräulein von Tonnay-Charente und sagte:

„Da wir jedes eine Nummer haben mein Fräulein, so wollen wir unsere Chancen verbinden, Euch die Armspangen, wenn ich gewinne; mir, wenn Ihr gewinnt, einen einzigen Blick von Euren schönen Augen.“

„Nein," entgegnete Athenais, „Euch die Armspangen, wenn Ihr sie gewinnt. Jeder für sich."

„Ihr seid unbarmherzig," erwiederte Saint-Aignan, und ich bestrafe Euch mit einem Verse:

„Allzu strenge widerstrebst Du,
„Schöne Iris, meinen Wünschen . . ."

„Stille," sagte Athenais, „Ihr verhindert mich, die gewinnende Nummer zu hören."

„Nummer Eins," rief das Mädchen, das die perlmutterne Kugel aus dem ledernen Sack gezogen hatte.

„Der König!" rief die Königin-Mutter.

„Der König hat gewonnen!" wiederholte freudig die Königin.

„Oh! der König! Euer Traum!" sagte Madame ganz froh Anna von Oesterreich ins Ohr.

Der König allein gab keine Freude kund.

Er dankte Fortuna für das, was sie für ihn that, nur dadurch, daß er dem Mädchen zunickte, das man zum Mandatar der raschen Göttin gewählt hatte.

Dann, als er aus den Händen von Anna von Oesterreich unter dem Gemurmel der Gierde der ganzen Versammlung das Etui empfing, das die Armspangen enthielt, fragte er:

„Sie sind also wirklich schön, diese Armspangen?"

„Schaut sie an und urtheilt selbst."

Der König schaute sie an.

„Ja," sagte er, „und das ist in der That ein bewunderungswürdiges Medaillon. Welche vollendete Arbeit."

„Welche vollendete Arbeit!" wiederholte Madame.

Die Königin Maria Theresia sah leicht und mit dem ersten Blick, der König würde ihr die Armspangen nicht anbieten, da es ihm aber auch entfernt nicht einzufallen schien, sie Madame anbieten zu wollen, so hielt sie sich für befriedigt, oder wenigstens beinahe für befriedigt.

Der König setzte sich.

Die Vertrautesten unter den Höflingen kame und nach herbei, um von Nahem das Wunder staunen, das bald mit Erlaubniß des Königs von zu Hand ging.

Alle Kenner oder Nichtkenner gaben sodann rufungen des Erstaunens von sich und überhäuften König mit Glückwünschen.

Es war in der That für Jedermann etwas zu wundern; die Brillanten für diese, die Gravirung jene.

Die Damen gaben sichtbar ihre Ungeduld darüb kund, daß sie die Cavaliere sich des Schatzes bemäc tigen sehen mußten.

„Meine Herren, meine Herren," rief der König dem nichts entging, „man sollte in der That glauben, Ihr traget Armspangen wie die Sabiner; gebt sie doch ein wenig den Damen, die sich meiner Ansicht nach mit Recht rühmen können, sie verstehen sich besser darauf als Ihr."

Diese Worte schienen Madame der Anfang einer Entscheidung zu sein, die sie erwartete.

Sie schöpfte den beseligenden Glauben auch aus den Augen der Königin Mutter.

Der Höfling, der sie eben beschaute, als der König diese Bemerkung mitten unter die allgemeine Aufregung warf, beeilte sich, die Bracelets in den Händen der Königin Maria Theresia niederzulegen, welche, da sie, die arme Frau wohl wußte, daß sie nicht für sie bestimmt waren, sie kaum anschaute und sogleich Madame reichte.

Diese, und mehr noch als sie, Monsieur, schenkte den Armspangen einen langen Blick der Ueberzeugung.

Dann bot sie die Juwelen den Damen, ihren Nachbarinnen, und dabei sprach sie das einzige Wort, aber mit einem Ausdruck, der einen langen Satz aufwog.

„Herrlich!"

Die Damen, welche die Armspangen aus den Hän-

den von Madame empfangen hatten, nahmen sich die ihnen zukommende Zeit, um sie zu beschauen, und ließen sie dann gegen rechts umhergehen.

Mittlerweile unterhielt sich der König ruhig mit Guiche und Fouquet.

Er ließ mehr sprechen, als daß er hörte.

Gewohnt an gewisse Wendungen der Sätze, nahm sein Ohr, wie das aller Menschen, die über andere Menschen eine unbestreitbare Ueberlegenheit ausüben, von den da und dort ausgestreuten Reden nur das unerläßliche Wort auf, das eine Erwiederung verdiente.

Seine Aufmerksamkeit war anderswo.

Sie schweifte mit seinen Augen umher.

Fräulein von Tonnay-Charente war die letzte von den für die Looszettel eingeschriebenen Damen, und als ob sie ihren Rang nach der Einzeichnung in der Liste genommen hätte, kamen nach ihr nur Montalais und La Vallière.

Als die Bracelets in die Hände der zwei letzteren gelangten, schien man sich nicht mehr darum zu bekümmern.

Die Geringfügigkeit der Hände, die für den Augenblick diese Juwelen hielten, benahm ihnen ihre ganze Bedeutung.

Was indessen Montalais nicht abhielt, vor Freude, Lust und Gierde, mehr noch beim Anblick der schönen Steine, als der herrlichen Arbeit zu beben.

Hätte man Montalais die Wahl zwischen dem Geldwerth und der künstlerischen Schönheit überlassen, sie würde offenbar ohne Zögern die Diamanten den Cameen vorgezogen haben.

Es kostete sie auch viel Mühe, die Armspangen ihrer Gefährtin La Vallière zu reichen.

La Vallière heftete auf die Juwelen einen beinahe gleichgültigen Blick.

„Oh! wie reich sind diese Armspangen, oh! wie herrlich sind sie!“ rief Montalais, „und Du bist nicht

darüber entzückt, Louise? Bist Du denn wirklich gar nicht Weib?"

„Doch," erwiederte das Mädchen mit einem Ausdruck anbetungswürdiger Schwermuth. „Aber warum das wünschen, was uns nicht gehören kann?"

Den Kopf vorwärts geneigt, horchte der König auf das, was das Mädchen sagen würde.

Kaum hatte der Klang dieser Stimme sein Ohr berührt, als er ganz strahlend aufstand, den ganzen Kreis durchschnitt, um von seinem Platze aus zu La Vallière zu gehen, und zu dieser sagte:

„Mein Fräulein, Ihr täuscht Euch, Ihr seid Weib und jedes Weib hat ein Recht auf Frauenjuwelen."

„Oh! Sire," erwiederte La Vallière, „Euer Majestät will also durchaus nicht an meine Bescheidenheit glauben?"

„Ich glaube, daß Ihr alle Tugenden besitzet, die Offenherzigkeit wie die anderen; ich beschwöre Euch daher, offenherzig zu sagen, was Ihr von diesen Armspangen denkt."

„Ich denke, sie seien so schön, daß sie nur einer Königin angeboten werden können."

„Es entzückt mich, daß dieß Eure Meinung ist, mein Fräulein; die Armspangen gehören Euch, und der König bittet Euch, sie anzunehmen."

Und als mit einer Bewegung, die dem Schrecken glich, La Vallière rasch das Etui gegen den König ausstreckte, schob es der König sachte mit seiner Hand in die Hand von La Vallière zurück.

Eine Stille des Erstaunens, trauriger als eine Todesstille, herrschte in der Versammlung. Und man hatte doch auf der Seite der Königinnen weder gehört, was er gesagt, noch begriffen, was er gethan.

Eine barmherzige Freundin übernahm es, die Kunde zu verbreiten.

Es war Tonnay=Charente, welche Madame durch ein Zeichen zu sich gerufen hatte

„Oh! mein Gott!“ rief Tonnay-Charente, „wie glücklich ist diese La Vallière! der König hat ihr so eben die Armspangen geschenkt!“

Und man biß sich mit solcher Gewalt auf die Lippen, daß das Blut auf der Oberfläche der Haut erschien.

Die junge Königin schaute abwechselnd La Vallière und Madame an und lachte.

Anna von Oesterreich stützte ihr Kinn auf ihre schöne weiße Hand, und blieb lange von einem Argwohn, der ihr den Geist zermarterte, und von einem grausamen Schmerz erfaßt, der ihr das Herz zernagte.

Guiche, als er Madame erbleichen sah, errieth, was sie erbleichen machte, verließ heftig die Gesellschaft und verschwand.

Malicorne konnte sich nun bis zu Montalais schleichen, und flüsterte ihr, unterstützt von dem allgemeinen Geräusch der Gespräche, in's Ohr:

„Laure, Du hast unser Glück und unsere Zukunft in Deiner Nähe.“

„Ja,“ antwortete diese.

Und sie küßte auf das Zärtlichste La Vallière, die sie innerlich zu erdrosseln versucht war.

XX.

Malaga.

Während dieses langen, heftigen Kampfes der Hofambitionen gegen Liebesneigungen, war eine von unsern Personen, die vielleicht am wenigsten zu vernachlässigen, vergessen, sehr vergessen, sehr unglücklich.

In der That, d'Artagnan, d'Artagnan, den müssen ihn bei seinem Namen nennen, damit ma erinnert, daß er existirt hat, d'Artagnan hatte dur nichts in dieser glänzenden und leichtfertigen We thun. Nachdem er dem König zwei Tage lang in tainebleau gefolgt war und alle die Schäferspiele alle die komisch heroischen Tonanstimmungen seines ; sten angeschaut hatte, fühlte der Musketier, daß nicht genügte, um sein Leben auszufüllen.

Alle Augenblicke von Leuten angeredet, die fragten:

„Wie findet Ihr, daß mir dieses Kleid steht, H d'Aartagnan?"

Antwortete er ihnen mit spöttischem Ton:

„Ich finde, daß Ihr so gut gekleidet seid, als de schönste Affe von St. Lorenz=Markt."

Das war ein Compliment, wie es d'Artagnan machte wenn er kein anderes machen wollte: wohl oder übel mußte man sich also damit begnügen.

Und wenn man ihn fragte:

„Herr d'Artagnan, wie kleidet Ihr Euch heute Abend?"

So antwortete er:

„Ich werde mich entkleiden."

Was auch die Damen lachen machte.

Nachdem der Musketier zwei Tage so hingebracht und gesehen hatte, daß nichts Ernstes hiebei vorging, daß der König Paris, St. Mandé und Bell=Isle ganz vergessen oder wenigstens vergessen zu haben schien.

Daß Herr Colbert von Lämpchen und Kunstfeuer=werk träumte.

Daß die Damen wenigstens für einen Monat Lie=besblicke einzunehmen und auszutheilen hatten.

Da bat d'Aartagnan den König um einen Urlaub in Familienangelegenheiten.

In dem Augenblick, wo d'Artagnan diese Bitte an

den König richtete, wollte sich Ludwig XIV. vom Tanze ermüdet, zu Bette legen.

„Ihr wollt mich verlassen, Herr d'Artagnan?“ fragte der König mit erstaunter Miene.

Ludwig XIV. begriff nie, daß man sich von ihm trennte, wenn man sich der ausgezeichneten Ehre, bei ihm zu verweilen, erfreuen konnte.

„Sire!“ erwiederte d'Artagnan, „ich verlasse Euch, weil ich Euch unnütz bin. Ah! wenn ich Euch die Balancirstange halten könnte, während Ihr tanzet, dann wäre es etwas Anderes.“

„Aber mein Leben, Herr d'Artagnan,“ entgegnete der König mit ernstem Tone, „man tanzt ohne Balancirstange?“

„Ah!“ rief der Musketier, der in seiner unempfindlichen Ironie fortfuhr, „das wußte ich nicht!“

„Ihr habt mich also nicht tanzen sehen?“ fragte der König.

„Ja, aber ich dachte, das käme immer stärker und stärker. Ich habe mich getäuscht; ein Grund mehr, daß ich mich entferne. Sire, ich wiederhole, Ihr bedürft meiner nicht; überdieß wüßte mich Eure Majestät zu finden, wenn sie mich nöthig hätten.“

„Es ist gut,“ sprach der König.

Und er bewilligte den Urlaub.

Wir werden also d'Artagnan nicht in Fontainebleau suchen, denn das wäre vergeblich, sondern wir werden ihn mit Erlaubniß in der Rue des Lombards, im goldenen Mörser bei unserem ehrwürdigen Freund Planchet wieder finden.

Es ist acht Uhr Abends, das Wetter warm; ein einziges Fenster ist offen, das eines Zimmers vom Entresol.

Der Duft von Specereien, vermischt mit dem wenigen erotischen, aber durchdringenderen Geruch des Straßenkoths steigt zu der Nase des Musketiers empor.

Auf einem ungeheuren Stuhl mit flacher Lehne

liegend, die Füße nicht ausgestreckt, sondern auf einem Schämel ruhend, bildet d'Artagnan den stumpfsten Winkel, den man sehen kann.

Seine Arme sind über seinem Kopf gekreuzt, sein Kopf ist auf die linke Schulter geneigt, wie der von Alexander dem Großen.

Das so feine und gewöhnlich so bewegliche Auge ist starr, beinahe verschleiert und hat zum unveränderlichen Ziel den kleinen Winkel des Himmels genommen, den man hinter dem Riß der Kamine erblickt; es ist gerade so viel Blau da, als man brauchte, um ein Stück an die Linsen- und Bohnensäcke zu setzen, welche die Hauptausstellung des Ladens im Erdgeschoße bilden.

So ausgestreckt, so in seiner transfensteralen Beleuchtung hinstarrend, ist d'Artagnan nicht mehr ein Kriegsmann, nicht mehr ein Offizier des Palastes, sondern ein zwischen dem Mittagsbrod und dem Abendessen, zwischen dem Abendessen und dem Nachtlager verdumpfender Bürgersmann; eines von jenen wackeren verknöcherten Gehirnen, welche nicht mehr Platz für einen einzigen Gedanken haben, mit solcher Wildheit wacht die Materie an den Pforten der Intelligenz und beaufsichtigt die Schmuggelei, welche durch Einführung eines Sypmtoms von Idee in den Schädel stattfinden könnte.

Wir haben gesagt, es sei Nacht gewesen, die Läden erleuchteten sich, während sich die Fenster der oberen Wohnungen schlossen; eine Patrouille Soldaten von der Schaarwache ließ das regelmäßige Geräusch ihrer Tritte vernehmen.

d'Artagnan fuhr fort, nichts zu hören und nichts zu sehen, als den blauen Winkel seines Himmels.

Zwei Schritte von ihm, gänzlich im Schatten, auf einem Maissack liegend, den Bauch auf dem Sack, beide Arme unter seinem Kinn, schaute Planchet d'Artagnan zu, wie er dachte, träumte oder mit offenen Augen schlief.

Die Beobachtung dauerte schon geraume Zeit.

Planchet fing damit an, daß er: „hm! hm!“ machte.

d'Artagnan rührte sich nicht.

Planchet sah nun, er müsse zu einem wirksameren Mittel seine Zuflucht nehmen; nach reiflicher Erwägung fand er als Geistreichstes unter den gegebenen Umständen, daß er sich von seinem Sack auf den Boden rollen ließ, und gegen sich selbst das Wort murmelte:

„Dummkopf!“

Aber wie groß auch das durch den Fall von Planchet veranlaßte Geräusch sein mochte, d'Artagnan, der in seinem Leben ganz andere Geräusche gehört hatte, schien nicht das geringste Gewicht darauf zu legen.

Ueberdies verschlang ein mit Steinen beladener Karren, der aus der Rue Saint-Médéric hervorkam, in dem Geräusch seiner Räder den Lärmen vom Fall von Planchet.

Planchet glaubte jedoch d'Artagnan, als Zeichen stillschweigender Billigung, unmerklich bei dem Worte Dummkopf lächeln zu sehen.

Was ihn zu der Frage ermuthigte:

„Schlaft Ihr, Herr d'Artagnan?“

„Nein, Planchet, ich schlafe nicht einmal,“ antwortete der Musketier.

„Ich bin in Verzweiflung, daß ich das Wort nicht einmal gehört habe.“

„Ist dieses Wort nicht richtig?“

„Doch! Herr d'Artagnan.“

„Nein?“

„Dieses Wort betrübt mich.“

„Enthülle mir Deinen Kummer, Planchet.“

„Wenn Ihr sagt, Ihr schlafet nicht einmal, so ist es, als ob Ihr sagtet, Ihr habet nicht einmal den Trost, zu schlafen. Oder besser, es ist vielmehr, als ob Ihr mir sagtet: Planchet, ich langweile mich zum Sterben.“

„Planchet, Du weißt, daß ich mich nie langweile.

„Ausgenommen heute, gestern und vorgestern."

„Bah!"

„Herr d'Artagnan, es sind nun acht Tage, da Ihr von Fontainebleau zurückgekommen, es sind ac Tage, daß Ihr weder mehr Eure Befehle zu gebei noch Eure Compagnie manoeuvriren zu lassen hab Der Lärmen der Musketen, der Trommeln und da ganze Königthum fehlt Euch . . . ich, der ich selbst d Muskete getragen, begreife das."

„Planchet, ich versichere Dich, daß ich mich nic im Geringsten langweile," entgegnete d'Artagnan.

„Warum liegt Ihr denn wie ein Todter da?"

„Mein Freund Planchet, es fand sich bei der B lagerung von la Rochelle, als ich dort war, als D dort warst, als wir dort waren, ein Araber, den ma wegen seiner Art, wie er die Feldschlangen richtete, b sonders rühmte. Es war ein Junge von Geist, ol gleich er eine seltsame Farbe hatte, die Farbe von De nen Oliven. Nun also! dieser Araber, wenn gegessen oder gearbeitet hatte, legte sich nieder, w ich in diesem Augenblick liege, und rauchte, ich we nicht was für Zauberkräuter aus einem großen Rol mit einer Bernsteinspitze, und wenn ihm einer vo den Führern, der gerade vorüber kam, den Vorwu machte, er schlafe beständig, so antwortete er ruhig Besser sitzend, als stehend, liegend, als sitzend, tot als liegend."

„Es war ein finsterer Araber, sowohl, was sei Farbe, als was seine Sprüche betrifft," sagte Planche „ich erinnere mich seiner ganz wohl. Er zählte d Köpfe der Protestanten mit großer Zufriedenheit."

„Ganz richtig, und er balsamirte sie ein, wenn der Mühe werth war."

„Ja, und wenn er an dieser Einbalsamirung m allen seinen Kräutern und allen seinen Pflanzen a beitete, sah er aus wie ein Korbmacher, der Körbe flicht

„Ja, Planchet, [illegible]
„Oh! ich [illegible]
„Ich [illegible]
[illegible] Fontaine.“
„[illegible] Herr, [illegible]
[illegible] zu sehen, [illegible]
[illegible]
[illegible] lächelte Planchet [illegible]
[illegible] zu sitzen; [illegible]
[illegible] besser wäre, [illegible]
[illegible]tig; ich [illegible]
[illegible] Ihr nicht [illegible]
[illegible]nen her, daß Ihr [illegible]
[illegible]hre gehabt habe, [illegible]
„Planchet, Du [illegible]
„Den [illegible]
Rodéric?“
„Nein, den [illegible]“
„Ah! [illegible]“
„Ganz richtig, [illegible]
„Er hat [illegible]
„Er hat alle [illegible]
„Was thut [illegible]“
„Er träumt.“
„Ah! Ah!“
„Planchet, ich bin [illegible]
[illegible]taine, ich träume.“
„Ihr träumt?“ fragte [illegible]
„Ja, Deine [illegible]
Meditation [illegible], um zu [illegible]
geben.“
„Ihr habt aber [illegible]
„Bei Gott! das [illegible]
„Es ist nicht [illegible]
Ihr Euch, wenn Ihr [illegible]
langweiltet, nein, ich [illegible]
träumtet.“

„Meiner Treue, ich weiß es nicht, Planchet."

„Wenn Eure Träumereien nur von der Art derjenigen wären, die Euch zu der Restauration von Karl II. gebracht hat," sagte Planchet. Und dabei ließ er ein kleines bezeichnendes Gelächter hören.

„Ah! Planchet, mein Freund, Du wirst ehrgeizig!" rief d'Artagnan.

„Gibt es nicht noch einen andern König wieder einzusetzen, einen andern Monk in eine Kiste zu sperren?"

„Nein, mein lieber Planchet, alle Könige sind auf ihren Thronen, weniger vielleicht, als ich auf diesem Stuhle bin, aber sie sind es nun einmal . . ."

Hiebei stieß d'Artagnan einen Seufzer aus.

„Herr d'Artagnan, Ihr macht mir Schmerz," sagte Planchet.

„Du bist sehr gut, Planchet."

„Gott verzeihe mir, ich habe einen Verdacht."

„Welchen?"

„Herr d'Artagnan, Ihr magert ab."

„Oh!" rief d'Artagnan, indem er auf seine Brust schlug, die wie ein leerer Panzer klang, „das ist unmöglich, Planchet."

„Oh! seht Ihr," versetzte Planchet mit innigem Tone, „wenn Ihr bei mir abmagertet."

„Nun?"

„Ich würde ein Unglück anrichten."

„Ah! gut."

„Ja."

„Laß hören, was würdest Du thun?"

„Ich würde denjenigen aufsuchen, der an Eurem Kummer Schuld ist."

„Ich habe also einen Kummer?"

„Ihr habt einen."

„Nein, Planchet, nein."

„Ich sage Euch, ja . . . Ihr habt einen Kummer, und Ihr magert ab."

„Ich magere ab, bist Du dessen sicher?"

„Augenscheinlich . . . Malaga! wenn Ihr noch mehr abmagert, nehme ich meinen Raufdegen, gehe geradezu zu Herrn d'Herblay und bringe ihn um."

„Wie!" rief d'Artagnan, von seinem Stuhle aufspringend, „was sagst Du da, Planchet? und was macht der Name d'Herblay in Deiner Specerei?"

„Gut, gut! ärgert Euch, wenn Ihr wollt, schmäht mich, wenn Ihr wollt, aber bei Gott! ich weiß, was ich weiß."

d'Artagnan hatte sich während dieses zweiten Ausfalls von Planchet so gestellt, daß er keinen von seinen Blicken verlor; das heißt, er saß, seine beiden Hände auf seine Kniee gestützt, den Hals gegen den würdigen Spezereihändler vorgestreckt.

„Erkläre Dich," sprach er, „sage mir, wie Du eine Blasphemie dieser Art hast vorbringen können? Herr d'Herblay, Dein ehemaliger Chef, mein Freund, ein Mann der Kirche, ein Musketier, der Bischof geworden . . . gegen ihn würdest Du Dein Schwert erheben?"

„Ich würde mein Schwert gegen meinen Vater erheben, wenn ich Euch in diesem Zustand sehe."

„Herr d'Herblay, ein Edelmann."

„Mir ist es gleichgültig, daß er ein Edelmann ist. Er macht, daß Ihr schwarz träumt, das weiß ich. Und dadurch, daß man schwarz träumt, magert man ab. Malaga! Herr d'Artagnan soll nicht magerer von hier weg gehen, als er gekommen ist."

„Warum macht er, daß ich schwarz träume. Erkläre Dich, erkläre Dich."

„Ihr habt schon drei Nächte das Alpdrücken."

„Ich?"

„Ja, und bei Eurem Alpdrücken wiederholt Ihr: „„Aramis! verschlossener Aramis!""

„Ich habe das gesagt," versetzte d'Artagnan unruhig.

„Ihr habt es gesagt, so wahr ich Planchet heiße."

„Nun, und hernach? Du kennst das Sprüchwort, mein Freund: Träume lügen."

„Nein; denn so oft Ihr seit drei Tagen ausgegangen seid, habt Ihr bei der Rückkehr unfehlbar gefragt:

„„Hast Du Herrn d'Herblay gesehen?""

„Oder wohl auch:

„„Hast Du für mich Briefe von Herrn d'Herblay erhalten?""

„Mir scheint, es ist ganz natürlich, daß ich mich für diesen lieben Freund interessire."

„Einverstanden, doch nicht dergestalt, um darüber abzunehmen."

„Planchet, ich werde wieder fett werden, darauf gebe ich Dir mein Ehrenwort."

„Gut, das nehme ich an, denn ich weiß, daß es heilig ist, wenn Ihr Euer Ehrenwort gebt."

„Ich werde nicht mehr von Aramis träumen."

„Sehr gut."

„Ich werde Dich nicht mehr nach Briefen von Aramis fragen."

„Vortrefflich."

„Doch Du sollst mir Eines erklären."

„Sprecht, gnädiger Herr."

„Ich bin Beobachter."

„Ich weiß es wohl."

„Und Du hast vorhin einen seltsamen Schwur ausgesprochen."

„Ja."

„Der nicht Deine Gewohnheit ist."

„Malaga! meint Ihr."

„Ganz richtig."

„Das ist mein Schwur, seitdem ich Spccereihändler bin."

„Richtig, es ist der Name von getrockneten Trauben."

„Es ist mein Schwur der Wildheit . . . wenn ich

inmal Malaga gesagt habe, so bin ich kein Mensch
nehr."

„Ich kannte diesen Schwur von Dir nicht."

„Allerdings, gnädiger Herr, man hat ihn mir ge-
eben."

Während Planchet diese Worte sprach, blinzelte er
nit einer höchst schlauen Miene, welche die ganze Auf-
nerksamkeit von d'Artagnan erregte.

„Ha! ha!" machte dieser.

Planchet wiederholte: „ha! ha!"

„Ei! ei! Herr Planchet."

„Ah! ich bin nicht wie Ihr, ich bringe mein Leben
nicht mit Träumen zu."

„Du hast Unrecht."

„Ich will sagen, nicht damit, daß ich mich lang-
weile, wir haben nur kurze Zeit zu leben, warum sie
nicht benützen!"

„Du bist epikuräischer Philosoph, wie es scheint,
Planchet."

„Warum nicht? Die Hand ist gut, man schreibt
und wiegt Zucker und Gewürze, der Fuß ist sicher, man
tanzt und geht spazieren; der Magen hat Zähne, man
verschlingt und verzehrt; das Herz ist nicht zu sehr zu-
sammengeschrumpft. Nun, gnädiger Herr?"

„Nun, was, Planchet?"

„Ah! so ist es! . . ." sagte der Spezereihändler,
indem er sich die Hände rieb.

D'Artagnan kreuzte ein Bein über das andere und
sprach:

„Planchet, mein Freund, Du machst mich ganz ver-
blüfft vor Erstaunen."

„Warum?"

„Weil Du Dich mir unter einem ganz neuen Lichte
zeigst."

Im höchsten Grade geschmeichelt, rieb sich Plan-
chet fortwährend die Hände, daß die Haut hätte ab-
gehen sollen.

„Ah!“ sagte er, „weil ich nur ein dummes Thier bin, glaubt Ihr, ich sei ein Schwachkopf!“

„Gut, Planchet, das ist ein Satz.“

„Folgt wohl meinen Gedanken, gnädiger Herr. Ich sagte mir, ohne Vergnügen gibt es kein Glück auf Erden. Oder setzen wir statt Vergnügen, denn das Vergnügen ist nichts so Gewöhnliches, wenigstens ohne Tröstungen!“

„Und Du tröstest Dich?“

„Gewiß.“

„Erkläre mir Deine Art, Dich zu trösten.“

„Ich nehme einen Schild, um die Langweile zu bekämpfen. Ich regle meine Geduldszeit, und gerade am Abend vor dem Tag, an dem ich mich, wie ich fühle, langweilen soll, belustige ich mich.“

„Das ist nicht schwierig?“

„Nein.“

„Und Du hast dies ganz allein gefunden?“

„Ganz allein.“

„Das ist wunderbar.“

„Was sagt Ihr dazu?“

„Ich sage, Deine Philosophie habe nicht ihres Gleichen auf der Welt.“

„Nun, denn! so befolgt mein Beispiel.“

„Es ist lockend.“

„Macht es wie ich.“

„Das würde ich sehr gerne thun, aber es sind nicht alle Seelen von demselben Schlag, und ich würde mich vielleicht, wenn ich mich belustigen müßte, wie Du, gräßlich langweilen.“

„Bah! versucht es einmal.“

„Sprich, was machst Du?“

„Habt Ihr bemerkt, daß ich mich entferne?“

„Ja.“

„Auf eine gewisse Weise.“

„Periodisch.“

„So ist es, meiner Treue, [illegible] habt es bemerkt?“

„Mein lieber Planchet, Du begreifst, wenn man sich beinahe alle Tage sieht und es entfernt sich der Eine, so fehlt er dem Andern. Fehle ich Dir nicht, wenn ich im Felde bin?“

„Ungeheuer.“

„Da wir hierüber einverstanden sind, fahren wir fort.“

„Und um welche Zeit entferne ich mich?“

„Am 15. und 30. jedes Monats.“

„Und ich bleibe auswärts!“

„Bald zwei, bald drei, bald vier Tage.“

„Was glaubt Ihr, daß ich mache?“

„Einnahmen.“

„Und wenn ich zurückkam, fandet Ihr mein Gesicht?“

„Sehr zufrieden.“

„Ihr seht, Ihr sagt es selbst, stets zufrieden. Und welchem Umstand schriebet Ihr diese Zufriedenheit zu?“

„Dem, daß Deine Handelschaft gut gehe; dem, daß Deine Einkünfte an Reis, gedörrten Pflaumen, gebackenen Birnen, Farinzucker und Syrup vortrefflich gehen. Du bist stets sehr pittoresken Charakters gewesen, Planchet; ich wunderte mich auch nicht einen Augenblick, daß Du Dich für den Specereihandel entschieden hast, was eines der wechselreichsten und dem Charakter nach süßesten Geschäfte ist, in so fern man in beinahe lauter natürlichen und wohlriechenden Dingen zu arbeiten hat.“

„Gut gesprochen, gnädiger Herr; aber wie sehr irrt Ihr Euch.“

„Wie, ich irre mich?“

„Wenn Ihr glaubt, ich gehe so alle vierzehn Tage auf Einnahmen oder Einkäufe aus. Oh! oh! Herr d'Artagnan. Wie Teufels habt Ihr dergleichen glauben können? Oh! oh! oh!“

Hiebei lachte Planchet auf eine Weise, daß er d'Artagnan die beleidigendsten Zweifel über seinen eigenen Verstand einflößte.

„Ich gestehe, daß ich nicht auf der Höhe der scharfen Einsicht bin.“

„Gnädiger Herr, das ist wahr.“

„Wie, das ist wahr?“

„Es muß wohl wahr sein, da Ihr es sagt; aber bemerkt auch, daß Ihr hiedurch in meinem Geiste nicht verliert.“

„Oh! das ist ein Glück!“

„Nein, Ihr seid ein Mann von Genie; und wenn es sich um den Krieg, um Taktik, um Handstreiche, um Ueberfälle handelt, oh! da sind die Könige sehr wenig gegen Euch! Doch was die Ruhe des Gemüths, die Pflege des Körpers, das Zuckerwerk des Lebens, betrifft, wenn man so sagen darf, da sprecht mir nicht von den Krämern von Genie, sie sind ihre eigenen Henker.“

„Guter Planchet,“ sagte d'Artagnan, funkelnd von Neugierde, „Du interessirst mich im höchsten Grad.“

„Nicht wahr, Ihr langweilt Euch schon weniger als vorhin?“

„Ich langweilte mich nicht; doch seitdem Du sprichst, belustige ich mich mehr.“

„Oh! das ist ein guter Anfang! Ich werde Euch heilen, dafür stehe ich.“

„Das soll mir sehr lieb sein.“

„Soll ich es versuchen?“

„Auf der Stelle.“

„Gut! Habt Ihr Pferde hier?“

„Ja, zehn, zwanzig, dreißig.“

„Ich brauche nicht so viel: nur zwei.“

„Sie stehen zu Deiner Verfügung, Planchet.“

„Schön. Ich führe Euch fort.“

„Wann?“

„Morgen.“

„Wohin?“

„Ah! Ihr fragt mich zu viel.“

„Du wirst mir aber zugestehen, daß es für mich wichtig ist, zu erfahren, wohin ich gehe."

„Liebt Ihr das Land?"

„Mittelmäßig, Planchet."

„Ihr liebt also die Stadt?"

„Je nachdem."

„Nun wohl! ich führe Euch nach einem Ort, der halb Stadt halb Land."

„Gut."

„An einen Ort, wo Ihr Euch belustigen werdet, davon bin ich fest überzeugt."

„Vortrefflich!"

„Und oh! Wunder! An einen Ort, von dem Ihr zurückkommt, weil Ihr Euch dort gelangweilt habt."

„Ich?"

„Zum Sterben."

„Du gehst also nach Fontainebleau?"

„Ganz richtig, nach Fontainebleau."

„Du gehst nach Fontainebleau?"

„Ja."

„Guter Gott! und was willst Du in Fontainebleau machen?"

Planchet antwortete d'Artagnan mit einem Blinzeln der Augen voll Bosheit.

„Du hast ein Gut dort, Schurke!"

„Oh! eine Erbärmlichkeit, ein Nest."

„Ich nehme Dich beim Wort."

„Das ist sehr schön, bei meiner Ehre!"

„Ich gehe auf das Landgut von Planchet!" rief d'Artagnan.

„Wann Ihr wollt!"

„Haben wir nicht gesagt morgen?"

„Morgen, es sei; überdieß ist Morgen der vierzehnte, der Vorabend des Tages, wo ich mich zu langweilen befürchte; es ist also abgemacht?"

„Abgemacht."

„Ihr leiht mir eines von Euren Pferden!"

„Das beste."

„Nein, ich ziehe das sanfteste vor; ich bin, wie Ihr wißt, nie ein vortrefflicher Reiter gewesen, und beim Specereihandel bin ich noch eingerostet, und dann . . ."

„Und dann, was?"

„Und dann will ich mich nicht ermüden," fügte Planchet mit einem neuen Blinzeln bei.

„Warum nicht?" fragte d'Artagnan.

„Weil ich mich nicht mehr belustigen würde," erwiederte Planchet.

Hienach stand er von seinem Maissack auf, reckte sich und ließ alle seine Knochen einen nach dem andern mit einer gewissen Harmonie krachen.

„Planchet! Planchet!" rief d'Artagnan, „ich erkläre, daß es auf der Erde keinen Sybariten gibt, der sich mit Dir vergleichen läßt. Ah, Planchet, man sieht wohl, daß wir noch keinen Scheffel Salz mit einander gegessen haben."

„Und warum dies, gnädiger Herr?"

„Weil ich Dich noch nicht kenne, und weil ich entschieden wieder das glaube, was ich einen Augenblick von Dir an dem Tag dachte, wo Du in Boulogne Lübin, den Diener von Herrn von Wardes erwürgt, oder wenigstens beinahe erwürgt hast; Planchet, ich glaube nämlich, daß Du ein Mensch von Mitteln bist."

Planchet lachte voll Geckenhaftigkeit, wünschte dem Musketier eine gute Nacht und ging in seine Hinterbude hinab, die ihm als Schlafzimmer diente.

D'Artagnan nahm wieder seine erste Lage in seinem Stuhl, und einen Augenblick entrunzelt, wurde seine Stirne nachdenkender als je.

Er hatte die Tollheiten und Träume von Planchet schon vergessen.

„Ja," sagte er zu sich selbst, indem er den Faden der Gedanken wieder aufnahm, welche durch das angenehme Gespräch, das wir dem Publikum mitgetheilt

haben, unterbrochen worden waren; „ja Alles faßt sich darin zusammen, daß wir erfahren:

1. Was Baisemeaux mit Aramis zu thun hatte.
2. Warum Aramis mir keine Antwort gibt.
3. Wo Porthos ist.

Unter diesen drei Punkten liegt das Geheimniß.

„Da uns aber," fuhr d'Artagnan fort, „da uns unsere Freunde nichts gestehen, so müssen wir unsere Zuflucht zu unserem armen Verstand nehmen. Man thut das, was man kann, Mordioux! oder Malaga! wie Planchet sagt."

XXI.

Der Brief von Herrn von Baisemeaux.

Seinem Plane getreu, machte d'Artagnan schon am andern Morgen Herrn von Baisemeaux einen Besuch.

Es war Reinigungstag in der Bastille; die Kanonen wurden gebürstet, geputzt, die Treppen abgeschartt, Schließer schienen beschäftigt, sogar ihre Schlüssel zu poliren.

Die Soldaten der Garnison gingen aber in den Höfen auf und ab, unter dem Vorwand, sie seien reinlich genug.

Der Commandant Baisemeaux empfing d'Artagnan auf das Artigste, beobachtete aber gegen ihn eine so geschlossene Zurückhaltung, daß alle Schlauheit von d'Artagnan nicht eine Sylbe aus ihm herauszubringen vermochte.

Je mehr er sich in den Schranken hielt, desto mehr wuchs das Mißtrauen von d'Artagnan.

Der Musketier glaubte zu bemerken, der Commandant handle kraft einer ihm neuerdings ertheilten Ermahnung.

Baisemeaux war im Palais Royal gegen d'Artagnan nicht der kalte unerforschliche Mann gewesen, den dieser am Baisemeaux der Bastille fand.

Als d'Artagnan über die so dringenden Geldangelegenheiten sprechen wollte, die Baisemeaux Aramis aufzusuchen veranlaßt hatte, und ihn unerachtet aller widrigen Umstände an jenem Abend gesprächig machten, schützte Baisemeaux Befehle vor, die er im Gefängniß selbst zu geben habe und ließ d'Artagnan so lange mit Worten unnütz die Zeit verlieren, daß unser Musketier, überzeugt, er würde kein Wort mehr von ihm erhalten, die Bastille verließ, ehe Baisemeaux von seiner Inspection zurückgekehrt war.

Aber d'Artagnan hatte einen Verdacht, und war einmal der Verdacht erregt, so schlief der Geist von d'Artagnan nicht mehr.

Er war bei den Menschen, was bei den vierfüßigen Thieren die Katze ist, das Emblem zugleich der Unruhe und Ungeduld.

Eine unruhige Katze bleibt eben so wenig am Platz, als eine Seidenflocke, die sich bei jedem Hauche der Luft schaukelt.

Eine lauernde Katze ist todt vor ihrem Beobachtungsposten, und weder Hunger noch Durst vermögen sie ihrer Meditation zu entziehen.

D'Artagnan, der vor Ungeduld brannte, schüttelte plötzlich dieses Gefühl wie einen zu schweren Mantel ab. Er sagte sich, die Sache, die man ihm verberge, sei gerade diejenige, welche er nothwendig wissen müsse.

Dem zu Folge überlegte er sich, Baisemeaux würde Aramis unfehlbar in Kenntniß setzen lassen, weil er Aramis einen Auftrag gegeben habe. Was auch geschah.

Baisemeaux hatte kaum die materielle Zeit gehabt,

aus dem Gefängniß zurückzukommen, als sich d'Artagnan bei der Rue du Petit-Musé so in den Hinterhalt legte, daß er alle sehen konnte, welche aus der Bastille herauskamen.

Nach einer Stunde Aufenthalt vor der goldenen Egge unter dem Wetterdach, wo man den Schatten genoß, sah d'Artagnan einen Soldaten von der Wache herauskommen.

Das war das beste Anzeichen, das er wünschen konnte. Jeder Wächter und jeder Schließer hat seine Ausgangstage und sogar Stunden in der Bastille; da Alle gebunden sind, weder Frauen noch Wohnungen im Schloß zu haben; sie können also herausgehen, ohne Neugierde zu erregen.

Ein casernirter Soldat aber war auf vierundzwanzig Stunden, wenn er die Wache hatte, eingeschlossen, das wußte man, und d'Artagnan wußte es besser, als irgend Jemand. Dieser Soldat konnte also zur Dienstzeit nur wegen eines ausdrücklichen und dringenden Befehls herausgehen.

Der Soldat kam, wie gesagt, aus der Bastille heraus, und zwar langsam, langsam wie ein glücklicher Sterblicher, dem statt eines Schilderns vor einer albernen Wachtstube oder auf einer nicht minder langweiligen Bastei die Wonne einer Freiheit, verbunden mit einem Spaziergang — zwei Vergnügungen statt eines Dienstes — zu Theil geworden. Er wandte sich, Luft und Sonne einschlürfend und die Frauen betrachtend, nach dem Faubourg Saint-Antoine.

D'Artagnan folgte ihm von fern. Er hatte seine Gedanken in dieser Hinsicht noch nicht festgestellt.

„Ich muß vor Allem das Gesicht dieses Burschen sehen," sagte er zu sich selbst. „Ein gesehener Mensch ist ein beurtheilter Mensch."

D'Artagnan verdoppelte seine Schritte, und, was nicht sehr schwierig war, überholte den Soldaten.

Er sah nicht nur sein Gesicht, das ziemlich ver-

ständig und entschlossen, sondern er sah auch seine Nase, welche ein wenig roth war.

„Der Bursche liebt den Branntwein," dachte er.

Zu gleicher Zeit, als er die rothe Nase sah, erblickte er im Gürtel des Soldaten ein weißes Papier.

„Gut! er hat einen Brief," sagte d'Artagnan zu sich selbst.

Die einzige Schwierigkeit war, den Brief zu bekommen. Ein Soldat fühlt sich aber zu sehr erfreut, von Herrn von Baisameaux als Estafette gewählt zu werden, und verkauft folglich die Botschaft nicht.

Während sich d'Artagnan den Kopf zerbrach, ging der Soldat immer weiter im Faubourg Saint-Antoine.

„Er geht sicherlich nach Saint-Mandé, und ich werde nicht erfahren, was der Brief enthält," sagte der Musketier zu sich selbst.

Das war um wahnsinnig zu werden.

„Wenn ich in Uniform wäre," fügte er bei, „würde ich den Burschen festnehmen lassen, und den Brief mit ihm. Der erste Wachtposten würde mir Hülfe leisten. Doch, ich will des Teufels sein, wenn ich meinen Namen wegen einer solchen Sache nenne. Gebe ich ihm zu trinken, so wird er mißtrauen, und dann wird er mich berauscht machen. Mordioux! ich habe keinen Geist mehr, und es ist um mich geschehen. Den Unglücklichen angreifen, ihn vom Leder ziehen machen, ihn wegen seines Briefes tödten! . . . Gut, wenn es sich um einen Brief einer Königin an einen Lord oder um einen Brief eines Cardinals an eine Königin handelt. Aber mein Gott! was für unselige Intriguen müssen es sein, die Intriguen der Herren Aramis und Fouquet mit Herrn Colbert! Hiefür das Leben eines Menschen, oh! nein! nicht einmal zehn Thaler!"

Als er so philosophirte und dabei seine Nägel mit seinem Schnurrbart speiste, erblickte er eine kleine Gruppe von Bogenschützen und einen Commissär.

Diese Leute schleppten einen Mann von schönem Aussehen fort, der sich kräftig sträubte.

Die Bogenschützen hatten ihm die Kleider zerrissen und behandelten ihn mit roher Gewalt. Er verlangte, daß man ihn mit Rücksicht führe, und behauptete, er sei Edelmann und Soldat.

Er sah unsern Soldaten auf der Straße gehen, und rief:

„Soldat, herbei!"

Der Soldat ging mit demselben Schritt auf denjenigen zu, welcher ihm rief, und die Menge folgte ihnen.

Da kam d'Artagnan ein Gedanke.

Das war der erste; man wird sehen, daß er nicht schlecht war.

Während der Edelmann dem Soldaten erzählte, er sei in einem Haus als Dieb festgenommen worden, indeß er nur als Liebhaber dort gewesen, und der Soldat ihn beklagte und ihm Tröstungen und Rathschläge mit dem Ernst ertheilte, den der französische Soldat in den Dienst seiner Eitelkeit und seines Corpsgeistes stellt, schlüpfte d'Artagnan hinter den von der Menge bedrängten Soldaten, und zog ihm geradezu und rasch das Papier aus seinem Gürtel.

Da in diesem Augenblick der zerrissene Edelmann an dem Soldaten zerrte, und der Commissär an dem Edelmann zerrte, so konnte d'Artagnan den Raub ohne das geringste Ungemach vollbringen.

Er stellte sich zehn Schritte weit entfernt hinter den Pfeiler eines Hauses, und las die Adresse.

„An Herrn du Vallon, bei Herrn Fouquet, in Saint-Mandé."

„Gut," sagte er.

Und er entsiegelte, ohne zu zerreißen; dann zog er das viereckig zusammengelegte Papier heraus, das nur folgende Worte enthielt:

„Lieber Herr du Vallon, wollt Herrn d'Herblay sagen lassen, er sei in die Bastille gekommen und habe gefragt.

Euer ergebener

von Baisemeaux."

„Gut! gut!" rief d'Artagnan, „das ist ganz klar und durchsichtig. Porthos ist dessen sicher, was er wissen wollte. Mordioux," dachte der Musketier, „der arme Teufel von einem Soldaten, den dieser wüthende Duckmäuser Baisemeaux meine Entwendung theuer wird bezahlen lassen! Was wird man ihm thun, wenn er ohne diesen Brief zurückkommt? Ich brauchte im Ganzen diesen Brief nicht; wenn das Ei geleert ist, wozu die Schale?"

D'Artagnan sah, daß der Commissär und die Bogenschützen den Soldaten überzeugt hatten und ihren Gefangenen fortführten.

Dieser blieb von der Menge umgeben und setzte seine Klaglieder fort.

D'Artagnan trat in die Mitte von Allen, ließ den Brief fallen, ohne daß es Jemand sah, und entfernte sich wieder rasch. Der Soldat ging seines Wegs weiter gegen Saint-Mandé, und dachte viel an den Edelmann, der seine Protection angerufen hatte.

Plötzlich dachte er auch ein wenig an seinen Brief, blickte nach seinem Gürtel und sah diesen beraubt. Sein Schreckensschrei machte d'Artagnan Vergnügen.

Der arme Soldat schaute voll Angst umher, und erblickte endlich zwanzig Schritte hinter sich den seligen Umschlag. Er stürzte sich darauf wie ein Falke auf eine Beute.

Der Umschlag war zwar ein wenig staubig, ein wenig zerknittert, doch der Brief war wieder gefunden.

D'Artagnan sah, daß das zerbrocheue Siegel den Soldaten ungemein beschäftigte.

Der brave Mann tröstete sich indessen am Ende und steckte das Papier wieder in seinen Gürtel.

„Fort," sagte d'Artagnan, „ich habe nun Zeit, gehe

mir voran. Es scheint, daß Aramis nicht in Paris ist, da Baisemeaux an Porthos schreibt. Der gute Porthos, welche Freude, ihn wiederzusehen . . . und mit ihm zu plaudern!" sagte der Gascogner.

Und er regelte seinen Schritt nach dem des Soldaten mit dem Vorsatz, eine Viertelstunde nach ihm bei Herrn Fouquet einzutreffen.

XXII.

Worin der Leser mit Vergnügen sehen wird, daß Porthos nichts von seiner Stärke verloren hat.

D'Artagnan hatte seiner Gewohnheit gemäß berechnet, daß jede Stunde sechzig Minuten, und jede Minute sechzig Sekunden werth ist.

In Folge dieser vollkommen genauen Berechnung von Minuten und Sekunden kam er vor der Thüre des Oberintendanten in demselben Augenblick an, wo der Soldat mit leerem Gürtel heraustrat.

D'Artagnan erschien bei der Thüre, die ein reicher mit Stickereien und Galonen überzogener Hausmeister für ihn halb offen ließ.

D'Artagnan wäre gern eingetreten, ohne sich zu nennen, doch das war nicht möglich. Er nannte sich.

Trotz dieser Nachgiebigkeit, welche jede Schwierigkeit heben mußte, d'Artagnan dachte dies wenigstens, zögerte der Hausmeister; als aber der Titel: Kapitän der Garden des Königs, zum zweiten Mal wiederholt wurde, hörte der Hausmeister auf, den Weg, ohne ihn ganz zu öffnen, völlig zu versperren.

D'Artagnan begriff, daß ein furchtbarer Befehl gegeben worden war.

Er entschloß sich also zu lügen, was ihn indessen nicht zu viel Anstrengung kostete, wenn er jenseits der Lüge das Heil des Staates oder sogar nur ganz einfach sein persönliches Interesse erblickte.

Er fügte den schon von ihm gegebenen Erklärungen bei, der Soldat, der so eben Herrn du Vallon einen Brief überbracht, sei nichts Anderes, als sein Bote gewesen, und mit diesem Brief habe er *seine* Ankunft zu verkündigen bezweckt.

Von da an widersetzte sich Niemand mehr dem Eintritt von d'Artagnan, und er trat ein.

Ein Diener wollte ihn begleiten, doch er erwiederte, man brauche sich nicht diese Mühe mit ihm zu machen, insofern er ganz genau wisse, wo sich Herr du Vallon aufhalte.

Einem so vollkommen unterrichteten Mann war nichts zu entgegnen.

Man ließ d'Artagnan gewähren.

Freitreppen, Salons, Gärten, Alles mußte die Revue vor dem Musketier passiren. Er ging eine Viertelstunde in diesem königlichen Hause umher, das eben so viel Wunder als Meubels, eben so viel Diener als Säulen und Thüren zählte.

„Dieses Haus hat offenbar keine anderen Grenzen, als die Grenzen der Erde," sagte er zu sich selbst. „Sollte es Porthos eingefallen sein, nach Pierrefonds zurückzukehren, ohne von Herrn Fouquet wegzugehen."

Endlich kam er in einen abgelegenen Theil des Schlosses, der von einer Mauer von Quadersteinen umgeben war, worauf sich fette Pflanzen gleichsam rieselnd von Blumen so dick und fest wie Früchte hinzogen.

In bestimmten Entfernungen von einander erhoben sich auf der Ringmauer Statuen in züchtigen oder geheimnißvollen Stellungen. Es waren Vestalinnen, verborgen unter dem Peplum mit großen Falten, behende

Wächter in ihre marmorne Schleier eingehüllt, und mit ihren flüchtigen Blicken den Palast beobachtend.

Ein Hermes, den Finger auf dem Mund, eine Iris mit ausgebreiteten Flügeln, eine Nacht ganz mit Mohn begossen, beherrschte die Gärten und die Gebäude, die man hinter den Bäumen erblickte; alle diese Statuen stellten sich im Profil auf den hohen Cypressen dar, welche ihre schwarzen Gipfel zum Himmel aufschoßen.

Um diese Cypressen hatten sich hundertjährige Rosenstöcke gerollt, welche ihre mit Blüthen beladene Ringe an jede Gabel der Aeste hingen und auf die unteren Zweige, so wie auf die Statuen balsamisch duftende Blumen regnen ließen.

Diese Zauberwerke erschienen dem Musketier als die höchste Anstrengung des menschlichen Geistes. Er war in einer geistigen Verfassung, um Verse zu machen. Der Gedanke, daß Porthos ein solches Eden bewohne, gab ihm von Porthos einen höhern Begriff, so wahr ist es, daß die erhabensten Geister nicht von dem Einfluß der Umgebung frei sind.

D'Artagnan fand die Thüre, an der Thüre eine Art von Feder, die er entdeckte und spielen ließ.

Die Thüre öffnete sich.

D'Artagnan trat ein, schloß die Thüre wieder, und gelangte in einen in Rundung gebauten Pavillon, in dem man kein anderes Geräusch hörte, als das der Cascaden und der singenden Vögel.

An der Thüre des Pavillon traf er einen Lackei.

„Nicht wahr, hier wohnt der Herr Baron du Vallon!“ fragte er ohne Zögern.

„Ja, Herr,“ antwortete der Lackei.

„Meldet ihm, der Herr Chevalier d'Artagnan, Kapitain der Musketiere des Königs erwarte ihn.“

D'Artagnan wurde in einen Salon eingeführt.

Er hatte nicht lange zu warten: ein ihm wohlbekannter Tritt erschütterte den Boden des anstoßenden Saals, eine Thüre öffnete sich oder wurde vielmehr ein=

gedrückt, und Porthos warf sich in die Arme seines Freundes mit einer Art von Verlegenheit, die ihm nicht schlecht stand.

„Ihr hier?“ rief er.

„Und Ihr?“ erwiederte d'Artagnan. „Oh! Duckmäuser.“

„Ja,“ sagte Porthos auf eine verlegene Weise lächelnd, „ja, Ihr findet mich bei Herrn Fouquet, und darüber wundert Ihr Euch ein wenig, nicht wahr?“

„Nein; warum solltet Ihr nicht zu den Freunden von Herrn Fouquet gehören? Herr Fouquet hat viele Freunde, besonders unter den Männern von Geist.“

Porthos war so bescheiden, das Compliment nicht für sich zu nehmen.

„Dann habt Ihr mich auch in Belle-Isle gesehen,“ fügte er bei.

„Ein Grund mehr, daß ich glauben mußte, Ihr gehöret zu den Freunden von Herrn Fouquet.“

„Ich kenne ihn allerdings,“ sagte Porthos, mit einer gewissen Verlegenheit.

„Ah! mein Freund, welche Schuld tragt Ihr gegen mich!“ rief d'Artagnan.

„Warum denn!“

„Wie! Ihr vollführt ein so bewunderungswürdiges Werk, wie die Befestigung von Belle-Isle und Ihr setzt mich nicht davon in Kenntniß?“

Porthos erröthete.

„Mehr noch,“ fuhr d'Artagnan fort; „Ihr saht mich dort; Ihr wißt, daß ich im Dienst des Königs bin, und Ihr errathet nicht, daß der König, begierig zu erfahren, wer der verdienstvolle Mann, der ein Werk vollbringt, von dem man ihm so wunderbare Dinge erzählt, Ihr errathet nicht, daß mich der König abgesandt hat, um Erkundigung einzuziehen, wer dieser Mann sei?“

„Wie! der König hat Euch abgeschickt, um in Erfahrung zu bringen . . .“

„Bei Gott! doch sprechen wir nicht mehr hievon."

„Alle Wetter!" rief Porthos, „sprechen wir im Gegentheil davon; der König wußte nicht, daß man Belle-Isle befestigte?"

„Ah! weiß der König nicht Alles?"

„Aber er wußte nicht, wer es befestigt?"

„Nein; nur vermuthete er, nach dem, was man ihm von den Arbeiten gesagt, es müsse ein ausgezeichneter Kriegsmann sein."

„Teufel! wenn ich das gewußt hätte," rief Porthos.

„Nicht wahr, Ihr wäret nicht aus Vannes entflohen?"

„Nein; was habt Ihr gesagt, als Ihr mich nicht mehr fandet?"

„Mein Lieber, ich habe nachgedacht."

„Ah! ja, Ihr denkt nach; und wozu führte es Euch, daß Ihr nachdachtet?"

„Daß ich die ganze Wahrheit errieth."

„Ah! Ihr habt errathen?"

„Ja."

„Und was habt Ihr errathen? sprecht," sagte Porthos, indem er es sich in einem Lehnstuhl bequem machte, und das Aussehen eines Sphinx annahm."

„Ich habe vor Allem errathen, daß Ihr Belle-Isle befestigtet."

„Ah! das war nicht schwierig, Ihr habt mich bei der Arbeit gesehen."

„Wartet doch; ich habe noch etwas Anderes errathen: daß Ihr Belle-Isle auf Befehl von Herrn Fouquet befestigtet."

„Das ist wahr."

„Das ist noch nicht Alles. Bin ich einmal im Zuge des Errathens, so bleibe ich nicht auf dem Wege stehen."

„Der liebe d'Artagnan."

„Ich habe errathen, daß Herr Fouquet diese Befestigung ganz geheim halten wollte."

„Es war dieß in der That, wie ich glaube, seine Absicht.“

„Ja, aber wißt Ihr, warum er die Sache geheim halten wollte?“

„Verdammt! damit man es nicht erfahre!“

„Einmal. Aber dieser Wunsch ging von dem Gedanken einer Galanterie aus.“

„Ich habe wirklich sagen hören, Herr Fouquet sei sehr galant.“

„Von dem Gedanken einer Galanterie gegen den König.“

„Ja! so.“

„Das setzt Euch in Erstaunen?“

„Ja.“

„Ihr wußtet das nicht?“

„Nein.“

„Wohl! ich weiß es.“

„Ihr seid also ein Zauberer.“

„Durchaus nicht.“

„Woher wißt Ihr es denn?“

„Ah! durch ein ganz einfaches Mittel: ich habe es Herrn Fouquet dem König selbst sagen hören.“

„Was ihm sagen?“

„Daß er Belle-Isle für ihn habe befestigen lassen, und daß er ihm ein Geschenk damit mache.“

„Ah! Ihr habt das Herrn Fouquet dem König sagen hören?“

„Buchstäblich: Er fügte sogar bei: „„Belle-Isle ist von einem, mir befreundeten Ingenieur befestigt worden, von einem Mann von großem Verdienst, den ich dem König vorstellen zu dürfen um Erlaubniß bitten werde.““

„„Sein Name!““ fragte der König.

„„Der Baron du Vallon,““ erwiederte Herr Fouquet.

„„Es ist gut,““ sprach der König, „„Ihr werdet ihn mir vorstellen.““

„Der König sprach das?“ fragte Porthos.

„So wahr ich d'Artagnan heiße."

„Ja! so," rief Porthos: „Aber warum hat man mich denn nicht vorgestellt?"

„Hat man Euch nichts von dieser Vorstellung gesagt?"

„Doch. Aber ich warte immer darauf."

„Seid unbesorgt, sie wird kommen."

„Hm! hm!" brummte Porthos.

D'Artagnan stellte sich, als hörte er dieß nicht, wechselte das Gespräch und fragte:

„Mir scheint, Ihr bewohnt einen sehr einsamen Ort, mein lieber Freund!"

„Ich habe die Abgeschiedenheit stets geliebt. Ich bin schwermüthig," antwortete Porthos mit einem Seufzen.

„Ei! das ist seltsam, ich bemerkte das nicht."

„Es ist der Fall, seitdem ich mich den Studien hingegeben habe," erwiederte Porthos mit einer sorgenvollen Miene.

„Die Arbeiten des Geistes haben aber hoffentlich der Gesundheit des Körpers nicht geschadet."

„Oh! keines Wegs."

„Es steht immer noch gut mit den Kräften."

„Zu gut, mein Freund, zu gut."

„Ich hörte aber sagen, in den ersten Tagen Eurer Ankunft . . ."

„Ja, nicht wahr, ich habe mich nicht mehr rühren können?"

„Wie!" versetzte d'Artagnan lächelnd, „und warum konntet Ihr Euch nicht mehr rühren?"

Porthos begriff, daß er eine Dummheit gesagt hatte und wollte sich verbessern.

„Ja, ich kam von Belle-Isle auf schlechten Pferden hierher und das hat mich ermüdet," sagte er.

„Das wundert mich nicht, mich, der ich hinter Euch kam und sieben bis acht auf der Straße zu Tode gerittten fand."

„Seht Ihr, ich bin schwer."

„Ihr waret somit gerädert!"

„Das Fett ist wie geschmolzen, und das hat mich krank gemacht."

„Oh! armer Porthos!.. Und Aramis, wie hat er sich bei dem Allem gegen Euch benommen?"

„Sehr gut . . . Er hat mich durch den Leibarzt von Herrn Fouquet pflegen lassen. Doch stellt Euch vor, nach Verlauf von acht Tagen athmete ich nicht mehr."

„Wie so?"

„Das Zimmer war zu klein, ich absorbirte zu viel Luft."

„Wahrhaftig."

„Wenigstens, wie man mir gesagt hat . . . Und man brachte mich in eine andere Wohnung."

„Wo Ihr dann athmetet?"

„Freier, ja; doch keine Leibesübung, nichts zu thun. Der Arzt behauptete, ich dürfe mich nicht rühren; ich fühlte mich im Gegentheil stärker, als je. Das gab zu einem ernsten Unfall Anlaß."

„Zu einem Unfall?"

„Stellt Euch vor, lieber Freund, daß ich mich gegen die Verordnungen dieses Dummkopfs von einem Arzt empörte, und auszugehen beschloß, ob ihm das nun genehm oder nicht genehm sein mochte. Dem zu Folge befahl ich dem Lackei, der mich bediente, mir meine Kleider zu bringen."

„Ihr waret also ganz nackt, mein armer Porthos?"

„Nein, ich hatte im Gegentheil einen herrlichen Schlafrock; der Lackei gehorchte; ich zog also meine Kleider an, die mir zu weit geworden waren; wie seltsam! meine Kleider waren zu weit geworden!"

„Ja, ich höre wohl."

„Und meine Stiefel zu eng."

„Eure Füße waren noch geschwollen."

„Ah! Ihr habt es errathen."

„Und das ist der Unfall, von dem Ihr sprechen
?"

„Ah! ja wohl, Ich stellte nicht dieselbe Betrach-
an, wie Ihr. Ich sagte nur: da meine Füße zehn-
in meine Stiefel hineingekommen sind, so ist kein
nd vorhanden, daß sie nicht auch das elfte mal
n kommen sollten."

„Mein lieber Porthos, erlaubt mir, Euch zu be-
en, daß Ihr dießmal Euch gegen die Logik verfehlt
."

„Kurz, ich stand vor einer Scheidewand und suchte
en rechten Stiefel anzuziehen; ich zog mit den
den, ich stieß mit dem Kniebug, und machte uner-
e Anstrengungen, als plötzlich die zwei Ohren mei-
Stiefels in meinen Händen blieben und mein Fuß
ein Katapult losfuhr."

„Katapult! Wie stark seid Ihr doch in der Forti-
ion, mein lieber Porthos."

„Mein Fuß fuhr also wie ein Katapult los, und
die Scheidewand, die er einstieß. Mein Freund,
glaubte, ich habe wie Simson den Tempel zerstört.
s plötzlich an Gemälden, Porzellanen, Blumenvasen,
eten, Vorhangstangen herabfiel, ist unerhört."

„Ho! ho!"

„Abgesehen davon, daß auf der andern Seite der
eidewand eine mit Porzellanen beladene Etagère
d.

„Die Ihr umwarfet."

„Die ich an das andere Ende des andern Zimmers
uderte."

Porthos lachte.

„Das ist in der That, wie Ihr sagt, unerhört,"
d'Artagnan.

Und er lachte wie Porthos.

Sogleich lachte Porthos noch stärker, als d'Ar-
nan.

„Ich zerbrach," sagte Porthos, von dieser zuneh-

menden Heiterkeit im Fluß seiner Rede gehemmt, a
zerbrach für mehr als drei tausend Franken Por;
lane, oh! oh! oh!"
„Gut."
„Ich zertrümmerte für mehr als viertausend Fr
ken Spiegel, oh! oh! oh!"
„Vortrefflich."
„Einen Lustre nicht zu rechnen, der mir gerade
den Kopf fiel und in tausend Stücke zerschellte."
„Auf den Kopf?" versetzte d'Artagnan, der
die Seite hielt.
„Voll."
„Das hat Euch den Kopf zerbrochen."
„Nein, ich sage Euch, im Gegentheil, der Lu
sei zerbrochen, denn er war von Glas."
„Ah! er war von Glas."
„Von venetianischem Glas; eine Curiosität,
Stück, das nicht seines Gleichen hatte, ein Stück, l
zweihundert Pfund wog."
„Und Euch auf den Kopf fiel."
„Auf . . . den . . . Kopf . . . Stellt Euch e
ganz vergoldete, ganz incrustirte Kristallkugel vor, un
Parfumerien, welche brannten, oben Schnäbel, we
Flammen auswarfen, wenn sie entzündet waren."
„Wohl verstanden, sie waren das nicht."
„Nein, ich wäre in Brand gesteckt worden."
„Und Ihr wurdet nur platt geschlagen."
„Nein."
„Wie! nein?"
„Nein, der Lustre ist mir auf den Schädel gefall
Wir haben da, wie es scheint, oben auf dem K
äußerst solide Kräfte."
„Wer hat Euch das gesagt, Porthos?"
„Der Arzt. Eine Art von Dom, der Notre-Da
in Paris tragen würde."
„Bah!"
„Ja, es scheint, unser Schädel ist so beschaffen."

„Sprecht für Euch, lieber Freund, Euer Schädel ist so beschaffen, und nicht der der andern Leute."

„Das ist möglich," erwiederte Porthos mit einer gewissen Selbstgefälligkeit, „gewiß aber ist, daß es, als der Lustre auf den Dom herabfiel, den wir oben auf dem Kopf haben, einen Lärmen machte, als ob eine Kanone losgefeuert würde, der Kristall war zerbrochen und ich fiel ganz überströmt nieder."

„Von Blut, armer Porthos!"

„Von Parfumerien, welche wie feine Liqueurs rochen, es war vortrefflich, aber es roch zu gut; ich war wie betäubt von diesem guten Geruch; nicht wahr, Ihr habt dies zuweilen erfahren, d'Artagnan?"

„Ja, wenn ich den Duft von Maiblümchen einathmete; Ihr wurdet also somit von dem Schlag niedergeworfen, und vom Geruch betäubt?"

„Was aber ganz eigenthümlich hiebei ist, und der Arzt hat mich bei seiner Ehre versichert, er habe nie etwas Aehnliches gesehen . . ."

„Ihr bekamet doch wenigstens eine Beule?" unterbrach ihn d'Artagnan.

„Ich bekam fünf."

„Warum fünf?"

„Wartet, der Lustre hatte an seiner innern Extremität fünf sehr spitzige vergoldete Zierrathen."

„Oh! wehe!"

„Diese fünf vergoldeten Zierrathen drangen in meine Haare, die ich sehr dicht trage, wie Ihr seht."

„Zum Glück."

„Und drückten sich in meine Haut ein. Aber bemerkt wohl die Seltsamkeit, dergleichen Dinge begegnen nur mir; statt Höhlungen zu machen, machten sie Beulen; der Arzt konnte mir das nie auf eine befriedigende Weise erklären."

„Nun wohl! ich will es Euch erklären."

„Damit thut Ihr mir einen Gefallen," erwiederte Porthos, mit den Augen blinzelnd, was bei ihm das

Merkmal einer bis auf den höchsten Grund gesteiger
Aufmerksamkeit war.

„Seitdem Ihr Euer Gehirn in hohen Studi
in wichtigen Berechnungen arbeiten laßt, hat der K
Nutzen davon gezogen, so daß Ihr jetzt einen K
habt, der zu voll von Wissenschaft ist.“

„Ihr glaubt?“

„Ich bin dessen sicher. Daraus geht hervor, d
statt nichts Fremdes in das Innere des Kopfes e
bringen zu lassen, Euer Knochengehäuse, das schon
voll ist, die Oeffnungen, die sich bilden, benützt,
die Ueberfülle entströmen zu lassen.“

„Ah!“ machte Porthos, dem diese Auslegung k
rer vorkam, als die des Arztes.

„Die durch die fünf Zierrathen des Lustre ver
sachten fünf Hervorragungen waren sicherlich nur w
senschaftliche Anhäufungen, durch die Gewalt der Din
nach außen geleitet.“

„Wahrhaftig,“ sagte Porthos, „und zum Bewe
dient, daß es mir mehr wehe außen thut, als inn
Ich muß Euch sogar gestehen, wenn ich meinen H
auf meinen Kopf setzte, und ihn mit der Faust
jener anmuthigen Energie hineindrückte, die wir ade
gen Kriegsleute besitzen, fühlte ich außerordentli
Schmerzen, war mein Faustschlag nicht ganz gen
abgemessen.“

„Porthos, ich glaube Euch.“

„Nun,“ sagte der Riese, „als Herr Fouquet
geringe Solidität des Hauses sah, entschloß er
auch, mir eine andere Wohnung zu geben. Dem
Folge versetzte man mich hieher.“

„Nicht wahr, das ist der Park, den man sich v
behalten?“

„Ja.“

„Der der Rendezvous? der, welcher in der g
heimnißvollen Geschichte des Oberintendanten so
rühmt ist.“

„Ich weiß es nicht; ich habe weder Rendezvous, noch geheimnißvolle Geschichten, aber man erlaubt mir, hier meine Muskeln zu üben, und ich benütze die Erlaubniß dadurch, daß ich die Bäume entwurzle."

„Warum thut Ihr das."

„Um meine Hand gelenk zu erhalten, und um die Vogelnester auszunehmen, ich finde das bequemer, als hinaufzusteigen."

„Ihr seid schäferlich, wie Tiocis, mein lieber Porthos."

„Ja, ich liebe die kleinen Eier; ich liebe sie unendlich mehr, als die großen. Ihr habt keinen Begriff, wie delicat ein Pfannkuchen von vier bis fünfhundert Eiern von Grünlingen, Buchfinken, Staaren, Amseln und Drosseln ist."

„Vier bis fünfhundert Eier, das ist ja ungeheuer!"

„Oh! das hat in einer Salatschüssel Platz," entgegnete Porthos.

d'Artagnan bewunderte fünf Minuten lang Porthos, als sehe er ihn zum ersten Mal.

Porthos dehnte sich freudig unter dem Blicke sei-
s Freundes aus.

So blieben sie einige Augenblicke, d'Artagnan an-
auend, Porthos sich ausdehnend.

d'Artagnan suchte offenbar dem Gespräch eine neue
ndung zu geben.

„Ihr belustigt Euch ungemein hier, Porthos?"
te er endlich, ohne Zweifel, nachdem er gefunden,
er suchte.

„Nicht immer."

„Ich begreife das; was werdet Ihr aber thun,
Ihr Euch zu sehr langweilt?"

„Oh! ich bin nicht auf lange hier, Aramis wartet
bis meine letzte Beule verschwunden ist, um mich
önig vorzustellen, der, wie man mir gesagt hat,
ulen nicht leiden mag."

„Aramis ist also immer noch in Paris?“
„Nein.“
„Wo ist er denn?“
„Er ist in Fontainebleau.“
„Allein?“
„Mit Herrn Fouquet.“
„Sehr gut. Aber wißt Ihr etwas?“
„Nein, sagt es mir, und ich werde es wissen.“
„Ich glaube, Aramis vergißt Euch.“
„Ihr glaubt?“
„Seht Ihr, dort lacht man, tanzt man, schmaust man, man läßt die Weine von Herrn von Mazarin springen. Wißt Ihr, daß dort alle Abend ein Balle stattfindet?“
„Teufel! Teufel!“
„Ich erkläre Euch also, daß Euer lieber Aramis Euch vergißt.“
„Das könnte wohl sein, und ich habe es auch zuweilen gedacht.“
„Wenn er Euch nicht gar verräth, der Duckmäuser.“
„Ah!“
„Ihr wißt, Aramis ist ein schlauer Fuchs.“
„Ja, aber mich verrathen . . .“
„Hört, vor Allem sequestrirt er Euch.“
„Wie, er sequestrirt mich? ich bin sequestrirt?“
„Bei Gott!“
„Ich möchte wohl, daß Ihr mir das bewieset.“
„Nichts kann leichter sein. Geht Ihr aus?“
„Nie.“
„Reitet Ihr?“
„Nie.“
„Läßt man Eure Freunde zu Euch gelangen?“
„Nie.“
„Nun wohl! mein Lieber, nie ausgehen, nie reiten, nie seine Freunde sehen, heißt man sequestrirt sein.“

„Und warum sollte mich Aramis sequestriren?“ ragte Porthos.

„Seid wahr, Porthos.“

„Wie das Gold.“

„Gesteht, daß Aramis den Plan zur Befestigung on Belle-Isle gemacht hat.“

Porthos erröthete.

„Ja,“ sagte er, „doch das ist Alles, was er ge- nacht hat.“

„Ganz richtig, und das ist meiner Ansicht nach ichts Großes.“

„Der meinigen nach auch.“

„Gut, ich bin entzückt, daß wir derselben Ansicht ind.“

„Er ist sogar nie nach Belle-Isle gekommen.“

„Nicht wahr.“

„Ich ging nach Vannes, wie Ihr sehen konntet.“

„Sagt, wie ich gesehen habe. Nun! das ist ge- ade die Sache, mein lieber Porthos. Aramis, der nur die Pläne gemacht, möchte gern für den Ingenieur gelten; während Ihr Stein für Stein, die Mauer, die Citadelle, die Basteien errichtet habt, möchte er Euch gern auf den Rang des Werkmeisters verweisen.“

„Des Werkmeisters, das heißt des Maurers?“

„Des Maurers, so ist es.“

„Des Kalkeinrührers.“

„Ganz richtig.“

„Des Handlangers?“

„Ihr habt es.“

„Ho! ho! mein lieber Aramis, Ihr haltet Euch mmer noch für fünfundzwanzigjährig, wie es scheint!“

„Das ist noch nicht Alles, er hält Euch für einen Fünfziger.“

„Ich hätte ihn wohl bei der Arbeit sehen mögen.“

„Ja.“

„Ein Bursche, der die Gicht hat.“

„Ja.“

„Den Gries.“

„Ja.“

„Dem drei Zähne fehlen.“

„Vier.“

„Während ich . . . schaut.“

Hier that Porthos seine dicken Lippen ausei und zeigte zwei Reihen Zähne, etwas minder we der Schnee, aber so glatt, so hart und gesund das Elfenbein.

„Ihr könnt Euch nicht vorstellen, Porthos, chen Werth der König auf die Zähne legt,“ d'Artagnan. „Die Eurigen bestimmen mich; ich Euch dem König vorstellen.“

„Ihr?“

„Warum nicht? Glaubt Ihr, ich stehe sc bei Hofe, als Aramis.“

„Oh! nein.“

„Glaubt Ihr, ich habe die geringste Anm hinsichtlich der Befestigung von Belle-Isle.“

„Oh! gewiß nicht.“

„Es kann mich also Euer Interesse allein l machen.“

„Ich bezweifle das nicht.“

„Nun denn! ich bin der vertraute Freund d nigs, und zum Beweise mag dienen, daß, wen etwas Unangenehmes zu sagen ist, ich das übern

„Aber, mein lieber Freund, wenn Ihr mi stellt . . .“

„Nun?“

„Aramis wird böse werden.“

„Gegen mich?“

„Nein, gegen mich.“

„Bah! ob er Euch vorstellt, oder ich Eu stelle, wenn Ihr nur vorgestellt werdet, das Gleiche.“

„Man müßte mir Kleider machen lassen.“

„Die Eurigen sind glänzend.“

„Oh! diejenigen, welche ich bestellt hatte, waren iel schöner.“

„Nehmt Euch in Acht, der König liebt die Einachheit.“

„Dann werde ich einfach sein. Doch was wird err Fouquet sagen, wenn er erfährt, daß ich weggeangen bin?“

„Seid Ihr Gefangener auf Ehrenwort?“

„Nein, nicht ganz. Aber ich habe ihm versprochen, iich nicht zu entfernen, ohne ihn davon in Kenntniß n setzen.“

„Wartet, wir werden hierauf zurückkommen. Habt Ihr etwas hier zu thun?“

„Ich, nichts, wenigstens nichts sehr Wichtiges.“

„Ihr seid auch nicht der Vermittler von Aramis n einer sehr bedeutenden Angelegenheit?“

„Meiner Treue, nein.“

„Was ich Euch sage, Ihr begreift das, sage ich Euch aus Theilnahme für Euch. Ich nehme zum Beispiel an, Ihr seid beauftragt, Aramis Briefe, Botschaften zu schicken.“

„Ah! Briefe! ja. Ich schicke ihm gewisse Briefe.“

„Wohin?“

„Nach Fontainebleau.“

„Und Ihr habt solche Briefe?“

„Aber . . .“

„Laßt mich sprechen. Ihr habt solche Briefe?“

„Ich habe so eben einen erhalten.“

„Einen interessanten?“

„Ich denke.“

„Ihr lest sie also nicht?“

„Ich bin nicht neugierig.“

Bei diesen Worten zog Porthos aus seiner Tasche den Brief des Soldaten, den Porthos nicht gelesen, den aber d'Artagnan gelesen hatte.

„Wißt Ihr, was Ihr thun müßt?“ sagte d'Artagnan.

„Bei Gott! was ich immer thue, ihn abschicken.“

„Nein.“

„Wie, ihn behalten?“

„Nein. Hat man Euch nicht gesagt, dieser Brief sei wichtig?“

„Sehr wichtig.“

„Wohl, Ihr müßt ihn selbst nach Fontainebleau bringen.“

„Zu Aramis?

„Ja.“

„Gut.“

Und da der König dort ist . . .“

„So werdet Ihr das benützen . . .“

„Ich werde das benützen, um Euch dem König vorzustellen.“

„Ah! Teufel! d'Artagnan, Ihr allein seid im Stande, solche Auskunftsmittel zu finden.“

„Statt also unserm Freund mehr oder minder treue Boten abzusenden, bringen wir selbst ihm den Brief.“

„Daran dachte ich gar nicht, und es ist doch so einfach.“

„Deßhalb ist es dringend, daß wir sogleich aufbrechen, mein lieber Porthos.“

„In der That, je eher wir abgehen, desto weniger wird die Depeche Verzug erleiden.“

„Porthos, Ihr urtheilt stets mächtig, und es wird bei Euch die Einbildungskraft von der Logik unterstützt.“

„Ihr findet das!“

„Es ist dies das Resultat solider Studien. Doch kommt nun.“

„Aber mein Versprechen gegen Herrn Fouquet?“

„Welches?“

„Saint-Mandé nicht zu verlassen, ohne ihn davon in Kenntniß zu setzen.“

„Ah! mein lieber Po[illegible] seid Ihr!“

„Wie so!“

„Nicht wahr, Ihr kommt in Fontainebleau an?“

„Ja.“

„Ihr findet dort Herrn Fouquet?“

„Ja.“

„Beim König wahrscheinlich?“

„Beim König,“ wiederholte Porthos majestätisch.

„Und Ihr redet ihn an und sagt zu ihm: „„Herr Fouquet, ich gebe mir die Ehre, Euch davon in Kenntniß zu setzen, daß ich Saint-Mandé so eben verlassen habe.““

„Und wenn er mich in Fontainebleau beim König sieht, wird Herr Fouquet nicht sagen können, ich lüge,“ sprach Porthos mit derselben Majestät.

„Ich öffnete eben den Mund, um dies zu sagen, doch Ihr kommt mir in Allem zuvor. Oh! Porthos, welche glückliche Natur seid Ihr; das Alter hat keinen Einfluß auf Euch gehabt.“

„Nicht zu viel.“

„Somit ist Alles abgemacht.“

„Ich glaube, ja.“

„Ihr habt keine Bedenklichkeiten mehr.“

„Ich glaube, nein.“

„Ich nehme Euch also mit.“

„Vortrefflich, ich will meine Pferde satteln lassen.“

„Ihr habt Pferde hier?“

„Fünf.“

„Die Ihr von Pierrefonds kommen ließet.“

„Die mir Herr Fouquet geschenkt hat.“

„Mein lieber Porthos, wir brauchen keine fünf Pferde zu zwei; überdies habe ich schon drei in Paris, das würde fünf machen, und das wäre zu viel.“

„Das wäre nicht zu viel, wenn ich meine Leute hier hätte; aber ich habe sie leider nicht.“

„Ihr sehnt Euch nach Euren Leuten!“

„Nach Mousqueton, Mousqueton fehlt mir.“

„Vortreffliches Herz; doch glaubt mir, laßt Eure Pferde hier, wie Ihr Mousqueton dort gelassen habt.“

„Warum dies?“

„Weil später . . .“

„Nun?“

„Später wird es vielleicht gut sein, wenn Euch Herr Fouquet gar nichts geschenkt hat.“

„Ich verstehe nicht.“

„Es ist nicht nöthig, daß Ihr versteht.“

„Doch . . .“

„Ich werde Euch das später erklären, Porthos.“

„Ich wette, das ist Politik.“

„Von der feinsten Art.“

Porthos senkte den Kopf bei dem Worte Politik; nach einem Augenblick sprach er aber:

„Ich muß Euch gestehen, d'Artagnan, daß ich nicht Porthos bin.“

„Ich weiß es, bei Gott! wohl.“

„Oh! Niemand weiß das, Ihr sagtet es mir selbst, Ihr, der Brave der Braven.“

„Was sagte ich Euch, Porthos?“

„Man habe seine Tage. Ihr sagtet es mir und ich habe es erfahren. Man hat seine Tage, wo es einem weniger Vergnügen bereitet, als an anderen, Musketenschüsse und Degenstiche zu empfangen.“

„Das ist mein Gedanke.“

„Das ist auch der meinige, obschon ich kaum im Schusse und Stiche welche zu tödten glaube.“

„Teufel! Ihr habt doch getödtet.“

„Ja, aber ich bin nie getödtet worden.“

„Der Grund ist gut.“

„Ich glaube also, daß ich nie durch eine Degenklinge oder durch eine Flintenkugel sterben werde.“

„Ihr fürchtet Euch vor nichts? Ah! vor dem Wasser vielleicht.“

„Nein, ich schwimme wie eine Fischotter.“

„Vor dem viertägigen Fieber vielleicht?“

„Ich habe es nie gehabt und glaube nicht, daß es je haben werde; doch ich muß Eines gestehen ...“
Hiebei dämpfte Porthos die Stimme.
„Was?“ fragte d'Artagnan, der sogleich auch den n von Porthos annahm.
„Ich gestehe, daß ich eine furchtbare Angst vor der litik habe.“
„Ah! bah!“ rief d'Artagnan.
„Nur gemach!“ sprach Porthos mit einer Stentor- ime. „Ich habe Seine Eminenz den Herrn Cardinal Richelieu und Seine Eminenz den Herrn Cardinal Mazarin gesehen; der Eine hatte eine rothe Politik, Andere eine schwarze. Ich war nie mit der einen zufriedener, als mit der andern: die erste hat Herrn Marillac, Herrn von Thou, Herrn von Cinq-Mars, rrn Chalais, Herrn Bouteville, Herrn von Mont- rency dem Beil überliefert; durch die andere sind e Menge Frondeurs zersetzt worden, wobei wir wa- , mein Lieber.“
„Wobei wir im Gegentheil nicht waren,“ sagte rtagnan.
„Oh! doch! denn wenn ich für den Cardinal vom er zog, schlug ich für den König.“
„Theurer Porthos!“
„Ich vollende.“
„Thut das.“
„Meine Furcht vor der Politik ist also so groß, ich, wenn Politik hierunter steckt, lieber nach rrefonds zurückkehren will.“
„Ihr hättet Recht, wenn es so wäre, aber bei , lieber Porthos, nie Politik, das ist klar; Ihr habt der Befestigung von Belle-Isle gearbeitet; der Kö- wollte den Namen des geschickten Ingenieur erfah- , der diese Arbeiten vollführt hat; Ihr seid schüch- wie alle Männer von wahrem Verdienst; Aramis Euch vielleicht unter den Scheffel stellen; ich aber

erkläre Euch, ich hebe Euch hervor; der König bel
Euch, und das ist meine ganze Politik."

„Das ist die meinige, bei Gott!" rief Port
d'Artagnan die Hand reichend.

D'Artagnan kannte aber die Hand von Portl
er wußte, daß eine gewöhnliche Hand, einmal zwis
den fünf Fingern des Barons eingesperrt, nicht n
ohne Quetschung herauskam.

Er reichte daher seinem Freunde nicht die H
sondern die Faust.

Porthos bemerkte dies nicht einmal.

Hienach verließen Beide Saint-Mandé.

Die Wächter zischelten wohl ein wenig und bra
ten sich Worte ins Ohr, die d'Artagnan verstand,
Porthos begreiflich zu machen sich wohl hütete.

„Unser Freund war nichts Anderes als Gefang
von Aramis," sagte er. „Wir wollen sehen, was da
entsteht, daß ich diesen Verschwörer in Freiheit setz

XXIII.

Die Ratte und der Käse.

D'Artagnan und Porthos kamen zu Fuß zu
wie d'Artagnan nach Saint-Mandé gegangen war

Als d'Artagnan, der zuerst in die Bude zum
denen Mörser eintrat, Planchet angekündigt hatte,
du Vallon sei einer von den privilegirten Reise
als Porthos bei seinem Eintritt mit seiner Hutfede
am Wetterdach aufgehängten hölzernen Lichter l
klappern gemacht, da störte etwas wie eine schmerz

Ahnung die Freude, die sich Planchet für den andern Tag versprach.

Aber unser Spezereihändler war ein Goldherz, eine kostbare Reliquie aus einer guten Zeit, die für diejenigen, welche alt werden, stets ist und gewesen ist die Zeit ihrer Jugend, und für die, welche jung sind, das Alter ihrer Ahnen.

Trotz dieses eben so schnell bewältigten als gefühlten inneren Bebens, empfing Planchet daher Porthos mit einer Ehrfurcht, vermischt mit zarter Herzlichkeit.

Anfangs etwas steif in Folge der damals zwischen einem Baron und einem Gewürzkrämer bestehenden gesellschaftlichen Entfernung, wurde Porthos am Ende herablassender, freundlicher, als er bei Planchet so viel guten Willen und Zuvorkommenheit wahrnahm.

Er war besonders empfänglich für die Freiheit, die ihm gegönnt oder vielmehr angeboten war, seine großen Hände in die Kisten mit getrockneten und eingemachten Früchten, in die Säcke mit Mandeln und Haselnüssen, in die Schubladen voll Zuckerwerk zu tauchen.

Trotz der Einladung von Planchet, in das Entresol hinaufzusteigen, wählte Porthos auch zu seinem Lieblingsaufenthaltsort während des Abends, den er bei Planchet zuzubringen hatte, die Bude, wo seine Finger immer fanden, was seine Nase gerochen hatte.

Die schönen Feigen aus der Provence, die Haselnüsse vom Foret, die Pflaumen aus der Touraine, wurden für Porthos der Gegenstand einer Zerstreuung, die er fünf Minuten lang ohne Unterbrechung genoß.

Unter seinen Zähnen wurden wie unter Mühlsteinen die Nüsse zermalmt, deren Ueberreste auf dem Boden umherlagen und unter den Sohlen der Umhergehenden krachten; Porthos beerte mit einem Druck die reichen getrockneten Muskatellertrauben mit dem violetten Dufte ab, von denen so ein halbes Pfund mit einem Zug von seinem Mund in seinen Magen überging.

In einer Ecke des Magazins hatten sich die La
diener voll Angst niedergekauert und schauten eina
an, ohne daß sie zu sprechen wagten.

Sie kannten Porthos nicht, sie hatten ihn nie
sehen. Das Geschlecht dieser Titanen, welche die let
Panzer von Hugo Capet, von Philipp August und
Franz I. getragen hatten, fing an zu verschwind
Sie fragten sich im Geiste, ob dieß nicht der We
wolf der Feyenmährchen wäre, der in seinem Mag
das ganze Magazin von Planchet untergehen lass
würde.

Während er so knackte, kaute, zermalmte, knaupelt
saugte und verschlang, sagte Porthos von Zeit zu Ze
zu dem Gewürzkrämer:

„Ihr habt da ein hübsches Geschäft, Freund
Planchet.“

„Er wird bald keines mehr haben, wenn es s
fortgeht,“ brummelte der erste Ladendiener, der nach der
Zusage von Planchet dessen Nachfolger werden sollte.

Und er näherte sich in seiner Verzweiflung Por-
thos, der den ganzen Raum des Ganges inne hatte, de
von der Hinterbude in den Laden führte. Er hoffte
Porthos würde aufstehen, und diese Bewegung würde
ihn von seinen Verschlingungsideen abbringen.

„Was wünscht Ihr, mein Freund?“ fragte Por-
thos mit leutseliger Miene.

„Ich wünschte hier durchzugehen, mein Herr, wenn
es Euch nicht zu sehr belästigte.“

„Das ist nicht mehr als billig und belästigt mich
durchaus nicht,“ erwiederte Porthos.

Und zu gleicher Zeit nahm er den Ladendiener beim
Gürtel, hob ihn vom Boden auf und stellte ihn sanf
auf die andere Seite.

Alles, indem er fortwährend mit derselben leutseli-
gen Miene lächelte.

Die Beine erlahmten dem erschrockenen Ladendiener

als ihn Porthos auf den Boden stellte, so daß er mit dem Hintertheil auf Pantoffelholz fiel.

Da er jedoch sah, wie sanftmüthig dieser Riese war, so wagte er die Bemerkung:

„Ah! Herr, nehmt Euch in Acht."

„Wovor mein Freund?" fragte Porthos.

„Ihr werdet Euch Feuer in den Leib bringen."

„Wie so, mein guter Freund?"

„Das sind lauter erhitzende Nahrungsmittel, mein Herr."

„Welche?"

„Die Trauben, die Haselnüsse, die Mandeln."

„Ja, doch wenn die Mandeln, die Haselnüsse, die Trauben erhitzen . . ."

„Das ist unbestreitbar."

„So kühlt der Honig ab," sprach Porthos.

Und er streckte die Hand nach einem offenen Fäßchen Honig aus, in dem der Spatel lag, mit welchem man die Kunden bedient, und verschlang ein halbes Pfund.

„Mein Freund," sagte Porthos, „ich bitte Euch nun um Wasser."

„In einem Eimer?" fragte naiver Weise der Ladendiener.

„Nein, in einer Flasche, eine Flasche wird genügen," antwortete Porthos treuherzig.

Und er hielt die Flasche an seinen Mund, wie es ein Hornist mit seinem Horn thut, und leerte sie auf einen Zug.

Planchet bebte in allen Gefühlen, welche mit den Fibern des Eigenthums und der Eitelkeit correspondiren.

Doch ein würdiger Vertreter der antiken Gastfreundschaft, gab er sich den Anschein, als spräche er sehr aufmerksam mit d'Artagnan, und wiederholte diesem unabläßig:

„Ah! Herr, welche Freude! ah! Herr, welches Glück!“

„Um welche Stunde werden wir zu Nacht speisen?“ fragte Porthos. „Ich habe Appetit, Planchet.“

Der erste Ladendiener faltete die Hände.

Die zwei anderen verkrochen sich unter die Ladentische, aus Furcht, Porthos könnte frisches Fleisch riechen.

„Wir nehmen hier nur ein leichtes Vesperbrod zu uns, und speisen zu Nacht, sobald wir auf dem Landsitze von Planchet sind,“ erwiederte d'Artagnan.

„Ah! wir gehen nach Eurem Landsitze Planchet? desto besser,“ sagte Porthos.

„Ihr seid allzu gütig, Herr Baron.“

Die Worte Herr Baron brachten eine große Wirkung auf die Ladendiener hervor, welche einen Mann vom höchsten Rang in einem Appetit dieser Art erblickten.

Dieser Titel beruhigte sie übrigens. Sie hatten nie sagen hören, man habe einen Wehrwolf Herr Baron genannt.

„Ich werde einige Biscuits auf den Weg mitnehmen,“ sagte Porthos mit gleichgültigem Tone.

Und so sprechend leerte er einen ganzen mit Anisbiscuits gefüllten Pocal in die weite Tasche seines Wammses.

„Meine Bude ist gerettet,“ rief Planchet.

„Ja, wie der Käse,“ versetzte der erste Ladendiener.

„Welcher Käse?“

„Der holländische Käse, in den ein Ratte gekommen war, so daß wir nur noch die Kruste davon fanden.“

Planchet schaute seine Bude an, und fand beim Anblick dessen, was dem Zahne von Porthos entgangen war, die Vergleichung übertrieben.

Der erste Ladendiener gewahrte, was in den Augen seines Herrn vorging, und sagte zu diesem:

„Aufgeschaut bei der Rückkehr.“

„Ihr habt Früchte in Eurem Hause?“ fragte Por-

thos, während er in das Entresol hinaufstieg, wo, wie man gemeldet, der Imbiß aufgetragen war.

„Leider!" dachte der Gewürzkrämer, indem er an d'Artagnan einen flehenden Blick richtete, den dieser halb verstand.

Nach dem Imbiß begab man sich auf den Weg.

Es war spät, als die drei Reiter, welche gegen sechs Uhr von Paris abgegangen waren, auf dem Pflaster von Fontainebleau ankamen.

Man hatte den Weg heiter zurückgelegt. Porthos fand Geschmack an der Gesellschaft von Planchet, weil er ihm viel Ehrfurcht bezeigte und mit ihm voll Liebe von seinen Wiesen, von seinen Waldungen und seinen Kaninchengehägen sprach.

Porthos hatte den Geschmack und den Stolz des Gutsbesitzers.

Als d'Artagnan seine zwei Gefährten in ein Gespräch vertieft sah, wählte er die niedere Seite der Straße, ließ den Zügel auf dem Halse seines Pferdes hängen und trennte sich so von der ganzen Welt, wie von Porthos und Planchet.

Der Mond glitt sachte durch das bläuliche Blätterwerk des Waldes. Die Düfte der Wiesgründe stiegen balsamisch zu den Nüstern der Rosse empor, welche unter großen Freudensprüngen schnaubten.

Porthos und Planchet unterhielten sich über Landwirthschaft.

Planchet gestand Porthos, in seinem reiferen Lebensalter habe er wirklich die Landwirthschaft über dem Handel vernachläßigt, da aber seine Kindheit in der Picardie unter den Luzernen, die ihm bis an die Kniee gereicht, und unter den grünen Obstbäumen mit den rothen Aepfeln vergangen, so habe er sich geschworen, sobald er sein Glück gemacht, zu der Natur zurückzukehren und seine Tage so zu beschließen, wie er sie angefangen, nämlich so nahe als möglich bei der Erde, zu der alle Menschen gehen.

„Ei! ei!“ sagte Porthos, „dann ist Euer Rückzug nicht mehr fern.“

„Wie so?“

„Ihr scheint mir im Begriff, ein kleines Glück zu machen.

„Ja wohl,“ erwiederte Planchet, „man rührt sich.“

„Sprecht, wie viel erzielt Ihr, und bei welcher Summe gedenkt Ihr Euch zurückzuziehen?“

„Herr Baron,“ sagte Planchet, ohne die Frage zu beantworten, so interessant sie auch war, „Eines ist mir peinlich.“

„Was?“ fragte Porthos, indem er umschaute, als wollte er das Eine suchen, was Planchet beunruhigte, um ihn davon zu befreien.

„Früher nanntet Ihr mich kurzweg Planchet, und Ihr hättet zu mir gesagt: „„Wie viel erzielst Du, Planchet, und bei welcher Summe gedenkst Du Dich zurückzuziehen?“

„Gewiß, gewiß, früher hätte ich das gesagt,“ erwiederte der ehrliche Porthos mit einer Verlegenheit voll Zartgefühl, „doch früher . . .“

„Früher war ich der Lackei von Herrn d'Artagnan, nicht wahr, das wolltet Ihr sagen?“

„Nun denn! wenn ich nicht mehr ganz und gar sein Lackei bin, so bin ich doch noch sein Diener, und seit jener Zeit . . .“

„Nun! Planchet.“

„Seit jener Zeit habe ich die Ehre gehabt, sein Associé zu sein.“

„Ho! Ho!“ rief Porthos. „Wie! d'Artagnan hat sich auf den Specereihandel gelegt?“

„Nein, nein,“ sprach d'Artagnan, den diese Worte seiner Träumerei entzogen und der seinen Geist in das Gespräch mit der Gewandtheit und der Raschheit versetzte, durch die sich jede Operation seines Geistes und seines Körpers auszeichnete, „nicht d'Artagnan hat sich

auf den Specereihandel gelegt, sondern Planchet hat sich der Politik ergeben."

„Ja," sagte Planchet zugleich mit Stolz und Befriedigung, „wir haben eine kleine Operation mit einander gemacht, die mir hunderttausend Livres und Herrn d'Artagnan zweimal hunderttausend eingetragen."

„Ho! ho!" rief Porthos voll Bewunderung.

„Herr Baron," fuhr der Gewürzkrämer fort, „ich bitte Euch somit, mich, wie in der Vergangenheit Planchet zu nennen und fortwährend zu dutzen. Ihr könnt nicht glauben, welches Vergnügen mir das bereiten wird."

„Ich will es, wenn dem so ist, mein lieber Planchet," erwiederte Porthos.

Und da sich Planchet in seiner Nähe befand, so hob er die Hand auf, um ihm zum Zeichen herzlicher Freundschaft auf die Schulter zu klopfen.

Doch eine providentielle Bewegung seines Pferdes lenkte die Geberde des Reiters so, daß seine Hand auf das Kreuz des Rosses von Planchet fiel.

Das Thier bog die Lenden.

D'Artagnan fing an zu lachen und laut zu denken.

„Nimm Dich in Acht, Planchet," sagte er, „denn wenn Dich Porthos zu sehr liebt, streichelt er Dich, und wenn er Dich streichelt, schlägt er Dich wieder; siehst Du, Porthos ist stets sehr stark gewesen."

„Oh!" entgegnete Planchet, „Mosqueton ist nicht todt, und der Herr Baron liebt ihn doch sehr."

„Gewiß," versetzte Porthos mit einem Seufzer, der gleichzeitig die drei Pferde sich bäumen machte, „ich sagte d'Artagnan noch diesen Morgen, wie sehr ich seine Abwesenheit beklage; doch sprich, Planchet . . ."

„Meinen Dank, Herr Baron, meinen Dank."

„Braver Junge! . . . Wie viel Morgen Park hast Du?"

„Park."

„Ja. Wir rechnen die Wiesen nachher, dann die Waldungen.“

„Wo dies, Herr Baron?“

„Bei Deinem Schloß.“

„Herr Baron, ich habe weder Schloß, noch Park, noch Wiesen, noch Waldungen.“

„Was hast Du denn, und warum nennst Du das einen Landsitz?“

„Ich habe nicht gesagt, ein Landsitz, sondern ein einfaches Absteigequartier,“ erwiederte Planchet etwas gedemüthigt.

„Ah! ah! ich begreife, Du bist zurückhaltend.“

„Nein, Herr Baron, ich sage die volle Wahrheit; ich habe nur zwei Zimmer für Freunde.“

„Aber wo gehen denn Deine Freunde spazieren?“

„Einmal im Wald des Königs, der sehr schön ist.“

„Der Wald ist allerdings sehr schön, beinahe so schön wie mein Wald im Berry.“

Planchet riß die Augen weit auf und stammelte:

„Ihr habt einen Wald in der Art von dem von Fontainebleau, Herr Baron?“

„Ja, ich habe sogar zwei, doch der im Berry ist mein Lieblingswald.“

„Warum dies?“ fragte Planchet mit holdseliger Miene.

„Weil ich das Ende davon nicht kenne, und weil er voll von Wildschützen ist.“

„Und wie kann Euch der Ueberfluß an Wildschützen diesen Wald so angenehm machen?“

„Weil sie mein Wildpret jagen, und weil ich sie jage, was in Friedenszeiten für mich im Kleinen ein Bild des Krieges ist.“

Man war so weit im Gespräche, als Planchet, die Nase erhebend, die ersten Häuser von Fontainebleau erblickte, die sich kräftig vom Himmel abhoben, während über der ungestalten Masse des Schlosses spitzige Dächer

mporragten, deren Schieferplatten im Monde wie die Schuppen eines ungeheuren Fisches glänzten.

„Meine Herren," sprach Planchet, „ich habe die Ehre, Euch zu melden, daß wir in Fontainebleau angekommen sind."

XXIV.

Der Landsitz von Planchet.

Die Reiter erhoben die Köpfe und sahen, daß Planchet genau die Wahrheit sprach.

Zehn Minuten später waren sie in der Rue de Lyon jenseits des Gasthauses zum schönen Pfauen.

Eine große Hecke von blätterreichem Hollunder, Weißdorn und Hopfen bildete eine undurchdringliche, schwarze Umfriedung, hinter der sich ein weißes Haus mit breitem Ziegeldach erhob.

Zwei von den Fenstern dieses Hauses gingen auf die Straße.

Alle beide waren dunkel.

Zwischen den beiden war der Eingang, über dem ein Wetterdach, das auf viereckigen Pfeilern ruhte.

Man gelangte zu dieser Thüre auf einer hohen Schwelle.

Planchet stieg ab, als wollte er an diese Thüre klopfen; doch er besann sich eines Andern, nahm sein Pferd beim Zügel und ging noch ungefähr dreißig Schritte.

Seine zwei Gefährten folgten ihm.

Dann kam er vor ein Gitterthor, das für die Ein-

fahrt der Karren bestimmt sein mochte und etwa dreißig Schritte entfernter lag, hob die Klinke, den einzigen Verschluß dieser Thüre, auf und stieß einen von den Flügeln zurück.

Er trat zuerst ein[illegible] zog sein Pferd in ein Höfchen, umgeben von Dünger, dessen guter Geruch einen ganz nahen Stall verrieth.

„Es riecht gut,“ sprach Porthos geräuschvoll, während er ebenfalls abstieg, „und es ist mir in der That gerade, als wäre ich in meinen Viehställen in Pierrefonds.“

„Ich habe nur eine Kuh,“ erwiederte Planchet rasch und bescheiden.

„Und ich habe dreißig,“ sagte Porthos, „oder ich weiß vielmehr die Zahl meiner Kühe nicht.“

Sobald die zwei Reiter herein waren, schloß Planchet das Thor wieder hinter ihnen.

D'Artagnan, der mit seiner gewöhnlichen Leichtigkeit abgestiegen war, athmete mittlerweile die gute Luft ein und riß, heiter wie ein Pariser, der Grün sieht, mit einer Hand ein Zweigchen Geißblatt, mit der andern eine Hagerose ab.

Porthos hatte die Hand an Erbsen gelegt, die sich an den Stangen heraufrankten, und aß oder kaute vielmehr Hülsen und Früchte.

Planchet war sogleich bemüht, in seinem Schoppen einen alten Bauern zu wecken, der auf Moos, bedeckt mit einem Leinwandkittel, schlief.

Als dieser Bauer Planchet erkannte, nannte er ihn „Herr,“ zur großen Befriedigung des Gewürzkrämers.

„Bindet die Pferde an die Raufe, und gebt ihnen eine gute Ration Futter,“ sagte Planchet.

„Oh! ja wohl, die schönen Thiere!“ rief der Bauer; „sie sollen zum Zerplatzen bekommen.“

„Sachte! sachte, Freund!“ entgegnete d'Artagnan; „Teufel! wie rasch! Hafer und ein Bund Stroh, mehr nicht.“

„Und reines Wasser für mein Thier, denn es hat sehr warm, wie mir scheint," sagte Porthos.

„Oh! seid unbesorgt meine Herren," erwiederte Planchet, „der Vater Celestin ist ein alter Gensdarme von Iroy; er kennt den Stall; kommt in das Haus, kommt."

Und er führte die zwei Freunde durch einen bedeckten Gang, der einen Küchengarten und ein kleines Kleefeld durchschnitt und endlich nach einem Gärtchen ausmündete, hinter dem sich das Haus erhob, dessen Hauptfaçade auf der Seite der Straße man schon gesehen hatte.

Als man näher kam, konnte man durch zwei Fenster im Erdgeschoß, welche Zugang zu der Stube gewährten, das Innere des Landsitzes von Planchet erschauen.

Sanft erhellt durch eine auf dem Tische stehende Lampe erschien diese Stube im Hintergrund des Gartens als das Bild der Ruhe, der Behaglichkeit und des Glücks.

Ueberall, wo der Lichtflimmer vom brennenden Mittelpunkt aus auf ein altes Fayencegeschirr, auf ein von Sauberkeit glänzendes Geräthe, auf eine an der Wand hängende Waffe fiel, fand die reine Helle einen warmen Reflex und der Feuertropfen fiel auf einen dem Auge angenehmen Gegenstand.

Diese Lampe, welche das Zimmer erhellte, während das Blätterwerk der Jasmin und der Osterluzien von den Fensterrahmen herabfiel, beleuchtete glänzend ein schneeweißes Damasttischtuch.

Zwei Gedecke lagen auf diesem Tischtuch. In dem rautenweis geschliffenen Kristall einer langen Flasche funkelte der Wein in Rubinen und in einem großen blauen Fayencekrug mit silbernem Deckel war ein schäumender Cider enthalten.

In der Nähe des Tisches, in einem Stuhl mit breiter Lehne schlummerte eine Frau von etwa dreißig

Jahren mit einem von Gesundheit und Frische strotzenden Gesicht.

Und auf dem Schooße dieses frischen Geschöpfes ließ eine große rothe Katze, die ihren Körper knäuelartig auf ihren [illegible] zusammengezogen hatte, das charakteristische [illegible] hören, das in den kätzischen Sitten bedeutet: Ich bin vollkommen glücklich.

Die zwei Freunde blieben ganz verwundert über diese Ueberraschung vor dem Fenster stehen.

Als Planchet ihr Erstaunen sah, ergriff ihn eine sanfte Freude.

„Oh! Planchet, Du Schelm," rief d'Artagnan, „ich begreife Deine Abwesenheiten."

„Ho! ho! das ist sehr weiße Leinewand!" sprach Porthos mit einer Donnerstimme.

Beim Geräusch dieser Stimme entfloh die Katze, die Haushälterin fuhr aus dem Schlafe auf, und Planchet, der eine liebreiche Miene annahm, führte die zwei Gefährten in die Stube, wo der Tisch gedeckt war.

„Meine Liebe," sprach er, „erlaubt mir, Euch den Herrn Chevalier d'Artagnan, meinen Beschützer, vorzustellen."

D'Artagnan nahm die Hand der Frau als ein Mann von Hofe und mit denselben ritterlichen Manieren, als hätte er die von Madame genommen.

„Der Herr Baron du Vallon de Bracieux de Pierrefonds," fügte Planchet bei.

Porthos machte eine Verbeugung, mit der sich Anna von Oesterreich, wäre sie auch noch so anspruchsvoll gewesen, zufrieden erklärt haben würde.

Dann kam die Reihe an Planchet.

Er küßte die Frau ganz treuherzig, nachdem er jedoch zuvor ein Zeichen gemacht hatte, mit dem er d'Artagnan und Porthos um Erlaubniß zu bitten schien.

Eine Erlaubniß, die ihm natürlich ertheilt wurde.

D'Artagnan machte Planchet sein Kompliment.

„Das ist ein Mann, der sein Leben einzurichten weiß," sagte er.

„Gnädiger Herr," erwiederte Planchet lachend, „das Leben ist ein Kapital, das der Mensch so sinnreich als möglich anlegen muß."

„Und Du ziehst große Interessen daraus," rief Porthos wie ein Donner lachend.

Planchet wandte sich wieder an seine Haushälterin, und sagte zu ihr:

„Meine liebe Freundin, Ihr seht da die zwei Männer, die einen Theil meines Daseins geleitet. Ich habe sie Euch Beide oft genannt."

„Und noch zwei Andere," sprach die Frau, mit einem scharfen, flämischen Accent.

„Madame ist Holländerin?" fragte d'Artagnan.

Porthos kräuselte seinen Schnurrbart, was d'Artagnan bemerkte, dem gar nichts entging.

„Ich bin aus Antwerpen," erwiederte die Frau.

„Und sie heißt Frau Gechter," sagte Planchet.

„Doch Ihr nennt Madame nicht so," versetzte d'Artagnan.

„Warum nicht?" fragte Planchet.

„Weil das sie alt machen hieße, so oft Ihr sie so nennen würdet."

„Nein, ich nenne sie Trüchen."

„Ein reizender Name!" rief Porthos.

„Trüchen," sprach Planchet, „ist aus Flandern mit ihrer Tugend und zweitausend Gulden zu mir gekommen. Sie entfloh einem widerwärtigen Mann, der sie schlug. Als Picardier habe ich stets die Frauen aus Artois geliebt. Von Artois nach Flandern ist es nur ein Schritt, sie kam weinend zu ihrem Pathen, meinem Vorgänger in der Rue des Lombards und legte dann ihre zweitausend Thaler bei mir an, die ich ihr so umgetrieben habe, daß sie ihr zweitausend tragen."

„Bravo, Planchet."

„Sie ist frei, sie ist reich, sie hat eine Kuh, sie befehligt eine Magd und den Vater Celestin, sie spinnt mir alle meine Hemden, sie strickt mir alle meine Winterstrümpfe, sie sieht mich nur alle vierzehn Tage, und ist so gut, sich glücklich zu fühlen."

„Glücklich bin ich in der That," sagte Trüchen mit Hingebung.

Porthos kräuselte die andere Hemisphäre seines Schnurrbarts.

„Teufel! Teufel!" dachte d'Artagnan, „sollte Porthos Absichten haben?"

Mittlerweile hatte Trüchen, die wohl begriff, von was die Rede war, ihre Köchin aufgemuntert, zwei Gedecke beigefügt und die Tafel mit jenen ausgesuchten Gerichten beladen, welche aus einem Abendbrod ein Mahl und aus einem Mahl einen Schmaus machen.

Frische Butter, gesalzenes Rindfleisch, Sardellen und Thun, der ganze Specereiladen von Planchet.

Hühner, Gemüse, Salat, Teichfische, Flußfische, Wildpret aus dem Wald, Alles, was die Provinz zu bieten vermag.

Sodann kam Planchet aus dem Keller beladen mit zehn Flaschen zurück, deren Glas unter einer dicken Lage von grauem Staub verschwand.

Dieser Anblick erquickte das Herz von Porthos.

„Ich habe Hunger," sagte er.

Und er setzte sich mit einem mörderischen Blick neben Frau Trüchen.

D'Artagnan setzte sich auf die andere Seite.

Planchet nahm seinen Platz freudig und bescheiden ihr gegenüber.

„Wundert Euch nicht, wenn Trüchen während des Abendbrods den Tisch oft verläßt," sagte er; „sie beaufsichtigt Euer Schlafzimmer."

Die Haushälterin machte wirklich zahlreiche Gänge und man hörte im ersten Stock die Bettgestelle krachen und die Röllchen ächzen.

Während dieser Zeit aßen und tranken die drei Männer, Porthos besonders.

Sie waren wunderbar anzuschauen.

Die zehn Flaschen waren zehn Schatten, als Trüchen mit dem Käse herabkam.

D'Artagnan hatte seine ganze Würde behauptet.

Porthos hatte dagegen einen Theil der seinigen verloren.

Man sang Kriegslieder und recitirte Verse.

D'Artagnan rieth eine neue Reise in den Keller, und da Planchet nicht mit der ganzen Regelmäßigkeit eines geschickten Infanteristen marschirte, so machte der Kapitän der Musketiere den Vorschlag, ihn zu begleiten.

Sie gingen ab, Lieder trällernd, daß die flämischen Teufel Angst bekommen hätten.

Trüchen blieb bei Porthos am Tische sitzen.

Während die zwei Weinkenner hinter dem Knüttelholz auswählten, hörte man das sonore Geräusch, das zwei Lippen auf einer Wange hervorbringen, wenn sie eine Lücke machen.

„Porthos wird sich bei La Rochelle geglaubt haben," dachte d'Artagnan.

Sie stiegen wieder mit Flaschen beladen herauf.

Planchet sah nicht mehr, so sehr sang er

D'Artagnan, der stets sah, bemerkte, wie die linke Wange von Trüchen röther war als die rechte.

Porthos aber lächelte nach links Trüchen an und kräuselte mit seinen beiden Händen zugleich die zwei Seiten seines Schnurrbarts.

Trüchen lächelte auch dem stattlichen Edelmann zu.

Der perlende Anjouwein machte aus den drei Männern zuerst drei Teufel, dann drei Balken.

D'Artagnan hatte nur noch die Kraft, eine Kerze zu nehmen, und Planchet seine eigene Treppe hinaufzuleuchten.

Planchet zog Porthos nach sich, während ihn Trüchen, ebenfalls sehr lustig, schob.

D'Artagnan war es, der die Stuben fand und die Betten entdeckte.

Porthos sank, von seinem Freunde, dem Musketier, ausgekleidet, in das seinige nieder.

D'Artagnan warf sich auf das seinige und rief:

„Ich hatte doch geschworen, diesen gelben Wein, der nach Flintenstein riecht, nicht mehr zu berühren. Pfui! wenn die Musketiere ihren Kapitän in einem solchen Zustand sehen würden.“

Und er zog die Bettvorhänge zu und fügte bei:

„Zum Glück werden sie mich nicht sehen.“

Planchet wurde von Trüchen in die Arme genommen, die ihn entkleidete und Vorhänge und Thüren schloß.

„Das Landleben ist ergötzlich,“ sprach Porthos, indem er die Beine so ausstreckte, daß sie durch das Bettgestell drangen, was einen ungeheuern Einsturz veranlaßte, auf den Niemand Achtung gab, so sehr belustigte man sich in dem Landsitz von Planchet.

Um zwei Uhr nach Mitternacht schnarchte Jedermann.

XXV.

Was man von dem Hause von Planchet aus sieht.

Der andere Morgen fand die drei Freunde in tiefem Schlaf.

Trüchen hatte die Läden als eine Frau geschlossen, welche für beschwerte Augen den ersten Besuch der aufgehenden Sonne befürchtet.

Es war auch finstere Nacht unter den Vorhängen

von Porthos und unter dem Baldachin von Planchet, als d'Artagnan, der vor den Andern von einem durch die Fenster eindringenden unbescheidenen Sonnenstrahl aufgeweckt wurde, aus dem Bette sprang, als wollte er der Erste beim Sturme sein.

Er nahm vor Allem die Stube von Porthos, die zunächst bei der seinigen, in Angriff.

Dieser würdige Porthos schlief, wie ein Donner rollt; er breitete stolz in der Finsterniß seinen riesigen Rumpf aus, und seine Faust hing angeschwollen auf den Fußteppich herab.

D'Artagnan weckte Porthos auf, der sich ganz artig die Augen ausrieb.

Mittlerweile kleidete sich Planchet an und empfing an den Thüren ihrer Stube die noch vom Tage vorher wankenden Freunde.

Obgleich es noch frühe, so war doch schon das ganze Haus auf den Beinen. Die Köchin metzelte unbarmherzig im Geflügelhof, und der Vater Celestin pflückte Kirschen im Garten.

Porthos reichte ganz munter Planchet eine Hand, und d'Artagnan bat um Erlaubniß, Frau Trüchen umarmen zu dürfen.

Diese, welche keinen Groll gegen die Besiegten hegte, näherte sich Porthos, dem dieselbe Gunst bewilligt wurde.

Porthos umarmte Frau Trüchen mit einem schweren Seufzer.

Da nahm Planchet die zwei Freunde bei der Hand und sprach:

„Ich will Euch mein Haus zeigen; gestern Abend sind wir wie in einen Backofen hier hereingekommen und konnten nichts sehen; aber bei Tag gewinnt Alles ein andern Anblick, und Ihr werdet zufrieden sein."

„Beginnen wir mit der Aussicht!" sagte d'Artagnan, „die Aussicht entzückt mich vor Allem; ich habe

stets königliche Häuser bewohnt, und die Fürsten wissen ihre Gesichtspunkte nicht zu schlecht zu wählen."

„Ich," versetzte Porthos, „ich habe immer auf die Aussicht gehalten. In meinem Schlosse Pierrefonds habe ich vier Alleen durchschlagen lassen, welche nach einer wechselreichen Perspective ausmünden."

„Ihr sollt meine Perspective sehen," erwiederte Planchet.

Und er führte seine zwei Gäste vor ein Fenster.

„Ah! ja, das ist die Rue de Lyon," sagte d'Artagnan.

„Ja. Ich habe zwei Fenster hier, eine unbedeutende Aussicht; man erschaut jenes stets geräuschvolle Wirthshaus, eine unangenehme Nachbarschaft. Ich hatte vier Fenster hier, behielt aber nur zwei."

„Gehen wir weiter," sagte d'Artagnan.

Sie kehrten in eine Hausflur zurück, die nach den Stuben führte, und Planchet stieß die Läden auf.

„Halt! Halt!" rief Porthos, „was ist das dort?"

„Der Wald," erwiederte Planchet. „Es ist der Horizont, beständig eine dichte Linie, im Frühjahr gelblich, im Sommer grün, im Herbst roth und im Winter weiß."

„Sehr gut. Doch das ist ein Vorhang, der sehr fern zu sehen hindert."

„Ja," sagte Planchet; „doch man sieht von hier bis dort."

„Oh! die großen Felder!" rief Porthos. „Ah! was bemerke ich . . . Kreuze, Steine!"

„Das ist der Friedhof," sagte d'Artagnan.

„Ganz richtig," sprach Planchet, „ich versichere Euch, daß dies sehr interessant ist; es vergeht kein Tag, ohne daß man Jemand beerdigt. Fontaineblau ist ziemlich stark. Bald sind es weiß gekleidete junge Mädchen mit Bauern, bald Schöppen oder reiche Bürger mit den Cantoren und Kirchendienern, zuweilen auch Officianten vom Hofstaat des Königs."

„Ich liebe das nicht," sagte Porthos.

„Das ist nicht sehr belustigend," bemerkte d'Artagnan.

„Ich versichere Euch, daß dies fromme Gedanken rege gemacht," erwiederte Planchet.

„Ah! ich leugne das nicht."

„Wir müssen eines Tags sterben," fuhr Planchet fort; „es gibt irgendwo eine Marime, die ich behalten habe; sie lautet also: der Gedanke an den Tod ist ein heilsamer Gedanke."

„Ich behaupte nicht das Gegentheil," sprach Porthos.

„Aber," entgegnete d'Artagnan, „es ist auch ein heilsamer Gedanke, der Gedanke an grüne Bäume, an Blumen, an Bäche, an blaue Horizonte, an unübersehbare Ebenen . . ."

„Wenn ich sie hätte, würde ich sie nicht zurückweisen," versetzte Planchet; „da ich aber nur diesen kleinen, ebenfalls blühenden, moosreichen, schattigen und rosigen Friedhof habe, so begnüge ich mich damit und denke an die Leute der Stadt, die zum Beispiel in der Rue des Lombards wohnen, und täglich zweitausend Karren rollen und hundert und fünfzigtausend Personen im Koth patschen hören."

„Doch lebendige," sagte Porthos, „lebendige."

„Darum erquickt es mich gerade ein wenig, Todte zu sehen," entgegnete Planchet schüchtern.

„Dieser verteufelte Planchet," rief d'Artagnan, „er war geboren, um Dichter, wie um Gewürzkrämer zu sein."

„Herr," erwiederte Planchet, „ich war einer von jenen ehrlichen Menschenteigen, welche Gott gemacht hat, um sich für eine gewisse Zeit zu beleben, und um alle Dinge gut zu finden, die ihren Aufenthalt auf Erden begleiten."

D'Artagnan setzte sich nun zum Fenster und träumte

hier, denn die Philosophie von Planchet war ihm sehr solid vorgekommen.

„Bei Gott!“ rief Porthos, „man gibt uns gerade das Schauspiel. Höre ich denn nicht ein wenig singen?“

„Oh! das ist eine Beerdigung letzten Rangs,“ sagte Planchet mit verächtlichem Tone. „Es ist da nur der Priester, der das Amt zu halten hat, der Meßner und der Chorknabe. Ihr seht, meine Herren, der Verstorbene oder die Verstorbene war kein Fürst oder keine Fürstin.“

„Nein, Niemand folgt dem Sarge.“

„Doch,“ versetzte Porthos, „ich sehe einen Mann.“

„Ja, es ist wahr, ein Mann in einen Mantel eingehüllt,“ sprach d'Artagnan.

„Es lohnt sich nicht der Mühe, gesehen zu werden,“ sagte Planchet.

„Das interessirt mich!“ erwiederte lebhaft d'Artagnan, der sich mit dem Ellenbogen auf das Fenstergesimse stützte.

„Ah! ah! Ihr beißt an!“ rief Planchet freudig; „das ist gerade wie bei mir, in den ersten Tagen war ich traurig, daß ich fortwährend Kreuzeszeichen machen sollte und die Gesänge drangen mir wie Nägel in das Gehirn ein; seitdem wiege ich mich in den Gesängen, und ich habe noch nie so schöne Vögel gesehen, als die des Friedhofs.“

„Ich belustige mich nicht dabei, und will lieber hinabgehen,“ sagte Porthos.

Planchet machte nun einen Sprung und bot Porthos seine Hand, um ihn in den Garten zu führen.

„Wie! Ihr bleibt da?“ fragte Porthos d'Artagnan, indem er sich umwandte.

„Ja, mein Freund, ich werde Euch nachfolgen.“

„Oh! Herr d'Artagnan hat nicht Unrecht,“ sagte Planchet; „bestattet man schon?“

„Noch nicht.“

„Ah! ja, der Todtengräber wartet, bis die Stricke

um den Sarg geknüpft sind. Sieh da! es tritt eine Frau am andern Ende des Friedhofs ein."

„Ja, ja, lieber Planchet;" sprach d'Artagnan rasch; „doch laß mich, laß mich, ich fange an, in heilsame Betrachtungen einzugehen, störe mich nicht."

Planchet entfernte sich, d'Artagnan verschlang mit den Augen hinter dem halbverschlossenen Laden, was gegenüber vorging.

Die zwei Träger der Leiche hatten die Tragbänder von ihrem Sarg losgemacht und ließen ihre Bürde in die Grube sinken.

Einige Schritte davon lehnte sich der Mann im Mantel, der einzige Zuschauer der düsteren Scene, an eine Cypresse an und entzog gänzlich sein Gesicht sowohl den Todtengräbern, als den Priestern; der Leichnam des Verstorbenen war in fünf Minuten begraben.

Sobald das Grab gefüllt war, wandten sich die Priester um, der Todtengräber sagte ein paar Worte zu ihnen und ging hinter denselben ab.

Der Mann im Mantel grüßte sie im Vorübergehen und legte ein Geldstück in die Hand des Todtengräbers.

„Mordioux!" murmelte d'Artagnan, „dieser Mensch dort ist Aramis."

Aramis blieb in der That allein, wenigstens auf dieser Seite, denn kaum hatte er den Kopf umgewendet, als der Tritt einer Frau und das Streifen eines Kleides auf dem Wege in seiner Nähe hörbar wurden.

Er drehte sich sogleich um, nahm seinen Hut mit der ganzen Ehrerbietung eines Höflings ab und führte die Dame unter ein Dach von Kastanienbäumen und Linden, die ein prunkvolles Grab beschatteten.

„Ah! ah!" sagte d'Artagnan, „der Bischof von Vannes gibt Rendezvous! das ist immer noch der buhlende Abbé in Noisy-le-Sec."

„Ja," fügte der Musketier lachend bei, „doch auf einem Friedhof ist es ein frommes Rendezvous."

Die Unterredung dauerte eine volle halbe Stunde.

D'Artagnan konnte das Gesicht der Dame nicht sehen, denn sie wandte ihm den Rücken zu, doch er nahm an der Steifheit der beiden Sprechenden, an der Symmetrie ihrer Geberden, an der abgemessenen, ungeheuerlichen Weise, mit der sie sich Blicke zum Angriff oder zur Vertheidigung zusandten, vollkommen wahr, daß man nicht von Liebe sprach.

Nach dem Schlusse der Unterredung stand die Dame auf, und nun war sie es, die sich tief vor Aramis verbeugte.

„Ho! ho!" sagte d'Artagnan, „das endigt wie ein Liebesrendezvous! Der Cavalier kniet am Anfang nieder; die Dame ist hernach bezähmt, und nun fleht sie. Wer ist diese Dame? ich gäbe einen Nagel, wenn ich sie sehen könnte."

Doch das war unmöglich: Aramis ging zuerst weg, die Dame vertiefte sich in ihre Kopfbedeckung und entfernte sich nachher.

D'Artagnan hielt es nicht mehr aus; er lief an das Fenster nach der Rue de Lyon.

Aramis war so eben in den Gasthof eingetreten.

Die Dame nahm ihren Weg in verkehrter Richtung. Sie wollte sich wahrscheinlich zu einer Equipage mit zwei Handpferden und einem Wagen, den man am Saume des Waldes sah, begeben.

Sie ging langsam, mit vorgebeugtem Kopf und in eine tiefe Träumerei versunken.

„Mordioux! Mordioux! ich muß diese Frau kennen lernen," sagte der Musketier.

Und ohne sich weiter zu besinnen, folgte er ihr schleunigst nach.

Unter Weges fragte er sich, durch welches Mittel er sie zwingen würde, den Schleier aufzuheben.

„Sie ist nicht jung," sagte er; „es ist eine Frau von der vornehmen Welt. Der Teufel soll mich holen, wenn ich diese Tournure nicht kenne."

Durch sein hastiges Laufen brachten seine Sporen

und Stiefel auf dem beschlagenen Boden der Straße ein seltsames Geklirr und Geklapper hervor, und in Folge hievon widerfuhr ihm ein Glück, auf das er nicht rechnete.

Dieses Geräusch beunruhigte die Dame, sie glaubte, man folge ihr oder verfolge sie, was der Wahrheit entsprach, und sie wandte sich um.

D'Artagnan sprang, als hätte er eine Ladung Vogeldunst in die Lenden bekommen. Dann machte er eine hakenförmige Wendung und murmelte:

„Frau von Chevreuse."

D'Artagnan wollte nicht nach Hause zurückkehren, ohne Alles zu wissen.

Er ersuchte den Vater Celestin, sich beim Todtengräber zu erkundigen, wer der Verstorbene gewesen, den man am Morgen beerdigt habe.

„Ein armer Franciscaner-Bettler, der auf dieser Welt nicht einmal einen Hund hatte, um ihn zu lieben und zu seiner letzten Ruhestätte zu begleiten," antwortete der Todtengräber.

„Wäre dies so, so hätte Aramis nicht seiner Bestattung beigewohnt," dachte d'Artagnan; „der Herr Bischof von Vannes ist kein Hund, was die Ergebenheit betrifft; in Beziehung auf die feine Witterung, das ist etwas Anderes."

XXVI.

Wie sich Porthos, Trüchen und Planchet mit Hülfe von d'Artagnan alle als Freunde verließen.

Man speiste tüchtig im Hause von Planchet.

Porthos zerbrach eine Leiter und zwei Kirschbäume, plünderte die Himbeersträuche, konnte aber nicht zu den Erdbeeren gelangen, wegen seines Degengehenkes, wie er sagte.

Trüchen, die schon mit Porthos vertraut geworden war, meinte:

„Es ist nicht das Degengehenke, sondern der Bauch."

Außer sich vor Freude küßte Porthos Trüchen, und diese pflückte ihre Hand voll Erdbeeren und ließ ihn aus ihrer Hand essen. D'Artagnan, der mittlerweile herbei kam, schalt Porthos wegen seiner Trägheit aus und beklagte Planchet ganz leise.

Porthos frühstückte gut; als er damit zu Ende war, sagte er, Trüchen anschauend:

„Ich würde mir hier gefallen."

Trüchen lächelte.

Planchet that dasselbe, doch nicht ohne ein wenig Zwang.

Da sprach d'Artagnan zu Porthos:

„Mein Freund, die Genüsse von Capua dürfen Euch den wahren Zweck unserer Reise nach Fontainebleau nicht vergessen lassen."

„Meine Vorstellung beim König?"

„Ganz richtig. Ich will einen Gang in der Stadt machen, um Vorkehrungen hiezu zu treffen. Ich bitte, geht nicht von hier weg."

„Oh! nein!" rief Porthos.

Planchet schaute d'Artagnan ängstlich an und ragte ihn:

„Werdet Ihr lange abwesend sein?"

„Nein, mein Freund, und schon diesen Abend be- reie ich Dich von zwei für Dich ein wenig lästigen Gästen."

„Ah! Herr Chevalier! Ihr könnt das sagen ..."

„Siehst Du, Dein Herz ist vortrefflich, aber Dein Haus ist klein. Wer nur zwei Morgen hat, kann einen König bei sich aufnehmen und glücklich machen. Doch Du bist nicht als vornehmer Herr geboren."

„Herr Porthos auch nicht," murmelte Planchet.

„Er ist es geworden, mein Lieber; er ist Grund- err von hunderttausend Livres Rente seit zwanzig Jahren und seit fünfzig Jahren ist er Gebieter von wei Fäusten und von einem Rückgrat, die nie Neben- uhler in dem schönen Lande Frankreich gehabt haben. Porthos ist ein sehr vornehmer Herr, im Vergleich mit Dir, und ... und ich sage Dir nicht mehr. Ich weiß, aß Du verständig bist."

„Nein! nein! ich bitte, erklärt Euch."

„Schau Deinen geplünderten Obstgarten, Deine eere Speisekammer, Dein zerbrochenes Gastbett, Dei- en trockengelegten Keller an, schau Frau Trüchen an."

„Oh! mein Gott!" rief Planchet.

„Porthos, siehst Du, ist Herr von dreißig Dörfern, velche drei hundert aufgeweckte Vasallinnen enthalten, und Porthos ist ein sehr hübscher Mann!"

„Oh! mein Gott!" wiederholte Planchet.

„Frau Trüchen ist eine vortreffliche Person," fuhr d'Artagnan fort, „bewahre sie für Dich, hörst Du!" Und r klopfte ihm auf die Schulter.

In diesem Augenblick erschaute der Gewürzkrämer Porthos und Trüchen in der Entfernung unter einer Laube.

Trüchen machte Porthos mit einer ganz flämischen

XXVI.

Wie sich Porthos, Trüchen und Planchet mit Hülfe von d'Artagnan alle als Freunde verließen.

Man speiste tüchtig im Hause von Planchet.

Porthos zerbrach eine Leiter und zwei Kirschbäume, plünderte die Himbeersträuche, konnte aber nicht zu den Erdbeeren gelangen, wegen seines Degengehenkes, wie er sagte.

Trüchen, die schon mit Porthos vertraut geworden war, meinte:

„Es ist nicht das Degengehenke, sondern der Bauch."

Außer sich vor Freude küßte Porthos Trüchen, und diese pflückte ihre Hand voll Erdbeeren und ließ ihn aus ihrer Hand essen. D'Artagnan, der mittlerweile herbei kam, schalt Porthos wegen seiner Trägheit aus und beklagte Planchet ganz leise.

Porthos frühstückte gut; als er damit zu Ende war, sagte er, Trüchen anschauend:

„Ich würde mir hier gefallen."

Trüchen lächelte.

Planchet that dasselbe, doch nicht ohne ein wenig Zwang.

Da sprach d'Artagnan zu Porthos:

„Mein Freund, die Genüsse von Capua dürfen Euch den wahren Zweck unserer Reise nach Fontainebleau nicht vergessen lassen."

„Meine Vorstellung beim König?"

„Ganz richtig. Ich will einen Gang in der Stadt machen, um Vorkehrungen hiezu zu treffen. Ich bitte, geht nicht von hier weg."

„Oh! nein!" rief Porthos.

Planchet schaute d'Artagnan ängstlich an und fragte ihn:

„Werdet Ihr lange abwesend sein?"

„Nein, mein Freund, und schon diesen Abend befreie ich Dich von zwei für Dich ein wenig lästigen Gästen."

„Ah! Herr Chevalier! Ihr könnt das sagen ..."

„Siehst Du, Dein Herz ist vortrefflich, aber Dein Haus ist klein. Wer nur zwei Morgen hat, kann einen König bei sich aufnehmen und glücklich machen. Doch Du bist nicht als vornehmer Herr geboren."

„Herr Porthos auch nicht," murmelte Planchet.

„Er ist es geworden, mein Lieber; er ist Grundherr von hunderttausend Livres Rente seit zwanzig Jahren und seit fünfzig Jahren ist er Gebieter von zwei Fäusten und von einem Rückgrat, die nie Nebenbuhler in dem schönen Lande Frankreich gehabt haben. Porthos ist ein sehr vornehmer Herr, im Vergleich mit Dir, und ... und ich sage Dir nicht mehr. Ich weiß, daß Du verständig bist."

„Nein! nein! ich bitte, erklärt Euch."

„Schau Deinen geplünderten Obstgarten, Deine leere Speisekammer, Dein zerbrochenes Gastbett, Deinen trockengelegten Keller an, schau Frau Trüchen an."

„Oh! mein Gott!" rief Planchet.

„Porthos, siehst Du, ist Herr von dreißig Dörfern, welche drei hundert aufgeweckte Vasallinnen enthalten, und Porthos ist ein sehr hübscher Mann!"

„Oh! mein Gott!" wiederholte Planchet.

„Frau Trüchen ist eine vortreffliche Person," fuhr d'Artagnan fort, „bewahre sie für Dich, hörst Du!" Und er klopfte ihm auf die Schulter.

In diesem Augenblick erschaute der Gewürzkrämer Porthos und Trüchen in der Entfernung unter einer Laube.

Trüchen machte Porthos mit einer ganz flämischen

Anmuth Ohrgehänge aus Zwillingskirschen und Porthos lachte verliebt wie Simson von Dalilah.

Planchet drückte d'Artagnan die Hand und lief nach der Laube. Lassen wir Porthos die Gerechtigkeit widerfahren, daß ihn das nicht störte. Ohne Zweifel glaubte er nicht schlimm zu handeln.

Trüchen ließ sich ebenfalls nicht stören, worüber Planchet mißvergnügt wurde; doch er hatte genug schöne Welt in seiner Bude gesehen, um bei einer Unannehmlichkeit gute Miene zn machen.

Planchet nahm Porthos beim Arm und machte ihm den Vorschlag, nach den Pferden zu schauen.

Porthos sagte, er sei müde.

Planchet schlug dem Baron du Vallon vor, von einem Nußliqueur zu kosten, den er selbst gemacht und der nicht seines Gleichen habe.

Der Baron nahm dieß an.

So wußte Planchet den ganzen Tag seinen Freund zu beschäftigen. Er opferte seinen Speiseschrank seiner Eigenliebe.

D'Artagnan kam nach zwei Stunden zurück.

„Alles ist angeordnet," sagte er; „ich habe Seine Majestät einen Augenblick bei der Abfahrt zur Jagd gesehen: der König erwartet uns diesen Abend."

„Der König erwartet mich!" rief Porthos, indem er sich hoch aufrichtete. Und man muß gestehen, denn des Menschen Herz ist eine bewegliche Welle, von diesem Augenblick schaute Porthos Frau Trüchen nicht mehr mit der rührenden Freundlichkeit an, die das Herz der Antwerpnerin erweicht hatte.

Planchet fachte nach Kräften diese ehrgeizige Stimmung an. Er erzählte abermals oder durchging vielmehr alle Herrlichkeiten der vorhergehenden Regierung: die Schlachten, die Belagerungen, die Feierlichkeiten. Er sprach vom Luxus der Engländer, von den Eroberungen, welche die drei braven Gefährten gemacht, von

denen d'Artagnan am Anfang der Geringste, am Ende das Haupt geworden.

Er versetzte Porthos in Begeisterung, indem er ihm die entschwundene Jugend zeigte; er rühmte, so viel er konnte, die Keuschheit dieses vornehmen Herrn und seine religiöse Achtung für die Freundschaft; er war beredt, er war gewandt. Er entzückte Porthos, machte Trüchen zittern und d'Artagnan träumen.

Um sechs Uhr befahl der Musketier, die Pferde bereit zu halten, und hieß Porthos sich ankleiden.

Er dankte Planchet für seine Gastfreundschaft und ließ ein paar Worte über seine Anstellung bei Hofe fallen, die sich für ihn finden dürfte, was Planchet sogleich im Geiste von Trüchen erhöhte, wo der so gute, so edelmüthige, so ergebene arme Gewürzkrämer seit der Erscheinung der zwei vornehmen Herren und der Vergleichung mit diesen etwas gesunken war.

Denn die Frauen sind so beschaffen: sie trachten nach dem, was sie nicht haben, sie verachten das, wonach sie trachteten, wenn sie es haben.

Nach dem er seinen Freund Planchet diesen Dienst geleistet hatte, sagte d'Artagnan ganz leise zu Porthos:

„Mein Freund, Ihr habt einen ziemlich hübschen Ring an Eurem Finger.“

„Drei hundert Pistolen,“ erwiederte Porthos.

„Frau Trüchen wird ein viel besseres Andenken an Euch bewahren, wenn Ihr ihr diesen Ring überlaßt.“

Porthos zögerte.

„Ihr findet ihn nicht schön genug?“ fuhr d'Artagnan fort. „Ich verstehe Euch, ein vornehmer Herr, wie Ihr, wohnt nicht bei einem ehemaligen Diener, ohne die Gastfreundschaft reichlich zu bezahlen; doch glaubt mir, Planchet hat ein so gutes Herz, daß er nicht bemerken wird, Eure Einkünfte belaufen sich auf hundert tausend Livres.“

„Ich habe große Lust,“ erwiederte Porthos, der sich bei dieser Rede aufblähte, „ich habe große Lust,

Frau Trüchen meine kleine Meierei Bracieux zu schenken: dann ist auch ein Ring am Finger, zwölf Morgen . .“

„Es ist zu viel, mein lieber Porthos, zu viel für den Augenblick . . . Behaltet das für später.“

Er zog ihm den Diamant vom Finger, näherte sich Trüchen und sprach:

„Madame, der Herr Baron weiß nicht, wie er Euch bitten soll, ihm zu Liebe diesen kleinen Ring anzunehmen. Herr du Ballon ist einer von den großmüthigsten und discretesten Menschen, die ich kenne. Er wollte Euch eine Meierei anbieten, die er in Bracieux besitzt; doch ich habe ihm davon abgerathen.“

„Oh!“ rief Trüchen, die den Diamant mit ihren Blicken verschlang.

„Herr Baron!“ rief Planchet gerührt.

„Mein guter Freund!“ stammelte Porthos entzückt, daß ihn d'Artagnan so gut verdolmetscht.

Alle diese sich kreuzenden Ausrufungen gaben eine pathetische Entwickelung dem Tag, der sich auf eine groteske Weise endigen konnte.

Doch d'Artagnan war da, und überall, wo d'Artagnan befehligte, hatten die Dinge nur nach seinem Geschmack und seinem Wunsche ein Ende genommen.

Man umarmte sich. Durch die Großmuth des Barons sich selbst zurückgegeben, fühlte sich Trüchen an ihrem Platz und bot nun eine schüchterne, erröthende Stirne dem vornehmen Herrn, mit dem sie sich am Abend vorher so vertraulich gemacht.

Planchet selbst war von Demuth erfüllt.

Einmal im Flusse der Großmuth, hätte Porthos gern seine Taschen in die Hände der Köchin und Celestins geleert.

Doch d'Artagnan hielt ihn zurück und sagte:

„Das ist meine Sache.“

Und er schenkte eine Pistole der Frau und zwei dem Mann.

Da kamen Segnungen, die das Herz von Harpaggon erquickt und ihn zum Verschwender gemacht hätten.

D'Artagnan ließ sich von Planchet bis zum Schloß geleiten und führte Porthos in seine Kapitänswohnung, zu der er gelangte, ohne von denjenigen, welchen er zu begegnen befürchtete, gesehen worden zu sein.

XXVII.

Die Vorstellung von Porthos.

An demselben Abend gab der König einem Botschafter der vereinigten Provinzen Audienz im großen Salon.

Die Audienz dauerte eine Viertelstunde.

Hienach empfing er diejenigen, welche nur vorgestellt wurden, und einige Damen, die zuerst kamen.

In einer Ecke des Salon, hinter der Säule, unterhielten sich Porthos und d'Artagnan und warteten, bis die Reihe an sie kam.

„Wißt Ihr die Neuigkeit?“ sagte der Musketier zu seinem Freund.

„Nein.“

„Nun, so schaut sie an.“

Porthos erhob sich auf den Fußspitzen und sah Herrn Fouquet im Ceremonienkleid, der Aramis zum König führte.

„Aramis!“ sagte Porthos.

„Durch Herrn Fouquet dem König vorgestellt.“

„Ah!“ machte Porthos.

„Weil er Belle-Isle befestigt," fuhr d'Artagnan fort.

„Und ich?"

„Ihr seid, wie ich Euch zu sagen die Ehre gehabt, der gute Porthos, die Güte des guten Gottes; man bittet Euch, Saint-Mandé ein wenig zu hüten.

„Ah!" wiederholte Porthos.

„Doch zum Glück bin ich da, und sogleich wird die Reihe an mich kommen," sagte d'Artagnan.

In diesem Augenblick wandte sich Fouquet an den König und sprach:

„Sire, ich habe eine Gnade von Eurer Majestät zu erbitten. Herr d'Herblay ist nicht ehrgeizig, doch er weiß, daß er nützlich sein kann. Euer Majestät bedarf eines Agenten in Rom und zwar eines mächtigen; wir können einen Cardinalshut für Herrn d'Herblay haben."

Der König machte eine Bewegung.

„Ich bitte Eure Majestät nicht oft," sagte Fouquet.

„Das ist ein Fall," antwortete der König, der seine Zögerungen immer so übersetzte.

Bei diesem Wort war nichts zu erwiedern.

Fouquet und Aramis schauten sich an.

Der König fuhr fort:

„Herr d'Herblay kann uns auch in Frankreich dienen: ein Erzbisthum zum Beispiel."

„Sire," sagte Fouquet, mit der ihm eigenthümlichen Anmuth, „Eure Majestät überströmt Herrn d'Herblay mit ihrer Gnade: das Erzbisthum kann in der Huld des Königs die Vervollständigung des Huts sein, das Eine schließt das Andere nicht aus."

Der König bewunderte die Geistesgegenwart und lächelte.

„D'Artagnan hätte nicht besser geantwortet," sagte er.

Er hatte nicht sobald dieses Wort gesprochen, als d'Artagnan vortrat und fragte:

„Eure Majestät ruft mich!"

Aramis und Fouquet machten einen Schritt, um sich zu entfernen.

„Erlaubt, Sire," sagte lebhaft d'Artagnan, der Porthos demaskirte, „erlaubt, daß ich Euer Majestät den Herrn Baron du Vallon, einen der bravsten Edelleute Frankreichs, vorstelle."

Aramis erbleichte beim Anblick von Porthos; Fouquet zog seine Hände unter seinen Manchetten krampfhaft zusammen.

D'Artagnan lächelte Beiden zu, während sich Porthos, sichtbar bewegt, vor der königlichen Majestät verbeugte.

„Porthos hier!" flüsterte Fouquet Aramis ins Ohr.

„St! das ist ein Verrath," erwiederte dieser.

„Sire!" sprach d'Artagnan, „ich sollte Herrn du Vallon schon vor sechs Jahren Eurer Majestät vorgestellt haben, doch gewisse Menschen gleichen den Sternen: sie gehen nicht ohne das Gefolge ihrer Freunde, das Siebengestirn trennt sich nicht, deßhalb habe ich, um Euch Herrn du Vallon vorzustellen, den Augenblick gewählt, wo Ihr an seiner Seite Herrn d'Herblay sehen würdet."

Aramis hätte beinahe die Fassung verloren. Doch er schaute d'Artagnan mit einer stolzen Miene an, als nähme er die Herausforderung auf, die ihm dieser zuzuschleudern schien.

„Ah! diese Herren sind gute Freunde," sagte der König.

„Vortreffliche Freunde, Sire, und der Eine steht für den Andern. Fragt Herrn von Vannes, wie Belle-Isle befestigt worden ist."

Fouquet entfernte sich einen Schritt.

„Belle-Isle ist von diesem Herrn befestigt worden," erwiederte Aramis mit kaltem Tone.

Und er deutete auf Porthos, der sich zum zweiten Mal verbeugte.

Ludwig bewunderte und mißtraute.

„Ja," sagte d'Artagnan, „doch fragt den Herrn Baron, wer ihm bei diesen Arbeiten geholfen hat."

„Aramis," antwortete Porthos offenherzig.

Und er bezeichnete den Bischof.

„Was Teufels soll dieß Alles bedeuten, und welche Entwickelung wird diese Komödie haben," dachte der Bischof.

„Wie!" sagte der König, „der Herr Cardinal ... ich will sagen der Bischof ... heißt Aramis."

„Kriegsname," erwiederte d'Artagnan.

„Freundschaftsname," sprach Aramis.

„Keine Bescheidenheit," rief d'Artagnan: „unter diesem Priester, Sire, verbirgt der glänzendste Officier, den unerschrockensten Edelmann, den gelehrtesten Theologen Eures Königreichs."

Ludwig erhob das Haupt.

„Und ein Ingenieur!" sprach der König, die damals wirklich herrliche Physiognomie von Aramis bewundernd.

„Ingenieur bei Gelegenheit," sagte dieser.

„Mein Gefährte bei den Musketiern," sprach d'Artagnan voll Wärme, „der Mann, der mehr als hundertmal den Minister Eures Vaters mit seinen Rathschlägen unterstützt hat ... Herr d'Herblay, mit einem Wort, der mit Herrn du Vallon, mir und dem Grafen de la Fère, den Eure Majestät kennt, die Quadrille bildete, von der Mehrere unter dem seligen König und während der Minderjährigkeit sprachen."

„Und der Belle-Isle befestigt hat," wiederholte der König mit einem tiefen Ausdruck.

Aramis trat vor und sprach:

„Um dem Sohne zu dienen, wie ich dem Vater gedient habe."

D'Artagnan schaute Aramis fest an, während er diese Worte sprach. Er gewahrte so viel wahre Ehrfurcht, so viel warme Ergebenheit, so viel unbestreitbare

Ueberzeugung, daß er, d'Artagnan, der ewige Zweifler, er, der Unfehlbare, dadurch gefangen wurde.

„Man hat keinen solchen Ton, wenn man lügt," sagte er.

Ludwig war durchdrungen und sprach zu Fouquet, der voll Angst auf das Resultat dieser Prüfung wartete:

„Wenn es sich so verhält, bewillige ich den Cardinalshut: Herr d'Herblay, ich gebe Euch mein Wort für die erste Promotion. Dankt Herrn Fouquet."

Diese Worte wurden von Colbert gehört, dem sie das Herz zerrissen.

Er verließ hastig den Saal.

„Ihr, Herr du Vallon, bittet . . . Ich liebe es, die Diener meines Vaters zu belohnen."

„Sire," erwiederte Porthos. Doch er vermochte nicht weiter zu sprechen.

„Sire," rief d'Artagnan, „dieser würdige Cavalier ist durch die Majestät Eurer Person ganz verblüfft, er, der den Blick und das Feuer von tausend Feinden kühn ausgehalten hat; aber ich weiß, was er denkt, und ich, der ich mehr daran gewöhnt bin, die Sonne anzuschauen, will Euch seinen Gedanken sagen. Er braucht nichts, er wünscht nichts, als das Glück, Eure Majestät eine Viertelstunde lang ansehen zu dürfen."

„Ihr speist heute Abend mit mir," sagte der König, der Porthos mit einem anmuthigen Lächeln zuwinkte.

Porthos wurde carmoisinroth vor Freude und Stolz.

Der König entließ ihn und d'Artagnan schob ihn aus dem Saal, nachdem er ihn umarmt hatte.

„Setzt Euch an der Tafel neben mich," sagte ihm Porthos ins Ohr.

„Ja, mein Freund."

„Aramis ist mir böse, nicht wahr?"

„Aramis hat Euch nie so sehr geliebt. Bedenkt doch, daß ich ihm den Cardinalshut verschafft habe."

„Es ist wahr. Doch sagt mir, liebt es der König, daß man viel an seiner Tafel ißt?“

„Das heißt ihm schmeicheln, denn er besitzt einen königlichen Appetit.“

„Ihr entzückt mich!“ rief Porthos.

XXVIII.

Erklärungen.

Aramis hatte geschickt eine Wendung gemacht, um zu d'Artagnan und Porthos zu gelangen. Er kam zu dem letzteren hinter der Säule und sagte, indem er ihm die Hand drückte:

„Ihr seid aus meinem Gefängniß entwichen.“

„Scheltet ihn nicht,“ erwiederte d'Artagnan, „ich bin es, der ihm den Schlüssel zum freien Feld gegeben hat, mein lieber Aramis.“

„Ah! mein Freund,“ versetzte Aramis, Porthos anschauend, „solltet Ihr mit weniger Geduld gewartet haben?“

d'Artagnan kam Porthos, der schon keuchte, zu Hülfe und sagte:

„Oh! Ihr Leute von der Kirche, Ihr seid große Politiker. Wir Leute vom Schwert, wir gehen gerade auf das Ziel los. Höret, wie sich die Sache verhält. Ich hatte den lieben Baisemeaux besucht.“

Aramis spitzte die Ohren.

„Ah!“ rief Porthos, „Ihr erinnert mich daran, daß ich einen Brief für Euch, Aramis, von Baisemeaux habe.“

Und er reichte dem Bischof den uns bekannten Brief.

Aramis bat um Erlaubniß, ihn lesen zu dürfen, und las ihn, ohne daß d'Artagnan einen Augenblick durch diesen Umstand in Verlegenheit gesetzt zu sein schien.

Aramis beobachtete übrigens selbst eine so gute Haltung, daß ihn d'Artagnan mehr als je bewunderte.

Nachdem der Brief gelesen war, steckte ihn Aramis mit vollkommen ruhiger Miene in seine Tasche.

„Ihr sagtet also, lieber Kapitän?“ fragte er.

„Ich sagte,“ fuhr der Musketier fort, „ich habe Baisemeaux im Dienst besucht.“

„Im Dienst?“

„Ja. Und wir sprachen natürlich von Euch und unseren guten Freunden. Ich muß gestehen, daß mich Baisemeaux kalt empfing. Ich nahm Abschied. Als ich zurückkam, redete mich ein Soldat an und sagte zu mir (er erkannte mich ohne Zweifel trotz meines Civilanzugs): „„Kapitän, wollt Ihr die Güte haben, mir den Namen zu lesen, der auf diesem Umschlag geschrieben ist.““

„Und ich las: An Herrn Du Valon in Saint-Mandé bei Herrn Fouquet.“

„„Ah!““ sagte ich zu mir selbst, „„Porthos ist nicht nach Pierrefonds oder nach Belle-Isle zurückgekehrt, wie ich dachte; Porthos ist in Saint-Mandé bei Herrn Fouquet, Herr Fouquet ist nicht in Saint-Mandé; Porthos ist also allein, oder mit Aramis; wir wollen Porthos besuchen.““

„Und ich besuchte Porthos.“

„Sehr gut,“ versetzte Aramis träumerisch.

„Ihr erzähltet mir das nicht,“ sagte Porthos.

„Ich hatte nicht Zeit, mein Freund.“

„Und Ihr nahmet Porthos mit nach Fontainebleau?“

„Zu Planchet.“

„Planchet wohnt in Fontainebleau?“ fragte Aramis.

„Ja, nahe beim Friedhof," erwiederte Porthos unbesonnener Weise.

„Wie, beim Friedhof?" versetzte Aramis argwöhnisch.

„Ah, gut," dachte der Musketier, „benützen wir den Wirrwarr."

„Ja, beim Friedhof," sagte Porthos, „Planchet ist gewiß ein vortrefflicher Bursche, der ausgezeichnetes Zuckerwerk macht, aber er hat Fenster, die auf den Friedhof gehen. Das ist betrübend. So haben wir diesen Morgen . . ."

„Diesen Morgen?" sagte Aramis immer unruhiger.

Aramis wandte den Sprechenden den Rücken zu und trommelte am Fenster die Melodie von einem Marsch.

„So haben wir diesen Morgen einen Christen beerdigen sehen."

„Ah! ah!"

„Das macht traurig! Ich würde nicht in einem Hause leben, wo man fortwährend Todte sieht. D'Artagnan scheint dies im Gegentheil zu lieben."

„Ah! d'Artagnan hat gesehen."

„Er hat nicht gesehen, sondern mit den Augen verschlungen."

Aramis bebte und wandte sich um, um den Musketier anzuschauen, doch dieser war schon in ein Gespräch mit Saint-Aignan vertieft.

Aramis fuhr fort, Porthos zu befragen; als er sodann der Riesencitrone allen Saft ausgepreßt hatte, warf er die Schale weg.

Er kehrte zu d'Artagnan zurück, klopfte ihm, nachdem Saint-Aignan weggegangen war, auf die Schulter und sagte:

„Freund."

„Lieber Freund," erwiederte d'Artagnan.

„Wir Andern speisen nicht mit dem König zu Nacht."

„Doch, ich speise mit ihm."

„Könnt Ihr zehn Minuten mit mir plaudern?"

„Zwanzig! So viel Zeit vergeht, bis sich der König zu Tische setzt."

„Wo wollen wir sprechen?"

„Hier auf diesen Bänken; wenn der König weggegangen ist, kann man sich setzen, und der Saal ist leer."

„Setzen wir uns."

Sie setzten sich. Aramis nahm d'Artagnan bei der Hand und sprach:

„Gesteht ein, Freund, daß Ihr Porthos aufgefordert habt, mir ein wenig zu mißtrauen."

„Ich gestehe es, doch nicht, wie Ihr meint. Ich sah, daß sich Porthos zum Sterben langweilte, und ich wollte, indem ich ihn dem König vorstellte, für ihn und für Euch thun, was Ihr nie thun würdet."

„Was?"

„Ich wollte Euer Lob aussprechen."

„Ihr habt es edelmüthig gethan, und ich danke Euch."

„Und ich habe Euch dem Hut genähert, der zurückwich."

„Ah! ich gestehe es," sagte Aramis mit einem seltsamen Lächeln, „Ihr seid in der That ein einziger Mann, um das Glück Eurer Freunde zu machen."

„Ihr seht also, daß ich nur gehandelt habe, um das von Porthos zu machen."

„Ja! ich übernahm das, doch Euer Arm ist länger, als der von uns."

Nun war die Reihe zu lächeln an d'Artagnan.

„Sprecht," sagte Aramis, „wir sind uns Wahrheit schuldig: liebt Ihr mich immer noch, mein theurer d'Artagnan?"

„Immer wie einst," antwortete d'Artagnan, ohne sich zu sehr durch diese Antwort zu compromittiren.

„Dann meinen Dank, und volle Offenherzigkeit: Ihr kamet für den König nach Belle-Isle."

„Bei Gott!“

„Ihr wolltet uns also das Vergnügen rauben, Belle-Isle dem König ganz befestigt anzubieten.“

„Nein, mein Freund, um Euch das Vergnügen zu rauben, hätte ich vor Allem von Eurer Absicht unterrichtet sein müssen.“

„Ihr kamet nach Belle-Isle, ohne etwas zu wissen?“

„Von Euch? oh! ja wohl. Wie Teufels soll ich mir einbilden, Aramis sei dergestalt Ingenieur geworden, daß er wie Polybius oder Archimedes zu befestigen verstehe.“

„Das ist wahr . . . Doch Ihr vermuthetet mich dort?“

„Oh! ja.“

„Und Porthos auch?“

„Theuerster, ich vermuthete nicht, Aramis sei Ingenieur. Ich konnte nicht errathen, Porthos sei es geworden. Ein Lateiner sagt: Man bildet sich zum Redner, man wird als Dichter geboren. Niemals aber ist gesagt worden: Man wird als Porthos geboren, und bildet sich zum Ingenieur.“

„Ihr habt immer einen reizenden Witz,“ versetzte Aramis mit kaltem Tone. „Doch ich fahre fort.“

„Fahret fort.“

„Als Ihr unser Geheimniß hattet, beeiltet Ihr Euch, es dem König mitzutheilen.“

„Ich eilte um so mehr, mein Freund, als ich Euch noch stärker eilen sah. Wenn ein zweihundertundachtundfünfzig Pfund schwerer Mann, wie Porthos, mit Postpferden rennt, wenn ein gichtischer, verzeiht, Ihr habt mir das gesagt, wenn ein gichtischer Prälat viele Meilen mit Sturmesgeschwindigkeit zurücklegt, so nehme ich an, daß diese zwei Freunde, welche mich nicht in Kenntniß setzen wollten, nur Dinge von der höchsten Wichtigkeit in ihren Folgen zu verbergen haben, und meiner Treu, ich jage, ich jage so geschwinde, als es

mir meine Magerkeit und der Mangel an Gicht erlauben."

„Theurer Freund, habt Ihr nicht bedacht, daß Ihr mir und Porthos einen traurigen Dienst leisten konntet."

„Ich dachte das wohl, aber Ihr und Porthos ließet mich in Belle-Isle eine traurige Rolle spielen."

„Verzeiht mir."

„Entschuldigt mich."

„Somit wißt Ihr nun Alles," fuhr Aramis fort.

„Meiner Treue, nein."

„Ihr wußtet, daß ich Herrn Fouquet in Kenntniß setzen lassen mußte, damit er Euch beim König zuvorkäme."

„Das ist dunkel."

„Nein. Herr Fouquet hat Feinde, das müßt Ihr anerkennen."

„Oh! ja."

„Einen besonders."

„Einen gefährlichen."

„Einen Todfeind. Nun denn, um den Einfluß dieses Feindes zu bekämpfen, mußte Herr Fouquet vor dem König einen Beweis von großer Ergebenheit und von großen Opfern ablegen. Er hat den König dadurch überrascht, daß er ihm Belle-Isle angeboten. Kamet Ihr zuerst in Paris an, so war die Ueberraschung zerstört . . . Wir hatten das Ansehen, als wichen wir der Furcht."

„Ich begreife."

„Das ist das ganze Geheimniß," sprach Aramis zufrieden, den Musketier überzeugt zu haben.

„Nur," erwiederte dieser, „nur wäre es einfacher gewesen, mich in Belle-Isle beiseit zu nehmen und zu sagen: „„Lieber Freund, wir befestigen Belle-Isle-en-Mer, um es dem König anzubieten . . . Erweiset uns die Gefälligkeit, uns zu sagen, für wen Ihr handelt. Seid Ihr der Freund von Herrn Colbert oder der von Fouquet?"" Ich hätte vielleicht nichts geantwortet;

würdet Ihr aber beigefügt haben: „„Seid Ihr mein Freund?““ so hätte ich gesagt, „„Ja.““

Aramis senkte den Kopf. D'Artagnan fuhr fort.

„Auf diese Art paralysirtet Ihr mich und ich hätte dem König gesagt: „„Sire, Herr Fouquet befestigt Belle-Isle und zwar sehr gut; doch der Herr Gouverneur von Belle-Isle hat mich mit einem Worte für Eure Majestät beauftragt.““ Oder auch: „„Das ist ein Verkauf von Herrn Fouquet zu seinem Nutzen.““ Ich spielte nicht eine alberne Rolle: Ihr hattet Eure Ueberraschung, und Ihr brauchtet nicht zu schielen indem Ihr uns anschautet.“

„Während Ihr heute ganz als Freund von Herrn Colbert gehandelt habt; Ihr seid also sein Freund?“

„Meiner Treue, nein!“ rief der Kapitän. „Herrn Colbert ist ein Knauser, und ich hasse ihn, wie ich Mazarin haßte, doch ohne ihn zu fürchten.“

„Nun wohl! ich,“ sprach Aramis, „ich liebe Herrn Fouquet und gehöre ihm an. Ihr kennt meine Lage. Ich habe kein Vermögen . . . Herr Fouquet hat mir Pfründen, ein Bisthum verschafft; Herr Fouquet hat mich wie ein gefälliger Mann verpflichtet, und ich erinnere mich genugsam der Welt, um ein gutes Benehmen zu schätzen. Herr Fouquet hat also mein Herz gewonnen und ich habe mich in seinen Dienst gestellt.“

„Vortrefflich. Ihr habt da einen guten Herrn.“

Aramis kniff sich die Lippen.

„Ich glaube, den besten von allen, die man haben könnte.“

Hier entstand eine Pause.

D'Artagnan hütete sich wohl, sie zu unterbrechen.

„Ihr wißt ohne Zweifel von Porthos, wie er mit dem Allem vermengt worden ist.“

„Nein,“ erwiederte d'Artagnan, „ich bin allerdings neugierig, doch ich belästige meinen Freund nie mit Fragen, wenn er mir sein wahres Geheimniß verbergen will.“

„Ich will es Euch sagen.“

„Bemüht Euch nicht, wenn mich die Mittheilung u etwas verpflichtet.“

„Oh! seid unbesorgt; Porthos ist der Mann, den h am meisten geliebt, weil er einfach und gut; Porhos ist ein redlicher Kopf. Seitdem ich Bischof bin, uche ich die einfachen Naturen auf, die mich die Wahreit lieben, die Intrigue hassen machen.“

D'Artagnan streichelte sich den Schnurrbart.

„Ich habe Porthos gesehen und aufgesucht; er war näßig, seine Anwesenheit erinnerte mich an die schönen Tage von einst, ohne mich aufzufordern, in der Gegenvart böse zu thun. Ich rief Porthos nach Vannes. lls Herr Fouquet, der mich liebte, erfuhr, Porthos iebe mich, versprach er ihm den Orden bei der ersten Beförderung . . . Das ist das ganze Geheimniß.“

„Ich werde es nicht mißbrauchen.“

„Ich weiß es wohl, theurer Freund; Niemand beitzt mehr wahre Ehre, als Ihr.“

„Ich schmeichle mir dessen, Aramis.“

„Nun . . .“

Und der Prälat schaute seinem Freund bis in die Tiefe der Seele.

„Nun aber sprechen wir von uns, für uns; wollt Ihr einer der Freunde von Herrn Fouquet werden . . . nterbrecht mich nicht, ehe Ihr wißt, was dies besagen vill.“

„Ich höre.“

„Wollt Ihr Marschall von Frankreich, Pair, Herog werden und ein Herzogthum von einer Million beitzen?“

„Aber, mein Freund,“ erwiederte d'Artagnan, „was nuß ich thun, um dies Alles zu erlangen?“

„Der Mann von Herrn Fouquet sein.“

„Ich bin der Mann des Königs, mein Freund.“

„Ich denke, nicht ausschließlich.“

„Ah! d'Artagnan ist nur Einer."

„Als ein großes Herz, wie Ihr seid, habt Ihr, denke ich, Ehrgeiz."

„Ja wohl."

„Nun?"

„Ich wünsche Marschall von Frankreich zu sein; doch der König wird mich zum Marschall, Pair, Herzog machen; der König wird mir dies Alles geben."

Aramis heftete seinen klaren Blick auf d'Artagnan.

„Ist der König nicht der Herr?" sagte d'Artagnan.

„Niemand bestreitet das; doch Ludwig XIII. war auch der Herr."

„Oh! mein lieber Freund, zwischen Richelieu und Ludwig XIII. gab es keinen d'Artagnan," sprach ruhig der Musketier.

„Um den König gibt es viele Steine des Anstoßes," entgegnete Aramis.

„Nicht für die Könige."

„Gewiß, doch . . ."

„Höret, Aramis, ich sehe, daß alle Welt an sich, und Niemand an diesen kleinen Prinzen denkt; ich werde mich unterstützen, indem ich ihn unterstütze."

„Und der Undank?"

„Die Schwachen fürchten sich davor."

„Ihr seid Eurer sehr sicher?"

„Ich glaube, ja."

„Aber der König kann Eurer nicht mehr bedürfen?"

„Im Gegentheil, ich glaube, daß er meiner mehr als je bedürfen wird... und dann, mein Freund, wenn man einen neuen Condé festnehmen müßte, wer würde ihn festnehmen . . . dieser, dieser allein," sagte d'Artagnan.

Und er schlug an seinen Degen.

„Ihr habt Recht," erwiederte Aramis erbleichend.

Und er stand auf und drückte seinem Freunde die Hand.

„Das ist der letzte Ruf zum Abendbrod," sprach der Kapitän der Musketiere; „Ihr erlaubt."

Aramis schlang seinen Arm um den des Musketiers und rief:

„Ein Freund wie Ihr, ist der schönste Juwel der königlichen Krone."

Dann trennten sie sich.

„Ich sagte es wohl, es gebe etwas," dachte d'Artagnan.

„Man muß sich beeilen, Feuer ans Pulver zu legen, d'Artagnan hat die Lunte gerochen," dachte Aramis.

XXIX.

Madame und Guiche.

Wir haben gesehen, wie der Graf von Guiche den Saal an dem Tag verließ, wo Ludwig **XIV.** mit so viel Galanterie La Vallière die in der Lotterie gewonnenen Armspangen anbot.

Der Graf, dessen Geist tausendfacher Argwohn und tausendfache Beunruhigung verzehrten, ging einige Zeit vor dem Palast auf und ab.

Dann sah man ihn auf der Terrasse auf das Herauskommen von Madame lauern.

Es verging eine starke halbe Stunde. In diesem Augenblick allein konnte der Graf keine sehr belustigenden Gedanken haben.

Er zog seine Tabletten aus der Tasche und entschloß sich nach langem Zögern Folgendes zu schreiben:

„Madame, ich flehe Euch an, mir eine kurze Unter-

redung zu bewilligen. Laßt Euch nicht durch diese Bitte beunruhigen, die der tiefen Achtung nicht fremd ist, mit der ich u. s. w."

Er unterzeichnete diese seltsame Bittschrift, die er in Form eines Liebesbillets zusammenlegte, als er aus dem Schloß mehrere Frauen, sodann mehrere Männer, kurz beinahe die ganze Gesellschaft der Königin herauskommen sah.

Er sah La Vallière selbst, sodann Montalais, die mit Malicorne plauderte.

Er sah Alle, bis auf den letzten der Gäste, die kurz zuvor noch das Cabinet der Königin Mutter bevölkerten.

Madame war noch nicht vorübergekommen, sie mußte jedoch diesen Hof durchschreiten, um in ihre Wohnung zurückzukehren, und von der Terasse aus schaute Guiche in den Hof hinab.

Endlich sah er Madame mit zwei Pagen, welche Fackeln trugen, heraustreten. Sie ging rasch und rief, als sie vor ihre Thüre kam:

„Pagen, man erkundige sich nach Herrn von Guiche. Er muß mir über einen Auftrag Bericht machen. Wenn er frei ist, bitte man ihn, zu mir zu kommen."

Guiche blieb stumm und in seinem Schatten verborgen; sobald aber Madame in ihre Wohnung eingetreten war, eilte er die Stufen der Terrasse hinab; er nahm die gleichgültigste Miene an, um sich von den Pagen treffen zu lassen, die schon nach seiner Wohnung liefen.

„Ah! Madame läßt mich suchen?" sagte er ganz bewegt zu sich selbst.

Und er drückte sein unnützes Billet zusammen.

„Graf," sprach einer von den Pagen, als er ihn erblickte, „wir sind glücklich, Euch zu treffen."

„Was gibt es, meine Herren?"

„Ein Befehl von Madame."

„Ein Befehl von Madame?“ rief Guiche mit erstaunter Miene.

„Ja, Graf. Ihre königliche Hoheit verlangt nach Euch; Ihr sollt ihr, wie sie uns sagt, Bericht über einen Auftrag erstatten. Seid Ihr frei?“

„Ich bin ganz zu den Befehlen Ihrer Königlichen Hoheit.“

„Wollt uns folgen.“

Als Guiche zur Prinzessin hinauf kam, fand er sie bleich und bewegt.

An der Thüre stand Montalais etwas unruhig über das, was im Geiste ihrer Gebieterin vorging.

Guiche erschien.

„Ah! Ihr seid es, Herr von Guiche,“ sagte Madame. „Ich bitte, tretet ein . . . Fräulein von Montalais, Euer Dienst ist zu Ende.“

Noch mehr beunruhigt, verbeugte sich Montalais und ging hinaus.

Madame und Guiche blieben allein.

Der Graf fand sich ganz im Vortheil: Madame hatte ihn zu einem Rendezvous rufen lassen. Aber wie war es dem Grafen möglich, diesen Vortheil zu benützen? Madame war eine so phantastische Person! der Charakter Ihrer Königlichen Hoheit war ein so beweglicher Charakter!

Sie ließ es wohl sehen, denn plötzlich das Gespräch beginnend, sprach sie:

„Nun! habt Ihr mir nichts zu sagen?“

Er glaubte, sie habe seinen Gedanken errathen, er glaubte, die Liebenden sind so beschaffen, sie sind leichtgläubig und blind, wie die Dichter und die Propheten — er glaubte, sie kenne seinen Wunsch, sie zu sehen, und den Grund dieses Wunsches.

„Ja wohl, Madame, und ich finde das sehr seltsam,“ erwiederte er.

„Nicht wahr, die Sache mit den Armspangen!“ rief sie lebhaft.

redung zu bewilligen. Laßt Euch nicht durch diese Bitte beunruhigen, die der tiefen Achtung nicht fremd ist, mit der ich u. s. w."

Er unterzeichnete diese seltsame Bittschrift, die er in Form eines Liebesbillets zusammenlegte, als er aus dem Schloß mehrere Frauen, sodann mehrere Männer, kurz beinahe die ganze Gesellschaft der Königin herauskommen sah.

Er sah La Vallière selbst, sodann Montalais, die mit Malicorne plauderte.

Er sah Alle, bis auf den letzten der Gäste, die kurz zuvor noch das Cabinet der Königin Mutter bevölkerten.

Madame war noch nicht vorübergekommen, sie mußte jedoch diesen Hof durchschreiten, um in ihre Wohnung zurückzukehren, und von der Terasse aus schaute Guiche in den Hof hinab.

Endlich sah er Madame mit zwei Pagen, welche Fackeln trugen, heraustreten. Sie ging rasch und rief, als sie vor ihre Thüre kam:

„Pagen, man erkundige sich nach Herrn von Guiche. Er muß mir über einen Auftrag Bericht machen. Wenn er frei ist, bitte man ihn, zu mir zu kommen."

Guiche blieb stumm und in seinem Schatten verborgen; sobald aber Madame in ihre Wohnung eingetreten war, eilte er die Stufen der Terrasse hinab; er nahm die gleichgültigste Miene an, um sich von den Pagen treffen zu lassen, die schon nach seiner Wohnung liefen.

„Ah! Madame läßt mich suchen?" sagte er ganz bewegt zu sich selbst.

Und er drückte sein unnützes Billet zusammen.

„Graf," sprach einer von den Pagen, als er ihn erblickte, „wir sind glücklich, Euch zu treffen."

„Was gibt es, meine Herren?"

„Ein Befehl von Madame."

„Ein Befehl von Madame?“ rief Guiche mit erstaunter Miene.

„Ja, Graf. Ihre königliche Hoheit verlangt nach Euch; Ihr sollt ihr, wie sie uns sagt, Bericht über einen Auftrag erstatten. Seid Ihr frei?“

„Ich bin ganz zu den Befehlen Ihrer Königlichen Hoheit.“

„Wollt uns folgen.“

Als Guiche zur Prinzessin hinauf kam, fand er sie bleich und bewegt.

An der Thüre stand Montalais etwas unruhig über das, was im Geiste ihrer Gebieterin vorging.

Guiche erschien.

„Ah! Ihr seid es, Herr von Guiche,“ sagte Madame. „Ich bitte, tretet ein . . . Fräulein von Montalais, Euer Dienst ist zu Ende.“

Noch mehr beunruhigt, verbeugte sich Montalais und ging hinaus.

Madame und Guiche blieben allein.

Der Graf fand sich ganz im Vortheil: Madame hatte ihn zu einem Rendezvous rufen lassen. Aber wie war es dem Grafen möglich, diesen Vortheil zu benützen? Madame war eine so phantastische Person! der Charakter Ihrer Königlichen Hoheit war ein so beweglicher Charakter!

Sie ließ es wohl sehen, denn plötzlich das Gespräch beginnend, sprach sie:

„Nun! habt Ihr mir nichts zu sagen?“

Er glaubte, sie habe seinen Gedanken errathen, er glaubte, die Liebenden sind so beschaffen, sie sind leichtgläubig und blind, wie die Dichter und die Propheten — er glaubte, sie kenne seinen Wunsch, sie zu sehen, und den Grund dieses Wunsches.

„Ja wohl, Madame, und ich finde das sehr seltsam,“ erwiederte er.

„Nicht wahr, die Sache mit den Armspangen!“ rief sie lebhaft.

„Ja, Madame."

„Ihr haltet den König für verliebt, sprecht."

Guiche schaute sie lange an; sie schlug die Augen unter diesem Blick nieder, der bis ins Herz ging.

„Ich glaube, der König kann die Absicht gehabt haben, Jemand hier zu quälen," sagte er; „der König würde sich nicht so eifrig zeigen, wie er es ist; er würde es nicht wagen, mit heiterem Herzen ein sonst unantastbares Mädchen übler Nachrede auszusetzen.

„Oh! die Unverschämte!" rief die Prinzessin.

„Ich kann Eure Königliche Hoheit versichern, daß Fräulein de la Vallière von einem Mann geliebt wird, den man achten muß, denn es ist ein wackerer Mann," sprach Guiche mit ehrerbietiger Festigkeit.

„Oh! Bragelonne vielleicht."

„Mein Freund, ja, Madame."

„Nun, wenn er Euer Freund wäre, was liegt dem König daran?"

Der König weiß, daß Bragelonne mit Fräulein de la Vallière verlobt ist, und da Bragelonne dem König brav gedient hat, so wird der König kein unwiederbringliches Unglück verursachen.

Madame schlug ein schallendes Gelächter auf, das einen schmerzlichen Eindruck auf Guiche machte.

„Ich wiederhole Euch, Madame, ich glaube nicht, daß der König in La Vallière verliebt ist, und zum Beweise, daß ich es nicht glauben mag, diene, daß ich Euch fragen wollte, wessen Eitelkeit der König bei diesem Umstand zu stacheln suchen könne. Ihr, die Ihr den ganzen Hof kennt, werdet mir um so leichter finden helfen, als, wie man überall sagt, Eure Königliche Hoheit auf sehr vertraulichem Fuß mit dem König steht."

Madame biß sich auf die Lippen und lenkte das Gespräch in Ermangelung von guten Gründen ab.

„Beweiset mir," sagte sie, indem sie auf Guiche einen von den Blicken heftete, in welche die ganze Seele

überzugehen scheint, „beweiset mir, daß Ihr mich zu befragen suchtet, mich, die ich Euch gerufen habe."

Guiche nahm mit ernster Miene aus seinen Tabletten das, was er geschrieben hatte, und zeigte es.

„Sympathie," sagte sie.

„Ja," sprach der Graf mit unüberwindlicher Zärtlichkeit, „ja, Sympathie; doch ich habe Euch erklärt, wie und warum ich Euch suchte; Ihr, Madame, habt mir noch zu sagen, warum Ihr mich zu Euch beriefet."

„Es ist wahr."

Und sie zögerte.

„Oh! diese Armspangen werden machen, daß ich den Kopf verliere," rief sie plötzlich.

„Ihr erwartetet, der König werde sie Euch anbieten," versetzte Guiche.

„Warum nicht?"

„Hatte der König nicht vor Euch, Madame, von Euch, seiner Schwägerin, die Königin?"

„Hatte er nicht vor La Vallière mich?" rief die tief verletzte Prinzessin, „hatte er nicht den ganzen Hof?"

„Madame," erwiederte ehrfurchtsvoll der Graf, „ich versichere Euch, wenn man Euch so sprechen hörte, wenn man Eure rothen Augen, und, Gott verzeihe mir, die Thräne sähe, die zu Euren Wimpern aufsteigt . . . oh! ja, Jedermann würde sagen, Eure Königliche Hoheit sei eifersüchtig."

„Eifersüchtig!" rief die Prinzessin mit stolzem Tone, „eifersüchtig auf La Vallière!"

Sie erwartete, Guiche würde sich unter ihrer hochmüthigen Geberde und unter ihrem stolzen Tone beugen.

„Eifersüchtig auf La Vallière, ja, Madame," wiederholte er muthig.

„Ich glaube, mein Herr, Ihr erlaubt Euch, mich zu beleidigen."

„Ich glaube es nicht," erwiederte der Graf etwas

bewegt, aber entschlossen, diesen ungestümen Zorn zu bändigen.

„Entfernt Euch," rief die Prinzessin, ganz außer sich, so sehr verwandelte sie die Kaltblütigkeit und die stumme Ehrerbietung von Guiche in Wuth und Galle.

Guiche wich einen Schritt zurück, verbeugte sich langsam, erhob sich wieder, weiß wie seine Manchetten und sprach mit einer leichtbebenden Stimme:

„Es war nicht der Mühe werth, daß ich mich so sehr beeiferte, um mich dieser ungerechten Ungnade auszusetzen."

Und er wandte ihr ohne Hast den Rücken zu.

Doch kaum hatte er fünf Schritte gemacht, als ihm Madame wie eine Tigerin nachstürzte, ihn beim Aermel faßte, umdrehte, und zitternd vor Wuth ausrief:

„Was Ihr da von Ehrfurcht heuchelt, ist beleidigender, als die Beleidigung. Auf, beleidigt mich, aber sprecht wenigstens."

„Und Ihr, Madame," sagte der Graf, indem er sachte den Degen zog, „durchbohrt mir das Herz, laßt mich aber nicht am kleinen Feuer sterben."

Nach dem Blicke, den er auf sie heftete, einem Blick voll Liebe, Entschlossenheit, Verzweiflung sogar, begriff sie, daß ein scheinbar so ruhiger Mann sich den Degen in die Brust stoßen würde, fügte sie noch ein Wort bei.

Sie entriß das Eisen seinen Händen, preßte seinen Arm mit einem Wahnsinn, der für Zärtlichkeit gelten konnte, und sprach.

„Graf, schonet mich. Ihr seht, daß ich leide, und habt kein Mitleid."

Die Thränen, die letzte Krise dieses Anfalls, überwältigten ihre Stimme. Guiche, als er sie weinen sah, nahm sie in seine Arme und trug sie bis zu ihrem Lehnstuhl; noch einen Augenblick, und sie erstickte.

„Warum," flüsterte er auf seinen Knieen, „warum gesteht Ihr mir Euren Kummer nicht? Liebt Ihr Ei-

nen? sagt es mir. Ich werde darüber sterben, doch erst nach dem ich Euch erleichtert, getröstet, sogar gedient habe."

„Oh! Ihr liebt mich also?" erwiederte sie besiegt.

„Ich liebe Euch in diesem Grade . . . ja, Madame."

Sie reichte ihm ihre beiden Hände, und flüsterte so leise, daß es Niemand hätte hören können:

„Ich liebe in der That."

Er hörte es.

„Den König?" fragte er.

Sie schüttelte sanft den Kopf und ihr Lächeln war wie jene Lichtungen der Wolken, in denen man nach dem Sturm das Paradies sich öffnen zu sehen glaubt.

„Aber es gibt andere Leidenschaften in einem gut geborenen Herzen," fügte sie bei. „Die Liebe ist die Poesie; doch das Leben von diesem Herz ist der Stolz. Graf, ich bin auf dem Thron geboren, ich bin stolz und eifersüchtig auf meinen Rang. Warum läßt der König Unwürdiges sich ihm nähern?"

„Abermals," versetzte der Graf, „Ihr mißhandelt das arme Mädchen, das die Frau meines Freundes sein wird."

„Seid Ihr einfältig genug, dieß zu glauben?"

„Wenn ich es nicht glaubte, so wäre Bragelonne morgen davon in Kenntniß gesetzt," erwiederte Guiche ganz bleich. „Ja, wenn ich dächte, die arme La Vallière habe die Schwüre vergessen, die sie Raoul geleistet . . . Doch nein, es wäre eine Schändlichkeit, das Geheimniß einer Frau zu verrathen; es wäre ein Verbrechen, die Ruhe eines Freundes zu stören."

„Ihr glaubt, die Unwissenheit sei ein Glück," rief die Prinzessin mit einem wilden Gelächter.

„Ich glaube es," erwiederte er.

„Beweiset! beweiset doch," rief sie lebhaft.

„Das ist leicht, Madame; man hat am ganzen

Hof gesagt, der König liebe Euch und Ihr liebet den König."

„Nun!" versetzte sie mühsam athmend.

„Nehmet nun an, Raoul, mein Freund, wäre zu mir gekommen und hätte zu mir gesagt: „„Ja, der König liebt Madame; ja, der König hat das Herz von Madame gerührt;"" ich würde Raoul vielleicht getödtet haben."

„Herr von Bragelonne müßte Beweise gehabt haben, um so zu Euch zu sprechen," entgegnete die Prinzessin mit der Hartnäckigkeit der Frauen, die sich für unüberwindlich halten.

„Immerhin bleibt es eine Wahrheit," erwiederte Guiche seufzend, „daß ich, da ich nicht in Kenntniß gesetzt worden bin, auch nichts ergründet habe, und daß meine Unwissenheit mir heute das Leben gerettet hat."

„Ihr werdet die Selbstsucht und die Kälte so weit treiben, daß Ihr diesen unglücklichen jungen Mann La Vallière fortwährend lieben laßt."

„Ja, Madame, bis zu dem Tage, wo sich mir La Vallière als schuldig geoffenbart hat."

„Doch die Armspangen!"

„Ei! Madame, was hätte ich sagen können, da Ihr sie vom König zu erhalten erwartetet?"

Der Beweisgrund war kräftig; die Prinzessin wurde dadurch niedergeschmettert, und von diesem Augenblick an erhob sie sich nicht mehr.

Da sie aber eine Seele voll Adel, einen von Intelligenz glühenden Geist besaß, so begriff sie die ganze Zartheit von Guiche.

Sie las klar in seinem Herzen, er hege den Verdacht gegen den König, dieser liebe La Vallière, und wolle sich des gemeinen Auskunftsmittels nicht bedienen, das darin besteht, daß man einen Nebenbuhler im Geiste einer Frau zu Grunde richtet, indem man ihr die Versicherung, die Gewißheit gibt, dieser Nebenbuhler mache einer andern Frau den Hof.

Sie errieth, er habe La Vallière im Verdacht, und um ihr Zeit zu lassen, sie zu bekehren, um sie nicht auf immer zu verderben, behalte er sich einen unmittelbaren Schritt oder einige schärfere Beobachtungen vor.

Sie las mit einem Wort so viel wahre Größe, so viel Edelmuth in dem Herzen dessen, der sie liebte, daß sie das ihrige bei der Berührung einer so reinen Flamme sich entzünden fühlte.

Guiche, indem er trotz der Furcht, zu mißfallen, ein Mann des Gewissens und der Ergebenheit blieb, vergrößerte sich zum Stande eines Helden und drückte sie zum Stande eines eifersüchtigen und armseligen Weibes herab.

Sie liebte ihn so zärtlich, daß sie sich nicht enthalten konnte, ihm einen Beweis davon zu geben.

„Das sind viele verlorene Worte,“ sagte sie, den Grafen bei der Hand nehmend. „Verdacht, Unruhe, Mißtrauen, Schmerzen, ich glaube, wir haben alle diese Namen ausgesprochen.“

„Ach! ja, Madame.“

„Streicht sie aus Eurem Herzen, wie ich sie aus dem meinigen verjage. Graf, mag diese La Vallière den König lieben oder nicht lieben, mag der König La Vallière lieben oder nicht lieben, — machen wir von diesem Augenblick an eine Unterscheidung in unseren zwei Rollen. Ihr reißt die Augen weit auf; ich wette, daß Ihr mich nicht versteht.“

„Ihr seid so lebhaft, daß ich immer Euch zu mißfallen zittere.“

„Seht, wie er zittert! der schöne Aengstliche!“ rief sie mit einer reizenden Heiterkeit. „Ja, mein Herr, ich habe zwei Rollen zu spielen. — Ich bin die Schwägerin des Königs, der Königin, seiner Frau. Muß ich mich unter diesem Titel nicht mit den Intriguen der Ehe beschäftigen? Eure Meinung?“

„So wenig als möglich, Madame.“

„Einverstanden, doch das ist eine Frage der Würde; sodann bin ich die Frau von Monsieur.“

Guiche seufzte.

„Was Euch ermahnen muß, daß Ihr immer mit der tiefsten Ehrfurcht mit mir sprecht,“ fügte sie zärtlich bei.

„Oh!“ rief er, indem er zu ihren Füßen fiel, die er küßte wie die einer Gottheit.

„Wahrhaftig,“ flüsterte die Prinzessin, „ich glaube, ich habe noch eine andere Rolle. Ich vergaß sie.“

„Welche? welche?“

„Ich bin Weib,“ sprach sie noch leiser. „Ich liebe!“

Er erhob sich. Sie öffnete ihm ihre Arme, ihre Lippen berührten sich.

Es erscholl ein Tritt hinter der Tapete. Montalais klopfte.

„Was gibt es, mein Fräulein?“ fragte Madame.

„Man sucht Herrn von Guiche,“ antwortete Montalais, welche noch Zeit hatte, die ganze Unordnung der Darsteller dieser vier Rollen zu sehen, denn Guiche hatte auch beständig heldenmüthig die seinige gespielt.

XXX.

Montalais und Malicorne.

Montalais hatte Recht; überall gerufen, war Herr von Guiche durch die Vervielfältigung der Angelegenheiten sehr dem ausgesetzt, daß er Niemand antwortete.

So groß aber ist die Stärke schwacher Lagen, daß Madame trotz ihres verwundeten Stolzes, trotz ihres

inneren Zorns wenigstens für den Augenblick Montalais, die das quasiköniglich Gebot, das sie entfernt, so vermessen verletzt hatte, keinen Vorwurf machen konnte.

Guiche verlor auch den Kopf, oder vielmehr, sagen wir es gerade heraus, Guiche hatte den Kopf vor der Ankunft von Montalais verloren; denn kaum hatte er die Stimme des Mädchens gehört, als er, ohne von Madame Abschied zu nehmen, wie es die einfachste Höflichkeit, selbst unter Gleichgestellten, heischte, das Herz brennend, den Kopf toll, entfloh und die Prinzessin, die ihm mit einer Geberde Lebewohl sagte, eine Hand aufgehoben zurückließ.

Guiche konnte nämlich sagen, wie Cherubin hundert Jahre später sagt, er trage auf seinen Lippen Glück für eine Ewigkeit fort.

Montalais fand also die zwei Liebenden sehr in Unordnung. Es war Unordnung bei dem, welcher entfloh, Unordnung bei der, welche blieb.

Das Mädchen murmelte auch, indem es fragend umherschaute:

„Ich glaube, dießmal weiß ich so viel, als die neugierigste Frau zu erfahren wünschen kann."

Madame gerieth dergestalt in Verlegenheit über diesen forschenden Blick, daß sie, als hätte sie das Beiseit von Montalais gehört, nicht ein Wort zu dem Ehrenfräulein sagte und die Augen niederschlagend in ihr Zimmer zurückkehrte.

Als Montalais dieß sah, horchte sie.

Da hörte sie Madame die Riegel des Zimmers schließen.

Von diesem Augenblick begriff sie, sie habe ihre Nacht für sich; sie machte gegen die Thüre, die man geschlossen, eine ziemlich unehrerbietige Geberde, welche sagen wollte: „Gute Nacht, Prinzessin," und ging hinab, um Malicorne wieder aufzusuchen, der für den Moment sehr damit beschäftigt war, daß er mit dem Auge einem

ganz bestaubten Courier folgte, welcher vom Grafen von Guiche herauskam.

Montalais sah ein, daß Malicorne ein Werk von Bedeutung vollbrachte; sie ließ ihn die Augen spannen, den Hals ausstrecken, und als Malicorne hievon zu seiner natürlichen Stellung zurückgekehrt war, klopfte sie ihm nur auf die Schulter und sagte:

„Nun! was gibt es Neues?"

„Herr von Guiche liebt Madame," antwortete Malicorne.

„Gute Kunde! Ich weiß etwas Frischeres."

„Und was wißt Ihr?"

„Daß Madame Herrn von Guiche liebt."

„Das Eine war die Folge vom Andern."

„Nicht immer, mein schöner Herr."

„Wäre dieses Axiom etwa an mich gerichtet?"

„Die anwesenden Personen sind immer ausgenommen."

„Ich danke," sagte Malicorne. „Und auf der andern Seite?" fuhr er fragend fort.

„Der König wollte diesen Abend nach der Lotterie Fräulein de la Vallière besuchen."

„Nun! er hat sie besucht?"

„Nein."

„Wie! nein?"

„Die Thüre war verschlossen."

„Somit . . ."

„Somit ist der König ganz beschämt, wie ein einfacher Dieb, der seine Werkzeuge vergessen, zurückgekehrt."

„Gut."

„Und auf der dritten Seite?" fragte Montalais.

„Der Courier, der bei Herrn von Guiche angekommen, ist von Herrn von Bragelonne abgeschickt."

„Gut!" rief Montalais in die Hände klatschend.

„Warum gut?"

„Weil das Beschäftigung gibt. Wenn wir uns jetzt langweilten, müßten wir Unglück haben."

„Es ist von Belang, daß man sich in das Geschäft theilt, damit keine Verwirrung entsteht," sprach Malicorne.

„Nichts kann einfacher sein," erwiederte Montalais. „Drei ein wenig wohl im Feuer erhaltene, wohl geleitete Intriguen geben, eine in die andere gerechnet und gering angeschlagen, drei Billets im Tag."

„Oh!" rief Malicorne, die Achseln zuckend, „was fällt Euch ein, meine Liebe! Drei Billets im Tag, das ist gut für bürgerliche Gefühle. Ein Musketier im Dienst, ein kleines Mädchen im Kloster, wechseln täglich ihr Billet oben von der Leiter herab oder durch das in der Mauer gemachte Loch. Ein Billet enthält die ganze Poesie dieser armen Herzchen. Aber bei uns ... Oh! wie wenig kennt Ihr die königliche Zärtlichkeit, meine Liebe."

„Vorwärts, macht den Schluß," sagte Montalais ungeduldig. „Man kann kommen."

„Den Schluß machen! Ich bin erst bei der Erzählung und habe noch drei Punkte."

„Er wird mich wahrhaftig mit seinem flämischen Phlegma sterben machen," rief Montalais.

„Und Ihr werdet mit Eurer italienischen Lebhaftigkeit machen, daß ich den Kopf verliere. Ich sagte Euch also, unsere Verliebte werden sich Bände schreiben. Doch worauf zielt Ihr ab?"

„Darauf, daß keine von unseren Damen die Briefe, die sie empfangen wird, aufbewahren kann."

„Allerdings."

„Daß es Herr von Guiche auch nicht wagen wird, die seinigen aufzubewahren."

„Das ist wahrscheinlich."

„Wohl denn! ich werde dieß Alles aufbewahren."

„Gerade das ist unmöglich," sagte Malicorne.

„Und warum?"

„Weil Ihr nicht zu Hause seid, weil Ihr ein Zimmer gemeinschaftlich mit La Vallière habt, weil man sehr gern Aussuchungen in dem Zimmer eines Ehrenfräuleins vornimmt, weil ich die Königin, welche eifersüchtig wie eine Spanierin, die Königin Mutter, welche eifersüchtig wie zwei Spanierinnen, und Madame, welche eifersüchtig wie zehn Spanierinnen, ungemein fürchte."

„Ihr vergeßt Jemand."

„Wen?"

„Monsieur."

„Ich sprach nur von den Frauen. Beziffern wir also Monsieur Nro. 1."

„Guiche."

„Nro. 2. Der Graf von Bragelonne."

„Nro. 3. Und der König? der König?"

„Nro. 4. Gewiß, der König, der nicht nur eifersüchtiger, sondern auch mächtiger als alle Welt sein wird. Ah! meine Liebe."

„Nun?"

„In welches Wespennest habt Ihr Euch gesteckt!"

„Noch nicht tief genug, wenn Ihr mir folgen wollt."

„Sicherlich werde ich Euch folgen. Doch . . ."

„Doch . . ."

„Ich glaube, es wäre gescheiter, umzukehren, so lange es noch Zeit ist."

„Und ich glaube im Gegentheil, daß es das Klügste ist, wenn wir uns mit dem ersten Schlag an die Spitze von allen diesen Intriguen stellen."

„Ihr werdet hiezu nicht genügen."

„Mit Euch würde ich zehn leiten. Seht Ihr, das ist mein Element. Ich war geschaffen, um bei Hofe zu leben, wie der Salamander geschaffen ist, um in den Flammen zu leben."

„Eure Versicherung beruhigt mich nicht im Geringsten, meine Theuerste. Ich habe sehr gelehrte Gelehrte sagen hören, einmal, es gäbe keine Salamander. Und

dann, gäbe es, so wären sie vollkommen geröstet und gebraten, wenn sie aus dem Feuer herauskämen."

„Eure Gelehrten können in salamanderischen Dingen sehr gelehrt sein, aber sie sind sicherlich sehr unwissend in dem, was die Weiber betrifft. Eure Gelehrten werden Euch auch nicht sagen, was ich Euch sage: Aure von Montalais ist berufen, ehe ein Monat vergeht, der erste Diplomat des französischen Hofes zu sein."

„Es sei, doch unter der Bedingung, daß ich der zweite bin."

„Abgemacht; Trutz- und Schutzbündniß, wohl verstanden."

„Nur mißtraut den Briefen."

„Ich werde sie Euch zustellen, wie man sie mir zustellt."

„Was werden wir dem König von Madame sagen?"

„Madame liebe den König immer noch."

„Was werden wir Madame vom König sagen?"

„Sie hätte das größte Unrecht, wenn sie ihn nicht mit Schonung behandeln würde."

„Was werden wir La Vallière von Madame sagen?"

„Alles, was wir wollen, La Vallière gehört uns."

„Uns?"

„Doppelt."

„Wie so?"

„Einmal durch den Vicomte von Bragelonne."

„Erklärt Euch."

„Ihr vergeßt hoffentlich nicht, daß der Vicomte von Bragelonne viele Briefe an La Vallière geschrieben hat?"

„Ich vergesse nichts."

„Diese Briefe empfing ich, und ich verberge sie auch."

„Und folglich habt Ihr sie?"

„Immer."

„Wo? hier?"

„Oh! nein. Ich habe sie in Blois, in dem Euch bekannten Zimmerchen.“

„Theures Zimmerchen, Lieheszimmerchen, Vorzimmer des Palastes, den ich Euch eines Tages werde erbauen lassen. Doch verzeiht, Ihr sagt, alle diese Briefe seien in dem kleinen Zimmer?“

„Ja.“

„Habt Ihr sie nicht in einer Lade aufbewahrt?“

„Allerdings, in derselben Lade, in der ich die Briefe aufbewahrte, die ich von Euch empfing, und in die ich die meinigen legte, wenn Euch Eure Geschäfte oder Eure Vergnügungen abhielten, zum Rendezvous zu kommen.“

„Ah! sehr gut!“ rief Malicorne.

„Warum diese Freude?“

„Weil ich die Möglichkeit sehe, diesen Briefen nicht nach Blois nachzulaufen.“

„Ich habe sie hier.“

„Ihr habt die Lade mitgebracht?“

„Sie war mir theuer, weil sie von Euch kam.“

„Seid wenigstens behutsam damit, die Lade enthält Originalien, welche später einen großen Werth haben werden.“

„Ich weiß es wohl, und darum lache ich, und zwar aus vollem Herzen.“

„Nun ein letztes Wort.“

„Warum denn ein letztes?“

„Brauchen wir Hülfstruppen?“

„Keine.“

„Bedienten, Dienerinnen?“

„Schlimmer, Abscheulicher! Ihr gebt die Briefe, Ihr empfangt sie. Oh! keinen Stolz, sonst müssen Herr Malicorne und Fräulein Aure, da sie ihre Geschäfte nicht selbst betreiben, sich entschließen, sie von andern betrieben zu sehen.“

„Ihr habt Recht, doch was geht bei Herrn von Guiche vor?“

„Nichts, er öffnet sein Fenster."

„Verschwinden wir."

Beide verschwanden wirklich; die Verschwörung war abgeschlossen.

Das Fenster, das man geöffnet, war in der That das des Grafen von Guiche.

Doch nicht nur, wie die Unwissenden hätten glauben können, um den Schatten von Madame durch ihre Vorhänge zu erschauen, stellte er sich an das Fenster, denn seine Beklommenheit war nicht ganz verliebter Natur.

Er hatte, wie gesagt, einen Courier erhalten. Dieser Courier war ihm von Bragelonne zugeschickt worden. Bragelonne hatte ihm geschrieben.

Er hatte den Brief, der einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, gelesen, und wieder gelesen.

„Seltsam! seltsam!" murmelte er. „Durch welche mächtige Mittel zieht das Geschick die Menschen zu ihrem Ziele fort?"

Und er verließ das Fenster, um sich dem Licht zu nähern, und las zum dritten Mal diesen Brief, dessen Zeilen zugleich seinen Geist und seine Augen versengten:

„Calais.

„Mein lieber Graf!

„Ich habe in Calais Herrn von Wardes gefunden, der in einem Zweikampf mit Herrn von Buckingham schwer verwundet worden war.

„Herr von Wardes ist, wie Ihr wißt, ein muthiger Mann, aber gehässig und boshaft.

„Er sprach mit mir von Euch, dem sein Herz, wie er sagt, sehr zugethan ist; von Madame, die er schön und liebenswürdig findet.

„Er hat Eure Liebe für die bewußte Person errathen.

„Er sprach auch von einer Person, die ich liebe, und bezeigte mir die lebhafteste Theilnahme, indem er mich beklagte, Alles mit Dunkelheiten, die mich Anfangs

hr erschracken, die ich aber am Ende für das Resultat iner geheimnißvollen Gewohnheiten hielt.

„Höret, wie sich die Sache verhält.

„Er hätte Briefe vom Hofe erhalten. Ihr begreift, daß dies nur von Herrn von Lorraine gewesen sein kann.

„Man unterhält sich," sagen diese Nachrichten, „von einer Veränderung, welche in den Neigungen des Königs vorgegangen sein soll."

„Ihr wißt, wen das betrifft.

„Ferner sagen diese Nachrichten, man spreche von einem Ehrenfräulein, das zu übler Nachrede Anlaß gebe.

„Diese unbestimmten Phrasen ließen mich nicht schlafen. Ich habe seit gestern beklagt, daß mein gerader und trotz einer gewissen Hartnäckigkeit, schwacher Charakter mich ohne Gegenantwort auf diese Insinuationen ließ.

„Mit einem Wort, Herr von Wardes reiste nach Paris ab, ich verzögerte seine Abreise nicht durch Erklärungen, und dann kam es mir, ich muß es gestehen, hart vor, einen Mann, dessen Wunden kaum geschlossen sind, in ein peinliches Verhör zu nehmen.

„Kurz, er ist in kleinen Tagereisen abgegangen, abgegangen, um, wie er sagt, dem seltsamen Schauspiel beizuwohnen, das der Hof unfehlbar in kurzer Zeit bieten müsse.

„Er fügte diesen Worten gewisse Glückwünsche, sodann gewisse Beileidsbezeigungen bei. Ich habe die einen ebensowenig, als die anderen begriffen. Ich war betäubt durch meine Gedanken und durch ein Mißtrauen gegen diesen Menschen, ein Mißtrauen, das ich, Ihr wißt es besser, als irgend Jemand, nie habe überwinden können.

„Als er aber abgereist war, öffnete sich mein Geist.

„Es ist nicht möglich, daß ein Charakter, wie der von Wardes, nicht ein wenig von seiner Bosheit in den Besprechungen, die wir mit einander pflogen, hat mit einlaufen lassen.

„Es ist nicht möglich, daß nicht in allen den geheimnißvollen Worten, die mir Herr von Wardes gesagt hat, nicht ein geheimnißvoller Sinn liegt, den ich auf mich oder die Euch bekannte Person in Anwendung bringen kann.

„Genöthigt, schleunig abzureisen, um dem König zu gehorchen, hatte ich nicht die Idee, Herrn von Wardes nachzulaufen, um Erklärungen über das, was er mit Absicht verschwiegen, zu erhalten, aber ich sende meinen Eilboten an Euch ab, und schreibe Euch diesen Brief, der Euch alle meine Zweifel auseinandersetzen wird.

„Ihr, das bin ich; ich habe gedacht, handelt Ihr.

„Herr von Wardes wird binnen Kurzem ankommen; erfahret, was er sagen wollte, wenn Ihr es nicht schon wißt.

„Herr von Wardes behauptet übrigens, Herr von Buckingham habe Paris, von Madame mit Gunstbezeigungen überströmt, verlassen; das ist eine Sache, bei der ich sogleich nach dem Degen gegriffen hätte, glaubte ich mich nicht in der Nothwendigkeit, den Dienst des Königs jedem Streit vorgehen zu lassen.

„Verbrennt diesen Brief, den Euch Olivain übergiebt.

„Man sagt, Olivain sei die Sicherheit selbst.

„Wollt mich, ich bitte Euch, Herr Graf, bei Fräulein de la Vallière, der ich ehrfurchtsvoll die Hände küsse, ins Andenken zurückrufen.

„Euch umarme ich.

„Vicomte von Bragelonne."

„N. S. Sollte sich etwas Wichtiges ereignen, — man muß für Alles vorhersehen, theurer Freund, — so schickt mir einen Eilboten mit dem einzigen Wort:

„„Kommt,““ und ich werde sechsunddreißig Stunden nach Empfang Eures Briefes in Paris sein.“

Guiche seufzte, legte den Brief zum dritten Mal zusammen, und steckte ihn, statt ihn zu verbrennen, wie ihm Bragelonne empfohlen, in seine Tasche.

Es war für ihn Bedürfniß, diesen Brief zu lesen, und abermals zu lesen.

„Welche Unruhe und zugleich welches Vertrauen,“ murmelte der Graf; „die ganze Seele von Raoul liegt in diesem Briefe.“

„Er vergißt den Grafen de la Fère und spricht darin von Louise.“

„Er warnt mich für mich, und fleht mich für sich an.“

„Ah!“ fuhr Guiche mit einer drohenden Geberde fort, „Ihr mischt Euch in meine Angelegenheiten, Herr von Wardes, wohl! ich werde mich mit den Eurigen beschäftigen.“

„Was Dich betrifft, mein armer Raoul, Dein Herz vertraut mir ein Gut an, sei unbesorgt, ich wache darüber.“

Als dieses Versprechen geleistet war, ließ Guiche Malicorne bitten, ohne Verzug, wenn es möglich wäre, zu ihm zu kommen.

Malicorne entsprach der Einladung mit einem Eifer, der das erste Resultat seiner Unterredung mit Montalais war.

Je mehr Guiche, der sich bedeckt glaubte, Malicorne ausfragte, desto mehr errieth dieser, der im Schatten arbeitete, den Fragenden.

Daraus erfolgte, daß nach einem Gespräch von einer Viertelstunde, in welchem Guiche die ganze Wahrheit über La Vallière und den König zu entdecken glaubte, er durchaus nichts, als das erfuhr, was er mit seinen eigenen Augen gesehen hatte, während Malicorne erfuhr oder errieth, wie man will, daß Raoul

in der Entfernung Mißtrauen hegte, und daß Guiche den Schatz der Hesperiden bewachen würde.

Malicorne willigte ein, der Drache zu sein.

Guiche glaubte Alles für seinen Freund gethan zu haben und bekümmerte sich nur noch um sich selbst.

Man kündigte auf den andern Abend die Rückkehr von Wardes und seine erste Erscheinung beim König an.

Nach seiner Aufwartung sollte sich der Wiedergenesende bei Monsieur einfinden.

Guiche ging vor der Stunde zu Monsieur.

XXXI.

Wie Herr von Wardes bei Hofe aufgenommen wurde.

Herr von Wardes wurde von Monsieur mit der Huld aufgenommen, welche die Erfrischung des Geistes jedem leichten Charakter für die Neuigkeit, die gerade ankommt, räth.

Herr von Wardes, den man seit einem Monat nicht gesehen, war in der That neue Frucht. Ihn liebkosen war einmal eine Untreue, an den Alten begangen, und Untreue hat immer ihren Reiz; es war sodann eine Genugthuung, die man ihm zu geben hatte. Monsieur behandelte ihn also äußerst gnädig.

Der Herr Chevalier von Lorraine, der diesen Nebenbuhler sehr fürchtete, aber diese zweite, in jeder Hinsicht der seinigen ähnliche Natur (abgesehen von Muth, den sie überdies besaß) achtete, der Herr Cheva-

lier von Lorraine hatte für Wardes noch süßere Liebkosungen, als Monsieur.

Guiche war da, wie wir erwähnt, hielt sich aber ein wenig beiseit, und wartete geduldig, bis alle diese Umarmungen beendigt waren.

Während er mit Anderen und sogar mit Monsieur sprach, hatte Wardes Herrn von Guiche nicht aus dem Blick verloren; sein Instinkt sagte ihm, er sei seinetwegen da.

Er ging auch auf Guiche zu, sobald er mit den Anderen zu Ende war.

Beide wechselten die artigsten Komplimente, wonach Wardes zu Monsieur und den anderen Edelleuten zurückkehrte.

Mitten unter allen diesen Glückwünschen zu einer guten Rückkehr meldete man Madame.

Madame hatte die Ankunft von Wardes erfahren. Sie wußte alle einzelnen Umstände von seiner Reise und von seinem Duell mit Buckingham. Es war ihr nicht unangenehm, bei den ersten Worten anwesend zu sein, die von demjenigen, welchen sie als ihren Feind kannte, gesprochen werden sollten..

Sie hatte zwei bis drei Damen bei sich.

Wardes verbeugte sich auf das Anmuthigste vor Madame und verkündigte sogleich, um die Feindseligkeiten zu beginnen, er sei bereit, Nachrichten von Herrn von Buckingham seinen Freunden zu geben.

Dies war eine unmittelbare Antwort auf die Kälte, mit der ihn Madame empfangen hatte.

Der Angriff war lebhaft. Madame fühlte den Schlag, ohne daß es schien, als hätte sie ihn empfangen. Sie warf rasch ihre Blicke auf Monsieur und Guiche.

Monsieur erröthete, Guiche erbleichte.

Bei Madame allein ging keine Veränderung in ihrem Gesicht vor; nun, da sie begriff, welche Widerwärtigkeiten dieser Feind ihr bei den zwei Personen,

hörten, bereiten konnte, neigte sie sich lächelnd
Seite des Reisenden.
: Reisende sprach von etwas Anderem.
dame war muthig, unvorsichtig sogar; jeder
warf sie vorwärts. Nach der ersten Bangigkeit
iens kehrte sie ins Feuer zurück.
abt Ihr viel durch Eure Wunden gelitten, Herr
rdes?" fragte sie; „denn es ist uns zu Ohren
n, Ihr habt das Unglück gehabt, verwundet zu

n war die Reihe an Wardes, zu beben; er biß
die Lippen und erwiederte:
ein, beinahe nichts, Madame."
ier bei dieser furchtbaren Hitze . . ."
ie Seeluft ist frisch, und dann hatte ich einen

h! desto besser! . . Welchen?"
n, zu wissen, daß mein Gegner mehr litt als ich."
h! er ist schwerer verwundet worden, als Ihr?
e das nicht," sagte die Prinzessin mit völliger
idlichkeit.
! Madame, Ihr täuscht Euch, oder Ihr gebt
lmehr den Anschein, als täuschtet Ihr Euch in
Worten. Ich sage nicht, sein Körper habe mehr
ls der meinige, sondern sein Herz war getroffen."
iche begriff, worauf der Streit abzielte; er
, Madame ein Zeichen zu machen: durch dieses
flehte er sie an, die Partie aufzugeben.
h ohne Guiche zu antworten, ohne daß es
ls sähe sie ihn, fragte sie, beständig lächelnd:
le! Herr von Buckingham war also ins Herz
worden? Ich glaubte bis jetzt, eine Wunde
n ließe sich nicht heilen."
! Madame," erwiederte Wardes mit freundli-
n, „die Frauen glauben dies alle, und das gibt
er uns die Ueberlegenheit des Vertrauens."
ein Herzchen, Ihr versteht schlecht," sprach der

Prinz ungeduldig. „Herr von Wardes will sagen, der Herzog von Buckingham sei im Herzen durch etwas Anderes als einen Degen getroffen worden.“

„Ah! gut! gut!“ rief Madame. „Ah! das ist ein Scherz von Herrn von Wardes, sehr gut. Nur möchte ich wissen, ob sich Herr von Buckingham an diesem Scherz ergötzen würde. Es ist in der That sehr Schade, daß er nicht hier ist, Herr von Wardes.“

Ein Blitz zuckte in den Augen des jungen Mannes.

„Oh!“ sagte er, die Zähne an einander pressend, „es wäre mir auch lieb.“

Guiche rührte sich nicht.

Madame schien zu erwarten, daß er ihr zu Hülfe käme.

Monsieur zögerte.

Der Chevalier von Lorraine trat vor und nahm das Wort.

„Madame,“ sprach er, „Herr von Wardes weiß wohl, daß für einen Buckingham im Herzen getroffen werden, nichts Neues ist, und was er gesagt, hat man schon gesehen.“

„Statt eines Verbündeten zwei Feinde,“ murmelte Madame, „zwei vereinigte, erbitterte Feinde.“

Und sie wechselte das Gespräch.

Das Gespräch wechseln, ist bekanntlich ein Recht der Fürsten, das die Etiquette zu achten befiehlt.

Der Rest der Unterhaltung war also gemäßigt; die Hauptschauspieler hatten ihre Rollen beendigt.

Madame zog sich frühzeitig zurück, und Monsieur, den sie befragen wollte, reichte ihr die Hand.

Der Chevalier von Lorraine befürchtete zu sehr, es könnte sich ein gutes Einvernehmen zwischen den zwei Gatten gründen, um sie ruhig beisammen zu lassen.

Er ging nach dem Gemach von Monsieur, um ihn bei seiner Rückkehr zu überfallen, und mit drei Worten alle guten Eindrücke zu zerstören, welche Madame in seinem Herzen hätte aussäen können.

Guiche machte einen Schritt gegen Wardes, den viele Leute umgaben.

Er bezeichnete ihm so den Wunsch, mit ihm zu reden. Wardes machte mit den Augen und mit dem Kopf ein Zeichen, daß er ihn verstehe.

Dieses Zeichen hatte für die Fremden nur Freundschaftliches.

Dann konnte sich Guiche umwenden und warten.

Er wartete nicht lange. Von den Sprechenden befreit, näherte sich Wardes Guiche, und nach einer neuen Verbeugung gingen beide neben einander.

„Ihr habt eine gute Rückkehr gehabt, mein lieber Wardes,“ sagte der Graf.

„Eine vortreffliche, wie Ihr seht.“

„Und Ihr seid immer heiteren Geistes?“

„Mehr als je.“

„Das ist ein großes Glück.“

„Was wollt Ihr; es ist Alles so spaßhaft in der Welt, es ist Alles so grotesk um uns her.“

„Ihr habt Recht.“

„Ah! Ihr seid also meiner Meinung?“

„Ja wohl! Und Ihr bringt keine Nachrichten von dort?“

„Meiner Treue, nein! Ich suche hier. . .“

„Verzeiht. Ihr habt doch Menschen in Calais gesehen, einen unserer Freunde, und zwar vor nicht langer Zeit?“

„Leute . . . einen unserer Freunde?“

„Ihr habt ein kurzes Gedächtniß.“

„Ah! es ist wahr, Bragelonne.“

„Ganz richtig.“

„Der sich in einem Auftrag zu König Karl begab.“

„So ist es. Nun! hat er Euch nicht gesagt oder habt Ihr ihm nicht gesagt?“

„Ich muß gestehen, ich weiß nicht genau, was ich ihm gesagt habe; doch was ich ihm nicht gesagt habe, das weiß ich.“

Herr von Wardes war die Feinheit selbst. Er fühlte vollkommen an der Haltung von Guiche, einer Haltung voll Kälte und Würde, das Gespräch würde eine schlimme Wendung nehmen. Er beschloß, sich dem Gespräch hinzugeben und auf seiner Hut zu sein.

„Was ist das, wenn es Euch beliebt, was Ihr ihm nicht gesagt habt?" fragte Guiche.

„Nun denn! das was La Vallière betrifft."

„La Vallière . . . Was ist das, und was ist die so seltsame Sache, die Ihr dort wußtet, während Bragelonne, der hier war, sie nicht wußte?"

„Fragt Ihr mich das im Ernste?"

„In vollem Ernste."

„Wie, Ihr ein Mann bei Hofe, ein Mann, der bei Madame lebt, Ihr, der Tischgenosse des Hauses, Ihr, der Freund von Monsieur, Ihr, der Günstling unserer schönen Prinzessin."

Erröthend vor Zorn, fragte Guiche:

„Von welcher Prinzessin sprecht Ihr?"

„Ich kenne nur eine, mein Lieber. Ich spreche von Madame. Sagt, habt Ihr noch eine andere Prinzessin bei Hofe?"

Guiche war im Begriff, loszuschlagen, doch er sah die Finte.

Ein Streit war zwischen den zwei jungen Leuten dem Ausbruche nahe. Wardes wollte nur den Streit im Namen von Madame, während ihn Guiche nur im Namen von La Vallière annahm. Es war von diesem Augenblick an ein ganzes Fintenspiel, das so lange dauern sollte, bis der eine von ihnen getroffen war.

Guiche gewann wieder seine ganze Kaltblütigkeit und sprach:

„Mein lieber Wardes, bei dem Allem ist nicht entfernt von Madame die Rede, sondern von dem, was Ihr so eben sagtet."

„Und was sagte ich?"

„Ihr habt Bragelonne gewisse Dinge verborgen."

„Die ihr eben so gut wißt, als ich," erwiederte Wardes.

„Auf Ehre, nein."

„Geht doch."

„Wenn Ihr sie mir sagt, werde ich sie wissen; sonst nicht, das schwöre ich Euch."

„Wie! ich komme sechzig Meilen weit her; Ihr habt Euch nicht von der Stelle gerührt. Ihr habt mit Euren Augen gesehen, was mir das Gerücht dorthin brachte. Und ich höre Euch im Ernste zu mir sagen, Ihr wisset nicht. Oh! Graf, Ihr seid nicht liebreich."

„Das wird sein, wie es Euch beliebt; doch ich wiederhole Euch, ich weiß nichts."

„Ihr spielt den Diskreten, das ist klug."

„Ihr werdet mir also eben so wenig etwas sagen, als Bragelonne."

„Ihr spielt den Tauben. Ich bin fest überzeugt, Madame wäre nicht so sehr Herrin über sich, wie Ihr."

„Ha! doppelter Heuchler," murmelte Guiche, „nun bist Du wieder auf Deinem Terrain."

„Nun wohl!" fuhr Wardes fort, „da es uns so schwer ist, uns über La Vallière und Bragelonne zu verständigen, plaudern wir über Eure persönlichen Angelegenheiten."

„Ich habe aber keine persönliche Angelegenheiten. Ich denke, Ihr habt zu Bragelonne nichts über uns gesagt, was Ihr mir nicht wiederholen könntet?"

„Nein. Doch Ihr begreift, Guiche, daß ich, so sehr ich unwissend über gewisse Dinge, eben so sehr in Beziehung auf andere beschlagen bin. Wenn es sich zum Beispiel darum handelte, Euch über die Verhältnisse und Verbindungen von Buckingham in Paris zu unterhalten, so könnte ich Euch, da ich die ganze Reise mit dem Herzog gemacht habe, die interessantesten Dinge sagen. Soll ich sie Euch sagen?"

Guiche fuhr mit der Hand über seine von Schweiß befeuchtete Stirne und erwiederte:

Nein, hundertmal nein, ich bin nicht neugierig bei

den Dingen, die mich nichts angehen. Herr von Buckingham ist für mich nur ein einfacher Bekannter, während Raoul ein vertrauter Freund von mir ist. Ich bin also nicht neugierig, zu erfahren, was sich mit Herrn von Buckingham begeben hat, während ich jedes Interesse habe, zu wissen, was Raoul begegnet ist."

„In Paris?"

„Ja, in Paris oder in Boulogne. Ihr begreift, ich bin anwesend; tritt ein Ereigniß ein, so bin ich da, um ihm die Stirne zu bieten. Doch Raoul ist abwesend und hat nur mich, um ihn zu vertreten; die Angelegenheiten von Raoul gehen also den meinigen voran."

„Raoul wird aber zurückkommen."

„Nach seiner Sendung, — mittlerweile, das begreift Ihr, dürfen keine schlimme Gerüchte über ihn im Umlauf sein, ohne daß ich sie untersuche."

„Um so mehr, als er einige Zeit in London bleiben wird," versetzte Wardes hohnlächelnd.

„Ihr glaubt?" fragte Guiche naiv.

„Bei Gott! glaubt Ihr, man schicke einen Gesandten nach London, damit er nur hin- und herreise!.. Nein, man hat ihn nach London geschickt, damit er dort bleibt."

„Ah! Graf," sagte Guiche, indem er mit Gewalt die Hand von Wardes ergriff, „das ist ein für Bragelonne sehr ärgerlicher Verdacht, der vortrefflich das rechtfertigt, was er mir von Boulogne geschrieben hat."

Wardes wurde wieder kalt, die Liebe zum Spotten hatte ihn angestachelt, und er hatte sich durch seine Unklugheit eine Blöße gegeben.

„Nun, so sagt, was hat er geschrieben?"

„Ihr habet ihm einige treulose Insinuationen gegen La Vallière zugeflüstert, und es habe geschienen, als lachtet Ihr über sein großes Vertrauen zu diesem Mädchen."

„Ja, ja, ich habe das Alles gethan, und war bereit, indem ich dieß that, den Vicomte von Bragelonne mir sagen zu hören, was ein Mann einem andern Mann

sagt, wenn dieser ihn unzufrieden gemacht hat. So, zum Beispiel, wenn ich einen Streit mit Euch suchte, würde ich Euch sagen, Madame, nachdem sie Herrn von Buckingham ausgezeichnet, gelte in diesem Augenblick dafür, daß sie den schönen Herzog nur zu Euren Gunsten weggeschickt habe."

„Oh! das würde mich nicht im Geringsten verletzen, lieber Wardes," sagte Guiche lächelnd, trotz des Schauers, der seine Adern wie eine Feuereinspritzung durchlief. „Teufel! eine solche Gunst, das ist Honig."

„Einverstanden, doch wenn ich durchaus einen Streit mit Euch haben wollte, so würde ich Euch lügen zu strafen suchen und von einem gewissen Bosquet, wo Ihr Euch mit dieser erhabenen Prinzessin zusammengefunden, von gewissen Kniebeugungen, von einem gewissen Handkuß sprechen, und Ihr, der Ihr ein verschwiegener, lebhafter und wunderlicher Mann seid . . ."

„Nein, ich schwöre Euch," unterbrach ihn Guiche mit einem Lächeln auf den Lippen, obgleich er glaubte, er müsse sterben; „nein, ich schwöre Euch, das würde mich nicht berühren, ich würde Euch nicht lügen strafen; seht, Theuerster, ich bin nun einmal so, bei den Dingen, die mich betreffen, bin ich von Eis. Ah! das ist ganz etwas Anderes, wenn es sich um einen abwesenden Freund handelt, um einen Freund, der uns bei seiner Abreise seine Interessen anvertraut hat; oh! für diesen Freund, seht Ihr, Wardes, bin ich ganz Feuer!"

„Ich verstehe Euch, Herr von Guiche: doch Ihr möget sagen, was Ihr wollt, es kann in diesem Augenblick zwischen uns weder von Bragelonne, noch von dem bedeutungslosen Mädchen die Rede sein, das man La Vallière nennt."

In diesem Augenblick durchschritten einige junge Leute von Hof den Salon und waren, da sie schon die Worte gehört, welche gesprochen worden, auch im Stande, diejenigen zu hören, welche noch folgen sollten.

Wardes gewahrte dieß und fuhr laut fort:

„Oh! wenn La Vallière eine Coquette wäre, wie Madame, deren, ich will es wohl glauben, unschuldige Lockungen zuerst gemacht haben, daß Herr von Buckingham nach England zurückgeschickt wurde, sodann daß man Euch verbannte, denn Ihr habt Euch am Ende von diesen Lockungen fangen lassen, nicht wahr, meine Herren?"

Die Cavaliere näherten sich, Saint-Aignan an der Spitze, Manicamp hernach.

„Ei! mein Lieber, was wollt Ihr?" versetzte Guiche lachend, „ich bin ein Geck, alle Welt weiß das. Ich habe einen Scherz im Ernste genommen und dadurch gemacht, daß ich verbannt wurde. Doch ich habe meinen Irrthum eingesehen, ich habe meine Eitelkeit zu den Füßen des Berechtigten niedergebeugt und meine Zurückberufung erlangt, indem ich öffentliche Abbitte that und mir selbst mich von diesem Fehler zu heilen gelobte, und Ihr seht, ich bin so gut davon geheilt, daß ich nun über das lache, was mir vor vier Tagen das Herz brach. Doch er, Raoul, liebt, er wird geliebt, er lacht nicht über Gerüchte, die sein Glück stören können, über Gerüchte, zu deren Dolmetscher Ihr Euch gemacht habt, während Ihr doch, wie ich, wie diese Herren, wie Jedermann wußtet, daß diese Gerüchte nur eine Verleumdung waren!"

„Eine Verleumdung!" rief Wardes wüthend, sich durch die Kaltblütigkeit von Guiche in die Falle getrieben zu sehen.

„Ja, eine Verleumdung. Hier ist sein Brief, worin er mir schreibt, Ihr habet schlimm von Fräulein de la Vallière gesprochen, und worin er mich fragt, ob das, was Ihr von dem Mädchen gesagt, wahr sei. Soll ich diese Herren zu Richtern machen, Wardes?"

Und mit der größten Kaltblütigkeit las Guiche ganz laut den Absatz des Briefes vor, der La Vallière betraf.

„Und nun," fuhr Guiche fort, „nun ist es für

mich erwiesen, daß Ihr die Ruhe des lieben Bragelonne verletzen wolltet, und daß Eure Reden boshaft waren."

Wardes schaute umher, um zu wissen, ob er irgendwo auf Unterstützung zu hoffen hätte; doch bei dem Gedanken, daß Wardes unmittelbar oder mittelbar diejenige beleidigt habe, welche das Idol des Tages war, schüttelte jeder den Kopf und Wardes sah nur Männer, bereit, ihm Unrecht zu geben.

„Meine Herren," sprach Guiche, der instinktartig das allgemeine Gefühl errieth, „unsere Erörterung mit Herrn von Wardes betrifft einen Gegenstand von so zarter Natur, daß es von Gewicht ist, daß Niemand mehr davon hört, als Ihr davon gehört habt. Ich bitte Euch daher, bewacht die Thüren und laßt uns unser Gespräch unter uns vollenden, wie es sich unter zwei Edelleuten geziemt, von denen der eine den andern lügen gestraft hat."

„Meine Herren! meine Herren!" riefen die Anwesenden.

„Findet Ihr, daß ich Unrecht gehabt habe, Fräulein de la Vallière zu vertheidigen?" sagte Guiche. „In diesem Fall unterziehe ich mich der Verurtheilung und nehme die verletzenden Worte zurück, die ich gegen Herrn von Wardes habe aussprechen können."

„Teufel!" sagte Saint-Aignan. „Nein! nein! ... Fräulein de la Vallière ist ein Engel!"

„Die Tugend, die Reinheit in Person," rief Manicamp.

„Ihr seht, Herr von Wardes," sprach Guiche, „ich bin nicht der Einzige, der die Vertheidigung dieses armen Kindes übernimmt. Meine Herren, zum zweiten Male flehe ich Euch an, uns allein zu lassen. Ihr seht, man kann unmöglich ruhiger sein, als wir es sind."

Die Höflinge entfernten sich gerne; die einen gingen an eine Thüre, die andern an die andere.

Die zwei jungen Leute blieben allein.

„Gut gespielt," sagte Wardes zum Grafen.
„Nicht wahr?" erwiederte dieser.
„Was wollt Ihr, ich bin in der Provinz eingerostet, mein Theurer, während mich das, was Ihr an Selbstbeherrschung gewonnen habt, verwirrt; man erlangt immer etwas in der Gesellschaft der Frauen, empfangt also alle meine Complimente."
„Ich empfange sie."
„Und ich werde sie an Madame zurückwenden."
„Oh! nun, mein lieber Herr von Wardes, sprechen wir so laut, als es Euch beliebt."
„Fordert mich nicht heraus."
„Ich fordere Euch heraus. Ihr seid als ein boshafter Mensch bekannt; wenn Ihr das thut, werdet Ihr für einen Feigen gelten, und Monsieur wird Euch heute Abend an seine Fensterstange hängen lassen."
„Ich bin geschlagen."
„Ja, aber nicht so sehr, als es sich gebührt."
„Ich sehe, es wäre Euch nicht leid, wenn Ihr mich ganz und gar auf das Haupt schlagen würdet."
„Noch mehr."
„Teufel, Graf, für den Augenblick seid Ihr übel daran; nach der, die ich gespielt, kann mir eine andere Partie nicht zusagen; ich habe zu viel Blut in Boulogne verloren; bei der geringsten Anstrengung würden sich meine Wunden wieder öffnen, und Ihr hättet in der That bei mir einen zu leichten Handel."
„Das ist wahr," sagte Guiche, „und dennoch habt Ihr bei Eurer Ankunft Euer schönes Aussehen und Eure guten Arme zur Schau gestellt."
„Ja, die Arme gehen allerdings noch, aber die Beine sind schwach, und dann habe ich seit dem verteufelten Duell kein Rappier mehr in der Hand gehabt, und Ihr, dafür stehe ich, Ihr fechtet alle Tage, um Euren kleinen Hinterhalt zu einem guten Ende zu führen."

„Bei meiner Ehre," erwiederte Guiche, „seit einem halben Jahre habe ich mich nicht mehr geübt."

„Nein, seht, Graf, Alles wohl überlegt, werde ich mich nicht schlagen, wenigstens nicht mit Euch. Ich werde auf Bragelonne warten, da Ihr mir sagt, Bragelonne sei böse auf mich."

„Oh! nein, Ihr werdet nicht auf Bragelonne warten," rief Guiche außer sich, „denn Ihr habt es gesagt, Bragelonne kann lange nicht zurückkommen und mittlerweile wird Euer schlimmer Geist sein Werk vollbringen."

„Ich werde jedoch eine Entschuldigung haben. Nehmt Euch in Acht."

„Ich gebe Euch acht Tage zu Eurer völligen Wiederherstellung."

„Das ist schon besser. In acht Tagen werden wir sehen."

„Ja, ja, ich begreife, in acht Tagen kann man seinem Feinde entkommen. Nein, nein, nicht einen."

„Ihr seid verrückt, mein Herr," sagte Wardes, indem er einen Schritt rückwärts machte.

„Und Ihr seid ein Elender, wenn Ihr Euch nicht freiwillig schlagt."

„Nun?"

„Ich zeige es dem König an, daß Ihr Euch geweigert, Euch zu schlagen, nachdem ihr La Vallière beschimpft."

„Ah!" versetzte Wardes, „Ihr seid gefährlich verrätherisch, mein redlicher Herr."

„Nichts kann gefährlicher sein, als die Falschheit desjenigen, welcher immer den Rechtschaffenen spielt."

„Gebt mir meine Beine wieder, oder laßt Euch Alles Blut abzapfen, um die Chancen gleich zu machen."

„Nein, ich habe etwas Besseres."

„Sprecht."

„Wir setzen uns beide zu Pferde und wechseln drei Pistolenschüsse. Ihr seid ein vortrefflicher Schütze. Ich

habe Euch Schwalben mit der Kugel im Galopp schießen sehen. Leugnet es nicht, ich habe es gesehen."

„Ich glaube, Ihr habt Recht, und so ist es möglich, daß ich Euch tödte."

„Ihr würdet mir in der That einen Dienst leisten."

„Ich werde mein Möglichstes thun."

„Ist das abgemacht!"

„Eure Hand."

„Hier habt Ihr sie . . . Unter einer Bedingung jedoch."

„Nennt sie."

„Ihr schwört mir, nichts dem König zu sagen oder sagen zu lassen?"

„Nichts, ich schwöre es Euch."

„Ich will mein Pferd holen."

„Und ich das meinige."

„Wohin reiten wir?"

„Nach der Ebene, ich weiß einen vortrefflichen Ort."

„Reiten wir mit einander?"

„Warum nicht?"

Und beide gingen nach den Ställen, wobei sie unter den sanft erleuchteten Fenstern von Madame vorüberkamen; ein Schatten erhob sich hinter den Spitzenvorhängen.

„Ah!" sagte Wardes lächelnd, „das ist eine Frau welche nicht vermuthet, daß wir für sie in den Tod gehen."

XXXII.

Der Zweikampf.

Wardes wählte sein Pferd und Guiche das seinige.

Dann sattelte es jeder mit einem Sattel, woran Halfter.

Wardes hatte keine Pistolen. Guiche hatte zwei Paare. Er holte sie in seiner Wohnung, und überließ Wardes die Wahl.

Wardes wählte diejenigen, deren er sich zwanzigmal bedient hatte, dieselben, mit denen ihn Guiche hatte Schwalben im Flug schießen sehen.

„Ihr werdet Euch nicht wundern, daß ich alle Vorsicht gebrauche," sagte er. „Eure Waffen sind Euch bekannt. Ich mache folglich nur die Chancen gleich."

„Diese Bemerkung war überflüssig, Ihr seid in Eurem Recht," erwiederte Guiche.

„Nun bitte ich Euch mir zu Pferde steigen helfen zu wollen, denn das hat bei mir noch eine gewisse Schwierigkeit."

„Dann hätte man es zu Fuß abmachen sollen."

„Nein, einmal im Sattel, stelle ich meinen Mann."

„Gut, sprechen wir nicht mehr davon."

Hienach half Guiche Herrn von Wardes zu Pferde steigen.

„In unserem Eifer, nur zu vertilgen, haben wir Eines nicht berücksichtigt," fuhr der junge Mann fort.

„Was?"

„Daß es Nacht ist, und daß wir uns im Finstern tappend tödten müssen."

„Immerhin, es wird dasselbe Resultat sein."

„Wir müssen zu doch auf einen andern Umstand Acht haben."

„Auf welchen?“

„Auf den, daß ehrliche Leute sich nicht ohne Gefährten schlagen.“

„Oh!“ rief Guiche, „Ihr wünscht eben so sehr als ich, die Dinge gut zu machen.“

„Ja: aber man soll nicht sagen können, Ihr habet mich ermordet, ebenso wenig, als ich, falls ich Euch tödten würde, eines Verbrechens beschuldigt sein will.“

„Hat man dergleichen von Eurem Duell mit Buckingham gesagt,“ versetzte Guiche; „es hat doch unter denselben Bedingungen stattgefunden, unter denen das unsere stattfinden soll.“

„Ah! es war noch Tag, und wir standen bis an die Schenkel im Wasser; überdieß waren viele Zuschauer am Ufer versammelt und sahen uns zu.“

Guiche dachte einen Augenblick nach; doch der Gedanke, der schon einmal in seinem Geiste aufgetaucht, befestigte sich darin, der Gedanke nämlich, Wardes wolle Zeugen haben, um das Gespräch wieder auf Madame zu bringen, und dem Zweikampf eine neue Wendung zu geben.

Er erwiederte also nichts, und als ihn Wardes zum letzten Mal mit dem Blick befragte, antwortete er ihm durch ein Zeichen mit dem Kopf, das besagen wollte, es wäre das Beste, so wie es stünde, fortzumachen.

Die zwei Gegner begaben sich dem zu Folge auf den Weg, und ritten aus dem Schloß durch das Thor weg, das uns bekannt ist, weil wir nahe bei demselben Montalais und Malicorne gesehen.

Die Nacht hatte, als wollte sie die Hitze des Tages bekämpfen, alle ihre Wolken angehäuft und trieb sie schweigsam und schwerfällig vom Westen nach dem Osten. Dieser Dom ohne Lichtungen und scheinbare Blitzstrahle lastete mit seinem ganzen Gewicht auf der Erde und fing an, sich unter den Anstrengungen des Windes zu durchlöchern wie ein ungeheuer vom Täfelwerk abgerissener Vorhang.

Die Wassertropfen fielen lau und breit auf die

Erde, wo sie den Staub in rollende Kügelchen zusammenballten.

Hecken, die den Sturm einathmeten, durstige Blumen, zerzauste Bäume strömten zu gleicher Zeit tausend aromatische Gerüche aus, welche dem Gehirn die süßen Erinnerungen, die Ideen von Jugend, ewigem Leben, Glück und Liebe zuführte.

„Die Erde riecht gut," sagte Wardes, „es ist eine Coquetterie von ihr, um uns zu sich herabzuziehen."

„Ah!" erwiederte Guiche, „es sind mir mehrere Gedanken gekommen, und ich will sie Euch unterwerfen."

„Bezüglich?"

„Bezüglich unseres Zweikampfs."

„Es ist in der That, wie mir scheint, Zeit, daß wir uns damit beschäftigen."

„Wird es ein gewöhnlicher Zweikampf und geordnet nach dem Gebrauche sein?"

„Wie ist Euer Gebrauch?"

„Wir steigen auf einer guten Ebene ab, wir binden unsere Pferde an den ersten, den besten Gegenstand an, wir treten ohne Waffen zusammen, dann entfernen wir uns jeder hundert und fünfzig Schritte, um auf einander loszugehen."

„Gut, so tödtete ich den armen Follivant."

„Verzeiht, Ihr vergeßt einen Umstand."

„Welchen?"

„Bei Eurem Duell mit Follivant, ginget Ihr zu Fuß, den Degen in den Zähnen und die Pistole in der Faust auf einander zu."

„Das ist wahr."

„Diesmal, da ich nicht gehen kann, Ihr gesteht es selbst, steigen wir im Gegentheil wieder zu Pferde, sprengen gegeneinander vor und der Erste, der schießen will, schießt."

„Das dünkt mir das Beste zu sein, doch es ist Nacht; man muß mehr verlorene Schüsse zählen, als es bei Tag gäbe."

„Gut! Jeder hat drei Schüsse! die zwei, welche schon geladen sind und einen des Wiederladens."

„Vortrefflich! Wo wird unser Duell stattfinden?"

„Gebt Ihr einem Ort den Vorzug?"

„Nein."

„Ihr seht das kleine Gehölze, das sich vor uns ausdehnt?"

„Bois de Rochers? Allerdings."

„Ihr kennt es?"

„Genau!"

„Ihr wißt also, daß es eine Lichtung in seinem Mittelpunkt hat!"

„Ja."

„Reiten wir nach dieser Lichtung."

„Gut."

„Es ist eine Art von natürlichem Kampfplatz mit allen möglichen Wegen, Abwegen, Fußpfaden, Gräben, Waldungen, Alleen; wir werden vortrefflich dort sein."

„Sehr gut. Ich glaube, wir sind an Ort und Stelle."

„Ja, seht den schönen Raum in der Rundung. Das Wenige von Helle, was von den Sternen herabfällt, wie Corneille sagt, drängt sich auf diesen Platz zusammen; die natürlichen Grenzen sind der Wald, der ihn mit seinen Schranken umkreist."

„Wohl! thut, wie Ihr sagt."

„Stellen wir die Bedingungen vollends fest."

„Höret die meinigen: habt Ihr etwas dagegen, so sagt Ihr es."

„Ich höre."

„Die Tödtung des Pferdes verbindet seinen Herrn, zu Fuß zu fechten?"

„Das ist nicht zu bestreiten, da wir keine Pferde zum Wechseln haben."

„Verbindet aber den Gegner nicht, von seinem Pferde abzusteigen."

„Es steht dem Gegner frei, zu handeln wie es ihm gut dünkt.“

„Sind die Gegner einmal vereinigt, so können sie sich nicht mehr trennen, und müssen folglich die Pistole auf der Brust auf einander schießen.“

„Angenommen.“

„Drei Schüsse ohne Wehr, nicht wahr?“

„Ich glaube, das ist genügend. Hier habt Ihr Pulver und Kugeln für Eure Pistolen; meßt drei Ladungen, nehmt drei Kugeln; ich werde dasselbe thun; dann zerstreuen wir den Rest des Pulvers und werfen die übrigen Kugeln weg.“

„Und wir schwören auf Christus, nicht wahr,“ fügte Wardes bei, „daß wir weder Pulver, noch Kugeln mehr bei uns haben?“

„Abgemacht, ich schwöre.“

Guiche streckte die Hand zum Himmel empor.

Wardes ahmte ihn nach.

„Und nun, mein lieber Graf,“ sprach Wardes, „erlaubt mir, Euch zu sagen, daß ich mich durch nichts bethören lasse: Ihr seid der Geliebte von Madame, oder werdet es sein. Ich habe das Geheimniß ergründet, Ihr befürchtet, ich könnte es ruchbar machen; Ihr wollt mich tödten, um Euch das Stillschweigen zu sichern, das ist ganz einfach, an Eurer Stelle würde ich dasselbe thun.“

Guiche neigte das Haupt.

„Nur,“ fuhr Wardes triumphirend fort, „nur sagt mir, war es wohl der Gedanke, mir auch die schlimme Angelegenheit von Bragelonne auf den Nacken zu werfen; nehmt Euch in Acht, mein lieber Freund, wenn man das Wildschwein in die Enge treibt, macht man es wüthend; wenn man den Fuchs hetzt, verleiht man ihm die Wildheit des Jaguars. Daraus geht hervor, daß ich mich, von Euch auf das Aeußerste getrieben, bis auf den Tod vertheidige.“

„Das ist Euer Recht.“

„Ja, doch nehmt Euch in Acht, ich werde viel Böses thun; so, um anzufangen, errathet Ihr wohl, nicht wahr, daß ich nicht die Dummheit begangen habe, mein Geheimniß oder vielmehr Euer Geheimniß in meinem Herzen zu verschließen. Ein Freund, ein geistreicher Freund, den Ihr kennt, ist Mitwisser meines Geheimnisses; versteht also wohl, daß, wenn Ihr mich tödtet, mein Tod nicht viel genützt haben wird, während dagegen, wenn ich Euch tödte, — Teufel! Ihr begreift wohl, Alles ist möglich."

Guiche schauerte.

„Wenn ich Euch tödte," fuhr Wardes fort, „werdet Ihr Madame zwei Feinde angehängt haben, welcher einer immer besser als der andere auf ihren Ruin arbeiten werden."

„Oh! mein Herr," rief Guiche wüthend, „rechnet nicht so auf meinen Tod; von diesen zwei Feinden werde ich den einen sogleich und den andern bei der ersten Gelegenheit tödten."

Wardes antwortete nun durch ein dergestalt teuflisches Gelächter, daß ein Abergläubischer darüber erschrocken wäre.

Guiche war jedoch nicht in diesem Grad für Eindrücke empfänglich.

„Ich glaube, Alles ist geordnet, Herr von Wardes," sagte er, „nehmt also Euren Abstand, wenn Ihr nicht lieber wollt, daß ich dieß thue."

„Nein," erwiederte Wardes, „ich bin entzückt, Euch eine Mühe zu ersparen."

Und er setzte sein Pferd in Galopp, durcheilte die Lichtung in ihrer ganzen Ausdehnung und nahm seinen Posten an dem Punkte vom Umkreise des Kreuzwegs, der dem gegenüber lag, wo Guiche Halt gemacht hatte.

Guiche blieb unbeweglich.

Auf eine Entfernung von ungefähr hundert Schritten waren die Gegner, verloren im dichten Schatten

Ulmen und Kastanienbäume, völlig unsichtbar für
ander.

Eine Minute verging unter dem tiefsten Still-
weigen.

Nach Verlauf dieser Minute hörte jeder im Schooße
es Schattens, wo er verborgen war, das doppelte
Knacken des Hahns, der in der Batterie tönte.

Die gewöhnliche Taktik befolgend, setzte Guiche
sein Pferd in Galopp, überzeugt, er würde eine dop-
pelte Garantie der Sicherheit in der Wellenbewegung
und in der Geschwindigkeit des Laufes finden.

Dieser Lauf wandte sich in gerader Linie nach dem
Punkt, den seiner Meinung nach sein Gegner einnehmen
mußte.

Auf der Hälfte des Wegs hoffte er Wardes zu be-
gegnen; er täuschte sich.

Er ritt weiter, in der Voraussetzung, Wardes er-
warte ihn unbeweglich.

Als er aber zwei Drittel der Lichtung durchschritten
hatte, sah er plötzlich den Kreuzweg sich beleuchten, und
eine Kugel schnitt pfeifend die Feder ab, die sich auf
seinem Hute rundete.

Beinahe zu gleicher Zeit, und als hätte das Feuer
des ersten Schusses nur dazu gedient, dem zweiten zu
leuchten, erscholl ein zweiter Schuß, und eine zweite
Kugel durchbohrte den Kopf des Pferdes von Guiche
ein wenig unter dem Ohr.

Das Pferd stürzte nieder.

Guiche wurde von dem größten Erstaunen ergriffen,
da diese zwei Schüsse in einer der, in welcher er es
erwartete, ganz entgegengesetzten Richtung kamen;
als ein Mann von großer Kaltblütigkeit, berechnete er
seinen Fall indeß nicht so gut, daß nicht das Ende
seines Stiefels unter dem Pferde festgehalten wurde.

Zum Glück machte das Pferd in seinem Todeskampf
eine Bewegung und Guiche konnte sein minder gepreßtes
Bein frei machen.

Guiche stand auf und befühlte sich: er war nicht verwundet.

In dem Augenblick, wo er sein Pferd wanken gefühlt, hatte er die zwei Pistolen in die Halfter gesteckt, aus Furcht, der Sturz könnte einen von den zwei Schüssen und sogar beide losgehen machen, was ihn unnütz entwaffnet hätte.

Sobald er stand, nahm er seine Pistolen wieder aus den Halftern, und ging auf die Stelle zu, wo er beim Schein der Flamme Wardes hatte erscheinen sehen.

Guiche hatte sich sogleich Rechenschaft von seinem Manoeuvre gegeben, das höchst einfach war.

Statt auf Guiche zuzureiten oder an seinem Platze zu bleiben und ihn hier zu erwarten, war Wardes ungefähr fünfzehn Schritte dem Schattenkreis gefolgt, der ihn dem Blick seines Gegners entzog, und in dem Augenblick, wo ihm dieser in seinem Laufe die Seite bot, hatte er von seinem Platze aus, bequem zielend und unterstützt, statt gehindert durch den Galopp des Pferdes, geschossen.

Man hat gesehen, daß die erste Kugel, trotz der Finsterniß, auf kaum einen Zoll vom Kopf von Guiche vorübergeflogen war.

Wardes war seines Schusses so sicher, daß er Guiche fallen zu sehen geglaubt hatte. Sein Erstaunen war daher groß, als der Reiter im Gegentheil im Sattel blieb.

Er beeilte sich, zum zweiten Mal zu schießen, machte eine Wendung mit der Hand und tödtete das Thier.

Dies war eine glückliche Ungeschicklichkeit, wenn Guiche unter dem Pferde festgehalten blieb. Ehe er sich losmachen konnte, lud Wardes seinen dritten Schuß, und Guiche war seiner Gnade anheimgegeben.

Guiche stand aber ganz im Gegentheil und hatte drei Schüsse abzufeuern.

Guiche begriff die Lage der Dinge . . . Es handelte sich darum, Wardes an Geschwindigkeit zu-

orzukommen. Er lief, um ihn zu erreichen, ehe er
ine Pistole geladen hätte.

Wardes sah ihn wie einen Sturm herbeikommen.
Die Kugel war in ihrer Größe sehr genau und wider=
and dem Ladestock. Schlecht laden hieß sich der Ge=
ahr aussetzen, den letzten Schutz zu verlieren. Gut
aden hieß seine Zeit verlieren oder vielmehr das Leben
erlieren.

Er ließ sein Pferd einen Seitensprung machen.

Guiche drehte sich auf dem Absatz um, und in dem
Augenblick, wo das Pferd niederfiel, ging der Schuß
os und riß Wardes den Hut vom Kopf.

Wardes begriff, daß er einen Augenblick für sich
atte; er benützte ihn, um seine Pistole vollends zu
aden.

Als Guiche sah, daß sein Gegner nicht fiel, warf
r die erste Pistole, die ihm unnütz geworden, weg, und
ing, die zweite erhebend, auf Wardes zu.

Doch beim dritten Schritt, den er machte, faßte
hn Wardes unter dem Marschiren und der Schuß
ing los.

Ein Brüllen des Zorns antwortete hierauf; der
Arm des Grafen zog sich krampfhaft zusammen und
ank dann nieder.

Die Pistole fiel.

Wardes sah den Grafen sich bücken, die Pistole
mit der linken Hand aufheben und einen neuen Schritt
egen ihn machen.

Der Augenblick war entscheidend.

„Ich bin verloren,“ murmelte Wardes, „er ist nicht
ödtlich verwundet.“

Doch in dem Moment, wo Guiche seine Pistole
egen Wardes erhob, beugten sich der Kopf, die Schul=
ern und die Kniee des Grafen zu gleicher Zeit. Er
ieß einen schmerzlichen Seufzer aus und rollte zu den
Füßen des Pferdes von Wardes.

„Vorwärts,“ murmelte dieser.

Und raffte die Zügel zusammen und gab seinem Pferde beide Sporen.

Das Pferd setzte über den trägen Körper und trug Wardes nach dem Schlosse fort.

Hier angekommen, hielt Wardes eine Viertelstunde mit sich Rath.

In seiner Ungeduld, das Schlachtfeld zu verlassen, hatte er es versäumt, sich zu versichern, ob Guiche todt sei.

Eine doppelte Hypothese bot sich dem Geist von Wardes.

Entweder war Guiche getödtet oder nur verwundet.

Sollte er, wenn Guiche getödtet, so seinen Leichnam den Wölfen überlassen? eine unnütze Grausamkeit, da Guiche, wenn er getödtet, sicherlich nicht mehr sprechen würde.

War Guiche nicht getödtet, warum sich dadurch, daß er ihm keine Hülfe brächte, für einen der Großmuth unfähigen Wilden ansehen lassen?

Diese letzte Betrachtung trug den Sieg davon.

Wardes erkundigte sich nach Manicamp.

Er erfuhr, Manicamp habe sich nach Guiche erkundigt, und sei, da er nicht gewußt, wo er ihn treffen sollte, zu Bette gegangen.

Wardes weckte den Schläfer und erzählte ihm den Vorfall, den Manicamp, ohne ein Wort zu sagen, aber mit einem Ausdruck wachsender Energie, der man seine Physiognomie hätte unfähig glauben sollen, anhörte.

Erst als Wardes geendigt hatte, sprach Manicamp das einzige Wort: „Vorwärts.“

Unter Weges erhitzte sich die Phantasie von Manicamp, und je länger ihm Wardes von den Abenteuern erzählte, desto mehr verdüsterte er sich.

Als Wardes geendigt hatte, fragte er:

„Ihr haltet ihn also für todt?“

„Ach! ja.“

„Und Ihr habt Euch nur so ohne Zeugen geschlagen?“

„Er hat es so gewollt.“

„Das ist sonderbar.“

„Wie, das ist sonderbar?“

„Das sieht dem Charakter von Guiche sehr wenig ähnlich.“

„Ich denke, Ihr zweifelt nicht an meinem Wort?“

„Eh! eh!“

„Ihr zweifelt daran?“

„Ein wenig. Doch ich werde noch viel mehr daran zweifeln, das sage ich Euch zum Voraus, wenn ich den armen Jungen todt sehe.“

„Herr Manicamp!“

„Herr von Wardes!“

„Mir scheint, Ihr beleidigt mich.“

„Wie es Euch beliebt. Was wollt Ihr, ich bin den Leuten nie sehr hold gewesen, welche kommen und zu einem sagen: „„Ich habe den und den Herrn in einem Winkel getödtet, das ist ein sehr großes Unglück. Aber ich habe ihn redlich getödet.““ Es ist sehr finster für dieses Nebenwort Herr von Wardes.“

„Stille, wir sind an Ort und Stelle.“

Man fing wirklich an, die kleine Lichtung und im leeren Raum die unbewegliche Masse des todten Pferdes zu erblicken.

Rechts von dem Pferd, auf dem schwarzen Gras, lag, das Gesicht der Erde zugekehrt, der arme Graf in seinem Blute gebadet.

Er war auf derselben Stelle geblieben und schien nicht einmal eine Bewegung gemacht zu haben.

Manicamp warf sich auf die Kniee, hob den Grafen auf und fand ihn kalt und von Blut benetzt.

Er ließ ihn wieder niederfallen.

Dann streckte er sich bei ihm aus und suchte, bis er die Pistole von Guiche gefunden hatte.

„Zum Henker!“ sagte er sodann, während er bleich

wie ein Gespenst und die Pistole in der Faust aufstand, „zum Henker! Ihr täuschtet Euch nicht, er ist todt!“

„Todt?“ wiederholte Wardes.

„Ja, und seine Pistole ist geladen,“ fügte Manicamp, mit dem Finger die Zündpfanne untersuchend, bei.

„Sagte ich Euch nicht, ich habe ihn im Gehen gefaßt, und ich habe in dem Augenblick, wo er auf mich gezielt, geschossen?“

„Seid Ihr sicher, daß Ihr Euch mit ihm geschlagen habt, Herr von Wardes? ich, ich muß es gestehen, befürchte, Ihr habt ihn ermordet. Oh! schreit nicht! Ihr habt Eure drei Schüsse abgefeuert und seine Pistole ist geladen! Ihr habt sein Pferd getödtet, und er, Guiche, einer der besten Schützen Frankreichs, hat weder Euch, noch Euer Pferd getroffen! Höret, Herr von Wardes, es ist ein Unglück für Euch, daß Ihr mich hierher geführt habt; all dieses Blut ist mir zu Kopf gestiegen; ich bin ein wenig trunken, und glaube bei meiner Ehre, ich werde Euch, da sich die Gelegenheit bietet, die Hirnschale zerschmettern. Herr von Wardes, empfehlt Eure Seele Gott!“

„Herr Manicamp, Ihr bedenkt nicht...“

„Doch im Gegentheil, ich bedenke zu viel.“

„Ihr würdet mich ermorden?“

„Ohne Gewissensbisse, wenigstens für den Augenblick.“

„Seid Ihr ein Edelmann?“

„Man ist Page gewesen, und hat folglich seine Proben abgelegt.“

„Laßt mich mein Leben vertheidigen.“

„Gut, damit Ihr mir thätet, was Ihr dem armen Guiche gethan habt.“

Nach diesen Worten hob Manicamp sein Pistole auf und hielt sie, den Arm gespannt und die Stirne gefaltet, in der Höhe der Brust von Wardes fest.

Da vernahm man unter diesem gräßlichen Still-

schweigen eines Augenblicks, der Wardes wie ein Jahrhundert vorkam, einen Seufzer.

„Oh!“ rief Wardes, „er lebt, er lebt! zu Hülfe, Herr von Guiche, man will mich ermorden!“

Manicamp wich zurück, und man sah zwischen den zwei jungen Leuten den Grafen sich mühsam auf eine Hand erheben.

Manicamp warf die Pistole zehn Schritte von sich und lief, einen Freudenschrei ausstoßend, auf seinen Freund zu.

Wardes wischte seine von eisigem Schweiß übergossene Stirne ab und murmelte:

„Es war Zeit.“

„Was habt Ihr und auf welche Art seid Ihr verwundet?“ fragte Manicamp Guiche.

Guiche zeigte seine verstümmelte Hand und seine blutige Brust.

„Graf,“ rief Wardes, „man beschuldigt mich, ich habe Euch ermordet; ich beschwöre Euch, sprecht, sagt, daß ich redlich gekämpft habe.“

„Es ist wahr,“ sprach der Verwundete, „Herr von Wardes hat redlich gekämpft, und Jeder, der das Gegentheil sagt, würde sich einen Feind aus mir machen.“

„Ei, mein Herr,“ sagte Manicamp, „helft mir zuerst diesen armen Jungen wegschaffen, und hernach werde ich Euch jede beliebige Genugthuung geben, oder wenn Ihr zu sehr Eile habt, thun wir etwas Besseres; verbinden wir den Grafen hier mit Eurem Sacktuch und dem meinigen, und da zwei Kugeln herauszuziehen sind, ziehen wir sie heraus.“

„Ich danke,“ erwiederte Wardes, „zweimal in einer Stunde habe ich den Tod zu nahe gesehen: es ist etwas sehr Häßliches um den Tod und ich ziehe Eure Entschuldigungen vor.“

Manicamp lachte, und Guiche auch, trotz seiner Schmerzen.

Die zwei jungen Leute wollten ihn tragen, doch er erklärte, er fühle sich stark genug, um allein zu gehen. Die Kugel hatte ihm den Ringfinger und den kleinen Finger zerschmettert und war dann an einer Rippe abgeglitscht, ohne in die Brust einzudringen. Es war also mehr der Schmerz, als die schwere Verwundung, was Guiche niedergeworfen hatte.

Manicamp schlang ihm einen Arm unter einer Schulter durch, Wardes einen Arm unter der andern, und so führten sie ihn nach Fontainebleau zu dem Arzt, den wir am Sterbelager des Franciscaners, des Vorgängers von Aramis, gesehen.

Sämmtliche Werke

von

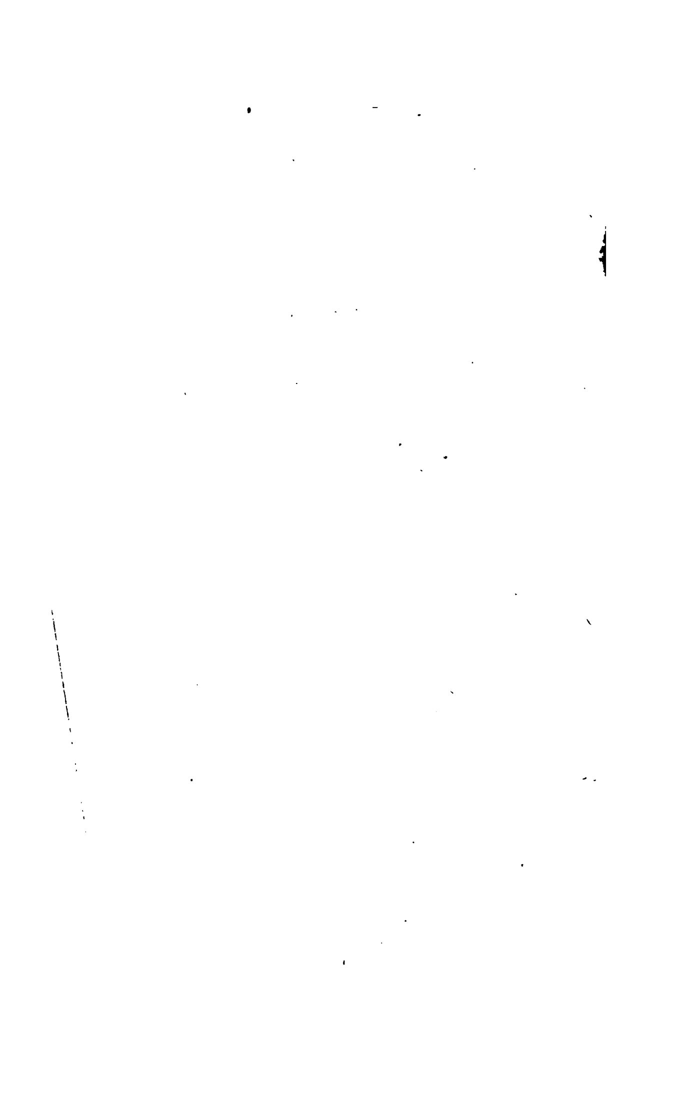
Alexandre Dumas.

Deutsch

von

Dr. August Zoller.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1849.



1.

Das Abendessen des Königs.

Der König hatte sich mittlerweile zu Tische gesetzt und das nicht sehr zahlreiche [illegible] des [illegible] geladenen des Tags hatte an seiner Seite, [illegible] ihnen [illegible] gewöhnlichen Geberde, [illegible] [illegible] genommen.

Schon zu dieser Zeit, obgleich die [illegible] noch nicht geordnet war, wie sie es später wurde, [illegible] französische Hof mit den alten Ueberlieferungen [illegible] Gemüthlichkeit und patriarchalischer [illegible] [illegible] chen, wie man sie noch unter Heinrich III. [illegible] der argwöhnische Geist von Ludwig XIII. [illegible] allmälig ausgetilgt, um sie durch [illegible] artige Gebräuche zu ersetzen, die er nicht [illegible] können in Verzweiflung war.

Der König speiste also an einer kleinen, [illegible] derten Tafel, welche, wie [illegible] [illegible] ten, die benachbarten [illegible] Tafel haben wir gesagt, [illegible] merken, daß diese [illegible]

Es war [illegible] reichliche Zahl [illegible] Wildbret, [illegible] serven [illegible]

Jung [illegible]



I.

Das Abendbrod des Königs.

Der König hatte sich mittlerweile zu Tische gesetzt und das nicht sehr zahlreiche Gefolge der Eingeladenen des Tags hatte an seiner Seite, nach der gewöhnlichen Geberde, welche sitzen hieß, Platz genommen.

Schon zu dieser Zeit, obgleich die Etiquette noch nicht geordnet war, wie sie es später wurde, hatte der französische Hof mit den alten Ueberlieferungen von Gemüthlichkeit und patriarchalischer Leutseligkeit gebrochen, wie man sie noch unter Heinrich III. fand, und der argwöhnische Geist von Ludwig XIII. hatte sie allmälig ausgetilgt, um sie durch prunkhafte, großartige Gebräuche zu ersetzen, die er nicht erreichen zu können in Verzweiflung war.

Der König speiste also an einer kleinen, abgesonderten Tafel, welche, wie das Bureau eines Präsidenten, die benachbarten Tafeln beherrschte; eine kleine Tafel haben wir gesagt, wir müssen indessen sogleich bemerken, daß diese kleine Tafel die größte von allen war.

Es war überdies diejenige, auf welcher man eine reichliche Zahl von verschiedenartigen Gerichten, Fische, Wildbret, zahmes Fleisch, Früchte, Gemüse und Conserven aufhäufte.

Jung und kräftig, ein großer Jäger, allen ge-

waltigen Leibesübungen zugethan, hatte der König überdies jene allen Bourbonen gemeinschaftliche natürliche Wärme des Blutes, welches rasch die Verdauung bewerkstelligt und den Appetit erneuert.

Ludwig XIV. war ein furchtbarer Tischgenosse; er liebte es, seine Köche zu kritisiren, doch wenn er ihnen Ehre widerfahren ließ, so war diese Ehre riesig.

Der König fing damit an, daß er mehrere Suppen entweder zusammen, in einer Art von Macedoin oder abgesondert aß. Er vermischte oder trennte vielmehr jede von diesen Suppen durch ein Glas alten Wein.

Er aß rasch und ziemlich gierig.

Porthos, der Anfangs aus Respekt auf einen Ellenbogenstoß von d'Artagnan gewartet hatte, wandte sich, als er den König so zugreifen sah, gegen den Musketier um und sagte mit halber Stimme:

„Mir scheint, man kann anfangen, Seine Majestät ermuthigt. Seht doch."

„Der König speist," erwiederte d'Artagnan, „doch er spricht zu gleicher Zeit; richtet es so ein, daß er Euch, sollte er Euch zufällig anreden, nicht mit vollem Munde trifft, das wäre mißfällig."

„Dann ist das Beste, nicht zu speisen," sagte Porthos. „Ich habe jedoch Hunger, das muß ich gestehen, und es riecht hier Alles so köstlich, daß man immer mehr Appetit bekommt."

„Laßt es Euch nicht einfallen, nicht zu essen, Ihr würdet den König ärgern. Seine Majestät pflegt zu sagen, derjenige arbeite gut, welcher gut speise, und er sieht es nicht gern, wenn man an seiner Tafel fastet."

„Wie soll man es aber vermeiden, den Mund voll zu haben, wenn man ißt?"

„Ihr habt nur einfach die Aufgabe, zu verschlingen, wenn Euch der König die Ehre erweist, das Wort an Euch zu richten."

„Sehr gut.“

Und von diesem Augenblick speiste Porthos mit einem artigen Enthusiasmus.

Der König schlug von Zeit zu Zeit die Augen zu der Gruppe auf, und schätzte als Kenner die Anlagen seines Gastes.

„Herr du Vallon!“ sagte er.

Porthos war bei einem Salmis von Hasen und verschluckte ein halbes Rückenstück davon.

So ausgesprochen machte ihn sein Namen beben, und mit einem kräftigen Zug des Schlundes verschlang er Alles, was er im Munde hatte.

„Sire,“ erwiederte Porthos mit erstickter, aber doch hinreichend verständlicher Stimme.

„Man gebe Herr du Vallon diese Hammelsfilets,“ sagte der König; „liebt Ihr das junge Fleisch, Herr du Vallon?“

„Sire, ich liebe Alles,“ antwortete Porthos.

d'Artagnan blies ihm aber ein: „Alles, was mir Euer Majestät schickt.“

Porthos wiederholte: „Alles, was mir Euer Majestät schickt.“

Der König machte mit dem Kopf ein Zeichen der Befriedigung.

„Man ißt gut, wenn man gut arbeitet,“ sagte der König ganz entzückt, sich gegenüber von einem Esser von der Stärke von Porthos zu sehen.

Porthos empfing die Platten mit Lammfleisch und ließ einen Theil davon auf seinen Teller gleiten.

„Nun?“ fragte der König.

„Vortrefflich!“ erwiederte Porthos ruhig.

„Hat man eben so zarte Lämmer in Eurer Provinz, Herr du Vallon?“ fuhr der König fort.

„Sire,“ erwiederte Porthos, „ich glaube, daß in meiner Provinz, wie überall, das, was es Bestes gibt, dem König zukommt, sodann aber esse ich das Lammfleisch nicht, wie es Euer Majestät ißt.“

„Ah! ah! wie eßt Ihr es denn?"

„Gewöhnlich lasse ich mir ein ganzes Lamm zurichten."

„Ein ganzes?"

„Ja, Sire."

„Auf welche Art?"

„Mein Koch, der Bursche, ist ein Deutscher, Sire, mein Koch füllt das Lamm mit Würstchen, die er von Straßburg, mit Kalbfleischklöschen, die er von Troyes, mit Lerchen, die er von Pithiviers kommen läßt; ich weiß nicht, durch welche Mittel er das Lamm ausbeint, wie er es mit einem Stück Geflügel machen würde, wobei er ihm die Haut läßt, was eine braune Kruste um das Thier macht; wenn man es sodann in schöne Schnitten zerschneidet, wie man es bei einer ungeheuren Wurst thäte, läuft ein ganz rosenfarbiger Saft heraus, der zugleich angenehm für das Auge und köstlich für den Gaumen ist."

Hiebei ließ Porthos die Zunge schnalzen.

Der König riß die Augen vor Entzücken weit auf, und sagte, während er zugleich gedämpfte Fasanen in Angriff nahm:

„Herr du Vallon, das ist eine Speise, nach der es mich gelüsten würde. Wie, das ganze Lamm?"

„Das ganze, ja, Sire."

„Gebt doch diese Fasanen Herrn du Vallon, ich sehe, daß er ein Liebhaber ist."

Der Befehl wurde vollzogen.

Dann kam Ludwig XIV. wieder auf das Lamm zurück und fragte:

„Und das ist nicht zu fett?"

„Nein, Sire, das Fett fällt zu gleicher Zeit mit dem Saft und schwimmt oben auf; mein Vorschneider schöpft es sodann mit einem silbernen Löffel ab, den ich eigens dazu habe machen lassen."

„Und Ihr wohnt?" fragte der König.

„In Pierrefonds."

„In Pierrefonds; wo ist das, Herr du Vallon, in der Gegend von Belle-Isle?“

„Oh! nein, Sire, Pierrefonds liegt im Soissonnais.“

„Ich glaubte, Ihr sprächet mir von diesen Hammeln wegen der salzigen Wiesen.“

„Nein, Sire, meine Wiesen sind nicht salzig, aber darum nicht weniger werth.“

Der König ging zu den Zwischengerüchten über, jedoch ohne Porthos aus dem Blick zu verlieren, der nach Kräften zu arbeiten fortfuhr.

„Ihr habt einen schönen Appetit, Herr du Vallon,“ sagte der König, „und Ihr seid ein guter Tischgenosse.“

„Ah! meiner Treu, Sire, wenn Euer Majestät je nach Pierrefonds käme, wir würden wohl unsern Hammel zu zwei verspeisen, denn es fehlt Euch auch nicht an Appetit.“

d'Artagnan gab Porthos unter dem Tisch einen guten Stoß mit dem Fuß.

Porthos erröthete, und fuhr dann, um sich zu verbessern, fort:

„Im glücklichen Alter Eurer Majestät war ich bei den Musketieren, und Keiner konnte mich sättigen. Euer Majestät hat einen schönen Appetit, wie ich zu sehen die Ehre hatte, aber sie wählt mit zu viel Delicatesse, um ein großer Esser genannt zu werden.“

Der König schien entzückt von der Artigkeit seines Gegners.

„Werdet Ihr von diesen Cremes kosten?“ sagte er zu Porthos.

„Sire, Euer Majestät behandelt mich zu gut, als daß ich ihr nicht die volle Wahrheit sagen sollte.“

„Sprecht, Herr du Vallon, sprecht.“

„Nun wohl! was das Zuckerwerk betrifft, so kenne ich nur das Gebackene, und dieses muß noch sehr compact sein; all dieser Schaum schwillt mir den Ma-

gen auf, und nimmt einen Platz ein, der mir zu kostbar dünkt, um ihn so schlecht auszufüllen."

„Ah! meine Herren!" sprach der König, auf Porthos deutend, „das ist ein wahres Muster der Gastronomie. So speisten unsere Väter, welche so gut zu speisen wußten, während wir picken."

Und indem er diese Worte sprach, nahm er einen Teller mit Geflügelbrustfleisch, vermischt mit Schinken.

Porthos griff seinerseits eine Schüssel mit jungen Feldhühnern und Rallen an.

Der Mundschenk füllte freudig das Glas Seiner Majestät.

„Gebt Herrn du Vallon von meinem Wein," sagte der König.

Dies war eine der größten Ehren der königlichen Tafel.

D'Artagnan preßte seinem Freunde das Knie und flüsterte ihm zu:

„Könnt Ihr nur die Hälfte von dem Wildschweinskopf verschlingen, den ich dort sehe, so seid Ihr meines Erachtens in einem Jahr Herzog und Pair."

„Ich werde mich sogleich daran machen," erwiederte Porthos phlegmatisch.

Die Reihe kam wirklich bald an den Wildschweinskopf, denn der König fand ein Vergnügen daran, diesen schönen Gast anzustacheln; er ließ Porthos kein Gericht zukommen, ohne zuvor davon gekostet zu haben, er kostete also von dem Schweinskopf. Porthos zeigte sich als ein wackerer Kämpe: statt die Hälfte davon zu essen, wie d'Artagnan gesagt hatte, aß er drei Viertel.

Der König sagte mit halber Stimme:

„Ein Cavalier, der alle Tage so gut und mit so kräftigem Appetit ißt, muß nothwendig der ehrlichste Mann meines Reiches sein."

„Höret Ihr?" sagte d'Artagnan seinem Freund ins Ohr.

„Ja, ich glaube, ich stehe ein wenig in Gunst," erwiederte Porthos, sich auf seinem Stuhle wiegend.

„Und Ihr habt guten Wind."

„Ja! ja! ja!"

Der König und Porthos fuhren fort, so zu essen, zur großen Zufriedenheit der Gäste, von denen einige, aus Nacheiferung ihnen zu folgen versuchten, aber sie mußten unter Weges verzichten.

Der König erröthete, und die Reaction des Blutes in seinem Gefäß verkündigte den Anfang der Fülle.

Statt heiter zu werden, wie alle Trinker, verdüsterte sich Ludwig XIV. nun und wurde schweigsam.

Porthos wurde im Gegentheil munter und gesprächig.

Der Fuß von d'Artagnan mußte ihn wiederholt an diesen besondern Umstand erinnern.

Das Dessert erschien.

Der König dachte nicht mehr an Porthos, er richtete seinen Blick nach der Eingangsthüre, und man hörte ihn von Zeit zu fragen, warum Herr von Saint-Aignan so lange ausbleibe.

Endlich in dem Augenblick, wo Seine Majestät einen Topf mit eingemachten Pflaumen unter einem großen Seufzer vollends leerte, erschien Herr von Saint-Aignan.

Die Augen des Königs, welche allmälig erloschen waren, glänzten sogleich.

Der Graf ging auf die Tafel des Königs zu, und als er sich ihm näherte, stand Ludwig XIV. auf.

Alle Gäste erhoben sich, selbst Porthos, der einem Mandelgebäcke, das in zwei Kinnbacken eines Krokodills aneinander zu kleben im Stande gewesen wäre, den Garaus machte. Das Abendmahl war beendigt.

II.

Nach dem Abendbrod.

Der König nahm Saint-Aignan beim Arm und ging in das anstoßende Zimmer.

„Warum habt Ihr gezögert, Graf?" fragte der König.

„Ich holte die Antwort," erwiederte der Graf.

„Sie brauchte also lange, um das, was ich ihr schrieb, zu beantworten."

„Sire, Eure Majestät hatte die Gnade, Verse zu machen, Fräulein de la Vallière wollte den König mit derselben Münze, das heißt mit Gold bezahlen.

„Verse, Saint-Aignan! rief der König, „gib, gib."

Ludwig erbrach das Siegel eines Briefchens, das Verse enthält welche, die Geschichte hat sie uns aufbewahrt, der Absicht nach besser sind, als hinsichtlich der Abfassung.

So wie sie waren, bezauberten sie indessen den König, und er gab Freude durch unzweideutige Entzückungen kund; doch das allgemeine Stillschweigen machte den König, der in Betreff des Wohlanstandes so kitzelig, darauf aufmerksam, seine Freude könnte Stoff zu Auslegungen geben.

Er wandte sich um, steckte das Billet ein. machte dann einen Schritt, der ihn auf die Thürschwelle zu seinen Gästen zurückführte und sprach:

„Herr du Vallon, ich habe Euch mit lebhaftem Vergnügen gesehen und werde Euch mit neuem Vergnügen wiedersehen."

Porthos verbeugte sich wie es der Koloß von Rhodus gethan hätte, und ging rückwärts hinaus.

„Herr d'Artagnan," fuhr der König fort, „Ihr werdet in der Gallerie auf meine Befehle warten, ich

bin Euch verbunden, daß Ihr mich mit Herrn du Vallon bekannt gemacht habt.

„Meine Herren, ich kehre morgen wegen der Abreise der Botschafter von Spanien und Holland nach Paris zurück.

„Morgen also."

Der Saal leerte sich alsbald. Der König nahm Saint-Aignan beim Arm und ließ ihn die Verse von la Vallière lesen.

„Wie findest Du sie?" fragte er.

„Sire, reizend."

„Sie entzücken mich in der That, und wenn sie bekannt würden ... "

„Ah! die Dichter müßten eifersüchtig werden, doch sie werden sie nicht kennen lernen."

„Habt Ihr ihr die meinigen gegeben?"

„Oh! sie hat sie verschlungen!"

„Ich befürchte, sie waren schwach."

„Fräulein de la Vallière hat das nicht gesagt."

„Ihr glaubt, sie habe sie nach ihrem Geschmacke gefunden?"

„Ich bin fest davon überzeugt."

„Dann müßte ich antworten."

„Ah! Sire... sogleich nach dem Abendbrod... Eure Majestät wird das angreifen!"

„Ich glaube, Ihr habt Recht; das Studium nach dem Mahl ist schädlich."

„Die Arbeit des Dichtens besonders; und dann wird wohl in diesem Augenblick eine Beängstigung bei Fräulein de la Vallière stattfinden."

„Welche Beängstigung?"

„Ah! Sire, wie bei allen diesen Damen."

„Weshalb?"

„Wegen des Unfalls, der dem armen Guiche widerfahren."

„Ah! mein Gott! es ist Guiche ein Unglück widerfahren?"

„Ja, Sire; es ist ihm eine ganze Hand weggerissen, er hat ein Loch in der Brust, er stirbt.“

„Guter Gott! und wer hat Euch das gesagt?“

„Manicamp hat ihn so eben zu einem Arzt in Fontainebleau zurückgebracht, und das Gerücht hat hier sich verbreitet . . .“

„Zurückgebracht! armer Guiche! Und wie ist ihm dies begegnet?“

„Ah! Sire, das ist es eben, wie ist ihm das begegnet?“

„Ihr sagt mir das mit einer ganz seltsamen Miene, Saint-Aignan, nennt mir die einzelnen Umstände. Was sagt er?“

„Er sagt nichts, Sire, doch die Andern.“

„Welche Andere?“

„Diejenigen, welche ihn gebracht haben, Sire.“

„Wer sind diese?“

„Ich weiß es nicht, Sire, doch Herr von Manicamp weiß es, Herr von Manicamp ist einer seiner Freunde.“

„Wie Jedermann.“

„Ah! nein, Ihr täuscht Euch, Sire, es ist nicht gerade Jedermann ein Freund von Herrn von Guiche.“

„Woher wißt Ihr das?“

„Soll ich mich erklären, Sire?“

„Allerdings.“

„Wohl! ich glaube, ich habe von einem Streit zwischen zwei Cavalieren sprechen hören.“

„Wann?“

„Heute Abend, vor den Nachtmahl Eurer Majestät.“

„Das beweist nichts. Ich habe so strenge Verordnungen in Beziehung auf das Duell erlassen, daß ich denke, es wird Keiner dagegen handeln.“

„Gott bewahre mich auch, daß ich Jemand entschuldige,“ rief Saint-Aignan. „Eure Majestät hat mir zu sprechen befohlen, und ich spreche.“

„So erzählt mir, wie der Graf verwundet worden ist?“

„Sire, man sagt, auf dem Anstand.“

„Diesen Abend?“

„Diesen Abend.“

„Eine Hand weggerissen, ein Loch in der Brust! Wer war mit Herrn von Guiche auf dem Anstand?“

„Ich weiß es nicht, Sire, doch Herr von Manicamp muß Alles wissen.“

„Ihr verbergt mir etwas, Saint-Aignan.“

„Nichts, Sire, nichts.“

„So erklärt mir den Vorfall; ist eine Muskete zersprungen?“

„Vielleicht wohl. Doch ich bedenke, nein, Sire, denn man hat bei Guiche seine noch geladene Pistole gefunden.“

„Seine Pistole! mir scheint, man geht nicht mit der Pistole auf den Anstand.“

„Sire, man fügt bei, sein Pferd sei getödtet worden, und der Leichnam des Pferdes liege noch in der Lichtung.“

„Sein Pferd! Guiche geht zu Pferde auf den Anstand! Saint-Aignan, ich begreife nichts von dem, was Ihr mir da sagt. Wo ist die Sache vorgefallen?“

„Im Bois-Rochin, auf dem Rondel.“

„Gut. Rufet Herrn d'Artagnan.“

Saint-Aignan gehorchte. Der Musketier trat ein.

„Herr d'Artagnan,“ sprach der König, „Ihr geht durch die kleine Thüre der Privattreppe hinaus.“

„Ja, Sire.“

„Ihr steigt zu Pferde.“

„Ja, Sire.“

„Ihr reitet nach dem Rondel des Bois-Rochin. Kennt Ihr den Ort?“

„Sire, ich habe mich zweimal dort geschlagen.“

„Wie!“ rief der König ganz bestürzt über diese Antwort.

„Sire, unter den Edicten des Herrn Cardinal

von Richelieu," erwiederte d'Artagnan mit seinem gewöhnlichen Phlegma.

„Das ist etwas Anderes, mein Herr! Ihr werdet Euch also dahin begeben und die Oertlichkeit genau untersuchen. Es ist ein Mann dort verwundet worden, und Ihr werdet ein todtes Pferd finden. Ihr sagt mir sodann, was Ihr von diesem Ereigniß denkt."

„Sehr wohl, Sire."

„Es versteht sich von selbst, daß ich Eure eigene Meinung und nicht die von Anderen haben will."

„Ihr werdet sie in einer Stunde haben, Sire.

„Ich verbiete Euch, mit irgend Jemand, wer es auch sein mag, zu reden."

„Den ausgenommen, welcher mir eine Laterne geben wird," sagte d'Artagnan.

„Ja, gewiß," versetzte der König lachend über diese Freiheit, die er nur bei seinem Kapitän der Musketiere duldete.

D'Artagnan entfernte sich auf der kleinen Treppe.

„Man rufe mir meinen Arzt," sagte Ludwig.

Nach zehn Minuten kam der Arzt ganz athemlos an.

„Mein Herr," sprach der König, „Ihr begebt Euch mit Herrn von Saint-Aignan dahin, wohin er Euch führen wird, und erstattet mir Bericht über den Zustand des Kranken, den Ihr in dem Hause, wohin ich Euch zu gehen bitte, sehen werdet."

Der Arzt gehorchte ohne eine Bemerkung, wie man zu jener Zeit Ludwig XIV. zu gehorchen anfing, und ging, Saint-Aignan voranschreitend, weg.

„Ihr, Saint-Aignan, schickt mir Manicamp, ehe der Arzt mit ihm sprechen konnte."

Saint-Aignan ging ebenfalls hinaus.

III.

d'Artagnan die Sendung vollzog, mit der ihn der König beauftragt hatte.

Während der König diese letzten Anordnungen traf, ur Wahrheit zu gelangen, lief d'Artagnan, ohne Secunde zu verlieren, nach dem Stall, nahm die ne vom Haken, sattelte selbst sein Pferd und wandte nach dem von Seiner Majestät bezeichneten Orte.

Er hatte seinem Versprechen gemäß weder Jemand en, noch getroffen; er war sogar in der Gewissen- gkeit so weit gegangen, daß er, was er zu thun , wie gesagt, ohne die Vermittelung der Stall- te that.

D'Artagnan gehörte zu den Menschen, welche eine darin suchen, in schwierigen Augenblicken ihren en Werth zu verdoppeln.

In einem Galopp von fünf Minuten war er im lze; er band sein Pferd an den ersten, den besten n an und drang zu Fuß bis zur Lichtung vor.

Da begann er, seine Laterne in der Hand, die Oberfläche des Rondels zu durchlaufen; er ging er ging her, er maß, untersuchte, und nach einer hung von einer halben Stunde nahm er in der e wieder sein Pferd und kehrte nachdenkend und Schritt nach Fontainebleau zurück.

Ludwig erwartete ihn in seinem Cabinet; er war t und zeichnete mit einem Bleistift auf ein Papier n, welche d'Artagnan mit dem ersten Blick als rich und sehr durchstrichen erkannte.

Er schloß daraus, es müßten Verse sein.

Der König schaute empor und erblickte d'Artagnan.

„Nun, mein Herr," sagte er, „bringt Ihr mir Nachrichten?"

„Ja, Sire."

„Was habt Ihr gesehen?"

„Folgendes ist das Wahrscheinliche, Sire."

„Es war eine Gewißheit, was ich von Euch verlangte."

„Ich werde ihr so viel als möglich nahe kommen; das Wetter war bequem für Nachforschungen in der Art, wie ich sie gemacht habe; es regnete diesen Abend und die Wege waren durchnäßt."

„Zur Sache, Herr d'Artagnan."

„Sire, Eure Majestät sagte mir, es liege ein todtes Pferd auf der Lichtung des Bois Rochin; ich fing also damit an, daß ich die Wege untersuchte.

„Ich sage Wege, insofern man zu dem Mittelpunkt der Lichtung auf vier Wegen gelangt.

„Derjenige, welchem ich gefolgt war, zeigte allein frische Spuren. Zwei Pferde waren neben einander darauf gegangen: ihre acht Füße waren sehr deutlich in der Thonerde bezeichnet.

„Der eine von den Reitern hatte mehr Eile als der andere. Die Tritte des einen Rosses sind stets eine halbe Pferdslänge vor denen des andern."

„Ihr seid also sicher, daß sie zu zwei gekommen sind?" fragte der König.

„Ja, Sire. Die Pferde sind zwei große Thiere von gleichem Schritt, Pferde, an das Manoeuvre gewöhnt, denn sie haben sich in einer vollkommenen schrägen Linie um die Barriere des Rondels gewendet."

„Weiter, mein Herr."

„Hier sind die Reiter einen Augenblick geblieben, ohne Zweifel, um die Bedingungen des Zweikampfes festzustellen; die Pferde wurden ungeduldig. Der eine von den Reitern sprach, der andere hörte und beschränkte sich auf das Antworten. Sein Pferd scharrte mit dem

Fuße auf der Erde, was beweist, daß er, ganz in das Hören vertieft, ihm die Zügel überließ."

„Dann fand ein Kampf statt?"

„Ohne Widerspruch."

„Fahret fort; Ihr seid ein geschickter Beobachter."

„Der eine von den Reitern blieb am Platz, der, welcher horchte. Der andere durchritt die Lichtung und stellte sich Anfangs seinem Feinde gegenüber auf. Dann durchritt derjenige, welcher am Platz geblieben war, im Galopp das Rondel bis auf zwei Drittel seiner Länge, im Glauben, er reite auf seinen Gegner zu, doch dieser war dem Umkreis des Waldes gefolgt."

„Nicht wahr, Ihr wißt die Namen nicht?"

„Durchaus nicht. Nur ritt derjenige, welcher dem Umkreise des Waldes folgte, einen Rappen."

„Woher wißt Ihr das?"

„Einige Haare vom Schweif sind an den Brombeersträuchen hängen geblieben, mit denen der Rand des Grabens besetzt ist."

„Fahret fort."

„Was das andere Pferd betrifft, so hatte ich keine Mühe, sein Signalement zu entwerfen, da es todt auf der Wahlstatt geblieben ist."

„Und woran ist dieses Pferd gestorben?"

„An einer Kugel, die ihm den Schlaf durchbohrt hat."

„War es eine Pistolenkugel oder eine Flintenkugel?"

„Eine Pistolenkugel, Sire. Die Wunde des Pferdes hat mir übrigens die Taktik desjenigen, welcher es getödtet, bezeichnet. Er war dem Umkreise des Waldes gefolgt, um seinen Gegner in der Flanke zu haben. Ich verfolgte seine Tritte auf dem Rasen."

„Die Tritte des Rappen?"

„Ja, Sire."

„Weiter, Herr d'Artagnan."

„Nun, da Eure Majestät die Stellung der beiden

Gegner steht, muß ich den feststehenden Reiter verlassen, um zu dem galoppirenden Reiter überzugehen.

„Thut das."

„Das Pferd des Reiters, der chargirte, wurde plötzlich getödtet."

„Woher wißt Ihr das?"

„Der Reiter hatte nicht Zeit, abzusteigen, und stürzte mit dem Pferde. Ich sah die Spur seines Beines, das er mit großer Anstrengung unter dem Pferde vorzog. Von dem Gewichte des Thieres bedrückt, durchwühlte der Sporn die Erde."

„Gut. Und was that er, als er aufgestanden war?"

„Er ging gerade auf seinen Gegner los."

„Der immer noch am Saume des Waldes stille hielt?"

„Ja, Sire. Dann, als er in ein schönes Bereich gekommen war, blieb er fest stehen, — seine Absätze sind der eine neben dem andern eingedrückt, — er schoß und fehlte seinen Gegner."

„Woher wißt Ihr, daß er gefehlt hat?"

„Ich fand den Hut von einer Kugel durchlöchert."

„Ah! ein Beweis," rief der König.

„Ein ungenügender, Sire," antwortete d'Artagnan kalt; „es ist ein Hut ohne Buchstaben, ohne Wappen; eine rothe Feder, wie an allen Hüten; selbst die Tresse hat nichts Besonderes."

„Hat der Mann mit dem durchlöcherten Hut seinen zweiten Schuß abgefeuert?"

„Oh! Sire, seine zwei Schüsse waren schon abgefeuert."

„Wie habt Ihr dies erfahren?"

„Ich habe die Pfröpfe der Pistole gefunden."

„Und was ist aus der Kugel geworden, welche nicht getödtet?"

„Sie hat die Hutfeder von dem durchschnitten, auf

welchen sie gerichtet war, und eine kleine Birke auf
andern Seite der Lichtung zerschmettert.

„Dann war der Mann mit dem Rappen entwaff
während sein Gegner einen Schuß abzufeuern hatte

„Sire, während der des Pferdes verlustige Re
wieder aufstand, lud der Andere sein Gewehr aberma
Nur war er sehr unruhig beim Wiederladen, denn sei
Hand zitterte.“

„Woher wißt Ihr das?“

„Die Hälfte der Ladung ist zu Boden gefallen, un
er warf den Ladstock weg und nahm sich nicht einma
Zeit, ihn wieder an die Pistole zu stecken.“

„Herr d'Artagnan, was Ihr mir da sagt, ist wun-
derbar.“

„Es ist eine Beobachtung, Sire, und der geringste
Recognoscirreiter würde dasselbe thun.“

„Man sieht die Scene, wenn man Euch nur hört.“

„Ich habe sie in der That mit wenigen Verände-
rungen in meinem Geiste wiederaufgebaut.“

„Kommen wir nun zum demontirten Reiter. Ihr
sagtet, er sei auf seinen Gegner zugegangen, während
dieser seine Pistole wieder geladen habe.“

„Ja, doch in dem Augenblicke, wo er selbst zielte,
schoß der Andere.“

„Oh!“ machte der König; „und der Schuß?“

„Der Schuß war furchtbar, Sire; der demontirte
Reiter fiel auf das Gesicht, nachdem er drei unsichere
Schritte gemacht hatte.“

„Wo war er getroffen?“

„An zwei Stellen; einmal an der rechten Hand,
dann an der Brust.“

„Wie könnt Ihr denn das errathen?“ fragte der
nig voll Bewunderung.

„Oh! das ist sehr einfach, der Kolben der Pistole
ganz mit Blut überzogen, und man sah daran die
r der Kugel mit Stücken eines zerbrochenen Ringes.

Dem Verwundeten sind also wahrscheinlich der Ringfinger und der kleine Finger weggerissen worden."

„So viel, was die Hand betrifft, das gebe ich zu. Doch die Brust?"

„Sire, es fanden sich da zwei Blutlachen zwei und einen halben Fuß von einander entfernt. Bei einer von diesen Lachen war das Gras mit der zuckenden Hand ausgerauft worden; bei der andern war das Gras nur durch die Schwere des Körpers niedergedrückt."

„Armer Guiche!" rief der König.

„Ah! es war Herr von Guiche," sagte ruhig der Musketier; „ich vermuthete es, wagte es aber nicht, Eurer Majestät etwas davon zu sagen."

„Und wie vermuthetet Ihr es?"

„Ich erkannte das Wappen von Guiche auf den Holftern des todten Pferdes."

„Und Ihr glaubt, daß er schwer verwundet ist?"

„Sehr schwer, denn er fiel sogleich und blieb lange auf demselben Platz. Er konnte jedoch gehen und hat sich, während er ging, auf zwei Freunde gestützt."

„Ihr seid ihm also begegnet?"

„Nein, aber ich habe die Tritte von drei Männern erkannt. Der Mann auf der Rechten und der auf der Linken gingen leicht, doch der in der Mitte hatte einen schwerfälligen Tritt; überdies begleiteten die Blutspuren diesen Tritt."

„Nun, mein Herr, da Ihr den Kampf so wohl gesehen habt, da Euch kein einziger Umstand entgangen ist, sagt mir ein paar Worte über den Gegner von Herrn von Guiche."

„Sire, ich kenne ihn nicht."

„Ihr, der Ihr doch so gut seht?"

„Ja, Sire," sprach d'Artagnan, „ich sehe Alles, doch ich sage nicht Alles, was ich sehe, und da der arme Teufel entkommen ist, so erlaube mir Eure Majestät, ihr zu bemerken, daß ich ihn nicht anzeigen werde."

„Derjenige, welcher sich duellirt, ist aber ein Strafbarer, mein Herr."

„Nicht für mich, Sire," erwiederte d'Artagnan mit kaltem Tone.

„Mein Herr, wißt Ihr wohl, was Ihr sprecht?" rief der König.

„Vollkommen, Sire; doch in meinen Augen, Sire, ist ein Mann, der sich gut schlägt, ein braver Mann. Das ist meine Ansicht; Ihr könnt eine andere haben; ganz natürlich, Ihr seid der Gebieter."

„Herr d'Artagnan, ich habe befohlen . . ."

D'Artagnan unterbrach den König mit einer ehrerbietigen Geberde und erwiederte:

„Ihr habt mir befohlen, Nachforschungen über einen Zweikampf anzustellen, Sire; ich habe es gethan und Euch Bericht erstattet. Befehlt Ihr mir, den Gegner von Herrn von Guiche zu verhaften, so werde ich gehorchen; befehlt mir aber nicht, ihn anzuzeigen, denn diesmal würde ich nicht gehorchen."

„Nun! so verhaftet ihn."

„Nennt mir denselben, Sire."

Ludwig stampfte mit dem Fuß.

Dann, nachdem er einen Augenblick nachgedacht, sprach er:

„Ihr habt zehnmal, zwanzigmal, hundertmal Recht."

„Das ist meine Ansicht, Sire, und ich bin glücklich, daß es zugleich auch die Eurer Majestät ist."

„Noch ein Wort . . . Wer hat Guiche Hülfe geleistet?"

„Ich weiß es nicht."

„Ihr spracht aber von zwei Männern. Es war also ein Zeuge dabei?"

„Es war kein Zeuge dabei . . . Mehr noch . . . sobald Herr von Guiche gefallen war, entfloh sein Gegner, ohne ihm nur entfernt beizustehen."

„Der Elende!"

„Oh! Sire, das ist die Folge Eurer Edicte. Man

hat sich gut geschlagen, man ist einem ersten Tod entkommen, man will auch einem zweiten entgehen. Teufel! . . man erinnert sich des Herrn von Bauteville."

„Und dann wird man feige."

„Nein, man wird klug."

„Er ist also entflohen?"

„Ja, und zwar so geschwinde, als ihn sein Pferd tragen konnte."

„In welcher Richtung?"

„In der des Schlosses."

„Hernach?"

„Hernach kamen, wie ich Eurer Majestät zu sagen die Ehre hatte, zwei Männer zu Fuß und nahmen Herrn von Guiche mit."

„Welchen Beweis habt Ihr, daß diese zwei Männer nach dem Zweikampf gekommen sind?"

„Ah! einen klaren Beweis; in dem Augenblick des Zweikampfs hatte der Regen aufgehört, der Boden hatte aber nicht Zeit gehabt, ihn einzuschlucken, und war feucht geblieben. Die Tritte drückten sich ein, doch nach dem Zweikampf, während der Zeit, wo Herr von Guiche ohnmächtig war, befestigte sich die Erde wieder und die Tritte hinterließen weniger tiefe Spuren."

Der König schlug zum Zeichen der Bewunderung seine Hände aneinander und rief:

„Herr d'Artagnan, Ihr seid in der That der gewandteste Mann meines Königreichs."

„Das dachte Herr von Richelieu und sagte Herr von Mazarin."

„Nun haben wir nur noch zu sehen, ob Euer Scharfsinn sich nicht getäuscht hat."

„Oh, Sire, der Mensch irrt sich, errare humanum est," sagte philosophisch der Musketier."

„Ihr gehört also nicht zur Menschheit, Herr d'Artagnan, denn ich glaube, Ihr irrt Euch nie."

„Euer Majestät sagte, wir würden sehen."

„Ja."

„Wie dies, wenn es Euch beliebt?"

„Ich habe nach Herrn von Manicamp geschickt, und Herr von Manicamp wird kommen."

„Und Manicamp weiß das Geheimniß?"

„Guiche hat keine Geheimnisse für Herrn von Manicamp."

D'Artagnan schüttelte den Kopf und erwiederte:

„Ich wiederhole, es wohnte Niemand dem Zweikampf bei, und wenn Herr von Manicamp nicht einer von den zwei Männern ist, die ihn zurückgebracht haben. . ."

„Stille," sagte der König, „er kommt eben; bleibt da und höret zu."

„Sehr wohl, Sire," sprach der Musketier.

In derselben Minute erschienen Manicamp und Saint-Aignan auf der Thürschwelle.

IV.

Der Anstand.

Der König machte dem Musketier, der Andere Saint-Aignan ein Zeichen.

Das Zeichen war gebieterisch und bedeutete: „Bei Eurem Leben, schweigt."

D'Artagnan zog sich wie ein Soldat in eine Ecke des Cabinets zurück.

Saint-Aignan als ein Günstling stützte sich auf die Lehne des Fauteuil von Ludwig XIV.

Das rechte Bein vor, ein Lächeln auf den Lippen,

hat sich gut geschlagen, man ist einem ersten Tod entkommen, man will auch einem zweiten entgehen. Teufel! . . man erinnert sich des Herrn von Bauteville."

„Und dann wird man feige."

„Nein, man wird klug."

„Er ist also entflohen?"

„Ja, und zwar so geschwinde, als ihn sein Pferd tragen konnte."

„In welcher Richtung?"

„In der des Schlosses."

„Hernach?"

„Hernach kamen, wie ich Eurer Majestät zu sagen die Ehre hatte, zwei Männer zu Fuß und nahmen Herrn von Guiche mit."

„Welchen Beweis habt Ihr, daß diese zwei Männer nach dem Zweikampf gekommen sind?"

„Ah! einen klaren Beweis; in dem Augenblick des Zweikampfs hatte der Regen aufgehört, der Boden hatte aber nicht Zeit gehabt, ihn einzuschlucken, und war feucht geblieben. Die Tritte drückten sich ein, doch nach dem Zweikampf, während der Zeit, wo Herr von Guiche ohnmächtig war, befestigte sich die Erde wieder und die Tritte hinterließen weniger tiefe Spuren."

Der König schlug zum Zeichen der Bewunderung seine Hände aneinander und rief:

„Herr d'Artagnan, Ihr seid in der That der gewandteste Mann meines Königreichs."

„Das dachte Herr von Richelieu und sagte Herr von Mazarin."

„Nun haben wir nur noch zu sehen, ob Euer Scharfsinn sich nicht getäuscht hat."

„Oh, Sire, der Mensch irrt sich, errare humanum est," sagte philosophisch der Musketier."

„Ihr gehört also nicht zur Menschheit, Herr d'Artagnan, denn ich glaube, Ihr irrt Euch nie."

„Euer Majestät sagte, wir würden sehen."

„Ja."

„Wie dies, wenn es Euch beliebt?"

„Ich habe nach Herrn von Manicamp geschickt, und Herr von Manicamp wird kommen."

„Und Manicamp weiß das Geheimniß?"

„Guiche hat keine Geheimnisse für Herrn von Manicamp."

D'Artagnan schüttelte den Kopf und erwiederte:

„Ich wiederhole, es wohnte Niemand dem Zweikampf bei, und wenn Herr von Manicamp nicht einer von den zwei Männern ist, die ihn zurückgebracht haben. . ."

„Stille," sagte der König, „er kommt eben; bleibt da und höret zu."

„Sehr wohl, Sire," sprach der Musketier.

In derselben Minute erschienen Manicamp und Saint-Aignan auf der Thürschwelle.

IV.

Der Anstand.

Der König machte dem Musketier, der Andere Saint-Aignan ein Zeichen.

Das Zeichen war gebieterisch und bedeutete: „Bei Eurem Leben, schweigt."

D'Artagnan zog sich wie ein Soldat in eine Ecke des Cabinets zurück.

Saint-Aignan als ein Günstling stützte sich auf die Lehne des Fauteuil von Ludwig XIV.

Das rechte Bein vor, ein Lächeln auf den Lippen,

die Hände weiß und anmuthig, machte Manicamp seine Verbeugung vor dem König.

Der König nickte zur Erwiederung mit dem Kopf und sprach:

„Guten Abend, Herr von Manicamp."

„Euer Majestät hat mir die Ehre erwiesen, mich zu sich rufen zu lassen," versetzte Manicamp.

„Ja, um von Euch alle Umstände des Unfalls zu erfahren, der Herrn von Guiche betroffen hat."

„Oh! Sire, das ist schmerzlich."

„Ihr waret dabei."

„Nicht gerade, Sire."

„Aber Ihr kamet auf den Schauplatz des Unfalls einige Augenblicke, nachdem sich dieser ereignet hatte."

„So ist es, ja, Sire, ungefähr eine halbe Stunde nachher."

„Und wo hat die Sache stattgefunden?"

„Ich glaube, Sire, man nennt den Ort das Rondel des Bois Rochin."

„Ja, es ist ein Sammelplatz für die Jagd."

„So ist es, Sire."

„Nun denn! so erzählt mir, was Ihr von den Umständen dieses Unglücks wißt, Herr von Manicamp, erzählt es mir."

„Euer Majestät ist vielleicht schon unterrichtet, und ich müßte befürchten, sie durch Wiederholungen zu ermüden."

„Nein, befürchtet das nicht."

Manicamp schaute ringsumher, er sah nur d'Artagnan, der am Täfelwerk lehnte, d'Artagnan ruhig, wohlwollend, gutherzig, und Saint-Aignan, mit dem er gekommen war, und der sich beständig mit einem gleich freundlichen Gesicht auf das Fauteuil des Königs stützte.

Er entschloß sich also, zu sprechen.

„Es ist Eurer Majestät nicht unbekannt, daß die Unfälle auf der Jagd etwas Gewöhnliches sind," sagte er.

„Auf der Jagd?"

„Ja, Sire, ich will sagen auf dem Anstand."

„Ah! ah!" rief der König, „auf dem Anstand hat sich der Unfall ereignet?"

„Ja, Sire," versetzte Manicamp; „wußte das Euer Majestät nicht?"

„So ungefähr," erwiederte rasch der König, denn es widerstrebte ihm stets, zu lügen; „Ihr sagt also, auf dem Anstand habe sich der Unfall ereignet?"

„Ah! ja, leider, Sire."

Der König machte eine Pause und fragte dann: „Auf dem Anstand, auf welches Thier?"

„Auf Wildschwein, Sire."

„Was fiel denn Guiche ein, daß er nur so allein auf den Anstand auf Wildschwein ging! das ist eine Uebung für einen Landmann und höchstens gut für denjenigen, welcher nicht wie der Marschall von Grammont Hunde und Piqueurs hat, um edelmännisch zu jagen."

Manicamp beugte die Schultern und erwiederte spruchreich:

„Die Jugend ist verwegen."

„Fahret fort," sagte der König.

„So viel ist gewiß," fuhr Manicamp fort, der sich nicht in Gefahr bringen wollte, und ein Wort nach dem andern setzte, wie es mit seinen Füßen ein Arbeiter in den Salzsümpfen am Meere thut, „so viel ist gewiß, Sire, daß der arme Guiche ganz allein auf den Anstand ging."

„Ganz allein, in der That! ein herrlicher Jäger! Herr von Guiche weiß also nicht, daß das Wildschwein auf der Stelle zurückkehrt?"

„Das ist gerade geschehen, Sire."

„Er hatte also Kenntniß von dem Thiere?"

„Ja, Sire. Bauern hatten es in ihren Kartoffeln gesehen."

„Und was für ein Thier war es?"

„Ein zweijähriger Keiler."

„Man hätte mich benachrichtigen müssen, Guiche habe Selbstmordsgedanken; denn ich habe ihn jagen sehen, er ist ein vortrefflicher Jäger. Wenn er auf ein Thier schießt, das in die Enge getrieben ist und den Hunden Stand hält, geht er mit aller Vorsicht zu Werke und schießt mit dem Karabiner, und diesmal bietet er dem Keiler mit einfachen Pistolen Trotz."

Manicamp bebte.

„Luxuspistolen, was Teufels! vortrefflich, um sich damit mit einem Menschen und nicht mit einem Wildschwein zu schlagen!"

„Sire, es gibt Dinge, die sich nicht gut erklären lassen."

„Ihr habt Recht, und das Ereigniß, das uns beschäftigt, ist eines von diesen Dingen. Fahret fort."

Während dieser Unterredung sah Saint-Aignan, der Manicamp vielleicht durch ein Zeichen ermahnt hätte, er möge sich nicht in Reden verfangen, fortwährend den beharrlichen Blick des Königs auf sich gezielt.

Es war also zwischen ihm und Manicamp jede Communication unmöglich.

Auf dem Weg angetrieben, den er eingeschlagen, fuhr daher Manicamp fort, sich immer tiefer in das Garn zu versenken.

„Sire," sagte er, „die Sache hat sich wahrscheinlich auf folgende Weise ereignet: Guiche wartete auf den Keiler."

„Zu Pferd oder zu Fuß?" fragte der König.

„Zu Pferd. Er schoß auf das Thier, fehlte es."

„Der Ungeschickte!"

„Das Thier brach auf ihn los."

„Und das Pferd wurde getödtet."

„Ah! Eure Majestät weiß das."

„Man hat mir gesagt, es sei ein todtes Pferd auf dem Kreuzweg des Bois-Rochin gefunden worden, und ich nahm an, es sei das Pferd von Guiche gewesen."

„Es war dieses in der That."

„So viel, was das Pferd betrifft; doch wie ging es mit Guiche?"

„Sobald Guiche auf dem Boden lag, fiel ihn der Keiler an, und er wurde an der Hand und an der Brust verwundet."

„Das ist ein furchtbares Unglück, doch ich muß sagen, Guiche ist selbst daran Schuld. Wie kann man auf ein solches Thier mit Pistolen auf den Anstand gehen? er hatte also die Fabel von Adonis vergessen!"

Manicamp kratzte sich hinter dem Ohr.

„Es ist wahr," sagte er, „eine große Unvorsichtigkeit."

„Wie erklärt Ihr Euch das, Herr von Manicamp?"

„Sire, was geschrieben steht, steht geschrieben."

„Ah! Ihr seid Fatalist!"

Manicamp fühlte sich sehr unbehaglich.

„Ich bin über Euch aufgebracht, Herr von Manicamp," fuhr der König fort.

„Ueber mich, Sire?"

„Ja. Wie! Ihr seid der Freund von Guiche, Ihr wißt, daß er zu solchen Tollheiten geneigt ist, und Ihr haltet ihn nicht davon ab!"

Manicamp wußte nicht, was er denken und thun sollte; der Ton des Königs war nicht gerade der eines gläubigen Menschen.

Andererseits hatte dieser Ton weder die Strenge des Drama, noch die Dringlichkeit des Verhörs.

Es lag mehr Spott, als Drohung darin.

„Und Ihr sagt also," fuhr der König fort, „es sei allerdings das Pferd von Guiche, was man todt aufgefunden?"

„Oh! mein Gott, ja."

„Wundert Euch das nicht?"

„Nein, Sire. Bei der letzten Jagd wurde Herrn von Saint-Maure, Eure Majestät erinnert sich dessen, ein Pferd unter dem Leib auf dieselbe Art getödtet."

„Ja, doch es war ihm der Bauch aufgeschlitzt."

„Allerdings, Sire."

„Wäre dem Pferde von Guiche der Bauch aufgeschlitzt worden, wie dem von Herrn von Saint-Maure, so würde ich mich, bei Gott! nicht darüber wundern."

Manicamp riß die Augen weit auf.

„Was mich aber in Erstaunen setzt," sagte der König, „ist der Umstand, daß dem Pferde von Guiche nicht der Bauch aufgeschlitzt, sondern der Kopf zerschmettert worden ist."

Manicamp wurde sehr unruhig.

„Täusche ich mich," fragte der König, „wurde das Pferd von Guiche nicht an den Schlaf getroffen? Gesteht, Herr von Manicamp, daß dies eine seltsame Erscheinung ist."

„Sire, Ihr wißt, das Pferd ist ein sehr verständiges Thier, es wird sich zu vertheidigen gesucht haben."

„Ein Pferd vertheidigt sich aber mit den Hinterfüßen, und nicht mit dem Kopf."

„Dann wird das erschrockene Pferd niedergestürzt sein, und der Keiler, Ihr begreift, Sire, der Keiler..."

„Ja, ich begreife, was das Pferd betrifft; doch wie ist es mit dem Reiter?"

„Nun, das ist ganz einfach; der Keiler ist vom Pferd zum Reiter zurückgekehrt und hat, wie ich Eurer Majestät zu bemerken mich beehrte, Guiche die Hand in dem Augenblick zerschmettert, wo er seinen zweiten Schuß auf ihn abfeuern wollte; sodann durchlöcherte er ihm mit einem Rüsselschlag die Brust."

„Das ist in der That äußerst wahrscheinlich, Herr von Manicamp; Ihr habt Unrecht, Eurer Beredsamkeit zu mißtrauen, denn Ihr erzählt vortrefflich."

„Der König ist sehr gut," sagte Manicamp, indem er sich äußerst verlegen verbeugte.

„Nur werde ich von heute an meinen Edelleuten verbieten, auf den Anstand zu gehen. Teufel! es wäre eben so gut, wenn man ihnen das Duell erlauben würde."

Manicamp bebte und machte eine Bewegung, um sich zurückzuziehen.

„Der König ist befriedigt?“ sagte er.

„Entzückt; doch entfernt Euch noch nicht, Herr von Manicamp, ich habe noch mit Euch zu thun.“

„Ah! ah!“ dachte d'Artagnan, „abermals Einer, der nicht von unserer Stärke ist.“

Und er gab einen Seufzer von sich, welcher bedeuten mochte:

„Oh! die Männer von unserer Stärke, wo sind sie nun?“

In diesem Augenblick hob ein Huissier den Thürvorhang auf und meldete den Arzt des Königs.

„Ah!“ rief Ludwig, „hier kommt gerade Herr Valot, der Herrn von Guiche besucht hat. Wir werden Nachricht von dem Verwundeten erhalten.“

Manicamp fühlte sich unbehaglicher als je.

„Auf diese Art werden wir wenigstens klar in der Sache sehen,“ fügte der König bei.

Und er schaute d'Artagnan an, der keine Miene verzog.

V.

Der Arzt.

Herr Valot trat ein.

Die Scenirung war dieselbe: der König saß, Saint-Aignan stützte sich auf sein Fauteuil, d'Artagnan war an die Wand angelehnt, Manicamp stand.

„Nun, Herr Valot, habt Ihr mir gehorcht?“ fragte der König.

„Mit allem Eifer, Sire.“

„Ihr habt Euch zu Eurem Collegen in Fontainebleau begeben?“

„Ja, Sire."

„Und Ihr fandet dort Herrn von Guiche?"

„Ja, Sire."

„In welchem Zustand? sagt es frei heraus."

„In einem sehr kläglichen Zustand, Sire."

„Der Keiler hat ihn aber nicht verschlungen?"

„Wen verschlungen?"

„Herrn von Guiche."

„Welcher Keiler?"

„Der Keiler, der ihn verwundet."

„Herr von Guiche ist von einem Keiler verwundet worden?"

„Man sagt es wenigstens."

„Eher von einem Wildschützen . . ."

„Wie, von einem Wildschützen?"

„Ein eifersüchtiger Ehemann, ein mißhandelter Liebhaber wird, um sich zu rächen, auf ihn geschossen haben."

„Was sprecht Ihr denn da, Herr Valot! die Wunden vom Herrn von Guiche rühren nicht vom Gewerfe eines Wildschweines her?"

„Die Wunden von Herrn von Guiche rühren von einer Pistolenkugel her, die ihm den Ringfinger und den kleinen Finger der rechten Hand zerschmettert hat, wonach sie in die Intercostalmuskeln der Brust gegangen ist."

„Eine Kugel! Ihr wißt gewiß, daß Herr von Guiche durch eine Kugel verwundet worden ist?"

„Bei meiner Treue, so gewiß als ich da bin," erwiederte Valot.

Und er reichte dem König eine halb abgeplattete Kugel.

Der König schaute sie an, ohne sie zu berühren.

„Er hatte das in der Brust, der arme Junge?" fragte er.

„Nicht ganz. Die Kugel drang nicht ein, sie plattete sich ab, wie Ihr seht, entweder am Bügel der Pistole, oder auf der rechten Seite des Brustbeins."

„Guter Gott!" sprach der König mit ernstem

Ton, „Ihr sagtet mir nichts von dem Allem, Herr von Manicamp.“

„Sire . . .“

„Was soll diese ganze Erfindung von Wildschwein, nächtlicher Jagd, Anstand bedeuten? Sprecht, sprecht.“

„Oh! Sire . . .“

„Mir scheint, Ihr habt Recht,“ sagte der König sich gegen seinen Kapitän der Musketiere umwendend, „es hat ein Zweikampf stattgefunden.“

Der König besaß mehr als jeder Andere die den Großen gegebene Fähigkeit, die Untergeordneten bloszustellen und zu trennen.

Manicamp warf dem Musketier einen Blick voll von Vorwürfen zu.

D'Artagnan begriff diesen Blick und wollte nicht unter der Last der Anschuldigung verharren.

Er machte einen Schritt und sprach:

„Sire, Eure Majestät hat mir befohlen, den Kreuzweg des Bois Rochin zu untersuchen und ihr nach meinem Dafürhalten zu sagen, was dort vorgefallen. Ich habe ihr meine Beobachtungen mitgetheilt, doch ohne Jemand anzuzeigen. Seine Majestät hat selbst zuerst den Herrn Grafen von Guiche genannt.“

„Gut! gut! mein Herr,“ sagte der Konig hochmüthig; „Ihr habt Eure Pflicht gethan, und ich bin mit Euch zufrieden, das muß Euch genügen. Aber Ihr, Herr von Manicamp, Ihr habt die Eurige nicht gethan, denn Ihr habt mich belogen.“

„Belogen, Sire! Das Wort ist hart.“

„Findet ein anderes.“

„Sire, ich werde nicht suchen. Ich habe schon das Unglück gehabt, Seiner Majestät zu mißfallen, und ich halte es für das Beste, in Demuth die Vorwürfe hinzunehmen, die sie mir zu machen für geeignet erachten wird.“

„Ihr habt Recht, mein Herr, man mißfällt mir immer, wenn man mir die Wahrheit verbirgt.“

„Man ist zuweilen unwissend, Sire."

„Lüget nicht mehr, oder ich verdopple die Strafe."

Manicamp erbleichte und verbeugte sich.

D'Artagnan machte noch einen Schritt vorwärts, entschlossen, ins Mittel zu treten, wenn der immer mehr zunehmende Zorn des Königs gewisse Grenzen erreichen würde.

„Mein Herr," fuhr der König fort, „Ihr seht, daß es vergeblich ist, die Sache länger zu leugnen. Herr von Guiche hat sich geschlagen."

„Ich sage nicht nein, Sire, und Eure Majestät wäre großmüthig gewesen, wenn sie einen Edelmann nicht zur Lüge gezwungen hätte."

„Gezwungen! Wer zwang Euch?"

„Sire, Herr von Guiche ist mein Freund. Eure Majestät hat die Duelle bei Todesstrafe verboten. Eine Lüge rettet meinen Freund. Ich lüge."

„Gut," murmelte d'Artagnan, „Mordioux! das ist ein hübscher Junge!"

„Mein Herr," versetzte der König, „statt zu lügen, hättet Ihr ihn sich zu schlagen abhalten sollen."

„Oh! Sire, Eure Majestät, der vollendetste Edelmann Frankreichs weiß wohl, daß wir Leute vom Schwert Herrn von Bouteville nie für entehrt gehalten haben, weil er auf der Grève gestorben ist. Seinen Feind vermeiden ist es, was entehrt, und nicht den Henker treffen."

„Wohl!" sprach Ludwig XIV., „ich will Euch ein Mittel öffnen, Alles wieder gut zu machen."

„Wenn es zu denjenigen gehört, welche sich für einen Edelmann geziemen, so werde ich es mit Eifer ergreifen, Sire."

„Nennt mir den Namen des Gegners von Herrn von Guiche."

„Ho! ho!" murmelte d'Artagnan, „wollen wir Ludwig XIII. fortsetzen?"

„Sire!" rief Manicamp in einem Ton des Vorwurfs.

„Ihr wollt ihn nicht nennen, wie es scheint?" sagte der König.

„Sire, ich kenne ihn nicht."

„Bravo!" murmelte d'Artagnan.

„Herr von Manicamp, übergebt Euren Degen dem Kapitän."

Manicamp verbeugte sich anmuthig, machte lächelnd seinen Degen los und reichte ihn dem Musketier.

Doch Saint-Aignan trat rasch zwischen d'Artagnan und Manicamp und sprach:

„Sire, mit der Erlaubniß Eurer Majestät."

„Thut es," sagte der König, vielleicht erfreut, daß sich Jemand zwischen ihn und den Zorn stellte, von dem er sich hatte hinreißen lassen.

„Manicamp, Ihr seid ein Braver, und der König wird Euer Benehmen zu schätzen wissen; aber seinen Freunden zu gut dienen wollen, heißt ihnen schaden. Manicamp, Ihr wißt den Namen, den Seine Majestät von Euch verlangt."

„Es ist wahr, ich weiß ihn."

„Dann werdet Ihr ihn sagen?"

„Wenn ich ihn hätte sagen sollen, so wäre es schon geschehen."

„So werde ich ihn sagen, ich, der ich nicht bei dieser Biederkeit interessirt bin."

„Ihr, Ihr seid frei. Doch mir scheint . . ."

„Oh! genug des Edelmuths; ich lasse Euch nicht so in die Bastille gehen. Sprecht, oder ich werde sprechen."

Manicamp war ein Mann von Geist, und begriff, daß er genug gethan hatte, um eine gute Meinung von sich zu geben; es handelte sich nur noch darum, auszuharren und sich zugleich die Gnade des Königs wieder zu erlangen.

„Sprecht, mein Herr," sagte er zu Saint-Aignan.

„Ich habe für meine Rechnung Alles gethan, was mir mein Gewissen zu thun vorschrieb, und mein Gewissen mußte sehr laut gebieten, da es die Befehle Seiner Majestät überwogen hat," fügte er sich gegen den König wendend bei; „doch ich hoffe, Seine Majestät wird mir verzeihen, wenn sie erfährt, daß ich die Ehre einer Dame zu wahren hatte."

„Einer Dame?" fragte der König unruhig.

„Ja, Sire."

„Eine Dame war die Ursache dieses Zweikampfs?"

Manicamp verbeugte sich.

Der König stand auf, näherte sich Manicamp und sprach:

„Ist die Person von Bedeutung, so werde ich mich nicht beklagen, daß Ihr zurückhaltend gewesen seid, im Gegentheil."

„Sire, Alles, was das Haus des Königs oder das seines Bruders berührt, ist in meinen Augen von Bedeutung."

„Das Haus meines Bruders?" wiederholte der König mit einem gewissen Zögern. „Die Ursache dieses Zweikampfes ist eine Dame vom Hause meines Bruders?"

„Ja, von Madame."

„Ah! von Madame."

„Ja, Sire."

„Diese Dame also?"

„Ist eines von den Ehrenfräulein vom Hause Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Herzogin von Orleans."

„Für das sich Herr von Guiche geschlagen hat, sagt Ihr?"

„Ja, und diesmal lüge ich nicht."

Ludwig machte eine Bewegung voll Unruhe und sprach, indem er sich zu den Zuschauern dieser Scene umwandte:

„Meine Herren, wollt Euch einen Augenblick entfernen, ich muß nothwendig mit Herrn von Manicamp allein bleiben. Ich weiß, daß er mir kostbare Dinge

zu seiner Rechtfertigung zu sagen hat und daß er dies nicht vor Zeugen thun will. Hängt Euren Degen wieder an, Herr von Manicamp."

Manicamp hing seinen Degen wieder ans Wehrgehenk.

„Der Bursche ist offenbar voll Geistesgegenwart," murmelte der Musketier, indem er Saint-Aignan beim Arm nahm und sich mit ihm entfernte.

„Er wird sich herausziehen," flüsterte der letztere d'Artagnan in's Ohr.

„Und zwar mit Ehren, Graf."

Manicamp richtete an Saint-Aaignan und an den Kapitän einen Blick des Dankes, der vom König unbemerkt vorüberging.

„Ah! ah!" sagte d'Artagnan, während er über die Thürschwelle schritt, „ich hatte eine schlechte Meinung von der neuen Generation. Nun, ich täuschte mich, und diese jungen Leute haben etwas Gutes."

Valot ging dem Günstling und dem Kapitän voran.

Der König und Manicamp blieben allein im Cabinet.

VI.

Worin d'Artagnan erkennt, daß er sich getäuscht, und daß Manicamp es war, der Recht hatte.

Der König versicherte sich durch sich selbst, indem er bis zur Thüre ging, daß Niemand horchte, kam dann zurück, stellte sich hastig vor Manicamp und sprach:

„Nun, da wir allein sind, erklärt Euch, mein Herr."

„Mit der größten Offenherzigkeit," erwiederte der junge Mann.

„Und vor Allem wißt, daß mir nichts so sehr am Herzen liegt, als die Ehre der Damen."

„Gerade deshalb schonte ich Euer Zartgefühl, Sire."

„Ja, ich begreife nun Alles. Ihr sagt also, es handle sich um ein Ehrenfräulein meiner Schwägerin, und die fragliche Person, der Gegner von Guiche, der Mann, den Ihr nicht nennen wollt . . ."

„Den Euch aber Herr von Saint-Aignan nennen wird, Sire."

„Ihr sagt, dieser Mann habe Jemand vom Hause von Madame beleidigt?"

„Fräulein de la Vallière, ja, Sire."

„Ah!" machte der König, als ob er dieses erwartet hätte und als hätte ihm dennoch dieser Schlag das Herz zermalmt; „ah! Fräulein de la Vallière hat man beleidigt?"

„Ich sage nicht gerade, man habe sie beleidigt."

„Was denn?"

„Ich sage, man habe in unziemlichen Ausdrücken von ihr gesprochen."

„In unziemlichen Ausdrücken von Fräulein de la Vallière, und Ihr weigert Euch, mir zu sagen, wer der Freche war?"

„Sire, ich glaubte, es sei dies eine abgethane Sache, und Eure Majestät habe darauf verzichtet, aus mir einen Denuncianten zu machen."

„Es ist richtig, Ihr habt Recht," sagte der König sich mäßigend; „ich werde immerhin noch frühe genug den Namen desjenigen erfahren, welchen ich bestrafen muß."

Manicamp sah wohl, daß die Frage umgekehrt war.

Der König aber gewahrte, daß er sich ein wenig weit hatte fortziehen lassen.

Er verbesserte sich auch und fuhr fort:

„Und ich werde nicht allein strafen, weil es Fräulein

de la Vallière betrifft, obgleich ich sie besonders schätze, sondern weil der Gegenstand des Streites eine Frau ist. Ich verlange, daß man an meinem Hofe die Frauen ehre und nicht sich streite."

Manicamp verbeugte sich.

„Sprecht nun, Herr vom Manicamp, was sagte man von Fräulein de la Vallière?"

„Erräth Eure Majestät nicht?"

„Ich?"

„Eure Majestät weiß wohl, welche Art von Scherzen junge Leute sich erlauben können."

„Man sagte vermuthlich, sie liebe irgend Einen," versetzte der König.

„Das ist es gerade, was Guiche behauptete."

„Und deßhalb hat er sich geschlagen?"

„Ja, Sire, aus dieser einzigen Ursache."

Der König erröthete.

„Und Ihr wißt nicht mehr?" fragte er.

„Ueber welches Kapitel?"

„Ueber das sehr interessante Kapitel, das Ihr gerade erzählt."

„Und was soll ich wissen, Sire?"

„Ei! zum Beispiel den Namen des Mannes, den la Vallière liebt, und den zu lieben der Gegner von Guiche das Recht streitig machte."

„Sire, ich weiß nichts, ich habe nichts gehört, nichts erlauert; aber ich halte Guiche für ein großes Herz, und wenn er sich für den Augenblick zum Stellvertreter des Beschützers von la Vallière aufgeworfen hat, so geschah es, weil dieser Beschützer zu hoch gestellt war, um selbst ihre Vertheidigung zu übernehmen."

Diese Worte waren mehr als durchsichtig; sie machten auch den König erröthen, doch diesmal vor Freude. Er klopfte Manicamp auf die Schulter und sprach:

„Ihr seid nicht nur ein geistreicher Junge, Herr von Manicamp, sondern auch ein wackerer Edelmann,

und in Herrn von Guiche finde ich einen Paladin ganz nach meinem Geschmack; Ihr werdet es ihm bezeigen, nicht wahr?"

„Sire, Eure Majestät verzeiht mir also?"

„Ganz und gar."

„Und ich bin frei?"

Der König lächelte und reichte Manicamp die Hand.

Manicamp ergriff diese Hand und küßte sie.

„Und dann erzählt Ihr vortrefflich," fügte der König bei.

„Ich, Sire?"

„Ihr habt mir eine vortreffliche Erzählung über den Unfall gemacht, der Herrn von Guiche begegnet ist. Ich sehe den Keiler aus dem Gehölz hervorkommen, ich sehe das Pferd stürzen, ich sehe das Thier vom Pferd auf den Reiter zugehen. Ihr erzählt nicht, mein Herr, Ihr malt."

„Sire, ich glaube, Eure Majestät hat die Gnade, meiner zu spotten."

„Im Gegentheil," sprach Ludwig XIV. ernsthaft, „ich spotte so wenig, Herr von Manicamp, daß es mein Wille ist, daß Ihr Jedermann dieses Abenteuer erzählet."

„Das Abenteuer vom Anstand?"

„Ja, so, wie Ihr es mir erzählt habt, ohne ein einziges Wort daran zu ändern. Ihr versteht?"

„Vollkommen, Sire."

„Und Ihr werdet es erzählen?"

„Ohne eine Minute zu verlieren."

„Wohl denn! ruft nun selbst Herrn d'Artagnan zurück; ich hoffe, daß Ihr nicht mehr bange habt."

„Oh! Sire, so bald ich der Gnade meines Königs sicher bin, fürchte ich nichts mehr."

„Rufet also," sprach der König.

Manicamp öffnete die Thüre.

„Meine Herren," sagte er, „der König ruft Euch."

D'Artagnan, Saint-Aignan und Valot kamen wieder herein.

„Meine Herren," sprach der König, „ich lasse Euch zurückrufen, um Euch zu sagen, daß mich die Erklärung von Herrn von Manicamp vollkommen befriedigt hat."

D'Artagnan warf Valot einerseits und Saint-Aignan andererseits einen Blick zu, welcher bedeutete:

„Nun, was sagte ich Euch?"

Der König zog Manicamp gegen die Thüre und sagte leise zu ihm:

„Herr von Guiche pflege sich, und er genese besonders rasch, ich will mich beeilen, ihm im Namen aller Damen zu danken, hauptsächlich aber fange er nie wieder an."

„Und müßte er hundertmal sterben, er wird hundertmal wiederanfangen, wenn es sich um die Ehre Eurer Majestät handelt."

Dies war unmittelbar. Doch wie gesagt, König Ludwig XIV. liebte den Weihrauch und war, wenn man ihn nur streute, nicht sehr anspruchsvoll in Beziehung auf die Qualität.

„Es ist gut, es ist gut," sagte er, Manicamp entlassend, „ich werde Guiche selbst besuchen und ihn zur Vernunft bringen."

Manicamp ging rückwärts schreitend hinaus.

Da wandte sich der König gegen die drei Zuschauer dieser Scene um und sprach:

„Herr d'Artagnan?"

„Sire."

„Sagt mir doch, wie es kommt, daß Ihr so trübe gesehen, Ihr, der Ihr sonst so gute Augen habt?"

„Ich sehe trübe, Sire?"

„Allerdings."

„Das muß sicherlich so sein, da es Euee Majestät sagt. Doch worin trübe, wenn es Euch beliebt?"

„In Beziehung auf das Ereigniß in Bois-Rochin."

„Ah! ah!"

„Gewiß: Ihr habt die Spuren von zwei Pferden

gesehen, Ihr habt die Tritte von zwei Menschen erkannt, Ihr habt die einzelnen Umstände eines Zweikampfes entdeckt. Nichts von dem Allem hat bestanden; reine Täuschung!"

„Ah! ah!" machte d'Artagnan abermals.

„So mit den Fußtritten des Pferdes, so mit den Anzeichen des Kampfes. Ein Kampf von Guiche gegen einen Keiler, nichts Anderes, nur währte der Kampf lange und war furchtbar, wie es scheint."

„Ah! ah!" fuhr d'Artagnan fort.

„Und wenn ich bedenke, daß ich einem solchen Irrthum einen Augenblick Glauben geschenkt habe! Ihr spracht aber mit so großer Sicherheit."

„In der That, ich muß eine Blendung gehabt haben," sagte d'Artagnan mit einer heiteren Laune, die den König entzückte.

„Ihr gebt es also zu?"

„Bei Gott! Sire, ob ich es zugebe!"

„So, daß Ihr die Sache nun ansehet? . . ."

„Ich sehe sie nun ganz anders an, als vor einer halben Stunde."

„Und Ihr schreibt diese Verschiedenheit in Eurer Ansicht welchem Umstande zu?"

„Einem ganz einfachen: vor einer halben Stunde kam ich vom Bois-Rochin zurück, wo ich, um mir zu leuchten, nur eine abscheuliche Stalllaterne hatte."

„Während zu dieser Stunde?"

„Während ich zu dieser Stunde alle Lichter Eures Cabinets habe und überdies die zwei Augen des Königs, welche leuchten wie Sonnen."

Der König lachte und Saint-Aignan ebenfalls.

„Es ist wie bei Herrn Valot," sagte d'Artagnan, das Wort dem König vom Munde nehmend; „er hat sich eingebildet, daß nicht nur Herr von Guiche von einer Kugel verwundet worden, sondern daß er ihm auch eine Kugel aus der Brust gezogen . . ."

„Meiner Treue, ich gestehe . . ." stammelte Valot.

„Nicht wahr, Ihr habt das geglaubt?“ versetzte 'Artagnan.

„Das heißt,“ erwiederte Valot, „ich habe es nicht ur geglaubt, sondern ich würde sogar noch zu dieser Stunde darauf schwören.“

„Nun wohl, mein lieber Doctor, Ihr habt das etraumt.“

„Ich habe geträumt?“

„Die Wunde von Herrn von Guiche, Traum! die Kugel, Traum! Glaubt mir auch, sprecht nicht mehr avon.“

„Gut gesagt,“ rief der König. „Der Rath, den Euch d'Artagnan gibt, ist gut. Sprecht mit Niemand ehr von Eurem Traume, Herr Valot, und Ihr werdet s nicht bereuen, so wahr ich ein Edelmann bin. Guten lbend, meine Herren. Oh! es ist eine traurige Sache m einen Anstand auf Wildschwein!“

„Eine traurige Sache um einen Anstand auf Wildschwein!“ wiederholte d'Artagnan mit voller Stimme.

Und er wiederholte dieses Wort durch alle Zimer, durch die er kam, und verließ dann das Schloß it Valot.

„Nun, da wir allein sind,“ sagte der König zu Saint-Aignan, „wie heißt der Gegner von Guiche?“

Saint-Aignan schaute den König an.

„Oh! zögere nicht,“ sprach Ludwig, „Du weißt oohl, daß ich verzeihen muß.“

„Wardes,“ antwortete Saint-Aignan.

„Gut,“ sagte der König.

Während er dann rasch in das anstoßende Zimmer ing, fügte er bei:

„Verzeihen ist nicht vergessen.“

VI.

Wie es ersprießlich ist, zwei Saiten an seinem Bogen zu haben.

Manicamp verließ die königlichen Gemächer ganz glücklich, daß ihm sein Verfahren so wohl gelungen, als er sich, da er unten an die Treppe kam und an einem Thürvorhang vorüberging, plötzlich an einem Aermel ziehen fühlte.

Er wandte sich um und erkannte Montalais, die ihn so auf dem Wege erwartete und geheimnißvoll, den Körper vorgebeugt und die Stimme gedämpft, zu ihm sagte:

„Mein Herr, ich bitte Euch, kommt geschwinde."

„Wohin, mein Fräulein?" fragte Manicamp.

„Ein wahrer Cavalier hätte nicht diese Frage an mich gerichtet, er wäre mir gefolgt, ohne irgend einer Erklärung zu bedürfen."

„Wohl, mein Fräulein, ich bin bereit, mich als wahrer Cavalier zu benehmen."

„Nein, es ist zu spät, und es gebührt Euch nicht das Verdienst davon. Wir gehen zu Madame, kommt."

„Ah! ah!" versetzte Manicamp. „Gehen wir zu Madame."

Und er folgte Montalais, welche leicht wie Galatea vor ihm herlief.

„Diesmal," sagte Manicamp, während er seiner Führerin folgte, zu sich selbst, „diesmal glaube ich nicht, daß die Jagdgeschichten gut angebracht wären. Wir werden es indessen versuchen, und im Falle der Noth, meiner Treu', im Falle der Noth finden wir etwas Anderes."

Montalais lief fortwährend.

„Wie ermüdend ist es doch, zugleich seinen Geist und seine Beine nöthig zu haben," dachte Manicamp.

Endlich kam man an Ort und Stelle. Madame hatte ihre Nachttoilette beendigt; sie war in einem zierlichen Nachtkleid, doch man begriff, daß sie diese Toilette gemacht hatte, ehe sie die Gemüthsbewegungen erleiden mußte, von denen sie heimgesucht worden.

Sie wartete mit sichtbarer Ungeduld.

Montalais und Manicamp fanden sie auch an der Thüre stehend.

Beim Geräusch ihrer Tritte kam ihnen Madame entgegen.

„Ah! ah!" sagte sie, „endlich."

„Hier ist Herr Manicamp," erwiederte Montalais.

Manicamp verbeugte sich ehrfurchtsvoll.

Madame hieß Montalais durch ein Zeichen sich entfernen. Das Mädchen gehorchte.

Madame folgte Montalais stillschweigend, bis sich die Thüre hinter ihr geschlossen hatte, dann wandte sie sich gegen Manicamp um und fragte:

„Was gibt es denn und was sagt man mir, Herr von Manicamp, es ist Jemand im Schloß verwundet?"

„Ja, Madame, leider Herr von Guiche."

„Ja, Herr von Guiche," wiederholte die Prinzessin. „Ich hatte es in der That sagen hören, doch es wurde mir nicht bestätigt. Herrn von Guiche ist also wirklich dieses Unglück widerfahren?"

„Ihm selbst, Madame."

„Wißt Ihr wohl, Herr von Manicamp, daß die Duelle dem König verhaßt sind?" fragte rasch die Prinzessin.

„Allerdings, doch ein Zweikampf mit einem wilden Thier ist dem Gerichtszwange Seiner Majestät nicht unterworfen."

„Ah! Ihr wollt mir wohl nicht die Beleidigung anthun, zu wähnen, ich werde dieser, ich weiß nicht aus welcher

Ursache, verbreiteten Fabel, welche behauptet, Herr von Guiche sei durch ein Wildschwein verwundet worden, Glauben schenken! Nein, nein, mein Herr, die Wahrheit ist bekannt, und abgesehen von den Unannehmlichkeiten seiner Wunden läuft Herr von Guiche in diesem Augenblick Gefahr, seiner Freiheit verlustig zu werden."

„Ah! Madame, ich weiß es wohl, doch was ist hiebei zu thun?"

„Habt Ihr Seine Majestät gesehen?"

„Ja, Madame."

„Was habt Ihr dem König gesagt?"

„Ich habe ihm erzählt, wie Herr von Guiche auf dem Anstand gewesen, wie ein Keiler aus dem Bois-Rochin hervorgekommen, wie Herr von Guiche auf ihn geschossen, und wie endlich das Thier wüthend gegen den Schützen zurückgekehrt sei, sein Pferd getödtet und ihn selbst schwer verwundet habe."

„Und der König hat dies Alles geglaubt?"

„Vollkommen."

„Ah! Ihr setzt mich in Erstaunen, Herr von Manicamp, Ihr setzt mich ungemein in Erstaunen!"

Dann ging Madame im Zimmer auf und ab und warf von Zeit zu Zeit einen forschenden Blick auf Manicamp, der unempfindlich und ohne sich zu rühren an dem Platze blieb, den er sich bei seinem Eintritt gewählt hatte.

Endlich stand sie stille und fragte:

„Man gibt doch hier allgemein und einstimmig dieser Verwundung eine andere Ursache?"

„Und welche Ursache, wenn ich, ohne unbescheiden zu sein, diese Frage an Eure Königliche Hoheit richten darf?"

„Ihr fragt mich das, Ihr, der innige Freund, der Vertraute von Herrn von Guiche?"

„Ah! Madame, der innige Freund, ja, der Vertraute, nein; Guiche ist einer von den Menschen, welche Geheimnisse haben können, die sogar sicherlich haben,

die es aber nicht sagen. Guiche ist verschwiegen, Madame."

„Nun denn," sagte die Prinzessin ärgerlich, „so werde ich das Vergnügen haben, Euch die Geheimnisse mitzutheilen, welche Guiche in sich verschließt, denn der König könnte Euch zum zweiten Mal befragen, und wenn Ihr ihm bei diesem zweiten Mal dasselbe Mährchen machtet, wie das erste Mal, so dürfte er sich nicht damit begnügen."

„Madame, ich glaube, Eure Hoheit ist in einem Irrthum in Beziehung auf den König begriffen. Seine Majestät war sehr zufrieden mit mir, das schwöre ich Euch."

„So erlaubt mir, Euch zu sagen, Herr von Manicamp, daß dies Eines beweist, nämlich, daß Seine Majestät sehr leicht zu befriedigen ist."

„Ich glaube, Eure Hoheit hat Unrecht, bei dieser Meinung zu beharren. Seine Majestät ist dafür bekannt, daß sie sich nur mit guten Gründen bezahlen läßt."

„Und Ihr wähnt, sie wisse Euch Dank für Eure dienstfertige Lüge, wenn sie morgen erfährt, Herr von Guiche habe für Herrn von Bragelonne, seinen Freund, einen Streit gehabt, der in ein Duell ausgeartet sei?"

„Einen Streit für Herrn von Bragelonne?" versetzte Manicamp mit der naivsten Miene der Welt, „was beehrt mich denn da Eure Hoheit, mir zu sagen?"

„Soll man sich darüber wundern? Herr von Guiche, ist empfindlich, reizbar, er erzürnt sich leicht."

„Ich halte im Gegentheil Herrn von Guiche für sehr geduldig, Madame, und bin der Ueberzeugung, daß er nie anders, als bei den gerechtesten Motiven empfindlich und reizbar gewesen ist."

„Ist die Freundschaft kein gerechtes Motiv?"

„Ah! gewiß, Madame, und besonders für ein Herz wie das seinige."

„Nun, Herr von Guiche ist ein Freund von Herrn von Bragelonne, Ihr werdet das nicht leugnen.“

„Ein sehr großer Freund.“

„Wohl, Herr von Guiche hat die Partie von Herrn von Bragelonne genommen, und da Herr von Bragelonne abwesend war und sich nicht schlagen konnte, so hat er sich für ihn geschlagen.“

Manicamp lächelte und machte zwei bis drei Bewegungen mit dem Kopf und mit den Schultern, welche bedeuteten:

„Ei! wenn Ihr es durchaus wollt ...“

„Aber sprecht doch!“ rief die Prinzessin ungeduldig.

„Ich?“

„Allerdings; Ihr seid offenbar nicht meiner Meinung, und Ihr habt etwas zu sagen.“

„Ich habe nur Eines zu sagen.“

„Sagt es.“

„Daß ich nicht ein Wort von dem verstehe, was Ihr mir zu erzählen die Gnade habt.“

„Wie! Ihr versteht nicht ein Wort von dem Streit von Herrn von Guiche mit Herrn von Wardes?“ rief die Prinzessin beinahe zornig.

Manicamp schwieg.

„Ein Streit, entstanden aus einem mehr oder minder boshaften und mehr oder minder gegründeten Wort über die Tugend einer gewissen Dame,“ fuhr die Prinzessin fort.“

„Ah! einer gewissen Dame, das ist etwas Anderes,“ erwiederte Manicamp.

„Ihr fangt an zu begreifen, nicht wahr?“

„Eure Hoheit wird mich entschuldigen, aber ich wage es nicht ...“

„Ihr wagt es nicht,“ sagte Madame außer sich, „nun so wartet, ich werde es wagen.“

„Madame! Madame!“ rief Manicamp, als ob er erschrocken wäre, „gebt wohl Acht auf das, was Ihr sprechen werdet.“

„Ah! es scheint, wenn ich ein Mann wäre, würdet Ihr Euch mit mir schlagen, trotz der Edicte Seiner Majestät, wie sich Herr von Guiche mit Herrn von Wardes geschlagen hat, und zwar für die Tugend von Fräulein de la Vallière."

„Von Fräulein de la Vallière!" rief Manicamp, der plötzlich einen Sprung machte, als hätte er nicht auf hundert Meilen erwartet, er werde diesen Namen aussprechen hören.

„Was habt Ihr denn, daß Ihr so springt, Herr von Manicamp?" sagte Madame mit Ironie; „solltet Ihr so unverschämt sein, an dieser Tugend zu zweifeln?"

„Es handelt sich bei dem Allem nicht im Mindesten um die Tugend von Fräulein de la Vallière, Madame."

„Wie! während sich zwei Männer auf Leben und Tod geschossen haben, sagt Ihr, sie habe nichts mit dem Allem zu thun und es sei nicht von ihr die Rede? Ah! ich hielt Euch nicht für einen so guten Höfling, Herr von Manicamp."

„Verzeiht, verzeiht, Madame, wir sind sehr weit von einander entfernt. Ihr erweist mir die Ehre, eine Sprache mit mir zu sprechen, und ich spreche eine andere, vie es scheint."

„Wie beliebt?"

„Verzeiht, ich glaubte zu verstehen, Eure Hoheit olle nur sagen, Herr von Guiche und Herr von Wars haben sich für Fräulein de la Vallière geschlagen?"

„Ja, wohl."

„Für Fräulein de la Vallière, nicht wahr?" wieholte Manicamp.

„Ei! mein Gott, ich sage nicht, Herr von Guiche immere sich persönlich um Fräulein de la Vallière, sage nur, er bekümmere sich durch Procuration ie."

„Durch Procuration?"

„Oh! spielt doch nicht immer den Erschrockenen!

Weiß man nicht hier, daß Herr von Bragelonne mit Fräulein de la Vallière verlobt ist, und daß er, als er in der Sendung, mit der ihn der König nach London betraut, abreiste, seinen Freund, Herrn von Guiche beauftragt hat, über dieser interessanten Person zu wachen?"

„Ah! ich sage nichts mehr, Eure Hoheit ist unterrichtet."

„Durchaus nicht, das muß ich Euch bemerken."

Manicamp lachte, eine Handlung, welche die Prinzessin, die, wie man weiß, nicht von einer sehr ausdauernden Laune war, beinahe außer sich gebracht hätte.

„Madame," sprach der discrete Manicamp, indem er sich vor der Prinzessin verbeugte, „begraben wir diese ganze Geschichte, welche nie sehr aufgeklärt sein wird."

„Oh! was das betrifft, da ist nichts mehr zu thun, und die Aufklärungen sind vollständig. Der König wird erfahren, daß Herr von Guiche für die kleine Abenteurerin, die sich das Ansehen einer vornehmen Dame gibt, Partei genommen hat; er wird erfahren, daß Herr von Guiche, von Herrn von Bragelonne zu seinem gewöhnlichen Hüter des Gartens der Hesperiden bestellt, Herrn von Wardes, der sich an dem goldenen Apfel vergreifen wollte, die erforderliche Zurechtweisung gegeben hat. Es ist Euch aber nicht unbekannt, Herr von Manicamp, Euch, der Ihr alle Dinge so gut wißt, daß es den König nach dem herrlichen Schatz gelüstet, und er wird Herrn von Guiche vielleicht schlechten Dank dafür wissen, daß er sich zum Vertheidiger dieses Schatzes aufgeworfen. Seid Ihr nun hinlänglich unterrichtet, oder braucht Ihr noch ein anderes Dafürhalten, sprecht, verlangt?"

„Nein, Madame, nein, ich will nichts mehr wissen."

„Erfahret jedoch, denn Ihr müßt das wissen, Herr von Manicamp, erfahret, daß die Entrüstung des Königs furchtbare Folgen haben wird. Bei Fürsten von einem

Charakter wie der des Königs ist der Liebeszorn ein Orkan."

„Den Ihr beschwichtigen werdet."

„Ich!" rief die Prinzessin mit einer Geberde scharfer Ironie, „ich, und warum?"

„Weil Ihr die Ungerechtigkeiten nicht liebet, Madame."

„Und es wäre Eurer Ansicht nach eine Ungerechtigkeit, den König abzuhalten, seine Liebesangelegenheiten zu betreiben?"

„Ihr werdet für Herrn von Guiche vermitteln."

„Oh! diesmal seid Ihr wahnwitzig," sagte die Prinzessin mit einer Miene voll Hochmuth.

„Im Gegentheil, Madame, ich bin vollkommen bei Verstand, und ich wiederhole, Ihr werdet Herrn von Guiche beim König vertheidigen."

„Ich!"

„Ja, Ihr."

„Und warum dies?"

„Weil die Sache von Herrn von Guiche die Eurige ist, Madame," erwiederte leise, aber voll Feuer Manicamp, dessen Augen sich entzündet hatten."

„Was wollt Ihr damit sagen?"

„Ich sage, Madame, ich wundere mich, daß Eure Hoheit nicht in dem Namen von la Vallière in Betreff der von Herrn von Guiche für den abwesenden Herrn von Bragelonne übernommenen Vertheidigung einen Vorwand errathen hat."

„Einen Vorwand?"

„Ja."

„Einen Vorwand wofür?" stammelte die Prinzessin, welche die Blicke von Manicamp unterrichtet hatten.

„Madame," erwiederte der junge Mann, „ich denke, ich habe nun genug gesagt, um Eure Hoheit dahin zu vermögen, daß sie nicht vor dem König den armen Guiche anschuldige, auf den alle von einer gewissen der

Eurigen sehr entgegengesetzten Partei ausgespieene Feindseligkeiten fallen werden."

„Ihr wollt, wie mir scheint, im Gegentheil sagen, daß alle diejenigen, welche Fräulein de la Vallière nicht lieben, und sogar einige von denjenigen, welche sie lieben, dem Grafen grollen werden."

„Oh! Madame, treibt Ihr die Hartnäckigkeit so weit, und werdet Ihr den Worten eines ergebenen Freundes kein Gehör schenken? Muß ich mich der Gefahr aussetzen, Euch zu mißfallen, muß ich Euch gegen meinen Willen die Person nennen, welche die wahre Ursache des Streites war?"

„Die Person," sagte Madame erröthend.

„Muß ich Euch," fuhr Manicamp fort, „muß ich Euch den armen Guiche aufgebracht, wüthend, außer sich über alle die Gerüchte zeigen, welche über diese Person im Umlauf sind; muß ich Euch, wenn Ihr sie hartnäckig nicht erkennt, und wenn mich der Respect fortwährend abhält, sie zu nennen, an die Scenen von Monsieur mit Mylord von Buckingham, an die Insinuationen erinnern, die man sich hinsichtlich der Verbannung des Herzogs erlaubt; muß ich sie Euch schildern, die Bemühungen des Grafen, dieser Person, für die er allein lebt, für die er allein athmet, zu gefallen, sie zu beobachten, zu beschützen! Nun denn! ich werde es thun, und wenn ich Euch an dies Alles erinnert habe, so begreift Ihr vielleicht, daß der Graf, dessen Geduld zu Ende, seit langer Zeit von Wardes geneckt, beim ersten anstößigen Wort, das dieser über die fragliche Person ausgesprochen haben mag, Feuer gefangen und Rache geschnaubt hat."

Die Prinzessin verbarg ihr Gesicht in ihren Händen und rief:

„Mein Herr! mein Herr! wißt Ihr wohl, was Ihr da sagt und wem Ihr es sagt?"

„Dann, Madame," fuhr Manicamp fort, als hätte er die Ausrufungen der Prinzessin nicht gehört, „dann

werdet Ihr Euch über nichts mehr wundern, weder über den Eifer des Grafen, diesen Streit zu suchen, noch über die wunderbare Geschicklichkeit, mit der er denselben auf ein Euren Interessen fremdes Terrain übertragen hat. Hiebei zeichnet sich die Sache besonders durch die Gewandtheit und die Kaltblütigkeit aus, womit man zu Werke gegangen, und wenn die Person, für die der Graf sich geschlagen und sein Blut vergossen hat, wirklich dem armen Verwundeten einigen Dank schuldig ist, so ist sie es nicht für das Blut, das er verloren, oder für den Schmerz, den er ausgestanden, sondern für sein Benehmen in Beziehung auf eine Ehre, die ihm kostbarer als die seinige."

„Oh!" rief Madame, als wäre sie allein, „oh! sollte es wirklich meinetwegen geschehen sein?"

Manicamp konnte athmen; er hatte muthig die Zeit der Ruhe errungen: er athmete.

Madame blieb ihrerseits eine Zeit lang in eine schmerzliche Träumerei versunken. Man errieth ihre Aufregung am hastigen Wogen ihres Busens, am Schmachten ihrer Augen und daran, daß sie häufig ihre Hand an ihr Herz preßte.

Doch bei ihr war die Gefallsucht keine leere Leidenschaft, es war im Gegentheil ein Feuer, das Nahrung suchte und sie fand.

„Somit wird Herr von Guiche zwei Personen zugleich verbunden haben," sagte die Prinzessin, „denn Herr von Bragelonne ist dem Grafen auch einen großen Dank schuldig, einen um so größeren, als Fräulein de la Vallière überall und immer dafür angesehen werden wird, daß sie von diesem edelmüthigen Ritter vertheidigt worden sei."

Manicamp begriff, daß ein Ueberrest von Zweifel im Herzen der Prinzessin blieb, und sein Geist erhitzte sich durch den Widerstand.

„Ein schöner Dienst, in der That, den er Fräulein de la Vallière geleistet!" sagte er, „ein schöner Dienst,

den er Herrn von Bragelonne geleistet hat! Das Duell hat ein Aufsehen erregt, das la Vallière halb entehrt, ein Aufsehen, das sie nothwendig mit dem Vicomte entzweit. Daraus geht hervor, daß der Pistolenschuß von Herrn von Wardes drei Resultate statt eines hat: er tödtet die Ehre einer Frau, die Ehre eines Mannes und hat vielleicht zu gleicher Zeit einen der besten Edelleute Frankreichs auf den Tod verwundet! Oh! Madame, Eure Logik ist sehr kalt; sie verdammt stets und spricht nie frei."

Die letzten Worte schossen den letzten Zweifel Bresche, der nicht im Herzen, sondern im Geiste von Madame geblieben. Es war weder mehr eine Prinzessin mit ihren Bedenklichkeiten, noch eine Frau mit ihren argwöhnischen Rückzügen; es war ein Herz, das die schmerzliche Kälte einer Wunde gefühlt hatte.

„Auf den Tod verwundet," murmelte sie mit einer keuchenden Stimme, „oh! Herr von Manicamp, habt Ihr nicht gesagt, auf den Tod verwundet?"

Manicnmp autwortete nur mit einem tiefen Seufzer.

„Ihr sagt also, der Graf sei gefährlich verwundet?" fuhr die Prinzessin fort.

„Ei, Madame, es ist ihm eine Hand zerschmettert worden und er hat eine Kugel in der Brust."

„Mein Gott! mein Gott!" rief die Prinzessin mit der Aufregung des Fiebers, „das ist gräßlich, Herr von Manicamp, eine Hand zerschmettert, sagt Ihr, eine Kugel in der Brust, mein Gott! und es ist dieser Feige! es ist dieser Elende! es ist dieser Mörder Wardes, der es gethan hat! Der Himmel ist offenbar nicht gerecht!"

Manicamp schien einer heftigen Gemütsbewegung zu unterliegen. Er hatte in der That viel Energie bei dem letzten Theil seiner Vertheidigungsrede entwickelt.

Madame aber war nicht mehr im Stande, die Convenienzen zu berechnen; sprach bei ihr etwas Zorn oder Sympathie, so hielt nichts mehr den Erguß zurück.

Madame näherte sich Manicamp, der auf einen Stuhl gesunken war, als wäre der Schmerz eine mächtige Entschuldigung für die Verletzung der Gesetze der Etiquette.

„Mein Herr," sprach sie, indem sie seine Hand ergriff, „seid offenherzig."

Manicamp erhob das Haupt.

„Schwebt Herr von Guiche in Todesgefahr?"

„Doppelt, Madame," erwiederte er, „einmal wegen des Blutflusses, der sich erklärt hat, da eine Arterie der Hand verletzt worden ist, sodann wegen der Wunde in der Brust, welche, der Arzt befürchtet es wenigstens, ein wesentliches Organ verletzt haben dürfte."

„Er kann also sterben!"

„Sterben, ja, Madame, und zwar ohne den Trost, zu wissen, Ihr habet seine aufopfernde Ergebenheit kennen gelernt."

„Ihr werdet es ihm sagen."

„Ich!"

„Ja, seid Ihr nicht sein Freund?"

„Ich? oh! nein, Madame, ich werde Herrn von Guiche, wenn der Unglückliche noch im Stande ist, mich zu hören, nur sagen, was ich gesehen habe, nämlich Eure Grausamkeit gegen ihn."

„Oh! mein Herr, Ihr begeht diese Barbarei nicht!"

„Doch, Madame, ich werde die Wahrheit sagen, denn die Natur ist am Ende mächtig bei einem jungen Mann von seinem Alter. Die Aerzte sind geschickt, und wenn zufällig der arme Graf seine Wunde überleben würde, so möchte ich nicht, daß er der Gefahr ausgesetzt bliebe, an der Wunde des Herzens zu sterben, nachdem er denen des Leibes entgangen."

Nach diesen Worten erhob sich Manicamp und schien mit tiefer Ehrerbietung Abschied nehmen zu wollen.

„Mein Herr," sprach Madame, indem sie ihn mit einer beinahe flehenden Miene zurückhielt, „Ihr werdet wenigstens die Güte haben, mir zu sagen, in welchem

Zustand sich der Kranke befindet, wer der Arzt ist, der ihn behandelt."

„Sein Zustand ist sehr schlimm, Madame, der Arzt, der ihn pflegt, ist der Leibarzt Seiner Majestät, Herr Valot. Dieser wird von dem Collegen unterstützt, zu dem man Herrn von Guiche gebracht hat."

„Wie! er ist nicht im Schloß?" rief Madame.

„Ach! Madame, es stand so schlecht mit dem armen Jungen, daß er nicht bis hierher geführt werden konnte."

„Gebt mir die Adresse, mein Herr," sagte lebhaft die Prinzessin, „ich werde mich nach ihm erkundigen lassen."

„Rue du Feurre, ein Haus von Backstein mit weißen Läden. Der Name des Arztes ist auf der Thüre angeschrieben."

„Ihr kehret zu dem Verwundeten zurück, Herr von Manicamp?"

„Ja, Madame."

„Dann müßt Ihr mir wohl einen Gefallen thun."

„Ich stehe Eurer Hoheit zu Befehl."

„Thut, was Ihr thun wolltet, kehret zu Herrn von Guiche zurück, entfernt alle Anwesenden, wollt Euch selbst entfernen."

„Madame . . ."

„Verlieren wir keine Zeit in unnützen Erklärungen. Sehet hierin nichts Anderes, als was sich darin findet, fraget nichts Anderes, als was ich Euch sage. Ich werde eine von meinen Frauen, zwei vielleicht, der vorgerückten Stunde wegen, abschicken; ich möchte nicht, daß sie Euch sähen. oder offenherziger gesprochen, ich möchte nicht, daß Ihr sie sähet: das sind Bedenklichkeiten, die Ihr begreifen müßt, Ihr besonders, Herr von Manicamp, der Ihr Alles errathet."

„Oh! Madame, vollkommen, ich kann sogar etwas Besseres thun; ich werde vor Euren Bötinnen hergehen; das wird zugleich ein Mittel sein, ihnen sicher den Weg zu bezeichnen und sie zu beschützen, sollten sie

ufällig und gegen alle Wahrscheinlichkeit eines Schutzes
edürfen."

„Und dann werden sie durch dieses Mittel haupt-
ächlich ohne alle Schwierigkeit hineinkommen, nicht
vahr?"

„Gewiß, Madame, denn vorangehend werde ich
iese Schwierigkeiten beseitigen, wollte der Zufall, daß
ie beständen."

„Nun, so geht, geht, Herr von Manicamp, und
vartet unten an der Treppe."

„Ich gehe, Madame."

„Wartet."

Manicamp blieb stehen.

„Höret Ihr den Tritt von Frauen die Treppe
inab, so geht hinaus und folgt, ohne Euch umzuwen-
en, dem Weg, der zu dem armen Grafen führt."

„Wenn aber zufällig zwei andere Personen herab-
ingen und ich täuschte mich?"

„Man wird dreimal leise in die Hände klatschen."

„Wohl, Madame."

„Geht, geht."

Manicamp wandte sich um, verbeugte sich zum letz-
en Mal und ging, Freude im Herzen, hinaus. Er wußte
vohl, daß die Gegenwart von Madame der beste Bal-
am war, der sich bei den Wunden des Kranken anwen-
en ließ.

Es war keine Viertelstunde abgelaufen, als das Ge-
äusch einer Thüre, die man öffnete und vorsichtig wie-
er schloß, an sein Ohr drang; dann hörte er die leichten,
im Geländer hinabgleitenden Tritte, dann das dreima-
ige Klatschen mit den Händen, das heißt das verabredete
Zeichen.

Er ging sogleich hinaus und wanderte, seinem
Worte getreu ohne den Kopf umzudrehen, durch die
Straßen von Fontainebleau nach der Wohnung des
Arztes.

VII.

Herr Malicorne, Archivar des Königreichs Frankreich.

Zwei Frauen, in ihre Mäntel gehüllt und das Gesicht bedeckt mit einer Halbmaske von schwarzem Sammet, folgten schüchtern den Schritten von Manicamp.

Im ersten Stock, hinter den rothen Damastvorhängen, glänzte der sanfte Schimmer einer Lampe, welche auf einem Tische stand.

Am andern Ende desselben Zimmers, in einem Bette mit gedrehten Säulen, geschlossen mit Vorhängen denen ähnlich, welche das Feuer der Lampe dämpften, ruhte Guiche, den Kopf erhöht durch ein doppeltes Kissen, die Augen in einen dichten Nebel getaucht; lange, schwarze, gelockte, auf dem Bett umher zerstreute Haare schmückten in ihrer Unordnung die trockenen, bleichen Schläfe des jungen Mannes.

Man fühlte, daß das Fieber der Hauptgast dieses Zimmers war.

Guiche träumte. Sein Geist verfolgte durch die Finsterniß einen von jenen Träumen des Deliriums, wie sie Gott auf dem Wege des Todes denjenigen schickt, welche in das fremde Weltall der Ewigkeit fallen sollen.

Zwei bis drei Flecken noch flüßigen Blutes waren auf dem Boden sichtbar.

Manicamp stieg hastig die Stufen hinauf, hielt erst auf der Schwelle an, öffnete sachte die Thüre, streckte den Kopf in das Zimmer, näherte sich, als er sah, daß Alles ruhig war, dem großen ledernen Lehnstuhl, einem Mustermeuble aus der Zeit der Regierung von Heinrich IV., in dem die Krankenwärterin natür=

lich eingeschlafen war, weckte sie und bat sie, in die an stoßende Stube zu gehen.

Hierauf blieb er eine Zeit lang vor dem Bette stehen und fragte sich, ob er Guiche aufwecken sollte, um ihm die gute Kunde mitzutheilen.

Als er sodann hinter dem Thürvorhang das Rauschen der seidenen Kleider und den keuchenden Athem seiner Reisegefährtinnen zu hören anfing, als er schon diesen ungeduldigen Vorhang sich erheben sah, verschwand er längs dem Bett und folgte der Krankenwärterin in die anstoßende Stube.

In demselben Augenblick, wo er verschwand, wurde die Draperie vollends aufgehoben, und die beiden Frauen traten in das Zimmer ein, das er gerade verlassen hatte.

Diejenige, welche zuerst eingetreten war, machte ihrer Gefährtin eine gebieterische Geberde, die sie an einen Schämel bei der Thüre fesselte.

Dann ging sie entschlossen auf das Bett zu, ließ die Vorhänge auf der eisernen Stange gleiten und warf die flatternden Falten hinter das Kopfkissen zurück.

Sie sah nun das bleiche Antlitz des Grafen: sie sah seine rechte Hand umhüllt mit einer Leinwand von blendender Weise auf der gesteppten Bettdecke mit dunklem Laubwerk, mit welchen dieses Schmerzenslager überdeckt war, sich hervorheben.

Sie erbleichte, als sie einen Blutstropfen erschaute, der sich auf der Leinwand ausbreitete.

Die weiße Brust des jungen Mannes war entblößt, als hätte ihn die Kühle der Nacht beim Athmen unterstützen müssen. Ein kleiner Streifen hielt den Verband der Wunde fest, die ein bläulicher Kreis ausgetretenen Blutes umzog.

Ein tiefer Seufzer entströmte dem Munde der jungen Frau. Sie lehnte sich an die Bettsäule an und betrachtete durch die Löcher ihrer Maske dieses schmerzliche Schauspiel.

Rauher, scharfer Athem drang wie das Röcheln

des Todes durch die geschlossenen Zähne des Grafen hervor.

Die verlarvte Dame nahm die linke Hand des Verwundeten.

Diese Hand brannte wie e ie glühende Kohle.

Doch in dem Augenblick, o sich die eisige Hand der Dame darauf legte, war d Wirkung dieser Kälte so groß, daß Guiche die Augen nete und scharf schauend in das Leben zurückzukehren s te.

Das Erste, was er erbli , war das Gespenst, das sich bei der Säule seines ttes erhob.

Bei diesem Anblick erweite ten sich seine Augen, doch ohne daß der Verstand n seinen reinen Funken entzündete.

Da machte die Dame Gefährtin, welche bei der Thüre geblieben war, Zeichen; ohne Zweifel hatte diese ihre Lection gele denn mit klarer Betonung und ohne irgend ein ern sprach sie die Worte:

„Herr Graf, Ihre liche Hoheit Madame wollte wissen, wie chmerzen Eurer Wunde ertrüget, und Euch meinen Mund bezeigen, wie sehr sie es bedau den sehen zu müssen."

Bei dem Worte: machte Guiche eine Bewegung; er hatte d noch nicht bemerkt, der diese Stimme gehörte.

Er wandte sich natürlich gegen den Punkt, von dem diese Stimme kam.

Da ihn aber die eisige b nicht verlassen hatte, so schaute er wieder das un liche Gespenst an.

„Sprecht Ihr zu mir, dame," sagte er mit geschwächter Stimme, „o noch eine andere Person bei Euch im Zimmer?"

„Ja," antwortete, den Kopf senkend, mit beinahe unverständlicher Stimme das Gespenst.

„Wohl," versetzte der Verwundete mit großer Anstrengung, „meinen Dank. Sagt Madame, ich beklage

es nicht mehr, sterben zu müssen, da sie sich meiner erinnere.“

Bei dem Worte: sterben, von einem Sterbenden ausgesprochen, konnte sich die verlarvte Dame der Thränen nicht mehr erwehren, die unter ihrer Maske herabliefen und auf ihren Wangen an der Stelle erschienen, wo die Maske sie zu bedecken aufhörte.

Wäre Guiche Herr seiner Sinne gewesen, so hätte er sie in glänzenden Perlen rollen und auf sein Bett herabfallen sehen.

Die Dame, welche vergaß, daß sie eine Larve hatte, fuhr mit der Hand an ihre Augen, um sie zu trocknen, und riß, als sie unter der Hand den kalten Sammet fand, zornig die Maske ab und warf sie auf den Boden.

Bei dieser unerwarteten Erscheinung, die für ihn aus einer Wolke hervorzukommen schien, gab Guiche einen Schrei von sich und streckte die Arme aus.

Doch jedes Wort erstarb auf seinen Lippen, wie jede Kraft in seinen Adern.

Seine rechte Hand, die dem Impuls des Willens gefolgt war, ohne den Grad der Mächtigkeit zu berechnen, seine rechte Hand fiel auf das Bett zurück, und alsbald wurde die so weiße Leinwand von einem breiteren Flecken geröthet.

Und während dieser Zeit bedeckten sich die Augen des jungen Mannes und schloßen sich, als hätte er so eben mit dem unbesiegbaren Engel des Todes in den Kampf zu treten angefangen.

Dann nach einigen unwillkührlichen Zuckungen lag der Kopf wieder unbeweglich auf dem Kissen.

Er war nur von bleich bleifarbig geworden.

Die Dame bekam bange; doch diesmal wurde gegen die Gewohnheit die Angst anziehend.

Sie neigte sich zu dem jungen Mann herab, verzehrte mit ihrem Hauch dieses kalte, entfärbte Antlitz, das sie beinahe berührte, drückte dann einen raschen

Kuß auf die linke Hand von Guiche, der, wie von einem elektrischen Schlag geschüttelt, auf eine Sekunde erwachte, die Augen weit, aber ohne Geist, aufriß und dann wieder in eine tiefe Ohnmacht zurückfiel.

„Fort,“ sagte sie zu ihrer Gefährtin, „wir können nicht länger hier verweilen, ich würde eine Thorheit begehen.“

„Madame! Madame! Eure Hoheit vergißt ihre Larve,“ versetzte die wachsame Gefährtin.

„Hebet sie auf,“ erwiederte ihre Gebieterin und schlüpfte ganz verwirrt die Treppe hinab.

Und da die Hausthüre offen geblieben war, so eilten die zwei leichten Vögel durch diese Oeffnung hinaus und erreichten raschen Laufes den Palast.

Die eine von den beiden Damen stieg bis in die Gemächer von Madame hinauf, wo sie verschwand.

Die andere ging in die Wohnung der Ehrenfräulein, das heißt in das Entresol.

In ihrem Zimmer angelangt, setzte sie sich an einen Tisch und schrieb, ohne daß sie sich Zeit ließ, zu athmen, folgendes Billet:

„Diesen Abend hat Madame Herrn von Guiche besucht.

„Alles geht gut auf dieser Seite.

„Arbeitet Eurerseits und verbrennt besonders dieses Papier.“

Dann legte sie den Brief in einer langen Form zusammen, verließ vorsichtig ihr Zimmer und durchschritt einen Corridor, der zur Wohnung der Edelleute von Monsieur führte.

Hier blieb sie vor einer Thüre stehen, unter der sie, nachdem sie zweimal geklopft hatte, das Papier durchsteckte, wonach sie entfloh.

Sobald sie wieder in ihr Zimmer zurückgekehrt war, machte sie jede Spur ihres Ausgangs und des Billetschreibens verschwinden.

Mitten unter den Forschungen, die sie in dem von=

uns genannten Zweck anstellte, erblickte sie auf dem Tisch die Maske von Madame, die sie mitgenommen, aber Madame zuzustellen vergessen hatte.

„Ho! ho! vergessen wir nicht, morgen zu thun, was wir heute zu thun vergessen haben."

Und sie nahm die Maske an ihren Sammetwange und schaute, da sie ihren Daumen feucht werden fühlte, diesen Daumen an.

Er war nicht nur feucht, sondern geröthet.

Die Maske war auf einen von der von uns erwähnten Blutflecken auf dem Boden gefallen, und von dem schwarzen Aeußeren, das zufällig mit ihm in Berührung gekommen, war das Blut in das Innere übergegangen und hatte den weißen Batist gefärbt.

„Ho! ho!" sagte Montalais, denn unsere Leser haben sie ohne Zweifel schon an allen Manoeuvres erkannt, die wir beschrieben, „ho! ho! ich werde ihr diese Maske nicht zurückgeben, sie ist nun zu kostbar."

Und sie stand auf und lief an ein Kistchen von Ahorn, das mehrere Toilette- und Parfumerie-Gegenstände enthielt.

„Nein," sagte sie, „nicht hier, ein solches Depot gehört nicht zu denjenigen, welche man dem Ungefähr überläßt."

Nachdem sie einen Augenblick geschwiegen, fügte sie mit einem Lächeln, das nur ihr eigenthümlich, bei:

„Schöne Larve, mit dem Blute dieses braven Ritters befleckt, du sollst im Magazin der Wunder mit den Briefen von la Vallière, mit denen von Raoul, mit der ganzen verliebten Sammlung endlich vereinigt werden, welche dereinst die Geschichte von Frankreich und die Geschichte des Königthums bilden wird.

„Du wirst zu Herrn Malicorne gehen," fuhr die Tolle lachend fort, während sie sich zu entkleiden anfing, „zu dem würdigen Herrn Malicorne," sprach sie, ihr Licht auslöschend, „der nur Aufseher der Zimmer von Monsieur zu sein glaubt, und den ich zum Archivar und

Historiographen des Hauses Bourbon und [illegible]r besten Häuser Frankreichs mache.

„Er beklage sich nur noch," [illegible]ieser wunderliche Malicorne!"

Und sie zog die Vorhänge zu und entschlief.

VIII.

Die Reise.

Am andern [illegible]rgen, an dem für die Abreise bestimmten Tag, k[illegible] der [illegible] den Schlag eilf Uhr mit den Königin[illegible]ne die große Treppe herab, um in den [illegible] [illegible]geduldigen Rossen bespannten Wagen zu steigen.

Der ganze Hof wartete [illegible] eisekleidern im Hufeisen, und sie bot ein glänz[illegible] [illegible]chauspiel, diese Menge von gesattelten Pferden, von bespannten Carrossen, von Männern und Frauen, umgeben von ihren Officianten, Bedienten und Pagen.

Der König stieg mit den beiden Königinnen in den Wagen.

Madame that das[illegible] [illegible]onsieur.

Die Ehrenfräul[illegible] [illegible]ieses Beispiel nach und nahmen zu zwei und z[illegible] in den für sie bestimmen Wagen Platz.

Der Wagen des Königs fuhr an der Spitze, hierauf kam der von Madame, dann folgten die anderen nach der Etiquette.

Das Wetter war warm; ein leichter Luftzug, den man am Morgen für stark genug halten konnte, um

die Atmosphäre zu erfrischen, war bald von der unter den Wolken verborgenen Sonne durchglüht und drang nur noch durch den heißen, vom Boden sich erhebenden Dampf als ein brennender Wind, der einen feinen Staub auffegte und die Reisenden, die es an Ort und Stelle zu kommen drängte, ins Gesicht schlug.

Madame war die Erste, die sich über die Hitze beklagte.

Monsieur antwortete ihr dadurch, daß er sich in den Wagen zurückwarf wie ein Mensch, der ohnmächtig werden soll, und begoß sich mit Salzen und Riechwassern, während er tiefe Seufzer ausstieß.

Da sagte Madame mit ihrer liebenswürdigsten Miene zu ihm:

„In der That, mein Herr, ich glaubte, Ihr wäret artig genug, mir bei dieser Hitze meinen Wagen allein zu überlassen und den Weg zu Pferde zurückzulegen."

„Zu Pferde!" rief der Prinz mit einem Ausdruck des Schreckens, aus dem zu ersehen, wie er entfernt nicht diesem Ansinnen beizustimmen gedachte; „zu Pferde! Das fällt Euch nicht ein, Madame, meine ganze Haut würde bei der Berührung dieses Feuerwindes in Stücke gehen."

Lachend erwiederte Madame:

„Ihr könnt meinen Sonnenschirm nehmen."

„Welche Mühe würde es mir machen, ihn zu halten!" sagte Monsieur mit der größten Kaltblütigkeit. „Ueberdies habe ich kein Pferd."

„Wie! kein Pferd?" entgegnete die Prinzessin, welche, wenn sie nicht das Alleinsein gewann, doch wenigstens im Eigensinn siegte; „kein Pferd! Ihr irrt Euch, denn ich sehe dort Euren Lieblingsbraunen."

„Meinen Braunen!" rief der Prinz, indem er gegen den Kutschenschlag eine Bewegung auszuführen suchte, die ihm aber so beschwerlich wurde, daß er sie nur zur Hälfte ausführte und eiligst wieder seine Unbeweglichkeit annahm.

„Ja," sagte Madame, „Euer Pferd von Herrn von Malicorne an der Hand geführt."

„Armes Thier! versetzte der Prinz, „wie warm muß es haben!"

Bei diesen Worten schloß er die Augen einem Verscheidenden ähnlich.

Madame streckte sich ihrerseits träge in der andern Ecke der Kutsche aus und schloß auch die Augen, nicht um zu schlafen, sondern um ganz nach ihrem Wohlgegefallen zu träumen.

Der König, der auf dem Vordersitz des Wagens saß, dessen Rücksitz er den zwei Königinnen eingeräumt hatte, wurde von jenem lebhaften Verdruß unruhiger Liebender ergriffen, welche beständig, ohne je diesen glühenden Durst zu stillen, nach dem Anblick des geliebten Gegenstandes verlangen und sich dann halb zufrieden entfernen, ohne zu bemerken, daß sie einen noch viel glühenderen Durst angehäuft haben.

Aber der König, der, wie gesagt, an der Spitze fuhr, konnte von seinem Platze aus die Wagen der Damen und Ehrenfräulein, die zuletzt kamen, nicht erschauen.

Dabei mußte er alle Fragestellungen der jungen Königin beantworten, welche, ganz glücklich, ihren theuren Gatten zu besitzen, wie sie, die königliche Etiquette vergessend, sagte, ihn mit ihrer ganzen Liebe umschloß und mit allen ihren Aufmerksamkeiten gleichsam knebelte, aus Furcht, man könnte ihr ihn nehmen, oder es könnte ihm die Lust kommen, sie zu verlassen.

Anna von Oesterreich, welche nichts beschäftigte, als die Stiche, die sie von Zeit zu Zeit im Busen fühlte, behauptete eine heitere Miene und verlängerte, obgleich sie die Ungeduld errieth, boshafter Weise seine Folter dadurch, daß sie das Gespräch unerwartet immer in dem Augenblick wieder aufnahm, wo der König, in sein Inneres zurückgefallen, hier seiner geheimen Liebe nachzuhängen anfing.

Dies Alles, kleine Bemühungen und Aufmerksamkeiten von Seiten der Königin, Hartnäckigkeit von Anna von Oesterreich, erschien am Ende dem König so unerträglich, daß er den Bewegungen seines Herzens nicht mehr zu gebieten wußte.

Er beklagte sich zuerst über die Hitze, und dies war eine gute Einleitung zu anderen Klagen.

Doch es geschah mit Geschicklichkeit, damit Maria Theresia seine Absicht nicht errathe.

Sie nahm das, was der König sagte, buchstäblich und fächelte den König mit ihren Straußenfedern.

Als aber die Hitze vorüber war, beklagte sich der König über Krämpfe und Ungeduld in den Beinen, und da der Wagen eben anhielt, um die Pferde zu wechseln, fragte die Königin:

„Wollt Ihr, daß ich mit Euch aussteige? ich habe auch unruhige Beine. Wir machen einige Schritte zu Fuß, dann holen uns die Wagen ein und wir nehmen wieder unsere Plätze."

Der König faltete die Stirne; es ist eine harte Prüfung, der ihren Ungetreuen die eifersüchtige Frau unterwirft, welche, obgleich von der Eifersucht verfolgt, Macht genug über sich hat, um keinen Vorwand zum Zorn zu geben.

Nichtsdestoweniger konnte es der König nicht ausschlagen: er willigte also ein, stieg aus, gab der Königin den Arm und machte mit ihr mehrere Schritte, indeß man die Pferde wechselte.

Während er ging, warf er einen neidischen Blick auf die Höflinge, die das Glück hatten, die Reise zu Pferde zu machen.

Die Königin bemerkte bald, daß der Spaziergang dem König eben so wenig gefiel, als die Reise im Wagen.

Der König führte sie bis zum Fußtritt, stieg aber nicht wieder mit ihr ein. Er machte drei Schritte rück=

wärts und suchte in der [illegible]en zu erkennen, welcher ihn so [illegible]teressirte.

Am Schlag des [illegible]en schien das weiße Gesicht von la Vallière.

Als der König, unbeweglich an seinem Platze, sich in Träumereien verlor, ohne zu sehen, daß Alles bereit war und daß man nur noch auf ihn wartete, hörte er drei Schritte vor sich eine [illegible]me, welche ehrfurchtsvoll eine Frage an ihn [illegible]. Es war Herr von Malicorne, ganz im Cost[illegible]eines Stallmeisters, unter seinem linken Arm den Zaum von zwei Pferden haltend.

„Verlangt Eure Majestät ein Pferd?" sagte er.

„Ein Pferd? hättet Ihr eines von meinen Pferden?" fragte der König, der Malicorne, mit dessen Gesicht er noch nicht bekannt war, zu erkennen suchte.

„Sire," erwiederte Malicorne, „ich habe wenigstens ein Pferd, das Eurer Majestät zu Gebot steht."

Bei diesen Worten deutete Malicorne auf den Braunen von Monsieur, auf den Madame aufmerksam gemacht hatte.

Das Thier war herrlich und königlich geschirrt.

„Das ist aber keines von [illegible]einen Pferden!" sagte der König.

„Es ist ein Pferd aus den Ställen Seiner Königlichen Hoheit. Doch S. K. H. reitet nicht, wenn es so warm ist."

Der König antwortete nicht, näherte sich aber rasch dem Pferde, das die Erde mit dem Fuß ausscharrte.

Malicorne machte eine Bewegung, um ihm den Steigbügel zu halten: er war schon im Sattel.

Durch diesen glücklichen Zufall wieder heiter geworden, ritt der König ganz lächelnd an den Wagen der Königinnen, die auf ihn warteten, und sagte trotz der erschrockenen Miene von Maria Theresia:

„Ah! meiner Treue, ich habe dieses Pferd gefunden, und benütze es. Auf Wiedersehen, meine Damen!"

Hierauf verbeugte er sich anmuthig auf den gerundeten Hals seines Pferdes und verschwand in einer Sekunde.

Anna von Oesterreich neigte sich heraus, um ihm mit den Augen zu folgen. Er ritt nicht sehr weit, denn als er zum sechsten Wagen gelangte, hielt er sein Pferd an und nahm seinen Hut ab.

Er grüßte la Vallière, die bei seinem Anblick einen kleinen Schrei des Erstaunens ausstieß, während sie zugleich vor Freude erröthete.

Montalais, die die andere Ecke des Wagens einnahm, verneigte sich tief vor dem König.

Dann gab sie sich, als eine Frau von Geist, den Anschein, als wäre sie sehr mit der Landschaft beschäftigt und zog sich in die Ecke links zurück.

Das Gespräch von Ludwig XIV. und la Vallière fing wie alle Gespräche von Liebenden mit beredten Blicken und einigen des Sinnes entbehrenden Worten an.

Der König erklärte, wie er in seinem Wagen so warm gehabt habe, daß ihm ein Pferd als eine Wohlthat erschienen sei.

„Und," fügte er bei, „der Wohlthäter ist ein ganz verständiger Mann, denn er hat mich errathen. Nun bleibt mir ein Wunsch, der, zu wissen, wer der Cavalier ist, der seinem König so geschickt gedient und ihn seinem grausamen Verdruß entzogen hat."

Bei diesem Gespräch, von dem sie schon bei den ersten Worten erweckt worden war, hatte sich Montalais genähert und es so eingerichtet, daß ihr der Blick des Königs bei den letzten Worten seines Satzes begegnete.

So kam es, daß sie, da der König fragend eben so sehr sie, als la Vallière anschaute, glauben durfte, die Frage sei an sie gerichtet, und sie konnte folglich antworten.

Sie antwortete auch:

„Sire, das Pferd, das Euer Majestät rettet, ist

eines von den Pferden von Monsieur, das ein Cavalier Seiner Königlichen Hoheit an der Hand führte."

„Und wie heißt dieser Cavalier, wenn's beliebt, mein Fräulein?"

„Herr von Malicorne, Sire."

Der Name brachte seine gewöhnliche Wirkung hervor.

„Malicorne," wiederholte der König lächelnd.

Und sie bezeichnete in der That unsern Malicorne, der mit einer glückseligen Miene am Wagen links galoppirte und wohl wußte, daß in diesem Augenblick von ihm die Rede war, aber sich nicht mehr auf dem Sattel rührte, als ein Taubstummer.

„Ja, es ist dieser Reiter," sagte der König, „ich erinnere mich des Gesichtes und werde mich des Namens erinnern."

Und er schaute la Vallière zärtlich an.

Aure hatte nichts mehr zu thun; sie hatte den Namen von Malicorne fallen lasse; der Boden war gut; man brauchte nur noch den Namen zu treiben und das Ereigniß seine Früchte tragen zu lassen.

Dem zu Folge warf sie sich in ihre Ecke zurück, mit dem Recht, Herrn von Malicorne so viel angenehme Zeichen zu machen, als sie wollte; da Herr von Malicorne das Glück gehabt hatte, dem König zu gefallen.

Montalais ließ es, wie man wohl begreift, nicht daran fehlen. Und Malicorne sackte mit seinem feinen Ohr und mit seinem duckmäuserischen Auge die Worte ein:

„Alles geht gut."

Das Ganze begleitet von einer Pantomime, die den Anschein eines Kusses hatte.

„Ah! mein Fräulein," sagte endlich der König zu la Vallière, „die Freiheit des Landlebens wird nun aufhören. Euer Dienst bei Madame wird strenger sein, und wir werden uns nicht mehr sehen."

Louise erwiederte:

„Eure Majestät liebt Madame zu sehr, um nicht häufig zu ihr zu kommen, und wenn Eure Majestät durch das Zimmer geht. . ."

„Ah!" entgegnete der König, mit einer zärtlichen Stimme, die er stufenweise dämpfte, „sich erblicken heißt nicht sich sehen, und dennoch scheint es, dies sei genug für Euch."

Louise antwortete nichts, ein Seufzer schwoll ihr Herz an, aber sie unterdrückte diesen Seufzer.

„Ihr habt eine große Macht über Euch," sagte der König.

La Vallière lächelte schwermüthig.

„Wendet diese Stärke zum Lieben an, und ich werde Gott danken, daß er sie Euch verliehen hat."

La Vallière beobachtete dasselbe Stillschweigen, schlug aber ein mit Liebe beladenes Auge zum König auf.

Dann, als wäre er durch diesen glühenden Blick verzehrt worden, fuhr Ludwig mit der Hand über seine Stirne, preßte sein Pferd mit den Knieen und ließ es ein paar Schritte vorwärts machen.

Rückwärts gelehnt, das Auge halb geschlossen, bedeckte sie mit ihrem Blick den schönen Reiter, dessen Federn im Winde wogten; sie liebte seine anmuthig gerundeten Arme, sein feines, nerviges, an die Flanken des Pferdes angeschlossenes Bein, diesen gerundeten Schnitt des Profils, das schöne gelockte Haare hervorhoben, die zuweilen zurückflogen, um ein rosiges, reizendes Ohr zu entblößen.

Kurz, es liebte, das arme Kind, und berauschte sich in seiner Liebe.

Nach einem Augenblick kam der König zu ihr zurück und sagte:

„Oh! Ihr seht also nicht, daß mir Euer Stillschweigen das Herz durchbohrt; oh! mein Fräulein, wie unbarmherzig müßt Ihr sein, wenn Ihr zu einem Bruch entschlossen . . . alsdann halte ich Euch für

veränderlich . . . und, und . . . ich fürchte die tiefe Liebe, die mich für Euch erfaßt."

„Oh! Sire, Ihr täuscht Euch," erwiederte la Vallière, „wenn ich lieben werde, so wird es für mein ganzes Leben sein."

„Wenn Ihr lieben werdet!" rief der König mit schmerzlichem Tone: „wie, Ihr liebet also nicht?"

Sie verbarg ihr Gesicht in ihren Händen.

„Seht Ihr, seht Ihr, ich habe Recht, Euch anzuklagen," sagte der König; „seht Ihr, daß Ihr veränderlich, launenhaft, coquette vielleicht seid! Oh! mein Gott! mein Gott!"

„Oh! nein," entgegnete sie, „beruhigt Euch, Sire, nein! nein! nein!"

„So versprecht mir also, daß Ihr stets dieselbe für mich sein werdet!"

„Oh! stets, Sire."

„Daß Ihr keine von den Härten haben werdet, die das Herz brechen, keine von den plötzlichen Veränderungen, die mir den Tod geben würden."

„Nein, oh! nein."

„Nun wohl! so höret: ich liebe die Versprechungen, ich liebe es, unter die Garantie des Eides, das heißt, unter den Schutz Gottes Alles zu stellen, was mein Herz und mein Liebe interessirt. Versprecht mir, oder vielmehr schwöret mir, daß wenn in diesem Leben das wir zu beginnen im Begriff sind, einem Leben voller Opfer, Geheimnisse, Schmerzen, einem Leben voll widriger Zufälle und Mißverständnisse schwöret, daß wenn wir uns getäuscht, wenn wir uns falsch verstanden, wenn wir uns ein Unrecht angethan haben, und das ist ein Verbrechen in der Liebe, Louise! . ."

Sie bebte bis in die Tiefe ihrer Seele; es war das erste Mal, daß sie ihren Namen so von ihrem königlichen Geliebten ausgesprochen hörte.

Ludwig aber zog den Handschuh ab, streckte die Hand bis in den Wagen aus und fuhr fort:

„Schwöret, daß wir bei allen unsern Streitigkeiten nie, wenn einmal das eine von dem andern fern, nie die Nacht über einem Zwist vorübergehen lassen, ohne daß ein Besuch oder wenigstens eine Botschaft des Einen von uns dem Andern Trost und Ruhe bringt."

La Vallière nahm in ihre beiden kalten Hände die glühende Hand ihres Geliebten und drückte sie sanft, bis eine Bewegung des über die Umdrehung und die Nähe des Rades erschrockenen Pferdes sie diesem Glück entriß.

Sie hatte geschworen.

„Kehret zurück, Sire," sagte sie, „kehret zu den Königinnen zurück, ich fühle dort einen Sturm, einen Sturm, der mein Herz bedroht."

Ludwig gehorchte, grüßte Montalais und galoppirte weg, um den Wagen der Königinnen wiedereinzuholen.

Im Vorrüberreiten sah er den Wagen von Monsieur, welcher schlief.

Madame schlief nicht.

Sie sagte zum König, als er an ihr vorbeikam:

„Welch ein schönes Pferd, Sire! Ist es nicht ein Pferd von Monsieur?"

Die Königin aber sprach nur die Worte:

„Ist Euch besser, theurer Sire?"

IX.

Triumfeminat.

Sobald der König in Paris war, begab er sich in den Rath und arbeitete einen Theil des Tags. Die junge Königin blieb in ihren Gemächern mit der Königin Mutter und zerfloß in Thränen, nachdem sie vom König Abschied genommen.

„Ah! meine Mutter," sagte sie, „der König liebt mich nicht mehr. Mein Gott! was soll aus mir werden!"

„Ein Gatte liebt stets eine Frau, wie Ihr seid," erwiederte Anna von Oesterreich.

„Der Augenblick kann kommen, meine Mutter, wo er eine andere lieben wird."

„Was nennt Ihr lieben?"

„Oh! immer an Jemand denken, immer diese Person aufsuchen."

„Habt Ihr bemerkt, daß der König dergleichen Dinge thut?" fragte Anna von Oesterreich.

„Nein, Madame," erwiederte zögernd die junge Königin.

„Ihr seht wohl, Maria."

„Und dennoch müßt Ihr gestehen, meine Mutter, daß der König mich vernachläßigt."

„Der König, meine Tochter, gehört seinem ganzen Reich."

„Und gerade darum gehört er mir nicht. Darum werde ich mich, wie dies bei so vielen Königinnen der Fall gewesen ist, verlassen, vergessen sehen, während die Liebe, der Ruhm und die Ehre den Anderen zufallen. Oh! meine Mutter, der König ist so schön, wie Viele werden ihm sagen, daß sie ihn lieben, wie Viele werden ihn lieben müssen!"

„Es ist selten, daß die Frauen einen Menschen im König lieben. Sollte dies aber geschehen, — was ich bezweifle, — so wünschet eher, Maria, daß diese Frauen Euren Gemahl wirklich lieben. Einmal ist die ergebene Liebe der Geliebten ein Element rascher Auflösung für die Liebe des Liebhabers; sodann verliert die Geliebte dadurch, daß sie innig liebt, jede Herrschaft über den Liebhaber, von dem sie weder Macht, noch Reichthum, sondern nur Liebe begehrt. Wünscht also, daß der König nur kärglich, und daß seine Geliebte viel liebe."

„Oh! meine Mutter, welche Macht hat eine tiefe Liebe!"

„Und Ihr sagt, Ihr seid verlassen?"

„Es ist wahr, es ist wahr, ich rede unvernünftig . . . Es gibt jedoch eine Marter, meine Mutter, der ich nicht zu widerstehen vermöchte."

„Welche?"

„Die einer glücklichen Wahl des Königs, die einer Haushaltung, die er sich neben der unserigen machen würde, die einer Familie, welche er bei einer anderen Frau fände. Ah! wenn ich je Kinder vom König sähe, ich würde sterben!"

„Maria! Maria!" erwiederte die Königin-Mutter mit einem Lächeln und sie nahm die junge Königin bei der Hand, „erinnert Euch dessen, was ich Euch sagen werde, und es gereiche Euch beständig zum Trost: der König kann keinen Dauphin ohne Euch haben, und Ihr könnt einen haben ohne ihn."

Bei diesen Worten, die sie mit einem ausdrucksvollen Gelächter begleitete, verließ die Königin-Mutter ihre Schwiegertochter, um Madame entgegen zu gehen, deren Ankunft im großen Kabinet ein Page gemeldet hatte.

Madame hatte sich keine Zeit genommen, sich auszukleiden; sie erschien mit einer von den bewegten Phy-

IX.

Triumfeminat.

Sobald der Kö[illegible]s war, begab er sich in den Rath und [illegible] Theil des Tags. Die junge Königin blie[illegible] [illegible]emächern mit der Königin Mutter und zerfloß in [illegible]ränen, nachdem sie vom König Abschied genommen.

„Ah! meine Mutter," sagte sie, „der König liebt mich nicht mehr. Mein Gott! was soll aus mir werden!"

„Ein Gatte liebt stets eine Frau, wie Ihr seid," erwiederte Anna von Oesterreich.

„Der Augenblick kann kommen, meine Mutter, wo er eine andere lieben wird."

„Was nennt Ihr lieben?"

„Oh! immer an Jemand denken, immer diese Person aufsuchen."

„Habt Ihr bemerkt, daß der König dergleichen Dinge thut?" fragte Anna von Oesterreich.

„Nein, Madame," e[illegible]rte zögernd die junge Königin.

„Ihr seht wohl, Maria."

„Und dennoch müßt Ihr gestehen, meine Mutter, daß der König mich vernachläßigt."

„Der König, meine Tochter, gehört seinem ganzen Reich."

„Und gerade darum gehört er mir nicht. Darum werde ich mich, wie dies bei so vielen Königinnen der Fall gewesen ist, verlassen, vergessen sehen, während die Liebe, der Ruhm und die Ehre den Anderen zufallen. Oh! meine Mutter, der König ist so schön, wie Viele werden ihm sagen, daß sie ihn lieben, wie Viele werden ihn lieben müssen!"

„Es ist selten, daß die Frauen einen Menschen im König lieben. Sollte dies aber geschehen, — was ich bezweifle, — so wünschet eher, Maria, daß diese Frauen Euren Gemahl wirklich lieben. Einmal ist die ergebene Liebe der Geliebten ein Element rascher Auflösung für die Liebe des Liebhabers; sodann verliert die Geliebte dadurch, daß sie innig liebt, jede Herrschaft über den Liebhaber, von dem sie weder Macht, noch Reichthum, sondern nur Liebe begehrt. Wünscht also, daß der König nur kärglich, und daß seine Geliebte viel liebe."

„Oh! meine Mutter, welche Macht hat eine tiefe Liebe!"

„Und Ihr sagt, Ihr seid verlassen?"

„Es ist wahr, es ist wahr, ich rede unvernünftig . . . Es gibt jedoch eine Marter, meine Mutter, der ich nicht zu widerstehen vermöchte."

„Welche?"

„Die einer glücklichen Wahl des Königs, die einer Haushaltung, die er sich neben der unserigen machen würde, die einer Familie, welche er bei einer anderen Frau fände. Ah! wenn ich je Kinder vom König sähe, ich würde sterben!"

„Maria! Maria!" erwiederte die Königin-Mutter mit einem Lächeln und sie nahm die junge Königin bei der Hand, „erinnert Euch dessen, was ich Euch sagen werde, und es gereiche Euch beständig zum Trost: der König kann keinen Dauphin ohne Euch haben, und Ihr könnt einen haben ohne ihn."

Bei diesen Worten, die sie mit einem ausdrucksvollen Gelächter begleitete, verließ die Königin-Mutter ihre Schwiegertochter, um Madame entgegen zu gehen, deren Ankunft im großen Kabinet ein Page gemeldet hatte.

Madame hatte sich keine Zeit genommen, sich auszukleiden; sie erschien mit einer von den bewegten Phy-

siognomien, die einen Plan enthüllen, dessen Ausführung beschäftigt und dessen Resultat beunruhigt.

„Ich wollte sehen, ob Eure Majestäten von unserer kleinen Reise etwas angegriffen seien," sagte sie.

„Durchaus nicht," erwiederte die Königin-Mutter.

„Ein wenig," antwortete Maria Theresia.

„Ich, meine Damen, habe besonders unter einer Befürchtung gelitten."

„Unter welcher Befürchtung?" fragte Anna von Oesterreich.

„Daß es den König angreifen müsse, so zu reiten."

„Ah! das thut dem König wohl!"

„Und ich habe es ihm selbst gerathen," sagte Anna von Oesterreich erbleichend.

Madame erwiederte nichts hierauf; doch es stand jenes Lächeln, das nur ihr eigenthümlich war, auf ihren Lippen, ohne auf die übrigen Theile des Gesichts überzugehen; dann aber wechselte sie bald die Richtung des Gesprächs und sagte:

„Wir finden Paris wieder ganz dem Paris ähnlich, das wir verlassen haben; immer Intriguen, immer Komplotte, immer Coquetterien."

„Intriguen ... was für Intriguen?" fragte die Königin-Mutter.

„Man spricht viel von Herrn Fouquet und von Madame Plessis-Bellière."

„Die sich so bei Numero zehntausend einschreibt?" versetzte die Königin-Mutter. „Doch die Komplotte, wenn's beliebt?"

„Wir haben, wie es scheint, Zwistigkeiten mit Holland."

„Monsieur erzählte mir die Geschichte von den Münzen."

„Ah!" rief Madame, „Münzen in Holland geschlagen, worauf man eine Wolke über die Sonne des

Königs hinziehen sieht . . . Ihr habt Unrecht, dies Komplott zu nennen . . ."

„Oh! es ist so verächtlich, daß es der König sicherlich verachten wird," erwiederte die Königin-Mutter. „Doch was sagtet Ihr von Coquetterien? Meintet Ihr Frau von Olonne?"

„Nein, nein, ich werde näher bei uns suchen."

„Casa de Usted," raunte die Königin-Mutter, ohne die Lippen zu bewegen, ihrer Schwiegertochter in's Ohr.

Madame hörte nicht und fuhr fort:

„Die entsetzliche Neuigkeit ist Euch bekannt?"

„Oh! ja, die Verwundung von Herrn von Guiche."

„Und Ihr schreibt sie, wie alle Welt, einem Unfall auf der Jagd zu?"

„Ja," erwiederten die beiden Königinnen, diesmal interessirt.

Madame trat näher zu ihnen und sagte leise:

„Ein Duell!"

„Ah!" rief mit strengem Tone Anna von Oesterreich, in deren Ohren das, seitdem sie regierte, in Frankreich geächtete Wort Duell schlecht klang.

„Ein beklagenswerthes Duell, das Monsieur beinahe zwei von seinen besten Freunden, den König zwei seiner besten Diener gekostet hätte."

„Warum dieses Duell?" fragte die junge Königin, von einem geheimen Instinct belebt.

„Coquetterien," wiederholte Madame triumphirend, „diese Herren haben sich über die Tugend einer Dame gestritten. Der Eine fand, Pallas sei wenig im Vergleich mit ihr. Der Andere behauptet, diese Dame ahme Venus nach, wie sie Mars anlockt; und so schlugen sich die Herrn, meiner Treue, wie Hektor und Achilles."

„Venus, wie sie Mars anlockt," sagte die junge Königin, ohne daß sie die Allegorie zu ergründen wagte, leise zu sich selbst.

„Wer ist diese Dame?" fragte Anna von Oester-

reich gerade heraus. „Ich glaube, Ihr habt [illegible]
eine Ehrendame?“

„Habe ich das gesagt?“ versetzte Madame.

„Ja. Ich glaubte sogar, Euch sie nennen zu hören.“

„Wißt Ihr, daß eine Frau dieser Art ein Unglück für ein königliches Haus ist?“

„Es ist Fräulein de la Vallière,“ sagte die Königin-Mutter.

„Mein Gott, ja, die kleine Häßliche!“

„Ich glaubte, sie wäre mit einem Edelmann verlobt, der wohl weder Herr von Guiche, noch Herr von Wardes ist.“

„Es ist möglich, Madame.“

Die junge Königin nahm eine Stickerei und machte sie mit einer geheuchelten Ruhe, die das Zittern ihrer Finger Lügen strafte, auseinander.

„Was sprachet Ihr von Venus und von Mars,“ fuhr die Königin-Mutter fort, „gibt es einen Mars?“

„Sie rühmt sich dessen.“

„Ihr habt gesagt, sie rühme sich dessen?“

„Das war die Ursache des Zweikampfes.“

„Und Herr von Guiche hat die Sache von Mars vertheidigt?“

„Gewiß, als guter Diener.“

„Als guter Diener!“ rief die junge Königin, die jede Zurückhaltung vergaß, um ihrer Eifersucht den Lauf zu lassen; „Diener von wem?“

„Da Mars,“ erwiederte Madame, „nur auf Kosten dieser Venus vertheidigt werden konnte, so behauptete Herr von Guiche die vollkommene Unschuld von Mars und bestätigte ohne Zweifel, daß Venus prahle.“

„Und Herr von Wardes?“ sagte Anna von Oesterreich, „er verbreitete wohl das Gerücht, Venus habe Recht?“

„Ah! Herr von Wardes!“ dachte Madame, „Ihr

sollt mir die Wunde theuer bezahlen, die Ihr dem edelsten der Männer beigebracht habt."

Und sie fing an Herrn von Wardes mit aller möglichen Erbitterung anzuklagen, und bezahlte so die Schuld des Verwundeten und die ihrige mit der Gewißheit, daß sie ihrem Feind den Ruin für die Zukunft bereite.

Sie sagte so viel, daß Manicamp, wäre er anwesend gewesen, es bedauert hätte, seinem Freund so gut gedient zu haben, weil der Untergang des unglücklichen Feindes daraus entsprang.

„In dem Allem sehe ich nur eine Pest, die in dieser la Vallière zu finden ist," sprach Anna von Oesterreich.

Die junge Königin nahm ihre Arbeit mit völliger Ruhe wieder auf.

Madame horchte.

„Ist das nicht Eure Ansicht?" sagte Anna von Oesterreich. „Sucht Ihr die Ursache dieses Streites und des Duells nicht in ihr?"

Madame antwortete mit einer Geberde, welche weder eine Bejahung, noch eine Verneinung war.

„Ich begreife dann nicht ganz, was Ihr mir in Beziehung auf die Gefahr der Coquetterie gesagt habt?"

„Es ist wahr," erwiederte Madame rasch, „wäre die junge Person nicht coquette gewesen, so hätte sich Mars nichts um sie bekümmert."

Das Wort Mars führte eine flüchtige Röthe auf die Wangen der jungen Königin zurück, sie setzte aber nichtsdestoweniger ihre angefangene Arbeit fort.

„Man soll nicht so an meinem Hofe die Männer gegen einander bewaffnen," sprach phlegmatisch Anna von Oesterreich. „Diese Sitten waren vielleicht nützlich in einer Zeit, wo der getheilte Adel keinen anderen Vereinigungspunkt besaß, als die Galanterie. Da hatten die Frauen, welche allein regierten, das Privilegium, den Muth der Edelleute durch häufige Versuche zu unterhalten. Doch heute gibt es in Frankreich,

Gott sei Dank! nur einen Gebieter. Diesem Gebieter ist man die Zusammenwirkung jeder Stärke und jedes Geistes schuldig. Ich werde es nicht dulden, daß man meinem Sohn einen seiner Diener raubt."

Sie wandte sich an die junge Königin und fragte: „Was wollen wir dieser la Vallière thun?"

„La Vallière?" versetzte die Königin, Erstaunen heuchelnd, „ich kenne den Namen nicht."

Und diese Antwort wurde mit jenem eisigen Lächeln begleitet, das nur einem königlichen Mund gut ansteht.

Madame war selbst eine große Fürstin, groß durch den Geist, die Geburt und den Stolz. Das Gewicht dieser Antwort drückte sie aber nieder und sie mußte einen Augenblick warten, um sich zu erholen.

„Es ist eines von meinen Ehrenfräulein," erwiederte sie mit einer Verbeugung.

„Dann ist es Eure Sache, meine Schwägerin, und nicht die unsere," sagte Maria Theresia mit demselben Ton.

„Verzeiht," sprach Anna von Oesterreich, „es ist auch die meinige. Und ich begreife," fuhr sie fort, indem sie sich mit einem Blick des Einverständnisses an Madame wandte, „ich begreife, warum mir Madame gesagt hat, was sie so eben gesagt."

„Alles was Euch entfließt, Madame, kommt aus dem Munde der Weisheit.

„Man schickt das Mädchen in seine Heimath zurück und weist ihm eine Pension an," sagte Maria Theresia mit sanftem Ton.

„Auf meine Cassette!" rief Madame lebhaft.

„Nein, nein, meine Damen," unterbrach sie Anna von Oesterreich, „ich bitte, kein Aufsehen, der König liebt es nicht, daß man schlecht von Damen sprechen macht. Dies Alles soll, mit Ihrem Gutheißen, in der Familie abgemacht werden.

„Madame, Ihr werdet die Gefälligkeit haben, das Mädchen hierher rufen zu lassen.

„Ihr, meine Tochter, werdet so gut sein, einen Augenblick in Eure Zimmer zu gehen."

Die Bitten der alten Königin waren Befehle. Maria Theresia stand auf, um in ihr Gemach zurückzukehren, und Madame, um la Vallière durch einen Pagen rufen zu lassen.

X.

Ein erster Streit.

La Vallière trat bei der Königin-Mutter ein, ohne entfernt zu vermuthen, daß ein gefährliches Complott gegen sie angezettelt worden war.

Sie glaubte, es handle sich um den Dienst, und nie war die Königin schlimm gegen sie bei einem solchen Verhältniß gewesen. Da sie überdies nicht unmittelbar dem Gebot von Anna von Oesterreich unterworfen war, so konnte sie nur dienstliche Beziehungen zu ihr haben, denen sich mit aller Willfährigkeit hinzugeben sie sich aus eigener Gefälligkeit und aus Achtung vor dem Rang der erhabenen Fürstin zur Pflicht machte.

Sie ging daher auf die Königin-Mutter mit dem freundlichen, sanften Lächeln zu, das ihre Hauptschönheit bildete.

Da sie nicht nahe genug hinzutrat, so bedeutete ihr Anna von Oesterreich, durch ein Zeichen, sie möge bis zu ihrem Stuhl kommen.

Da trat Madame wieder ein, setzte sich mit einer vollkommen ruhigen Miene zu ihrer Schwiegermutter und nahm die von Maria Theresia angefangene Arbeit auf.

La Vallière bemerkte, statt auf der Stelle den Befehl zu erhalten, den sie erwartete, diese Vorgänge und befragte neugierig, wenn nicht mit Besorgniß, das Gesicht der zwei Fürstinnen.

Anna dachte nach.

Madame behauptete eine geheuchelte Gleichgültigkeit, welche die am mindesten Furchtsamen beunruhigt hätte.

„Mein Fräulein," sagte plötzlich die Königin-Mutter, ohne daß es ihr einfiel, ihren spanischen Accent zu mildern (was sie zu thun nie verfehlte, wenn sie nicht zornig war), „kommt ein wenig, daß wir über Euch sprechen, da alle Welt von Euch spricht."

„Von mir?" rief la Vallière erbleichend.

„Stellt Euch, als wäre Euch dies unbekannt, meine Schöne! Wißt Ihr das Duell von Herrn von Guiche und Herrn von Wardes?"

„Mein Gott! Madame, das Gerücht ist gestern zu mir gelangt," erwiederte la Vallière die Hände faltend.

„Und Ihr habt dieses Gerücht nicht zuvor schon geahnet?"

„Warum sollte ich es geahnet haben?"

„Weil sich zwei Männer nie ohne Grund schlagen, und weil Ihr die Gründe der Erbitterung der beiden Gegner kennen mußtet."

„Ich weiß durchaus nichts."

„Das beharrliche Leugnen ist ein etwas alltägliches Vertheidigungssystem, und Ihr, die Ihr ein Schöngeist seid, mein Fräulein, müßt die Alltäglichkeiten fliehen. Etwas Anderes!"

„Mein Gott! Eure Majestät erschrickt mich mit dieser eisigen Miene. Sollte ich das Unglück gehabt haben, bei ihr in Ungnade zu fallen?"

Madame lachte. La Vallière schaute sie mit erstaunter Miene an.

Anna erwiederte:

„Bei mir in Ungnade! .. Bei mir in Ungnade fallen! Das kann Euch nicht in den Kopf kommen; ich muß an die Leute denken, wenn sie bei mir in Ungnade fallen sollen. Ich denke nur an Euch, weil man ein wenig zu viel von Euch spricht, und ich liebe es nicht, daß man von den Fräulein meines Hofes spricht."

„Eure Majestät erweist mir die Ehre, es mir zu sagen," versetzte la Vallière erschrocken; „doch ich begreife nicht, in welcher Hinsicht man sich mit mir beschäftigen kann."

„Ich werde es Euch also eröffnen: Herr von Guiche soll Euch zu vertheidigen gehabt haben."

„Mich!"

„Euch selbst. Er ist ein Ritter, und die Abenteuerinnen lieben es, daß die Ritter Lanzen für sie brechen."

„Ich, ich hasse die Kampfplätze, dann hasse ich besonders die Abenteurer und . . . zieht Euren Nutzen daraus."

La Vallière beugte sich zu den Füßen der Königin, die ihr den Rücken zuwandte. Sie streckte die Hände gegen Madame aus, und diese lachte ihr ins Gesicht.

Ein Gefühl des Stolzes erhob sie wieder.

„Meine Damen," sagte sie, „ich habe gefragt, was mein Verbrechen sei; Eure Majestät muß es mir sagen, und ich habe bemerkt, daß Eure Majestät mich verurtheilt, ohne mich zur Rechtfertigung zugelassen zu haben."

„Ei!" rief Anna von Oesterreich, „seht doch die schönen Phrasen, Madame, seht doch die schönen Gefühle; es ist eine Infantin, dieses Mädchen, es ist eine der Aspirantinnen des großen Cyrus . . . es ist ein Brunnen der Zärtlichkeiten und heldenmäßiger Phrasen. Man sieht wohl, meine Schönste, daß wir unsern Geist im Umgang mit gekrönten Häuptern unterhalten."

La Vallière fühlte sich im Herzen verwundet; sie

wurde nicht mehr bleich, sondern weiß wie eine Lilie, und ihre ganze Stärke verließ sie.

„Ich wollte Euch sagen," sprach die Königin verächtlich, „wenn Ihr fortfahret, solche Gefühle zu nähren, werdet Ihr uns Frauen dergestalt demüthigen, daß wir uns schämen müssen, bei Euch zu figuriren. Werdet einfach, mein Fräulein . . . Ah! was sagte man mir doch? ah! ich glaube, Ihr seid verlobt."

La Vallière preßte ihr Herz zusammen, das ein neuer Schmerz zerrissen hatte.

„Antwortet doch, wenn man mit Euch spricht!"

„Ja, Madame."

„Mit einem Edelmann?"

„Ja, Madame."

„Sein Name?"

„Der Herr Vicomte von Bragelonne."

„Wißt Ihr, daß dies ein sehr glückliches Loos für Euch ist, mein Fräulein, und daß Ihr, ohne Vermögen, ohne Stellung . . . ohne große persönliche Vorzüge, den Himmel, der Euch eine solche Zukunft gewährt, preisen müßtet"?

La Vallière erwiederte nichts.

„Wo ist er, dieser Vicomte von Bragelonne?" fuhr die Königin fort.

„In England, wo ihm das Gerücht von den glücklichen Abenteuern des Fräuleins unfehlbar zukommen wird," sagte Madame.

„O Himmel!" murmelte la Vallière ganz verwirrt.

„Wohl, mein Fräulein," sagte Anna von Oesterreich, „man wird diesen jungen Mann zurückkommen lassen und Euch mit ihm irgendwohin expediren. Seid Ihr anderer Ansicht, — die Mädchen haben oft bizarre Pläne, — so vertraut Euch mir an, ich werde Euch auf den guten Weg bringen, ich habe dies für Mädchen gethan, welche nicht so viel werth waren, als Ihr."

La Vallière hörte nicht mehr. Die unbarmherzige Königin fuhr fort:

„Ich schicke Euch allein irgendwohin, wo Ihr reiflich überlegen werdet. Die Ueberzeugung besänftigt die Hitze des Bluts, sie verzehrt alle Täuschungen der Jugend. Ich denke, Ihr habt mich verstanden.“

„Madame, Madame!“

„Nicht ein Wort!“

„Madame, ich bin unschuldig an Allem dem, was Eure Majestät mir unterstellen kann. Madame, seht meine Verzweiflung. Ich liebe, ich achte Eure Majestät so sehr.“

„Es wäre besser, Ihr würdet mich nicht achten,“ erwiederte die Königin mit einer kalten Ironie. „Es wäre besser, Ihr wäret nicht unschuldig. Bildet Ihr Euch zufällig ein, ich würde mich hiemit begnügen, wenn Ihr den Fehler begangen hättet?“

„Oh! Madame, Ihr tödtet mich!“

„Keine Komödie, wenn's beliebt, oder ich übernehme die Entwickelung. Geht in Euer Zimmer zurück, meine Lection möge Euch von Nutzen sein.“

„Madame,“ sagte la Vallière zur Herzogin von Orleans, deren Hände sie ergriff, „bittet für mich, Ihr, die Ihr so gut seid.“

„Ich,“ erwiederte diese mit einer verletzenden Freude, „ich, gut? . . Ah! mein Fräulein, das fällt Euch entfernt nicht ein.“

Und sie stieß ungestüm die Hand des Mädchens zurück.

Statt zu unterliegen, wie es die zwei Fürstinnen nach ihrer Bläſſe und ihren Thränen erwarten konnten, gewann aber la Vallière plötzlich ihre Ruhe und ihre Würde wieder; sie machte eine tiefe Verbeugung und ging hinaus.

„Nun!“ sagte Anna von Oesterreich zu Madame, „glaubt Ihr, daß sie wieder anfangen wird?“

„Ich mißtraue sanften, geduldigen Charakteren,“ erwiederte Madame. „Nichts ist muthiger, als ein ge-

duldiges Herz; nichts ist seiner selbst sicherer, als ein sanfter Geist."

„Ich stehe Euch dafür, daß sie sich mehr als einmal bedenken wird, ehe sie den Gott Mars anschaut."

„Wenn sie sich nicht etwa seines Schildes bedient," entgegnete Madame.

Ein stolzer Blick der Königin-Mutter erwiederte diesen Einwurf, dem es nicht an Feinheit gebrach, und, ihres Sieges fast sicher, suchten die zwei Damen Maria Theresia wieder auf, die sie, ihre Ungeduld verbergend, erwartete.

Es war halb sieben Uhr Abends und der König hatte so eben sein Vesperbrod eingenommen; er verlor keine Zeit, sobald das Mahl beendigt und die Geschäfte abgethan waren, ergriff er Saint-Aignan beim Arm und befahl ihm, ihn nach der Wohnung von la Vallière zu führen.

Der Höfling gab einen gewaltigen Ausruf von sich.

„Nun! was denn?" versetzte der König, „das ist eine Gewohnheit, welche angenommen werden soll, und um eine Gewohnheit anzunehmen, muß man mit irgend einer Handlung den Anfang machen."

„Aber, Sire, die Wohnung der Fräulein hier ist eine Laterne: Jedermann sieht die Hineingehenden und die Herauskommenden. Mir scheint, daß ein Vorwand . . . der, zum Beispiel . . ."

„Sprecht."

„Wenn Eure Majestät warten wollte, bis Madame in ihren Gemächern wäre."

„Keine Vorwände, kein Warten mehr! . . Genug der Widerwärtigkeiten, genug der Geheimnisse! Ich sehe nicht ein, in welcher Hinsicht der König von Frankreich sich entehrt, wenn er sich mit einem Mädchen von Geist unterhält. Trotz dem, der Arges davon denkt!"

„Sire, Sire, Eure Majestät wird mir ein Uebermaß von Eifer verzeihen?"

„Sprich."

„Und die Königin?"

„Es ist wahr! es ist wahr! die Königin soll stets respectirt bleiben. Nun wohl! heute Abend werde ich noch zu Fräulein de la Vallière gehen, und ist dieser Tag vorüber, so nehme ich alle Vorwände, die Du willst. Morgen wollen wir suchen, heute Abend habe ich keine Zeit mehr."

Saint-Aignan erwiederte nichts mehr; er ging dem König voran die Treppe hinab und durchschritt die Höfe mit einer Scheu, welche die ausgezeichnete Ehre, dem König als Stütze zu dienen, nicht zu überwinden vermochte.

Saint-Aignan wollte sich nämlich im Geiste der zwei Königinnen und in dem von Madame vollkommen rein erhalten; er wollte auch nicht Fräulein de la Vallière mißfallen, und um so viele schöne Dinge zu thun, mußte man sich beinahe an einer Schwierigkeit stoßen.

Die Fenster der jungen Königin, die der Königin-Mutter, selbst die von Madame gingen aber auf den Hof der Fräulein. Den König führend gesehen werden hieß mit drei hohen Fürstinnen, mit drei Frauen von einem Ansehen brechen, das nicht zu beseitigen durch den schwachen Köder des Credits einer Geliebten.

Der unglückliche Saint-Aignan, der so viel Muth besaß, um la Vallière unter den Baumgruppen und im Park von Fontainebleau zu beschützen, fühlte sich nicht so muthig beim hellen Licht; er fand tausend Mängel an dem Mädchen und brannte vor Begierde, sie dem König mitzutheilen.

Doch seine Marter fand ein Ende. Die Höfe wurden durchschritten. Nicht ein Vorhang erhob sich, nicht ein Fenster öffnete sich. Der König ging rasch, einmal wegen seiner Ungeduld, sodann wegen der langen Beine von Saint-Aignan, der ihm voranschritt.

An der Thüre wollte sich Saint-Aignan aus dem Staube machen. Der König hielt ihn zurück.

Es war dies eine Zartheit, [illegible] ing gern nicht theilhaftig geworden wäre.

Er mußte Ludwig zu la Vallière folgen.

Bei der Ankunft des Monarchen trocknete diese vollends ihre Augen. Sie that es so hastig, daß es der König bemerkte.

Er befragte sie wie ein theilnehmender Liebhaber; er drang in sie.

„Ich habe nichts, Sire,“ erwiederte sie.

„Ihr weintet aber?“

„Oh! nein, Sire.“

„Schaut, Saint-Aignan, t[illegible]sche ich mich?“

Saint-Aignan mußte an[illegible]orten, er war jedoch sehr in Verlegenheit.

„Ihr habt rothe Augen, mein Fräulein,“ sagte der König.

„Der Staub vom [illegible]ire.“

„Nein! nein! Ihr [illegible] Miene der Zufriedenheit nicht, die Euch so schön und so anziehend macht. Ihr schaut mich nicht an.“

„Sire!“

„Was sage [illegible] Ihr vermeidet meine Blicke.“

Sie wandte [illegible] der That ab.

„Aber, in der [illegible] was ist es denn?“ fragte Ludwig, dessen [illegible]

„Nichts, abermals n[illegible]d ich bin bereit, Eurer Majestät zu zeigen, daß [illegible]eist so frei ist, als sie es wünschen mag.“

„Euer Geist frei, während ich Euch in Allem, selbst in Eurer Geberde verl[illegible]en sein! Sollte man Euch geärgert, verletzt haben?“

„Nein, nein, Sire.“

„Oh! das müßtet Ihr mir erklären,“ versetzte der junge Fürst mit funkelnden Augen.

„Niemand, Sire, Niemand hat mich beleidigt.“

„So nehmt die träumerische Heiterkeit oder die



freundliche Melancholie wieder an, die ich diesen Morgen an Euch liebte; oh! ich bitte, ich bitte."

„Ja, Sire, ja."

Der König stampfte mit dem Fuß und rief:

„Eine solche Veränderung ist doch unerklärlich."

Und er schaute Saint-Aignan an, der sowohl das düstere Brüten von la Vallière, als die Ungeduld des Königs bemerkte.

Ludwig mochte immerhin bitten, er mochte immerhin auf Mittel sinnen, diese unselige Stimmung zu bekämpfen, das Mädchen war gelähmt, selbst der Anblick des Todes hätte es nicht aus seiner Erstarrung erweckt.

Der König sah in dem verneinenden Benehmen von la Vallière ein unerfreuliches Geheimniß und blickte mit einer argwöhnischen Miene umher.

Es war gerade in dem Zimmer von la Vallière ein Portrait in Miniature von Athos.

Der König sah dieses Portrait, das Bragelonne ungemein glich, denn es war in der Jugend des Grafen gemacht worden.

Er heftete drohende Blicke auf das Gemälde.

In dem Zustand der Beklommenheit, in dem sie sich befand, und überdies auf hundert Meilen von dem Gedanken an das Portrait entfernt, konnte la Vallière nicht errathen, was den König auf eine so bedrohliche Weise in Anspruch nahm.

Und dennoch hatte sich Ludwig in eine furchtbare Erinnerung versetzt, die seinen Geist mehr als einmal beschäftigt, welche aber immer wieder daraus von ihm entfernt worden war.

Er erinnerte sich des innigen Verhältnisses der zwei jungen Leute seit ihrer Geburt.

Er erinnerte sich des Verlöbnisses, das eine Folge davon gewesen war.

Er erinnerte sich, daß ihn Athos um die Hand von la Vallière für Raoul gebeten hatte.

Er bildete sich ein, bei ihrer Rückkehr nach Paris

habe la Vallière gewisse Nachrichten von London gefunden, und diese Nachrichten seien ein Gegengewicht gegen den Einfluß gewesen, den er auf sie zu gewinnen vermocht.

Sogleich fühlte er sich von der wilden Bremse, die man die Eifersucht nennt, in die Schläfe gestochen.

Er befragte abermals mit Bitterkeit.

La Vallière konnte nicht antworten; sie mußte Alles sagen, sie mußte die Königin anklagen, sie mußte Madame anklagen.

Sie hatte einen offenen Kampf mit zwei großen und mächtigen Fürstinnen zu bestehen.

Es dünkte ihr Anfangs, wenn sie nichts thäte, um dem König das, was in ihr vorging, zu verbergen, so müßte der König in ihrem Herzen durch ihr Stillschweigen lesen.

Wenn er wirklich liebte, müßte er Alles begreifen, Alles errathen.

Was wäre denn die Sympathie, wenn nicht die göttliche Flamme, welche das Herz aufklären und die wahrhaft Liebenden des Wortes überheben müßte.

Sie schwieg also und beschränkte sich darauf, daß sie seufzte weinte und ihr Gesicht in ihren Händen verbarg.

Diese Seufzer, diese Thränen, welche Ludwig XIV. Anfangs gerührt, dann erschreckt hatten, erzürnten ihn nun.

Er konnte die Widersetzung nicht ertragen, eben so wenig die der Seufzer und Thränen, als irgend eine andere.

Alle seine Worte wurden scharf, bitter, dringend, angreifend.

Es war dies ein neuer Schmerz den Schmerzen des Mädchens beigefügt.

Sie schöpfte aus dem, was sie als eine Ungerechtigkeit von Seiten ihres Geliebten betrachtete, die Kraft,

nicht nur den andern Schmerzen, sondern auch diesem zu widerstehen.

Der König fing an, unmittelbar anzuschuldigen.

La Vallière machte nicht einmal einen Versuch, sich zu vertheidigen: sie ertrug alle diese Anschuldigungen, ohne anders, als durch ein Schütteln des Kopfes zu antworten, ohne etwas Anderes von sich zu geben, als die zwei Worte, welche tief betrübten Herzen entströmen:

„Mein Gott! mein Gott!"

Doch statt die Gereiztheit des Königs zu beschwichtigen, vermehrte sie dieser Schmerzensschrei, es war ein Anruf an eine höhere Macht, als die seinige, an ein Wesen, das la Vallière gegen ihn beschützen konnte.

Uebrigens fühlte er sich von Saint-Aignan unterstützt. Saint-Aignan sah, wie gesagt, den Sturm anschwellen, er wußte nicht, in welchem Grad Ludwig XIV. Liebe empfinden konnte, er sah alle die Streiche der drei Fürstinnen, den Untergang der armen la Vallière kommen und war nicht ritterlich genug, um nicht zu befürchten, in diesen Untergang hinein gezogen zu werden.

Saint-Aignan antwortete daher auf die Anrufungen des Königs nur durch Worte mit halber Stimme ausgesprochen oder durch kurze, gleichsam gestoßene Geberden, durch die er die Dinge zu verschlimmern und einen Zwist herbeizuführen beabsichtigte, dessen Resultat ihn von der Sorge befreien sollte, am hellen Tage die Höfe zu durchschreiten, um seinem erhabenen Gefährten zu la Vallière zu folgen.

Während dieser Zeit erhitzte sich der König immer mehr.

Er machte drei Schritte, um wegzugehen, und kam wieder zurück.

La Vallière hatte nicht einmal emporgeschaut, obgleich das Geräusch der Schritte sie hätte darauf aufmerksam machen müssen, daß ihr Geliebter sich entferne.

Er blieb einen Augenblick mit [illegible] en Armen von ihr stehen und sagte:

„Ich frage [illegible] letzten Mal, mein Fräulein, wollt Ihr [illegible] r dieser Veränderung, diesem Wankel[illegible] eine Ursache geben?"

„Mein Gott! [illegible] Euch sagen, Sire?" erwiederte la Vall[illegible] t wohl, Sire, daß ich in diesem Augenbli[illegible] t bin; Ihr seht wohl, daß ich weder den [illegible] den Gedanken, noch das Wort habe."

„Ist es denn so schwer, [illegible] e Wahrheit zu sagen? In weniger Worten, als Ihr gesprochen, hättet Ihr sie gesagt."

„Die Wahrheit, worüber?"

„Ueber Alles."

Die Wahrheit stieg in [illegible] Thai vom Herzen auf die Lippen von la Vallière. [illegible] hre Arme machten eine Bewegung, um sich zu [illegible], doch ihr Mund blieb stumm, ihre Arme sanken [illegible] hinab. Das arme Kind war noch nicht ungl[illegible] g gewesen, um eine solche Offenbarung zu [illegible].

„Ich weiß nichts,“ [illegible] e sie.

„Oh! das ist mehr [illegible] Coquetterie!" rief der König; „es ist mehr als Laune, es ist Verrath!"

Und diesmal stürzte er, [illegible] ne daß ihn etwas aufhielt, ohne daß ihn das Zerren seines Herzens zum Umkehren bewegen konnte, mit einer verzweifelten Geberde aus dem Zimmer.

Saint-Aignan, dem nichts lieber war, als weggehen zu können, folgte ihm.

Ludwig XIV. blieb erst auf der Treppe stehen und klammerte sich am Geländer an.

„Siehst Du?" sagte er, „bin ich nicht schändlich hintergangen worden?"

„Wie so, Sire?" fragte der Günstling.

„Guiche hat sich für den Vicomte von Bragelonne geschlagen. Und dieser Bragelonne . . .!"

„Nun?"

„Sie liebt ihn immer noch. Und wahrhaftig, Saint-Aignan, ich würde vor Scham sterben, wenn mir in drei Tagen noch ein Atom von dieser Liebe im Herzen bliebe."

Nach diesen Worten setzte Ludwig seinen Lauf zu seinen Gemächern fort.

„Ah! ich sagte es wohl Eurer Majestät," versetzte Saint-Aignan, der dem König fortwährend folgte und dabei schüchtern nach allen Fenstern spähte.

Leider war es beim Abgang nicht wie bei der Ankunft.

Ein Vorhang wurde aufgehoben; hinter diesem Vorhang saß Madame.

Madame hatte den König aus der Wohnung der Ehrenfräulein herauskommen sehen.

Sie stand auf, sobald der König vorüber war, verließ hastig ihr Gemach und stieg zu zwei und zwei die Stufen der Treppe hinauf, die zu dem Zimmer führten, aus dem der König herausgekommen war.

XI.

Verzweiflung.

Nach dem Abgang des Königs hatte sich la Vallière mit ausgestreckten Armen erhoben, als wollte sie ihm folgen, ihn zurückhalten; dann als die Thüren hinter ihm geschlossen waren, als sich das Geräusch seiner Tritte in der Ferne verloren hatte, besaß sie nur noch

Kraft genug, um zu den Füßen ihres Crucifixes niederzufallen.

Hier blieb sie niedergeschmettert, gelähmt, von ihrem Schmerz erstickt, von einem Schmerz, den sie übrigens nur instinktartig und durch die Empfindung begriff.

Mitten unter diesem Aufruhr ihrer Gedanken, hörte la Vallière die Thüre wieder öffnen. Sie wandte sich um, im Glauben, der König kehre zurück.

Sie täuschte sich, es war Madame.

Was war ihr an Madame gelegen! Sie fiel wieder, den Kopf auf ihr Betpult, nieder. Es war Madame, aufgeregt, gereizt, drohend. Doch welche Bedeutung hatte dies für sie!

„Mein Fräulein," sprach die Prinzessin, indem sie vor la Vallière stehen blieb, „ich gebe zu, es ist sehr schön, niederzuknieen, zu beten, Religion zu spielen; aber so unterwürfig Ihr auch gegen den König des Himmels seid, so geziemt es sich doch auch, daß Ihr ein wenig den Willen der Fürsten der Erde thut."

La Vallière hob zum Zeichen der Ehrerbietung den Kopf empor.

„Es ist Euch so eben etwas empfohlen worden, wie mir scheint!" fuhr Madame fort.

Das zugleich starre und irre Auge von la Vallière zeigte ihre Unwissenheit und daß sie vergessen.

„Die Königin hat Euch eingeschärft, Ihr sollet Euch genugsam in Acht nehmen, daß Niemand schlimme Gerüchte über Euch verbreiten könne."

Der Blick von la Vallière wurde fragend.

„Nun," sagte Madame, „es ist Einer, dessen Gegenwart eine Anschuldigung ist, von Euch weggegangen."

La Vallière blieb stumm.

„Mein Haus, welches das der ersten Prinzessin von Geblüt ist, darf kein schlechtes Beispiel geben; Ihr wäret die Ursache dieses schlechten Beispieles. Ich erkläre Euch also, mein Fräulein, in Abwesenheit von jedem

Zeugen, denn ich will Euch nicht demüthigen, ich erkläre Euch, daß es Euch von diesem Augenblick an frei steht, abzureisen, und daß Ihr zu Eurer Frau Mutter in Blois zurückkehren könnt."

La Vallière konnte nicht tiefer fallen; la Vallière konnte nicht mehr leiden, als sie gelitten hatte.

Ihre Haltung änderte sich nicht; ihre Hände blieben auf ihrem Schooße gefaltet, wie die der göttlichen Magdalena.

„Ihr habt mich gehört?" sagte Madame.

Ein einfacher Schauer, der den ganzen Leib von la Vallière durchlief, antwortete für sie.

Als das Opfer kein anderes Zeichen des Daseins von sich gab, entfernte sich Madame.

Auf ihr schwebendes Herz, auf ihr gewissermaßen in ihren Adern stockendes Blut, fühlte la Vallière allmälig raschere Pulsirungen an den Handgelenken, am Hals und an den Schläfen folgen. Sich stufenweise vermehrend, verwandelten sich diese Pulsirungen bald in ein Schwindel erregendes Fieber, in ein Delirium, in welchem sie alle Gestalten ihrer Freunde im Kampfe gegen ihre Feinde wirbeln sah.

Sie hörte in ihren betäubten Ohren zugleich drohende Worte und Liebesworte an einander stoßen; sie erinnerte sich nicht mehr, sie selbst zu sein; sie war aus ihrem ersten Dasein wie durch die Flügel eines mächtigen Sturmes emporgehoben, und am Horizont des Weges, auf dem sie der Schwindel forttrieb, erschaute sie den Grabstein, dessen furchtbares, dunkles Inneres ihr die ewige Nacht zeigte.

Doch diese schmerzliche Bedrückung der Träume legte sich allmälig, um der gewöhnlichen Resignation ihres Charakters Platz zu machen.

Ein Strahl der Hoffnung glitt in ihr Herz, wie ein Strahl des Tages in den Kerker eines armen Gefangenen.

Sie versetzte sich wieder auf die Straße von Fontainebleau, sie sah den König zu Pferde am Schlage

ihres Wagens; er sagte ihr, daß er sie liebe, er forderte Liebe von ihr, er ließ sie schwören und schwur, es sollte nie ein Abend über einem Zwist vorübergehen, ohne daß ein Besuch, ein Brief die Ruhe der Nacht an die Stelle der Unruhe des Abends setze. Der König hatte dies ersonnen, er hatte es schwören lassen, er hatte es geschworen. Der König konnte also unmöglich dem Versprechen, das er selbst gefordert, untreu werden, war der König nicht ein Despot, der die Liebe befahl, wie er den Gehorsam befahl, war der König nicht ein Gleichgültiger, für den das erste Hinderniß genügte, um ihn auf dem Wege aufzuhalten.

Der König, dieser sanfte Beschützer, der mit einem Wort, mit einem einzigen Wort allen ihren Leiden ein Ende machen konnte, der König verband sich also mit ihren Verfolgern.

Ah! sein Zorn konnte nicht fortwähren; nun, da er allein, mußte er Alles das leiden, was sie selbst litt. Aber er! er war nicht gekettet wie sie; er konnte handeln, sich bewegen, kommen; sie, sie konnte nichts thun, als warten.

Und sie wartete, die Arme, mit ihrer ganzen Seele, denn der König mußte nothwendig kommen.

Es war kaum halb eilf Uhr.

Er mußte kommen, oder schreiben, oder ihr ein freundliches Wort durch Saint-Aignan sagen lassen.

Kam er, oh! wie wollte sie ihm entgegenstürzen, wie wollte sie die Zartheit zurückstoßen, die sie nun übel angebracht fand! wie wollte sie ihm sagen: „Nicht ich bin es, die Euch nicht liebt; sie sind es, die nicht wollen, daß ich Euch liebe.“

Und dann, indem sie darüber nachdachte und je mehr sie darüber nachdachte, fand sie Ludwig minder schuldig. Er wußte in der That nichts von Allem. Was hatte er über die Hartnäckigkeit, mit der sie das Stillschweigen beobachtet, denken müssen? Ungeduldig, reizbar, wie man den König kannte, war es außerordentlich, daß er

nur so lange seine Kaltblütigkeit bewahrt hatte. Oh! sie hätte ohne Zweifel nicht so gehandelt; sie hätte Alles begriffen, Alles errathen. Doch sie war ein armes Mädchen und nicht eine große Königin.

Oh! wenn er käme, wenn er käme! .. wie würde sie ihm Alles, was er sie hatte leiden lassen, verzeihen; wie würde sie ihn mehr lieben, weil sie gelitten!

Und ihr gegen die Thüre vorgestreckter Kopf, ihre halb geöffneten Lippen, Gott verzeihe ihr diese profane Idee, warteten auf den Kuß, den der König am Morgen, als er das Wort Liebe aussprach, so wonniglich destillirt hatte.

Kam der König nicht, so würde er wenigstens schreiben; dies war die zweite Chance, minder süß, minder beglückend, als die andere, die aber eben so viel Liebe, nur eine furchtsamere Liebe beweisen würde. Oh! wie würde sie den Brief verschlingen, wie würde sie sich beeilen, darauf zu antworten; wie würde sie, wenn der Bote abgegangen, das beseligende Papier, das ihr Ruhe, Freudigkeit und Glück bringen müßte, küssen, wiederlesen, an ihr Herz drücken.

Kam der König nicht, schrieb er nicht, so war es wenigstens unmöglich, daß er nicht Saint-Aignan schickte, daß nicht Saint-Aignan von selbst kam. Einem Dritten würde sie Alles sagen; die königliche Majestät wäre nicht da, um ihr das Wort auf den Lippen in Eis zu verwandeln, und dann könnte kein Zweifel im Herzen des Königs übrig bleiben.

Herz und Blick, Materie und Geist, Alles war also bei la Vallère im Warten begriffen.

Sie sagte sich, sie habe noch eine Stunde Hoffnung, der König könne bis um Mitternacht kommen, schreiben oder schicken, erst um Mitternacht wäre alles Warten vergeblich, jede Hoffnung verloren.

So lange noch einiges Geräusch im Palaste hörbar war, glaubte die Arme, sie sei die Ursache dieses Geräusches; so lange Leute im Hofe gingen, wähnte

sie, diese Leute seien Boten des Königs, die zu ihr kämen.

Es schlug eilf Uhr, dann ein Viertel auf zwölf Uhr, dann halb zwölf Uhr.

Die Minuten verliefen langsam in dieser Bangigkeit und dennoch flohen sie noch zu schnell.

Es schlug drei Viertel.

Mitternacht! Mitternacht! die letzte, die äußerste Hoffnung folgte sodann.

Mit dem letzten Glockenschlage erlosch das letzte Licht, mit dem letzten Lichte die letzte Hoffnung.

So hatte sie der König selbst getäuscht; er log dem Schwure, den er an demselben Tag geleistet; zwölf Stunden zwischen dem Schwur und dem Meineid! dies hieß die Illusion nicht lange bewahrt haben!

Der König liebte also nicht nur nicht, sondern er verachtete sogar diejenige, welche alle Welt niedertrat; er verachtete sie dergestalt, daß er sie der Schande einer Austreibung preisgab, die einer schimpflichen Verurtheilung gleichkam, und doch war er es, er, der König, war die erste Ursache dieser Schmach.

Ein bitteres Lächeln, das einzige Symptom des Zorns, das während dieses langen Kampfes über das engelische Gesicht des Opfers zog, erschien auf ihren Lippen.

Was blieb in der That für sie auf der Erde nach dem König?

Nichts.

Nur Gott blieb im Himmel.

Sie dachte an Gott.

„Mein Gott,“ sprach sie, „schreibe mir selbst vor, was ich zu thun habe. Von Dir erwarte ich Alles, von Dir muß ich Alles erwarten.“

Und sie schaute ihr Crucifix, dessen Füße sie küßte, voll Liebe an.

„Das ist ein Herr,“ sagte sie, „der nie diejenigen

verläßt und vergißt, die ihn nicht verlassen und vergessen; diesem allein muß man sich opfern."

Dann, wenn Jemand seinen Blick in ihr Zimmer hätte tauchen können, wäre sichtbar gewesen, daß die arme Verzweifelte einen Entschluß faßte, einen äußersten Plan in ihrem Geiste feststellte, die große Jacobsleiter emporstieg, welche die Seele von der Erde zum Himmel führt.

Und als ihre Kniee nicht mehr die Kraft hatten, sie zu tragen, sank sie allmälig auf die Stufen ihres Betpultes nieder, und den Kopf an das Holz des Kreuzes angelehnt, das Auge starr, den Athem keuchend, spähte sie an den Scheiben nach dem ersten Schimmer des Tages.

Zwei Uhr Morgens fand sie in dieser Irrung des Geistes oder vielmehr in dieser Extase. Sie gehörte schon nicht mehr sich.

Als sie die violette Färbung des Morgens auf die Dächer des Palastes herabsteigen und die Umrisse des elfenbeinernen Christus, den sie umfangen hielt, unbestimmt hervorheben sah, stand sie mit einer gewissen Stärke auf, küßte die Füße des göttlichen Märtyrers, ging die Treppe ihres Zimmers hinab und hüllte sich, während sie hinabging, in eine Mantille.

Sie kam an die Pforte gerade in dem Augenblick, wo eine Runde von Musketieren die Flügel öffnete, um den ersten Posten der Schweizer einzulassen.

Dann schlüpfte sie hinter die Leute von der Wache und erreichte die Straße, ehe es dem Führer der Patrouille nur einfiel, sich zu fragen, wer wohl die junge Frau sei, die so am Morgen aus dem Palaste wegschleiche.

XII.

Die Flucht.

La Vallière ging hinter der Patrouille hinaus.

Die Patr[illegible] wandte [illegible] rechts durch die Rue Saint-Honoré, [illegible] schlug la Vallière den Weg links [illegible]

Ihr [illegible] ist [illegible] ihr Plan festgestellt, sie wollte [illegible] den [illegible]innen von Chaillot begeben, deren [illegible]htlich der Strenge in einem Rufe [illegible], der [illegible]ichen des Hofes beben machte.

La Vallière hatte Paris nie gesehen, sie war nie zu Fuße ausgegangen, sie [illegible] den Weg selbst nicht in einer ruhigeren Verfassung [illegible]eistes gefunden. Dies erklärt, warum sie die Rue [illegible]nt-Honoré hinaufging, statt hinabzugehen.

Sie war nur darauf bedacht, sich eiligst vom Palais Royal zu entfernen, und sie entfernte sich auch.

Sie hatte sagen hören, [illegible]haillot sehe nach der Seine, und sie wandte sich bal[illegible] gegen die Seine.

Sie wählte die Rue du [illegible]oq, und da sie den Louvre nicht durchschreiten [illegible]te, zog sie sich gegen die Kirche Saint-Germain l[illegible]rois, wobei sie längs dem Platze hinging, auf d[illegible]errault seitdem seine Colonnade erbaut hat.

Bald erreichte sie die Quais.

Ihr Gang war rasch und unruhig. Kaum fühlte sie die Schwäche, welche von Zeit zu Zeit, indem sie sie zu hinken zwang, an die Verrenkung errinnerte, die ihr in ihrer Kindheit zugestoßen war.

Zu einer andern Stunde des Tages würde ihre Haltung bei den am Mindesten hellsehenden Leuten Arg-

wohn erregt, die Blicke der am Mindesten Neugierigen angezogen haben.

Doch um halb drei Uhr Morgens sind die Straßen von Paris ganz oder beinahe verödet, und es finden sich hier höchstens arbeitsame Handwerksleute, welche ihr tägliches Brod verdienen wollen, oder gefährliche Müßiggänger, die nach einer Nacht der Aufregung und der Schwelgerei nach ihrer Wohnung zurückkehren.

Für die Ersteren fängt der Tag an, für die Anderen geht der Tag zu Ende.

La Vallière hatte bange vor allen diesen Gesichtern, auf denen sie ihre Unbekanntschaft mit den Pariser Geprägen das Gepräge der Redlichkeit nicht von dem des Cynismus unterscheiden ließ. Für sie war das Elend ein Schreckbild, und alle die Leute, denen sie begegnete, schienen Elende zu sein.

Ihr Anzug, noch der des vorhergehenden Tages, war ausgezeichnet, selbst in seiner Vernachläßigung; denn es war derselbe, in dem sie sich zur Königin-Mutter begeben hatte; unter ihrer Mantille, die sie etwas zurückgeschlagen, daß sie den Weg besser sehen konnte, sprachen überdies ihre Bläße und ihre schönen Augen eine diesen Menschen aus dem Volk unbekannte Sprache, und ohne es zu wissen, flehte die arme Flüchtige die Brutalität der Einen, das Mitleid der Andern an.

La Vallière ging so in einem Zuge, keuchend, hastig, bis zur Höhe der Place de Grève.

Von Zeit zu Zeit blieb sie stehen, drückte die Hand an ihr Herz, lehnte sich an ein Haus an, schöpfte wieder Athem und setzte dann ihren Lauf rascher als zuvor fort.

Auf der Place de Grève angelangt, sah sich la Vallière von einer Gruppe von drei schlecht gekleideten, schwankenden, weinschweren Männern, die aus einem im Hafen angebundenen Schiff herauskamen, angehalten.

Dieses Schiff war mit Weinen beladen, und man

konnte bemerken, daß sie der Waare Ehre angethan hatten.

Sie besangen ihre bacchischen Thaten aus drei verschiedenen Tonarten, als sie am Ende der Treppe, die nach dem Quai führte, plötzlich dem Fortschreiten des Mädchens ein Hinderniß entgegenstellten.

La Vallière blieb stehen,

Sie machten ihrerseits beim Anblick dieser Frau in Hofkleidern ebenfalls einen Halt, faßten sich gleichzeitig in Uebereinstimmig bei den Händen, umgaben la Vallière und sangen:

„Du, die Du Dich langweilst alleine,
„Komm, komm und lache mit uns."

La Vallière begriff, daß diese Menschen sie meinten und sie am Vorübergehen verhindern wollten; sie machte mehrere Versuche, zu entfliehen, doch vergebens.

Ihre Beine wichen, sie sah ein, daß sie fallen würde, und stieß einen Angstschrei aus.

Doch in demselben Augenblick öffnete sich der Kreis, der sie umgab, unter der Wirkung eines mächtigen Druckes.

Der Eine von den rohen Burschen wurde links niedergeworfen, der Andere rollte rechts bis an den Rand des Wassers, der Dritte schwankte auf seinen Beinen.

Ein Officier von den Musketieren stand, die Stirne gefaltet, die Drohung auf dem Mund, die Hand erhoben, um der Drohung eine weitere Folge zu geben, vor dem Mädchen.

Die Trunkenen machten sich aus dem Staube beim Anblick der Uniform und besonders vor dem Beweise von Stärke, den ihnen derjenige, welcher sie trug, geliefert hatte.

„Mordioux!" rief der Officier, „das ist ja Fräulein de la Vallière!"

Betäubt von dem, was vorgefallen, erstaunt, ih-

ren Namen aussprechen zu hören, schlug la Vallière die Augen auf und erkannte d'Artagnan.

„Ja, mein Herr, ich bin es, ich bin es," sagte sie. Und zu gleicher Zeit hielt sie sich an seinem Arm.

„Nicht wahr, Ihr werdet mich beschützen, Herr d'Artagnan?" fügte sie mit flehender Stimme bei.

„Gewiß werde ich Euch beschützen; doch mein Gott, wohin geht Ihr zu dieser Stunde?"

„Ich gehe nach Chaillot."

„Ihr geht nach Chaillot durch die Rapée? Ihr wendet ihm wahrhaftig den Rücken zu, mein Fräulein."

„Dann seid so gut, mein Herr, mich auf den rechten Weg zu bringen und mich einige Schritte zu geleiten."

„Ah! gerne."

„Doch wie kommt es, daß ich Euch hier finde? Durch welche Gnade des Himmels seid Ihr nahe genug, um mir Beistand zu gewähren? Mir scheint in der That, daß ich träume, mir scheint, daß ich verrückt geworden!"

„Ich war da, weil ich auf der Place de Grève ein Haus habe, zum Bilde Unserer Lieben Frau beschildet; ich zog gestern den Miethzins ein und brachte daselbst die Nacht zu. Ich wünschte auch frühzeitig im Palaste zu sein, um dort meine Posten zu inspiciren."

„Ich danke," sagte la Vallière.

„Ja, das ist es, was ich machte," sprach d'Artagnan. „Doch sie," dachte er, „was machte sie, und warum geht sie zu einer solchen Stunde nach Chaillot?"

Und er bot ihr seinen Arm.

La Vallière nahm ihn und fing an hastig zu gehen.

Diese Hast verbarg eine große Schwäche, d'Artagnan fühlte es, er sagte la Vallière, sie möge ausruhen; sie schlug es aus.

„Ihr wißt ohne Zweifel nicht, wo Chaillot liegt?" fragte d'Artagnan.

„Ich weiß es nicht."

„Es ist weit entfernt."

„Gleichviel."

„Wenigstens eine Meile."

„Ich werde diese Meile zurücklegen."

D'Artagnan machte keine Einwendung mehr; er kannte schon am Ton die wirklichen Entschlüsse.

Der Musketier trug la Vallière mehr, als daß er sie begleitete.

Endlich erblickten sie die Höhen.

„In welches Haus begebt Ihr Euch, mein Fräulein?" fragte d'Artagnan.

„Zu den Carmeliterinnen."

„Zu den Carmeliterinnen?" wiederholte d'Artagnan erstaunt.

„Ja, und da Gott Euch zu mir gesandt hat, um mich auf meinem Wege zu unterstützen, empfangt meinen Dank und mein Lebewohl."

„Zu den Carmeliterinnen? Euer Lebewohl? Ihr tretet also in den Orden ein?" rief d'Artagnan.

„Ja, mein Herr."

„Ihr!!!"

Es lag in diesem Ihr, das wir mit drei Ausrufungszeichen begleitet haben, um es so gewichtig als möglich zu machen, ein ganzes Gedicht; es rief in la Vallière ihre alten Erinnerungen an Blois und zugleich ihre neuen Erinnerungen an Fontainebleau zurück... Er sagte: „Ihr, die Ihr so glücklich mit Raoul sein konntet, Ihr, die Ihr so mächtig mit Ludwig sein könntet, Ihr wollt in den Orden eintreten!"

„Ja, mein Herr," antwortete sie, „ich werde die Magd des Herrn, ich verzichte auf diese ganze Welt."

„Täuscht Ihr Euch nicht in Euerem Beruf, täuscht Ihr Euch nicht im Willen Gottes?"

„Nein, denn Gott hat es gestattet, daß ich Euch traf. Ohne Euch unterlag ich sicherlich der Anstrengung, und da Gott Euch auf meinen Weg sandte, so war es sein Wille, daß ich das Ziel erreiche."

„Ah!“ versetzte d'Artagnan zweifelnd, „das kommt mir ein wenig spitzfindig vor.“

„Wie dem sein mag,“ sprach das Mädchen, „Ihr seid nun über meinen Schritt und meinen Entschluß unterrichtet. Ich habe Euch nur noch um eine letzte Gunst zu bitten, während ich Euch zugleich meinen herzlichen Dank sage.“

„Sprecht, mein Fräulein.“

„Der König weiß nichts von meiner Flucht aus dem Palais-Royal.“

D'Artagnan machte eine Bewegung.

„Der König weiß nichts von dem, was ich zu thun beabsichtige,“ fuhr la Vallière fort.

„Der König weiß nichts davon!“ rief d'Artagnan. „Aber, mein Fräulein, nehmt Euch in Acht; Ihr berechnet das Gewicht Eurer Handlung nicht. Niemand darf etwas thun, was der König nicht weiß, besonders nicht die Personen des Hofes.“

„Ich bin nicht mehr am Hofe, mein Herr.“

D'Artagnan schaute das Mädchen mit wachsendem Erstaunen an.

„Ah! seid unbesorgt,“ fuhr la Vallière fort. „Alles ist erwogen, und wäre das auch nicht der Fall, so würde es doch nun für mich zu spät sein, von meinem Entschluß abzugehen.“

„Nun denn, mein Fräulein, sagt, was wünscht Ihr?“

„Mein Herr, bei dem Mitleid, das man dem Unglück schuldig ist, bei der Großmuth Eurer Seele, bei Eurem adeligen Wort flehe ich Euch an, mir einen Schwur zu leisten!“

„Einen Schwur?“

„Ja!“

„Welchen?“

„Schwört mir, daß Ihr dem König [illegible] sagen werdet, Ihr habet mich gesehen, und ich [illegible] Carmeliterinnen.“

D'Artagnan schüttelte den Kopf und erwiederte: „Ich werde das nicht schwören."

„Warum nicht?"

„Weil ich den König kenne, weil ich Euch kenne, weil ich mich selbst kenne, weil ich das ganze Menschengeschlecht kenne... Nein, ich werde das nicht schwören!"

„Nun!" rief la Vallière mit einer Energie, der man sie nicht hätte fähig halten sollen, „nun denn, statt der Segnungen, mit denen ich Euch bis an das Ende meiner Tage überströmt hätte, seid verflucht! denn Ihr macht mich zum elendesten von allen Geschöpfen!"

Wir haben gesagt, d'Artagnan sei mit den Tönen, die aus dem Herzen kommen, vertraut gewesen, er konnte diesen nicht widerstehen.

Er sah die Entstellung ihrer Züge; er sah das Zittern ihrer Glieder; er sah diesen zarten, schwächlichen Körper, durch den heftigen Anfall erschüttert, schwanken; er begriff, daß ein Widerstand sie tödten würde.

„Es soll also geschehen, wie Ihr wollt," sprach er. „Seid ruhig, mein Fräulein, ich werde dem König nichts sagen."

„Oh! Dank! Dank!" rief la Vallière, „Ihr seid der edelmüthigste der Menschen!"

Und in ihrem freudigen Entzücken ergriff sie die Hände von d'Artagnan und drückte sie in den ihrigen.

Dieser fühlte sich gerührt und sagte zu sich selbst: „Mordioux! das ist Eine, welche da anfängt, wo die Anderen endigen; das ist rührend."

La Vallière, die im Augenblick des Paroxismus ihres Schmerzes auf einen Stein niedergesunken war, stand nun auf und ging auf das Kloster der Carmeliterinnen zu, das man im zunehmenden Licht sich erheben sah.

D'Artagnan folgte ihr von fern.

Die Thüre des Sprachzimmers war halb offen; sie schlüpfte hinein wie ein blasser Schatten, dankte

d'Artagnan mit einem einzigen Zeichen mit der Hand und verschwand aus seinen Augen.

Als d'Artagnan ganz allein war, versank er in ein tiefes Nachdenken über das, was vorgefallen war.

„Bei meiner Treue!" sagte er, „das ist, was man eine falsche Stellung nennt. Ein solches Geheimniß bewahren heißt in seiner Tasche eine glühende Kohle aufbewahren und hoffen, sie werde den Stoff nicht verbrennen. Das Geheimniß nicht zu bewahren, wenn man es zu bewahren geschworen hat, ist die Sache eines ehrlosen Menschen... Gewöhnlich kommen wir die guten Gedanken im Laufen; doch diesmal muß ich, wenn mich nicht Alles täuscht, stark laufen, um die Lösung dieser Geschichte zu finden.

„Wohin laufen?

„Meiner Treue, am Ende nach der Seite von Paris. Das ist die gute Seite.

„Nun, laufen wir geschwinde!

„Doch, um geschwinde zu laufen, sind vier Beine besser als zwei. Leider habe ich für den Augenblick nur meine zwei Beine.

„Ein Pferd, wie ich im Theater in London sagen hörte, meine Krone für ein Pferd.

„Wenn ich bedenke, das wird mich nicht gerade so viel kosten.

„Ich habe einen Posten von Musketieren an der Barrière de la Conference, und statt eines Pferdes, das ich brauche, werde ich zehn finden."

Kraft dieses mit seiner gewöhnlichen Raschheit gefaßten Entschlusses stieg d'Artagnan eilig die Höhen hinab, erreichte den Posten, nahm hier den besten Renner, den er finden konnte, und war in zehn Minuten im Palast.

Es schlug fünf Uhr im Glockenthurm des Palais-Royal.

D'Artagnan erkundigte sich nach dem König.

Der König hatte sich, nachdem er mit Herrn Col-

bert gearbeitet, zu seiner gewöhnlichen Stunde zu Bette gelegt und schlief noch aller Wahrscheinlichkeit nach.

„Ah!" sagte d'Artagnan, „sie sprach wahr; der König weiß nichts von Allem; wenn er nur die Hälfte von dem, was vorgefallen, wüßte, so ginge zu dieser Stunde im Palais-Royal Alles drunter und drüber."

XIII.

Wie Ludwig seinerseits die Zeit von halb eilf Uhr bis um Mitternacht zugebracht hatte.

Als Ludwig das Gemach der Ehrenfräulein verließ, fand er in seinem Cabinet Colbert, der auf ihn wartete, um seine Befehle für die Ceremonie am andern Tag einzuholen.

Es handelte sich, wie wir erwähnt, um den Empfang von holländischen und spanischen Gesandten.

Ludwig XIV. hatte gewichtige Gründe der Unzufriedenheit gegen Holland. Die Generalstaaten hatten schon wiederholt in ihren Beziehungen zu Frankreich krumme Wege genommen, und ohne sich um einen Bruch zu bekümmern, vernachläßigten sie abermals das Bündniß mit dem allerchristlichsten König, um allerlei Intriguen mit Spanien anzuspinnen.

Ludwig XIV. fand bei seiner Thronbesteigung, das heißt bei dem Tod von Mazarin diese politische Frage gleichsam angelegt.

Sie war schwierig zu lösen für einen jungen Mann, doch da damals die ganze Nation im König

bestand, so fand sich der Körper bereit, Alles auszuführen, was der Kopf beschloß.

Ein wenig Zorn, die Reaction eines jungen und lebhaften Blutes im Gehirn genügte, um eine alte politische Linie zu verändern und ein neues System zu schaffen.

Die Rolle der Diplomaten in jener Zeit beschränkte sich darauf, daß sie unter sich die Staatsstreiche anordneten, deren ihre Souverains bedürfen konnten.

Ludwig XIV. war nicht in einer Verfassung des Geistes, die ihm eine gescheite Politik zu dictiren vermochte.

Noch aufgeregt von dem Streite, den er mit la Vallière gehabt hatte, irrte er in seinem Cabinet umher, ganz von dem Wunsche erfüllt, Gelegenheit zu finden, einen Lärm zu machen, nachdem er so lange an sich gehalten.

Als Colbert den König eintreten sah, beurtheilte er mit einem Blick die Lage der Dinge und begriff die Absichten des Monarchen. Er lavirte.

Sobald der Gebieter fragte, was am andern Tag zu thun sei, fing Colbert mit der Aeußerung an, er finde es sonderbar, daß Seine Majestät nicht von Herrn Fouquet auf das Laufende gesetzt worden sei.

„Herr Fouquet kennt die ganze Angelegenheit von Holland,“ sagte er; „er empfängt die Correspondenzen unmittelbar.“

Gewohnt, Colbert Herrn Fouquet anfallen zu hören, ließ der König diesen Hieb vorübergehen, ohne etwas zu erwiedern; er hörte nur.

Colbert sah, welche Wirkung er hervorbrachte, beeilte sich, umzudrehen und sagte nur, Fouquet sei indessen nicht so schuldig, als es von vorn herein scheine, in Betracht, daß er in diesem Augenblick sehr in Anspruch genommen werde.

Der König erhob den Kopf und fragte:

„Wie ist er denn in Anspruch genommen?“

„Sire, die Menschen sind nur Menschen, und Herr Fouquet hat seine Fehler bei seinen guten Eigenschaften."

„Ah! Fehler, wer hat nicht Fehler, Herr Colbert? . . ."

„Eure Majestät hat wohl auch," erwiederte kühner Weise Colbert, der eine schwere Batterie in einen leichten Tadel zu schleudern wußte, wie der Pfeil, der die Luft trotz seines Gewichtes mit Hülfe von schwachen Federn, die ihn halten, durchschneidet.

Der König lächelte.

„Welchen Fehler hat denn Herr Fouquet?" sagte er.

„Immer denselben, er soll verliebt sein."

„Verliebt! in wen?"

„Ich weiß nicht genau, ich mische mich wenig in Dinge der Galanterie."

„Ihr müßt es doch wissen, da Ihr der Sache erwähnt."

„Ich habe aussprechen hören . . ."

„Was?"

„Einen Namen."

„Welchen?"

„Ich erinnere mich nicht mehr."

„Sagt es immerhin."

„Ich glaube, es ist der von einem der Ehrenfräulein von Madame."

Der König bebte.

„Ihr wißt mehr, als Ihr sagen wollt, Herr Colbert," murmelte er.

„Ah! Sire, ich versichere Euch, daß dies nicht der Fall ist."

„Man kennt sie doch, die Ehrenfräulein von Madame, und wenn man Euch ihre Namen sagt, werdet Ihr vielleicht den finden, welchen Ihr sucht."

„Nein, Sire."

„Versucht es."

„Es wäre vergeblich, Sire. Handelt es sich um den Namen von compromittirten Damen, so ist mein

Gedächtniß eine eiserne Kiste, deren Schlüssel ich verloren habe."

Eine Wolke zog durch den Geist und über die Stirne des Königs hin; dann, da er Herr seiner selbst scheinen wollte, sagte er, den Kopf schüttelnd:

„Gut; wir wollen von der holländischen Sache sprechen."

„Vor Allem: um welche Stunde will Eure Majestät die Gesandten empfangen?"

„Frühzeitig."

„Um elf Uhr?"

„Das ist zu spät . . . Um neun Uhr."

„Das ist zu früh."

„Bei Freunden ist dies von keiner Bedeutung; bei Freunden thut man, was man will; bei Feinden aber kann nichts besser sein, als wenn sie sich verletzt fühlen. Ich muß gestehen, es wäre mir nicht unangenehm, mit allen diesen Sumpfvögeln, die mich mit ihrem Geschrei ermüden, ein Ende zu machen."

„Sire, es soll geschehen, wie Eure Majestät will . . . Um neun Uhr also . . . Ich werde Befehle dem gemäß geben. Ist die Audienz feierlich?"

„Nein. Ich will mich mit ihnen erklären, und nicht die Dinge begiften, wie es in Gegenwart von vielen Leuten immer geschieht; zu gleicher Zeit aber will ich sie in's Klare setzen, daß ich nicht wieder anzufangen habe."

„Eure Majestät wird die Personen bezeichnen, welche dem Empfang beiwohnen sollen."

„Ich werde die Liste machen . . . Sprechen wir von diesen Gesandten: was wollen sie?"

„Mit Spanien verbündet, gewinnen sie nichts; mit Frankreich verbündet, verlieren sie viel."

„Wie so?"

„Mit Spanien verbunden, sehen sie sich von den Besitzungen ihres Bundesgenossen begrenzt und beschützt; sie können dort nicht anbeißen, obgleich sie Lust

dazu haben. Von Antwerpen nach Rotterdam ist es auf der Maaß und der Schelde nur ein Schritt. Wollen sie in den spanischen Kuchen beißen, so könnt Ihr, der Schwiegersohn des Königs von Spanien, in zwei Tagen mit der Reiterei nach Brüssel kommen. Es handelt sich also darum, sich mit Euch zu entzweien und Spanien bei Euch verdächtig genug zu machen, daß Ihr Euch nicht in seine Angelegenheiten mischet."

„Demnach," sagte der König, „demnach ist es viel einfacher, ein solides Bündniß mit mir zu schließen, bei dem ich etwas gewinnen würde, während sie Alles dabei gewinnen."

„Nicht, wenn sie zufällig Euch zum Angrenzer bekämen, denn Eure Majestät ist kein bequemer Nachbar; jung, glühend, kriegerisch, kann der König von Frankreich Holland harte Streiche beibringen, besonders wenn er ihm näher kommt."

„Ich verstehe vollkommen, Herr Colbert, und das ist gut erläutert; doch der Schluß, wenn's beliebt?"

„Den Entscheidungen Eurer Majestät gebricht es nie an Weisheit."

„Was werden mir die Gesandten sagen?"

„Sie werden Eurer Majestät sagen, sie wünschen ungemein das Bündniß mit ihr, und das wird eine Lüge sein; sie werden den Spaniern sagen, die drei Mächte müssen sich gegen die Wohlfahrt von England verbinden, und das wird auch eine Lüge sein, denn der natürliche Verbündete Eurer Majestät ist heute England, das Schiffe hat, wenn Ihr keine habt; es ist England, das die Macht der Holländer in Indien aufwiegen kann; es ist endlich England, ein monarchisches Land, wo Eure Majestät verwandtschaftliche Verbindungen hat!"

„Gut, aber was würdet Ihr antworten?"

„Ich würde mit einer Mäßigung sonder Gleichen antworten, Holland sei nicht vollkommen gestimmt für den König von Frankreich. Die Symptome des öffentlichen Geistes seien beunruhigend für Eure Majestät;

es seien gewisse Münzen mit beleidigenden Devisen geschlagen worden."

„Beleidigend für mich!" rief der exaltirte junge König.

„Oh! nein, Sire, nein; ich habe mich geirrt, beleidigend ist nicht das richtige Wort. Ich wollte sagen, über die Maßen schmeichelhaft für die Holländer."

„Oh! wenn dem so ist, was liegt mir an der Hoffart der Holländer!" sagte der König seufzend.

„Eure Majestät hat tausendmal Recht. Doch es ist, der König weiß dies besser als ich, nie ein Uebel in der Politik, ungerecht zu sein, um eine Einräumung zu erlangen. Beklagt sich Eure Majestät empfindlich über die Holländer, so wird sie ihnen nur um so ansehnlicher erscheinen."

„Was ist das mit den Münzen?" fragte Ludwig; „denn wenn ich davon spreche, so muß ich doch wissen, was ich zu sagen habe."

„Meiner Treue! Sire, ich weiß es nicht genau ... irgend eine übertriebene Devise ... Das ist der Sinn ... Die Worte thun nichts zur Sache."

„Gut, ich spreche das Wort Münze aus, und sie werden es verstehen, wenn sie wollen."

„Oh! sie werden verstehen. Eure Majestät kann auch ein paar Worte von gewissen Pamphleten, die im Umlauf sind, einschlüpfen lassen."

„Nie. Die Pamphlete beschmutzen diejenigen, welche sie schreiben, viel mehr, als die, gegen welche man sie schreibt. Herr Colbert, ich danke Euch. Ihr könnt Euch entfernen."

„Sire ..."

„Gott befohlen. Vergeßt nicht die Stunde, und seid da."

„Sire! ich erwarte die Liste von Eurer Majestät."

„Es ist wahr."

Der König fing an zu träumen; er dachte gar nicht mehr an diese Liste. Es schlug halb zwölf Uhr.

Man sah im Antlitz des Fürsten den furchtbaren Kampf des Stolzes.

Die politische Unterredung hatte viel Zorn bei Ludwig getilgt, und das bleiche entstellte Gesicht von la Vallière sprach zu seiner Einbildungskraft eine ganz andere Sprache, als die holländischen Münzen und die batavischen Pamphlete.

Er verweilte zehn Minuten bei der Frage an sich selbst, ob er zu la Vallière zurückkehren oder nicht zurückkehren sollte; als aber Colbert ehrerbietig an die Liste mahnte, erröthete der König, daß er an die Liebe dachte, während die Staatsangelegenheiten geboten.

Er dictirte also:

„Die Königin Mutter.

„Die Königin.

„Madame.

„Frau von Motteville.

„Fräulein von Chatillon.

„Frau von Navailles."

Und von Männern:

„Monsieur.

„Der Herr Prinz.

„Herr von Grammont.

„Herr von Manicamp.

„Herr von Saint-Aignan.

„Und die Officianten vom Dienst."

„Die Minister?" fragte Colbert.

„Das versteht sich von selbst, und die Secretäre."

„Sire, ich werde Alles anordnen: die Befehle sollen morgen vollzogen sein."

„Saget heute," erwiederte Ludwig mit traurigem Tone.

Es schlug Mitternacht.

Dies war die Stunde, wo die arme la Vallière vor Kummer und Schmerzen verging.

Die Bedienung des Königs trat zu seinem Schlafengehen ein. Die Königin wartete seit einer Stunde.

Der König begab sich mit einem Seufzer zu ihr, doch während er seufzte, wünschte er sich Glück zu seinem Muth. Er spendete sich Beifall, daß er fest sei in der Liebe, wie in der Politik.

XIV.

Die Gesandten.

D'Artagnan hatte beinahe Alles erfahren, was wir mitgetheilt, denn er zählte zu seinen Freunden alle nützliche Leute des Hauses, willfährige Diener, welche stolz darauf waren, vom Capitän der Musketiere gegrüßt zu werden, denn der Kapitän war eine Macht; dann, abgesehen vom Ehrgeiz, stolz darauf, daß sie bei einem so tapferen Mann, wie d'Artagnan, etwas galten.

D'Artagnan ließ sich so jeden Morgen von Allem unterrichten, was er am Tage vorher nicht selbst hatte sehen oder in Erfahrung bringen können, da er kein Ubiquist war, dergestalt, daß er aus dem, was er jeden Tag selbst gesehen, und aus dem, was er durch Andere erfahren, ein Bündel machte, das er, wenn das Bedürfniß eintrat, aufknüpfte, um die Waffe daraus zu nehmen, die er gerade für nothwendig erachtete.

So leisteten d'Artagnan seine zwei Augen denselben Dienst, wie Argus seine hundert.

Politische Geheimnisse, Gassengeheimnisse, Worte, die den Höflingen beim Ausgang aus dem Vorzimmer entschlüpft, Alles wußte d'Artagnan, und Alles schloß er in das weite und undurchdringliche Grab seines Ge-

dächtnisses [illegible] erkaufte [illegible] treu bewahrte König [illegible]e.

Er wußte [illegible] [illegible]nkunft mit Colbert; er wußte den Empfang, [illegible] Morgen den Gesandten gewährt werden, daß da[illegible] den Münzen die Rede sein sollte; und während er [illegible] Gespräch aus den paar Worten, die zu ihm gelangt, [illegible]ieder aufbaute, begab er sich an seinen Posten in den [illegible]emächern, um in dem Augenblick, wo der König e[illegible]en würde, anwesend zu sein.

Der König erwachte sehr frühzeitig, was bewies, daß er seinerseits auch schlecht geschlafen hatte. Gegen sieben Uhr öffnete er sachte seine Thüre.

D'Artagnan war auf sei[illegible] Posten.

Seine Majestät sah [illegible]s und schien angegriffen; überdies war seine [illegible] nicht vollendet.

„Laßt Herrn von Saint[illegible]gnan rufen," sagte der König.

Saint-Aignan erwartete [illegible]ne Zweifel, man würde ihn rufen, denn als man zu [illegible]m kam, war er ganz angekleidet.

Saint-Aignan beeilte sich, zu gehorchen, und begab sich zum König.

Einen Augenblick nachher entfernte sich der König mit Saint-Aignan; der König ging voraus.

D'Artagnan stand an einem Fenster, das nach den Höfen ging, er brauchte sich also nicht von der Stelle zu bewegen, um dem König mit den Augen zu folgen. Es war, als hätte er zum Voraus errathen, wohin der König gehen würde.

Der König ging zu den Ehrenfräulein.

Darüber wunderte sich d'Artagnan nicht. Er vermuthete, obgleich la Vallière ihm nichts gesagt hatte, der König habe ein Unrecht wieder gut zu machen.

Saint-Aignan folgte ihm wie am Tage vorher, jedoch etwas weniger unruhig, etwas weniger ängstlich, denn er hoffte, um sieben Uhr [illegible]en nur er

und der König unter den erhabenen Gästen des Schlosses wach sein.

D'Artagnan stand sorglos und ruhig am Fenster. Man hätte geschworen, er sähe nichts und er wüßte durchaus nicht, wer die Abenteurer, die, in ihre Mäntel gehüllt, den Hof durchschritten.

Während aber d'Artagnan dieses Aussehen hatte, verlor er sie nicht aus dem Blick, und während er leise den alten Marsch der Musketiere pfiff, dessen er sich nur bei großen Veranlassungen erinnerte, errieth und berechnete er zum Voraus den ganzen Sturm von Geschrei und Zornausbrüchen, der sich bei der Rückkehr erheben sollte.

Der König, als er bei la Vallière eintrat und das Zimmer leer, das Bett unberührt fand, fing wirklich an zu erschrecken und rief Montalais.

Montalais lief herbei, doch ihr Erstaunen war dem des Königs gleich.

Alles, was sie dem König sagen konnte, war, daß sie la Vallière einen Theil der Nacht habe weinen hören, doch da sie gewußt, daß der König da gewesen, so habe sie es nicht gewagt, sich nach der Ursache zu erkundigen.

„Aber wohin glaubt Ihr denn, daß sie gegangen?“ fragte der König.

„Sire,“ erwiederte Montalais, „Louise ist eine sehr empfindsame Person, und oft habe ich sie bei Tagesanbruch aufstehen und in den Garten gehen sehen; vielleicht ist sie diesen Morgen dort.

Die Sache kam dem König wahrscheinlich vor, und er ging sogleich hinab, um nach dem Flüchtling zu forschen.

D'Artagnan sah ihn bleich und in lebhaftem Gespräch mit seinem Begleiter erscheinen.

Er wandte sich nach den Gärten.

Saint-Aignan folgte ihm ganz [illegible].

D'Artagnan rührte sich nicht von [illegible] Fenster;

er pfiff beständig [illegible] sähe er nichts, während er [illegible]

„Ah! ah!“ [illegible] der König verschwunden war, „die Lei[illegible]jestät ist stärker, als ich glaubte; er [illegible] scheint, Dinge, die er für Fräulein von [illegible] gethan hätte.“

Der König [illegible] einer Viertelstunde zurück; er hatte überall g[illegible]r außer Athem.

Es versteht [illegible] daß er nichts gefunden.

Saint-Aignan folgte ihm; er fächelte sich mit seinem Hut und erkundigte sich bei den ersten den besten Dienern, bei Allen, denen er begegnete.

Manicamp fand sich auf seinem Wege. Manicamp kam in kleinen Märschen von Fontainebleau; wozu Andere sechs Stunden gebraucht, [illegible]zu hatte er vier- und zwanzig gebraucht.

„Habt Ihr Fräulein de la Vallière gesehen?“ fragte Saint-Aignan.

Worauf Manicamp, stets träumerisch und zerstreut, im Glauben, man spreche von [illegible]uiche, erwiederte:

„Ich danke, es geht [illegible]rafen besser.“

Und er ging weiter [illegible] Vorzimmer, wo er d'Artagnan traf, den er um [illegible]äuterung über die bestürzte Miene bat, die er [illegible]nig wahrzunehmen geglaubt hatte.

D'Artagnan antwortete ihm, er habe sich getäuscht, der König sei im Gegentheil von einer tollen Heiterkeit.

Mittlerweile schlug es acht Uhr.

Der König nahm gewöhnlich um diese Zeit sein Frühstück.

Es war im Codex der Etiquette festgestellt, der König habe immer um acht Uhr Hunger.

Er ließ auf einem Tischchen in seinem Schlafzimmer auftragen und aß hurtig.

Saint-Aignan, von dem er sich nicht trennen wollte, hielt ihm die Serviette.

Dann fertigte er einige militärische [illegible] ab.

Während dieser Audienzen schickte er Saint-Aignan auf Entdeckungen aus.

Immer besorgt, immer ängstlich, immer auf die Rückkehr von Saint-Aignan lauernd, der alle seine Leute hatte ins Feld rücken lassen und selbst darein gerückt war, erreichte der König neun Uhr.

Auf den Schlag neun Uhr begab er sich in sein großes Cabinet.

Die Gesandten traten auch auf den ersten Schlag von neun Uhr ein.

Auf den letzten Schlag erschienen die Königinnen und Madame.

Die Gesandten waren drei für Holland, zwei für Spanien.

Der König warf einen Blick auf sie und grüßte.

In diesem Augenblick trat auch Saint-Aignan ein.

Es war dies für den König ein viel wichtigerer Eintritt, als der der Gesandten, wie groß auch ihre Zahl und von welchem Lande sie kommen mochten.

Der König machte auch vor Allem Saint-Aignan ein fragendes Zeichen, worauf dieser durch eine entschiedene Verneinung antwortete.

Der König hätte beinahe allen Muth verloren, da aber die Königinnen, die Großen des Reiches und die Gesandten die Augen auf ihn richteten, so strengte er sich gewaltig an und lud die letzteren ein, zu sprechen.

Hierauf hielt einer von den spanischen Abgeordneten eine lange Rede, in der er die Vortheile des spanischen Bündnisses anpries.

Der König unterbrach ihn mit den Worten:

„Mein Herr, ich hoffe, daß das, was für Frankreich gut ist, für Spanien sehr gut sein muß.“

Dieses Wort und besonders die peremptorische Weise, in der es ausgesprochen wurde, machten die Gesandten erbleichen und die zwei Königinnen erröthen, die sich, beide Spanierinnen, in ihrem Verwandtschafts- und Nationalitätsstolz durch die Antwort verletzt fühlten.

Der Holländ[illegible]andte [illegible]falls das Wort und beklagte [illegible] die vor[illegible]ichten, die der König ge[illegible]eines Landes offenbare.

Der König [illegible]

„Mein Herr, es ist sonderbar, daß Ihr Euch beklagt, während ich Grund habe, mich zu beklagen, und es, wie Ihr seht, doch nicht thue."

„Euch beklagen, Sire?" fragte der Holländer, „über welche Verletzung?"

Der König lächelte voll Bitterkeit und sprach:

„Werdet Ihr mich zufällig tadeln, daß ich einen Unwillen gegen eine Regierung hege, welche öffentliche Beleidiger autorisirt und beschützt?"

„Sire!"

„Ich sage [illegible]," fuhr [illegible] König fort, der sich viel mehr durch [illegible]nen Aerger, als durch die politische Frage [illegible]age Euch, daß Holland ein Land der Zufl[illegible]är [illegible] ist, der mich haßt, und besonders für [illegible], der mich beleidigt!"

„Ah! Sire!..."

„Ah! Beweise, nicht wahr? Nun wohl! man wird leicht Beweise haben. Woher entstehen die unverschämten Pamphlete, die mich als einen Monarchen ohne Würde und Ansehen darstellen? Eure Pressen seufzen darunter. Wenn ich meine Secretäre da hätte, würde ich Euch die Titel der Werke mit den Namen der Drucker nennen."

„Sire," erwiederte der Gesandte, „ein Pamphlet kann nicht das Werk einer Nation sein. Entspricht es der Billigkeit, daß ein großer König, wie Euer Majestät, ein großes Volk für das [illegible]erbrechen einiger Wahnsinnigen, welche Hungers sterben, verantwortlich macht?"

„Gut; ich gebe Euch das zu, mein Herr. Aber wenn die Münze von Amsterd[illegible]n Medaillen zu meiner Schmach schlägt, ist das a[illegible] das Verbrechen einiger Wahnsinnigen?"

„Medaillen!" stammelte [illegible]

„Medaillen!" wiederholte der König, Colbert anschauend.

„Eure Majestät mußte sehr sicher sein..." stammelte der Holländer.

Der König schaute beständig Colbert an; doch Colbert sah aus, als begriffe er nicht, und schwieg trotz der Aufforderung des Königs.

Da näherte sich d'Artagnan, zog aus seiner Tasche eine Münze, reichte sie dem König und sprach:

„Das ist die Münze, die Eure Majestät sucht."

Der König nahm sie.

Da konnte er mit dem Auge, das, seitdem er wirklich Gebieter, nur geschwebt hatte, da konnte er, sagen wir, ein freches Bild Holland darstellend, das wie Josua die Sonne stille stehen machte, mit dem Spruche sehen:

In conspectu meo stetit sol.

„Bei meinem Anblick stand die Sonne still!" rief der wüthende König. „Ah! Ihr werdet hoffentlich nicht mehr leugnen!"

„Und die Sonne ist diese," sagte d'Artagnan.

Und er bezeichnete auf allen Feldern des Cabinets die Sonne, das vielfältige und glänzende Emblem, das überall seine stolze Devise:

Nec pluribus impar.

ausbreitete.

Genährt durch die Stiche seines inneren Schmerzes, bedurfte der Zorn des Königs nicht diese Aufregung, um Alles zu verschlingen. Man sah in seinen Augen die Gluth eines heftigen Kampfes, der dem Ausbruche nahe war.

Ein Blick von Colbert fesselte den Sturm.

Der Gesandte wagte Entschuldigungen.

Er sagte, aus der Eitelkeit der Völker lasse sich keine Folgerung ableiten. Holland sei stolz darauf, daß es mit so geringen Mitteln seinen Rang als große Nation selbst gegen große Könige behauptet, und wenn ein wenig Rauch seine Landsleute berauscht habe, so

werde der König gebeten, diese Trunkenheit zu entschuldigen."

Der König schien zu suchen. Er schaute Colbert an, der unempfindlich blieb. Dann d'Artagnan.

D'Artagnan zuckte die Achseln.

Diese Bewegung war eine aufgezogene Schleuße, durch die sich der so lange zurückgehaltene Zorn des Königs entfesselte.

Jeder beobachtete ein düsteres Stillschweigen, da Keiner wußte, wie weit dieser Zorn Ludwig fortreißen würde.

Der zweite Gesandte benützte das Stillschweigen, um seine Entschuldigungen zu beginnen.

Während er sprach und der König, allmälig wieder in seine persönliche Träumerei versunken, auf diese Stimme voll Bangigkeit horchte, wie ein zerstreuter Mensch auf das Gemurmel eines Wasserfalls horcht, näherte sich d'Artagnan, der zu seiner Linken Saint-Aignan hatte, diesem und sprach mit einer Stimme, die er vollkommen berechnete, daß sie das Ohr des Königs treffen mußte:

„Habt Ihr die Kunde vernommen, Graf?"

„Welche Kunde?"

„Die Kunde von la Vallière?"

Der König bebte und machte unwillkührlich einen Schritt gegen die zwei Redenden.

„Was ist denn la Vallière geschehen?" fragte Saint-Aignan mit einem Tone, den man sich leicht einbilden kann.

„Ah! die Arme!" erwiederte d'Artagnan, „sie ist in ein Kloster getreten.

„In ein Kloster!" rief Saint-Aignan.

„In ein Kloster!" rief der König mitten unter der Rede des Gesandten.

Dann faßte er sich wieder unter der Herrschaft der Etiquette, horchte aber fortwährend.

„In welches Kloster?"

„In das Kloster der Carmeliterinnen in Chaillot."
„Woher des Teufels wißt Ihr das?"
„Von ihr selbst."
„Ihr habt sie gesehen?"
„Ich habe sie zu den Carmeliterinnen geführt."
Dem König entging nicht ein Wort.
„Aber warum diese Flucht?" fragte Saint-Aignan.
„Weil das arme Mädchen gestern vom Hofe weg-
ejagt worden ist," erwiederte d'Artagnan.
Er hatte nicht sobald dieses Wort von sich gege-
en, als der König eine Geberde voll Hoheit machte
nd zu dem Gesandten sprach:
„Genug, mein Herr, genug."
Dann trat er auf Saint-Aignan zu und rief:
„Wer sagt, la Vallière sei in das Kloster ge-
angen?"
„Herr d'Artagnan," antwortete der Günstling.
„Ist das, was Ihr sagt, wahr?" fragte der Kö-
ig den Musketier.
„Wahr wie die Wahrheit."
Der König ballte die Fäuste und erbleichte.
„Ihr habt noch etwas beigefügt, Herr d'Artag-
an?" sagte er.
„Ich weiß es nicht mehr, Sire."
„Ihr habt beigefügt, la Vallière sei vom Hofe
veggejagt worden."
„Ja, Sire."
„Ist dies abermals wahr?"
„Erkundigt Euch, Sire."
„Durch wen?"
„Ah!" machte d'Artagnan, wie ein Mensch, der
ich verwirft.
Der König sprang auf und ließ Gesandte, Mini-
ter, Höflinge und Politik bei Seite.
Die Königin-Mutter erhob sich ebenfalls; sie hatte
Alles gehört, oder das, was sie nicht gehört, errathen.
Ohnmächtig vor Zorn und Angst, versuchte es

Madame wie die Königin-Mutter aufzustehen, aber sie fiel wieder auf ihr Fauteuil nieder, das sie durch eine instinctartige Bewegung rückwärts rollen machte.

„Meine Herren," sprach der König, „die Audienz ist zu Ende; ich werde meine Antwort oder vielmehr meinen Willen Spanien und Holland zu wissen thun."

Und mit einer gebieterischen Geberde entließ er die Gesandten.

„Nehmt Euch in Acht, mein Sohn," sagte die Königin-Mutter" voll Entrüstung, „nehmt Euch in Acht, Ihr seid nicht recht Herr über Euch."

„Ah! Madame," brüllte der junge Löwe mit einer furchtbaren Geberde, „wenn ich nicht Herr über mich bin, so werde ich es doch, dafür stehe ich Euch, über diejenigen sein, welche mich verletzen; kommt mit mir, Herr d'Artagnan, kommt."

Und er verließ den Saal unter dem Erstaunen und Schrecken Aller. . .

Der König stieg die Treppe hinab und schickte sich an, den Hof zu durchschreiten.

„Sire," sagte d'Artagnan, „Eure Majestät irrt sich im Wege."

„Nein, ich gehe nach den Ställen."

„Unnöthig, Sire, ich habe Pferde für Eure Majestät bereit."

Der König antwortete seinem Diener nur durch einen Blick, doch dieser Blick versprach mehr, als der Ehrgeiz von drei d'Artagnan zu hoffen gewagt hätte.

XV.

Chaillot.

Obgleich man sie nicht gerufen, folgten doch Manicamp und Malicorne dem König und d'Artagnan.

Das waren zwei sehr verständige Menschen; nur kam Malicorne oft zu frühe aus Ehrgeiz; Manicamp kam oft zu spät aus Trägheit.

Diesmal kamen sie zu rechter Zeit.

Fünf Pferde standen bereit. Zwei benützten der König und d'Artagnan; zwei Manicamp und Malicorne; das fünfte ritt ein Page vom Stall.

Die ganze Cavalcade entfernte sich im Galopp.

D'Artagnan hatte wirklich die Pferde selbst ausgewählt, wahre Pferde für ängstlich besorgte Liebende, Pferde, welche nicht liefen, sondern flogen.

Zehn Minuten nach dem Abgang kam die Cavalcade unter der Form eines Staubwirbels in Chaillot an.

Der König warf sich buchstäblich von seinem Pferde. Aber so rasch er dieses Manoeuvre vollführt hatte, stand doch d'Artagnan am Zügel seines Rosses.

Der König machte dem Musketier ein Zeichen des Dankes und schleuderte dem Pagen die Zügel an den Arm.

Er stürzte in das Vorhaus, stieß heftig die Thüre auf und trat in das Sprachzimmer ein.

Manicamp, Malicorne und der Page blieben außen; d'Artagnan folgte ihm.

Als der König in das Sprachzimmer eintrat, war der erste Gegenstand, der ihm in's Auge fiel, Louise,

nicht auf den Knieen, sondern liegend am Fuße eines großen steinernen Crucifixes.

La Vallière war auf den feuchten Platten ausgestreckt und kaum sichtbar in der Dunkelheit dieses Saales, der das Tageslicht nur durch ein schmales, vergittertes und ganz von Schlingpflanzen bedecktes Gitter empfing

Sie war allein, leblos, kalt wie der Stein, auf dem ihr Körper ruhte.

Als er sie erblickte, glaubte der König, sie wäre todt, und stieß einen furchtbaren Schrei aus, der d'Artagnan herbeilaufen machte.

Der König hatte schon einen Arm um ihren Leib geschlungen. D'Artagnan half dem König die arme Frau aufheben, welche schon die Erstarrung des Todes ergriffen hatte.

Der König nahm sie ganz in seine Arme, erwärmte mit seinen Küssen ihre Hände und ihre eiskalten Schläfe.

D'Artagnan hing sich an die Glocke des Thurmes.

Da liefen die Schwestern Carmeliterinnen herbei.

Die frommen Jungfrauen stießen Schreie des Aergernisses beim Anblick dieser Männer aus, welche ein weibliches Wesen in ihren Armen hielten.

Die Superiorin lief auch herbei.

Doch eine weltlichere Frau, als die übrigen Frauen des Klosters; trotz ihrer Strenge, erkannte sie mit dem ersten Blick den König an der Ehrfurcht, die ihm die Anwesenden bezeigten, so wie an der gebieterischen Miene, mit der er die ganze Gemeinde niederschmetterte.

Beim Anblick des Königs zog sie sich in ihr Zimmer zurück, was ein Mittel war, ihre Würde nicht zu gefährden.

Aber sie schickte durch die Nonnen alle Arten von herzstärkenden Tränken, Königin von Ungarn-Wasser, Melissengeist u. s. w. und befahl überdies, die Thüre zu schließen.

Es war die höchste Zeit: der Schmerz des Königs wurde geräuschvoll und verzweifelt.

Der König schien entschlossen, seinen Arzt rufen zu lassen, als la Vallière ins Leben zurückkehrte.

Das Erste, was sie erblickte, sobald sie die Augen wieder eröffnete, war der König zu ihren Füßen. Ohne Zweifel erkannte sie ihn nicht; denn sie gab einen schmerzlichen Seufzer von sich.

Ludwig bedeckte sie mit einem gierigen Blick.

Endlich hefteten sich ihre umherirrenden Augen auf den König.

Sie erkannte ihn und machte einen schwachen Versuch, sich seinen Armen zu entreißen.

„Wie!" murmelte sie, „das Opfer ist also noch nicht vollbracht?"

„Oh! nein, nein," rief der König, „es wird nicht vollbracht werden, das schwöre ich Euch!"

Sie erhob sich schwach und ganz gelähmt, wie sie war.

„Es muß sein," sprach sie, „es muß sein, haltet mich nicht zurück."

„Ich soll es gestatten, daß Ihr Euch opfert, ich!" rief Ludwig. „Nie! nie!"

„Da ist es gut, wegzugehen," murmelte d'Artagnan. „Sobald sie zu sprechen anfangen, wollen wir ihnen die Ohren ersparen."

D'Artagnan entfernte sich, die zwei Liebenden blieben allein.

„Sire," fuhr la Vallière fort, „ich flehe Euch an, kein Wort mehr; zertrümmert nicht die einzige Zukunft, auf die ich hoffe, das heißt mein Seelenheil, nicht Eure ganze Zukunft, das heißt Euren Ruhm, einer Laune wegen."

„Eine Laune!" rief der König.

„Oh! Sire, nun sehe ich klar in Eurem Herzen."

„Ihr, Louise?"

„Oh! ja, ich."

„Erklärt [illegible].“

„Eine unverg[illegible] [illegible]inreißung kann Euch für de[illegible] [illegible]s eine genügende Entschuldigung [illegible] habt Pflichten, die mit Eurer Liebe zur ein[illegible] [illegible]chen unverträglich sind. Vergeßt mich!“

„Ich Euch vergessen!“

„Es ist schon geschehen!“

„Eher sterben.“

„Sire, Ihr könnt diejenige nicht lieben, welche Ihr so grausam, wie Ihr es gethan, heute Nacht zu tödten eingewilligt habt.“

„Was sagt Ihr mir da? Erklärt Euch.“

„Sprecht, was habt Ihr gestern von mir verlangt? daß ich Euch liebe. Was habt Ihr mir im Austausch versprochen? nie eine Nacht vorübergehen zu lassen, ohne mir eine Versöhnung anzubieten, wenn Ihr erzürnt gegen mich gewesen.“

„Oh! verzeiht, verzeiht, Louise! ich war wahnsinnig vor Eifersucht.“

„Sire, die [illegible]ersucht ist ein schlechter Gedanke, der wieder entsteht, [illegible] der [illegible], wenn man ihn abgeschnitten hat; Ihr [illegible] al[illegible] [illegible]ls eifersüchtig sein und mich vollends tö[illegible] [illegible]mitleidig, mich sterben zu lassen.“

„Noch ein Wort wie dieses, mein Fräulein, und Ihr seht mich zu Euren Fü[illegible] verscheiden.“

„Nein, nein, Sire, ich [illegible]ß besser als Ihr, was ich werth bin. Glaubt mir, [illegible] Ihr werdet Euch nicht um einer Unglücklichen willen, welche alle Welt verachtet, verderben.“

„Oh! nennt mir diejenigen, welche Ihr anschuldigt, nennt mir sie.“

„Ich habe mich über Niemand zu beklagen, Sire, ich schuldige nur mich an. Gott befohlen, Sire. Ihr gefährdet Eure Würde, wenn Ihr so mit mir sprecht.“

„Nehmt Euch in Acht, i[illegible] zu mir

sprecht, gebt Ihr mich der Verzweiflung preis, nehmt Euch in Acht!"

„Oh! Sire, Sire, laßt mich mit Gott, ich flehe Euch an."

„Ich werde Euch selbst Gott entreißen."

„Zuvor aber," rief das arme Kind, „zuvor entreißt mich den unbändigen Feinden, die sich an meinem Leben und an meiner Ehre vergreifen wollen. Habt Ihr Kraft genug, um mich zu lieben, so habet auch Macht genug, um mich zu beschützen; doch nein, diejenige, welche Ihr liebt, beleidigt man, verhöhnt man, jagt man fort."

Und durch ihren Schmerz gezwungen, anzuklagen, rang das harmlose Kind unter heftigem Schluchzen die Hände.

„Man hat Euch fortgejagt!" rief der König; „das ist das zweite Mal, daß ich dieses Wort höre."

„Schmachvoll, Sire. Ihr seht wohl, ich habe keinen andern Beschützer mehr, als Gott, keinen andern Trost mehr, als das Gebet, keine andere Zufluchtsstätte, als das Kloster."

„Ihr werdet meinen Palast, Ihr werdet meinen Hof haben. Oh! befürchtet nichts mehr; diejenigen, welche Euch gestern fortgejagt haben, werden morgen vor Euch zittern; was sage ich, morgen? vor einer Stunde schon habe ich gescholten, gedroht. Ich kann den Blitz losbrechen lassen, den ich noch zurückhalte. Louise! Louise! Ihr sollt grausam gerächt werden. Blutige Thränen sollen Eure Zähren bezahlen. Nennt mir nur Eure Feinde."

„Nie! nie!"

„Wie soll ich sie dann schlagen?"

„Sire, diejenigen, welche Ihr schlagen müßtet, würden Eure Hand zurückweichen machen."

„Oh! Ihr kennt mich nicht!" rief Ludwig außer sich. „Eher, als ich zurückwiche, würde ich mein Königreich verbrennen und meine Familie verfluchen. Ja, ich würde sogar diesen Arm schlagen, wäre dieser

Arm feig genug, nicht Alles zu vernichten, was sich zum Feind des sanftesten der Geschöpfe gemacht hat."

Indem er diese Worte sprach, schlug Ludwig wirklich heftig mit der Faust an den eisernen Verschlag, der ein dumpfes Gemurmel von sich gab.

La Vallière erschrak. Der Zorn dieses allmächtigen jungen Mannes hatte etwas Eindrucksvolles, Unheilschwangeres, weil er wie der des Sturmes tödtlich sein konnte.

Sie, deren Schmerz nicht seines Gleichen zu haben glaubte, wurde besiegt durch diesen Schmerz, der in Drohung und Heftigkeit ausbrach.

„Sire," sprach sie, „zum letzten Mal flehe ich Euch an, entfernt Euch; schon hat mich die Stille dieses einsamen Ortes gestärkt, ich fühle mich ruhiger unter der Hand Gottes; Gott ist ein Beschützer, vor dem alle kleine menschliche Bosheiten fallen. Sire, noch einmal, laßt mich mit Gott."

„Nun denn!" rief Ludwig, „saget offenherzig, daß Ihr mich nie geliebt habt, saget, daß meine Demuth, daß meine Reue Eurem Stolze schmeicheln, daß Ihr Euch aber nicht über meinen Schmerz betrübt. Saget, der König von Frankreich sei für Euch nicht mehr ein Geliebter, dessen Zärtlichkeit Euer Glück machen konnte, sondern ein Despot, dessen Laune auch die letzte Fiber der Empfindlichkeit in Euren Herzen zerrissen habe. Saget nicht, Ihr suchet Gott, saget, Ihr fliehet den König. Nein, Gott ist nicht mitschuldig an unbeugsamen Entschlüssen; Gott läßt die Buße und die Reue zu; er verzeiht, er will, daß man liebe."

Louise krümmte sich vor Schmerz, als sie diese Worte hörte, welche die Flamme bis in die Tiefe ihrer Adern strömen machten.

„Ihr habt also nicht gehört?" sagte sie.

„Was?"

„Ihr habt nicht gehört, daß ich fortgejagt, verachtet, verächtlich bin?"

„Ich werde Euch zur Geachtetsten, zur Angebetetsten, zur Beneidetsten meines Hofes machen."

„Beweiset mir, daß Ihr nicht aufgehört habt, mich zu lieben."

„Wie?"

„Flieht mich."

„Ich werde es Euch dadurch beweisen, daß ich Euch nicht mehr verlasse."

„Glaubt Ihr denn, ich werde das dulden, Sire? glaubt Ihr, ich werde Euch Eurer ganzen Familie den Krieg erklären lassen? glaubt Ihr, ich werde Euch meinetwegen Mutter, Frau und Schwägerin zurückstoßen lassen?"

„Ah! endlich habt Ihr sie genannt, sie sind es, die das Böse gethan! Beim allmächtigen Gott, ich werde sie bestrafen!"

„Und darum erschreckt mich die Zukunft, darum weise ich Alles zurück, darum will ich nicht, daß Ihr mich rächet. Mein Gott, genug der Thränen, genug der Schmerzen, genug der Klagen! Oh! nie werde ich irgend Jemand Klagen, Thränen oder Schmerzen kosten. Ich habe zu viel geseufzt, geweint und gelitten."

„Und meine Thränen, meine Schmerzen, meine Klagen, zählt Ihr sie für nichts?"

„Sprecht nicht so mit mir, Sire, in des Himmels Namen! in des Himmels Namen, sprecht nicht so mit mir. Ich bedarf meines ganzen Muthes, um das Opfer zu vollbringen."

„Louise! Louise! ich flehe Dich an! gebiete, befiehl, räche Dich oder verzeih', aber verlasse mich nicht."

„Ach! wir müssen uns trennen, Sire."

„Du liebst mich also nicht?"

„Oh! Gott weiß es."

„Lüge! Lüge!"

„Oh! wenn ich Euch nicht liebte, Sire, ließe ich Euch gewähren, ließe ich mich hinreißen; ich nähme im Austausch für die Beleidigung, die man mir zugefügt,

den süßen Tri h des olzes mir bietet, während ich, die süße Entschädigung Eurer Liebe, die doch mein Leben ist, da llte, weil ich glaubte, Ihr liebet mich n

„Nun wohl! weiß es jetzt, ich erkenne es zu dieser Stunde, die frommste, die verehrungswürdigste der Niemand ist so wie Ihr nicht nur meiner Liebe und meiner Achtung, sondern auch der tung und Aller würdig. Keine wird auch so ge sein, r, Louise! Keine wird die Herrschaft über haben, wie Ihr sie habt. Ja, ich schwöre es Euch, würde in diesem Augenblick die Welt wie Glas zerbrechen, wäre mir die Welt hinderlich. Ihr befehlt mir, mich zu beruhigen, zu verzeihen; es sei, ich werde mich beruhigen. Ihr wollt durch die Sanftmuth, ilde regieren, ich werde sanft und milde sein. mir nur mein Benehmen vor, ich werde geho n."

„Mein Gott, was in, ich armes Mädchen, um einem König wie Sylbe zu dictiren!"

„Ihr seid mein Leben und meine Seele. Regiert die Seele nicht den Körper?"

„Oh! Ihr liebet mich also, mein theurer Sire?"

„Auf den Knieen, mit gefalteten Händen, mit allen Kräften, die Gott in mich gelegt hat. Ich liebe Euch genug, um Euch mein Leben zu geben, wenn Ihr ein Wort sagt."

„Ihr liebt mich?"

„Oh! ja."

„Dann habe ich nichts ehr auf der Welt zu wünschen. Eure Hand, Sire, und sagen wir uns Lebewohl. Ich habe in diesem Leben alles Glück gehabt, das mir beschieden."

„Oh! nein, Dein Glück ist nicht gestern, es ist heute, es ist morgen, es ist immer. Dir die Zukunft, Dir Alles, was mir gehört. Nicht iese Tren-

nungsgedanken, nicht mehr diese finstere Verzweiflung; die Liebe ist unser Gott, sie ist das Bedürfniß unserer Seelen. Du wirst für mich leben, wie ich für Dich leben werde."

Nachdem der König so gesprochen, warf er sich vor ihr nieder und küßte ihre Kniee mit unaussprechlichen Entzückungen der Freude und der Dankbarkeit.

„Oh! Sire, Sire, dies Alles ist ein Traum!"

„Warum ein Traum?"

„Weil ich nicht an den Hof zurückkehren kann. Verbannt, wie Euch wiedersehen? Ist es nicht besser, in das Kloster zu gehen, um hier im Balsam Eurer Liebe die letzten Ergüsse Eures Herzens und Euer letztes Geständniß zu begraben?"

„Verbannt, Ihr?" rief Ludwig XIV.; „und wer verbannt denn, wenn ich zurückrufe?"

„Oh! Sire, Etwas, was über den Königen regiert: die Welt und die Meinung; bedenkt wohl, Ihr könnt eine fortgejagte Frau nicht lieben; diejenige, welche Eure Mutter mit einem Verdacht befleckt, diejenige, welche Eure Schwägerin mit einer Strafe gebrandmarkt hat, ist Eurer unwürdig."

„Unwürdig, diejenige, welche mir gehört?"

„Ja, gerade das ist es, Sire: von dem Augenblick, wo sie Euch gehört, ist Eure Geliebte unwürdig."

„Ah! Ihr habt Recht, Louise, und alle diese Zartheiten sind in Euch. Wohl! Ihr werdet nicht verbannt sein."

„Oh! man sieht, Ihr habt Madame nicht gehört."

„Ich werde an meine Mutter appelliren."

„Oh! Ihr habt Eure Mutter nicht gesehen."

„Sie auch? arme Louise! die ganze Welt ist also gegen Euch?"

„Ja, ja, arme Louise, die sich schon unter dem Sturme beugte, als Ihr kamet, als Ihr sie vollends brachet."

„Oh! verzeiht."

„Ihr werdet also weder die Eine, noch die Andere erweichen, das Uebel ist ohne Gegenmittel, denn nie gestatte ich Euch die Heftigkeit oder die Gewaltanwendung.“

„Wohl! Louise, um Euch zu beweisen, wie sehr ich Euch liebe, werde ich Eines thun, ich werde Madame aufsuchen.“

„Ihr?“

„Ich werde sie bewegen, Ihren Spruch zurückzunehmen, ich werde sie zwingen.“

„Zwingen! oh! nein, nein!“

„Es ist wahr, ich werde sie erweichen.“

Louise schüttelte den Kopf.

„Ich werde bitten, wenn es sein muß,“ sagte Ludwig. „Werdet Ihr hienach an meine Liebe glauben?“

Louise schaute empor.

„Oh! nie für mich; bemüthigt Euch, nie; laßt mich vielmehr sterben.“

Louise dachte nach, ihre Züge nahmen eine düstere Färbung an.

„Ich werde eben so viel leiden, als Ihr gelitten habt,“ sprach der König; „das wird meine Sühnung in Euren Augen sein. Auf, mein Fräulein, lassen wir diese kleinlichen Erwägungen; seien wir groß wie unser Schmerz, seien wir stark wie unsere Liebe.“

Und indem er diese Worte sprach, nahm er sie in seine Arme und bildete ihr einen Gürtel mit seinen Händen.

„Mein einziges Gut, mein Leben, folge mir!“ rief er.

Sie machte einen letzten Versuch, in dem sie nicht mehr ihren ganzen Willen, ihr Wille war schon besiegt, sondern alle ihre Kräfte zusammendrängte.

„Nein!“ erwiederte sie schwach, „nein! nein! ich würde vor Scham sterben.“

„Nein, Ihr werdet als Königin zurückkehren! Nie-

mand weiß, daß Ihr Euch entfernt habt ... d'Artagnan allein."

„Er hat mich also verrathen; er auch?"

„Wie so?"

„Er schwur mir ..."

„Ich schwur, nichts dem König zu sagen," erwiederte d'Artagnan, der seinen schlauen Kopf durch die etwas geöffnete Thüre streckte; „ich habe meinen Schwur gehalten, denn ich sprach nur mit Herrn von Saint-Aignan, und es ist nicht mein Fehler, wenn der König gehört hat, nicht wahr, Sire?"

„Es ist wahr, verzeiht ihm," sagte der König.

La Vallière lächelte und reichte dem Musketier ihre zarte, weiße Hand.

„Herr d'Artagnan," sprach der König entzückt, „laßt einen Wagen für das Fräulein holen."

„Sire," antwortete der Kapitän, „der Wagen wartet."

„Oh! ich habe da das Muster von allen Dienern," rief der König.

„Du hast Dir Zeit genommen, dies zu bemerken," murmelte d'Artagnan, obgleich ihm das Lob schmeichelte.

La Vallière war besiegt; nach einigem Zögern ließ sie sich machtlos von ihrem königlichen Geliebten fortführen.

Doch an der Thüre des Sprachzimmers, in dem Augenblick, wo sie es verlassen sollte, entriß sie sich den Armen des Königs, kehrte zu dem steinernen Crucifix zurück, küßte es und sprach:

„Mein Gott! Du hast mich zu Dir gezogen, mein Gott! Du hast mich zurückgestoßen, doch Deine Gnade ist ohne Grenzen. Nur vergiß, wenn ich zurückkomme, daß ich mich entfernt habe, denn wenn ich zu Dir zurückkomme, so geschieht es, um Dich nicht mehr zu verlassen."

Der König schluchzte.

D'Artagnan wischte eine Thräne ab.

Ludwig führte die junge [illegible] e in den Wagen und ließ [illegible] an [illegible]
Er selbst aber [illegible] zu Pferde, sprengte nach dem Palais-Ro[illegible] und ließ Madame sogleich bei seiner Ankunft wissen, daß sie i[h]m eine kurze Audienz zu bewilligen habe.

XVI.

Bei Madame.

Aus der Art und Weise, [w]ie der König die Gesandten entlassen hatte, erriethen auch die am mindesten Hellsehenden einen Krieg.

Wenig vertraut mit der geheimen Chronik, verdolmetschten die Gesandten [illegible] gegen sich das berühmte Wort: „Wenn ich n[illegible] Herr über mich bin, so werde ich es doch über [illegible]en sein, welche mich beleidigen."

Zum Glück für das Geschick Frankreichs und Hollands folgte Colbert [illegible]en, um ihnen einige Erläuterungen zu ge[ben] [illegible] die K[ö]nigin aber und Madame, die von d[em] [illegible]s in ihren Häusern vorging, genau unterrichtet waren, verließen, als sie dieses Wort voller Drohungen gehört, mit viel Angst und Aerger das Cabinet.

Madame besonders fühlte, der königliche Zorn würde auf sie fallen, und da sie beherzt und über die Maßen hochmüthig war, begab sie sich, statt Beistand bei der Königin Mutter zu suchen, in ihre Gemächer, wenn nicht ohne Besorgniß, doch wenigstens o[hne] [illegible] Absicht, den Kampf zu vermeiden.

Von Zeit zu Zeit schickte Anna von Oesterreich Boten ab, um sich erkundigen zu lassen, ob der König zurückgekehrt.

Das Stillschweigen, das man im Schloß über diese Angelegenheit beobachtete, und das Verschwinden von Louise waren die Weissagungen einer Anzahl von unglücklichen Ereignissen für jeden, der den stolzen und reizbaren Charakter des Königs kannte.

In dem Augenblick, wo die beredte Montalais mit aller möglichen oratorischen Behutsamkeit Schlüsse machte und Madame die Duldsamkeit unter der Wohlthat der Gegenseitigkeit empfahl, erschien Herr Malicorne bei Madame, um im Namen des Königs von dieser Prinzessin eine Audienz zu verlangen.

Der würdige Freund von Montalais trug auf seinem Gesicht alle Zeichen der lebhaftesten Aufregung. Man konnte sich unmöglich hierin täuschen; die vom König verlangte Zusammenkunft mußte eines von den interessantesten Kapiteln der Geschichte des Herzens der Könige und der Menschen sein.

Madame wurde beunruhigt durch die Erscheinung des Königs; sie erwartete ihn nicht so bald; sie war besonders nicht auf einen unmittelbaren Schritt von Ludwig gefaßt.

Die Frauen, die den Krieg so gut mittelbar führen, sind immer weniger stark und weniger gewandt, wenn es sich darum handelt, eine Schlacht von Angesicht zu Angesicht anzunehmen.

Madame, haben wir gesagt, gehörte nicht zu denjenigen, welche zurückweichen, sie hatte den Fehler oder die entgegengesetzte Eigenschaft.

Sie übertrieb die Beherztheit; die durch Malicorne überbrachte Depeche machte auf sie die Wirkung der Trompete, welche zum Beginn der Feindseligkeiten bläst. Stolz hob sie den Handschuh auf.

Nach fünf Minuten stieg der König die Treppe herauf.

Er war roth vom raschen Reiten. Seine bestaubten, in Unordnung gebrachten Kleider contrastirten dergestalt mit der so frischen und so pünktlichen Toilette von Madame, daß sie unter ihrer Schminke erbleichte.

Ludwig machte keinen Eingang; er setzte sich. Montalais verschwand.

Madame setzte sich dem König gegenüber.

„Meine Schwester," sagte Ludwig, „Ihr wißt, daß Fräulein de la Vallière diesen Morgen aus ihrer Wohnung entflohen ist, und daß sie ihren Schmerz, ihre Verzweiflung in ein Kloster getragen hat."

Die Stimme des Königs war seltsam bewegt, als er diese Worte sprach.

„Eure Majestät unterrichtet mich hievon," erwiederte Madame.

„Ich glaubte, Ihr hättet es diesen Morgen beim Empfang der Gesandten erfahren."

„Durch Eure Aufregung; ja, Sire, ich habe errathen, es gehe etwas Außerordentliches vor, doch ohne es mir genau erklären zu können."

Der, König der offenherzig war, schoß gerade nach dem Ziele ab.

„Meine Schwägerin," sagte er, „warum habt Ihr Fräulein de la Vallière weggeschickt?"

„Weil mir ihr Dienst mißfiel," erwiederte Madame mit trockenem Ton.

Der König wurde purpurroth und seine Augen häuften ein Feuer an, das Madame bei all ihrem Muth kaum auszuhalten vermochte.

Ludwig bewältigte sich jedoch und sprach:

„Meine Schwester, eine gute Frau, wie Ihr, braucht einen stärkeren Grund, um nicht nur ein junges Mädchen wegzujagen, sondern auch nebst dieser die ganze Familie des Mädchens zu entehren. Ihr wißt, daß die Stadt die Augen auf das Benehmen der Frauen des Hofes offen hält. Ein Ehrenfräulein wegschicken heißt diesem ein Verbrechen, einen Fehler wenigstens zuschrei-

en. Was ist aber das Verbrechen, was ist der Fehler on Fräulein de la Vallière?"

„Da Ihr Euch zum Beschützer von Fräulein de a Vallière macht," antwortete Madame kalt, „so will ch Euch Erklärungen geben, die ich Niemand zu geben erechtigt wäre."

„Nicht einmal dem König!" rief Ludwig mit einer Geberde des Zorns.

„Ihr habt mich Eure Schwester genannt und ich in in meinem Hause."

„Gleich viel," versetzte der junge Monarch, der ich schämte, daß er sich hatte hinreißen lassen, „Ihr önnt sagen, Madame, und Niemand in meinem Reiche ann sagen, er sei berechtigt, sich nicht vor mir zu erlären."

„Da Ihr es so nehmt," sprach Madame mit einem nsteren Zorn, „so habe ich mich nur vor Eurer Maestät zu verbeugen und zu schweigen."

„Nein, keine Zweideutigkeiten!"

„Durch die Protection, die Eure Majestät Fräuein de la Vallière angedeihen läßt, wird mir Achtung uferlegt."

„Keine Zweideutigkeiten, sage ich Euch: Ihr wißt oohl, daß ich als Haupt des französischen Adels Allen Rechenschaft über die Ehre der Familien schuldig bin, nöget Ihr nun la Vallière oder irgend eine Andere oegjagen."

Ein Achselzucken von Madame.

„Oder irgend eine Andere, ich wiederhole es," fuhr er König fort, „und da Ihr diese Person, indem Ihr o handelt, entehrt, so fordere ich von Euch eine Erlärung, um den Spruch zu bestätigen oder zu bekämpfen."

„Meinen Spruch bekämpfen!" rief Madame voll Hochmuth, „wie! wenn ich aus meinem Hause eine von neinen Dienerinnen weggejagt habe, verlangt Ihr, daß ch sie wieder nehme?"

Der König schwieg.

„Das wäre nicht mehr Uebermaß von Gewalt, das wäre Ungebührlichkeit.“

„Madame!“

„Oh! ich würde mich in meiner Eigenschaft als Frau gegen einen würdelosen Mißbrauch empören, ich wäre nicht mehr eine Prinzessin Eures Geblüts, eine Königstochter, ich wäre das letzte der Geschöpfe, ich wäre geringer, als die weggeschickte Magd.“

Der König sprang auf vor Wuth.

„Es ist kein Herz, was in Eurer Brust schlägt; wenn Ihr so gegen mich handelt, laßt mich mit derselben Strenge handeln.“

Eine verirrte Kugel trifft zuweilen in der Schlacht. Dieses Wort, das der König nicht mit Absicht sagte, traf Madame und erschütterte sie einen Augenblick; sie konnte früher oder später Repressalien befürchten.“

„Nun, Sire, so erklärt Euch,“ sagte sie.

„Ich frage Euch, Madame, was Fräulein de la Vallière gegen Euch gethan hat?“

Sie ist die gewandteste Intriguenmacherin, die ich kenne; sie hat gemacht, daß sich zwei Freunde geschlagen; sie hat in so schmählichen Ausdrücken von sich sprechen gemacht, daß der ganze Hof nur beim Nennen ihres Namens die Stirne faltet.“

„Sie! sie!“ rief der König.

„Unter dieser so sanften und so heuchlerischen Hülle verbirgt sie einen Geist voll Schlauheit und Schwärze.“

„Sie!“

„Ihr könnt Euch in ihr täuschen, Sire, doch ich, ich kenne sie, sie ist im Stande, die besten Verwandten und die vertrautesten Freunde zum Kriege aufzureizen. Seht, was sie schon an Zwistigkeiten unter uns ausgestreut hat!“

„Ich betheure Euch . . !

„Sire, prüfet wohl, was ich Euch sage: wir lebten im besten Einvernehmen und durch ihre Berichte,

durch ihre künstlichen Klagen hat sie Eure Majestät gegen mich mißstimmt."

„Ich schwöre, daß nie ein bitteres Wort über ihre Lippen gekommen ist; ich schwöre, daß sie mich, selbst bei meinen Aufwallungen, Niemand bedrohen ließ; ich schwöre, daß Ihr keine ergebenere, ehrfurchtsvollere Freundin habt!"

„Freundin!" versetzte Madame mit einem Ausdruck tiefer Verachtung.

„Nehmt Euch in Acht, Madame, Ihr vergeßt, daß Ihr mich begriffen habt, und daß sich von diesem Augenblick Alles gleich stellt. Fräulein de la Vallière wird sein, was ich will, daß sie sein soll, und morgen, wenn es mir genehm ist, wird sie bereit sein, sich auf einen Thron zu setzen."

„Sie wird wenigstens nicht darauf geboren sein, und Ihr könnt nur etwas für die Zukunft und nichts für die Vergangenheit thun."

„Madame, ich war gegen Euch voll Gefälligkeit und Artigkeit; macht nicht, daß ich mich erinnere, daß ich der Gebieter bin."

„Sire, Ihr habt mir das schon zweimal gesagt, und ich hatte die Ehre, Euch zu bemerken, daß ich mich verbeuge."

„Wollt Ihr mir also bewilligen, daß Fräulein de la Vallière zu Euch zurückkehrt?"

„Wozu, Sire, da Ihr dem Fräulein einen Thron zu schenken habt? Ich bin zu wenig, um eine solche Macht zu begünstigen."

„Laßt diesen verächtlichen, boshaften Geist; bewilligt mir ihre Begnadigung."

„Nie!"

„Ihr stachelt mich zum Kriege in meiner Familie an."

„Ich habe auch meine Familie, zu der ich mich flüchten werde."

„Ist das eine Drohung, und vergeßt Ihr Euch in diesem Grade? Glaubt Ihr, daß, wenn Ihr es bis zur Beleidigung triebet, Eure Verwandten Euch unterstützen würden?“

„Ich hoffe, daß Ihr mich zu nichts zwingen werdet, was meines Ranges unwürdig wäre.“

„Ich hoffte, Ihr würdet Euch unserer Freundschaft erinnern, Ihr würdet mich als Bruder behandeln.“

Madame schwieg einen Augenblick.

„Eurer Majestät eine Ungerechtigkeit verweigern heißt nicht Euch nicht mehr als Bruder erkennen.“

„Eine Ungerechtigkeit!“

„Oh! Sire, wenn ich der ganzen Welt das Benehmen von la Vallière offenbarte, wenn die Königinnen wüßten . . .“

„Oh! Henriette, laßt Euer Herz sprechen; erinnert Euch, daß Ihr mich geliebt habt, erinnert Euch, daß das Herz der menschlichen Wesen ebenso barmherzig sein soll, als das Herz des höchsten Gebieters. Seid nicht unbeugsam gegen die Anderen, verzeiht la Vallière.“

„Ich kann nicht; sie hat mich beleidigt.“

„Aber ich, ich!“

„Sire, für Euch würde ich Alles thun, dies ausgenommen.“

„Ihr rathet mir also die Verzweiflung, Ihr verweist mich auf das letzte Mittel der schwachen Leute; Ihr rathet mir den Zorn und den Lärmen.“

„Sire, ich rathe Euch die Vernunft.“

„Die Vernunft . . . . Meine Schwester, ich habe keine Vernunft mehr.“

„Sire, seid huldreich!“

„Meine Schwester, seid mitleidig, es ist das erste Mal, daß ich Euch anflehe; meine Schwester, ich hoffe nur noch auf Euch.“

„Oh! Sire, Ihr weinet!“

„Vor Wuth, ja, vor Demüthigung. Ich, der Kö-

nig soll genöthigt sein, sich bis zu Bitten zu erniedrigen! Mein ganzes Leben werde ich diesen Augenblick verabscheuen! Meine Schwester, Ihr habt mich in einer Sekunde mehr Schlimmes erdulden lassen, als ich in den härtesten Bedrängnissen dieses Lebens vorhergesehen."

Hienach stand der König auf und ließ seinen Thränen, welche wirklich Thränen der Wuth und der Scham waren, freien Lauf.

Madame war nicht gerührt, denn die besten Frauen haben kein Mitleid im Stolz, aber sie befürchtete, diese Thränen könnten Alles mit sich fortreißen, was Menschliches im Herzen des Königs war.

„Befehlet, Sire," sagte sie, „und da Ihr meine Demüthigung der Eurigen vorzieht, obgleich die meinige öffentlich ist und die Eurige nur mich zum Zeugen hat, so sprecht, ich werde dem König gehorchen."

„Nein, nein, Henriette!" rief Ludwig ganz entzückt vor Dankbarkeit, „Ihr werdet dem Bruder nachgegeben haben."

„Ich habe keinen Bruder mehr, da ich gehorche."

„Wollt Ihr mein ganzes Königreich zum Dank?"

„Wie liebt Ihr! . . wenn Ihr liebt!"

Ludwig antwortete nicht. Er hatte die Hand von Madame ergriffen und bedeckte sie mit Küssen.

„Ihr werdet also die Arme wieder aufnehmen," sagte er, „Ihr werdet ihr verzeihen, Ihr werdet die Sanftheit, die Redlichkeit ihres Herzens anerkennen!"

„Ich werde sie in meinem Hause behalten."

„Nein, Ihr werdet Ihr Eure Freundschaft wieder schenken, liebe Henriette."

„Ich habe sie nie geliebt."

„Nun wohl, nicht wahr Henriette, aus Liebe für mich werdet Ihr sie gut behandeln?"

„Ich werde sie wie ein Euch angehöriges Mädchen behandeln!"

Der König erhob sich. Durch dieses ihr unseliger

Weise entschlüpfte Wort sie das Verdienst ihres Opfers zerstört. ichts mehr schuldig.

Geschworen, auf den Tod getroffen, erwiederte er:

„Ich danke, Madame, ich werde mich ewig des Dienstes erinnern, den Ihr mir geleistet.“

Und er verbeugte sich mit geheuchelter Ceremonie und nahm Abschied.

Als er vor ein ael vorüberging, sah er seine rothen Augen und dem Fuß.

Doch es war zu spä icorne und d'Artagnan, die an der Thüre standen. n seine Augen gesehen.

„Der König hat g“, dachte Malicorne.

D'Artagnan näherte hm ehrfurchtsvoll und sagte leise:

„Sire, Ihr müßt die kleine Treppe wählen, um in Eure Gemächer zurückzukehren.“

„Warum?“

„Weil der Staub von r Straße Spuren auf Eurem Gesicht zurückgelassen t. Geht, Sire, geht.“

„Mordioux!“ dachte er, als der König wie ein Kind nachgegeben hatte, „es mögen sich die Leute hüten, die diejenige weinen m n werden, welche den König weinen gemacht hat.“

XVII.

Das Taschentuch von Fräulein de la Vallière.

Madame war nicht boshaft: sie war nur aufbrausend.

Der König war nicht unklug: er war nur verliebt.

Kaum hatten Beide den Vertrag abgeschlossen, der auf die Zurückberufung von la Vallière auslief, als auch Beide bei dem Handel zu gewinnen suchten.

Der König wollte la Vallière jeden Augenblick des Tags sehen.

Madame, die den Aerger des Königs seit der Scene der Bitten fühlte, wollte la Vallière nicht ohne zu kämpfen freigeben.

Sie streute also Schwierigkeiten unter die Schritte des Königs.

Um die Gegenwart seiner Geliebten zu erlangen, war der König in der That genöthigt, seiner Schwägerin den Hof zu machen.

Von diesem Plan ging die ganze Politik von Madame aus.

Da sie Jemand zu ihrer Unterstützung gewählt hatte, und da dieser Jemand Montalais war, so sah sich der König immer eingeschlossen, so oft er zu Madame kam. Man umgab ihn, man verließ ihn nicht. Madame entwickelte in ihren Unterhaltungen so viel Anmuth, so viel Geist, daß Alles dadurch verdunkelt wurde.

Montalais folgte ihr nach. Bald wurde sie auch dem König unerträglich.

Das war es, was sie erwartete.

Da trieb sie Malicorne ins Gefecht; dieser fan
Gelegenheit, dem König zu sagen, es sei bei Hofe ein
sehr unglückliche Person.

Der König fragte, wer diese Person sei.

Malicorne nannte Fräulein von Montalais.

Hierauf erklärte der König, es sei wohl gethan
wenn eine Person, die Anderen Gleiches anthue, vo
Unglück heimgesucht werde.

Malicorne erwiederte, Fräulein von Montalais hat
ihre Befehle.

Der König öffnete die Augen; er bemerkte, da
Madame, sobald der König erschien, ebenfalls erschien
daß sie bis nach dem Abgang des Königs in den Co
ridors war; daß sie ihn zurückgeleitete, aus Furcht, e
könnte in den Vorzimmern mit einem von den Ehren
fräulein sprechen.

Eines Abends ging sie sogar weiter.

Der König saß mitten unter den Damen und hie
in seiner Hand, unter seinen Manchetten, ein Bille
das er in die Hände von la Vallière wollte gleite
lassen.

Madame errieth diese Absicht und dieses Bille
Es hielt sehr schwer, den König zu verhindern, dahi
zu gehen, wohin es ihm zu gehen gut dünkte.

Man mußte ihn jedoch verhindern, zu la Valliè
zu gehen, ihr guten Morgen zu sagen und das Bill
auf ihren Schooß, hinter ihren Fächer und in ih
Taschentuch fallen zu lassen.

Der König, der auch beobachtete, vermuthete, ma
stelle ihm eine Falle.

Er stand auf und setzte seinen Stuhl, ohne daß e
den Anschein einer besonderen Absichtlichkeit hatte, nebe
Fräulein von Chatillon, mit der er schäkerte.

Man machte Reime über Fräulein von Chatillon
er ging zu Montalais, dann zu Fräulein von Tonnay
Charente.

Durch dieses Manoeuvre kam er vor la Vallière zu sitzen, die er völlig maskirte.

Madame stellte sich ungemein beschäftigt: sie verbesserte eine Blumenzeichnung auf einer Stickereileinwand.

Der König zeigte la Vallière das Ende des weißen Billets, und diese streckte ihr Taschentuch mit einem Blick aus, welcher besagen wollte: Legt das Billet hinein.

Dann, da der König sein Taschentuch auf seinen Stuhl gelegt hatte, war er geschickt genug, es auf den Boden zu werfen.

Da ließ la Vallière ihr eigenes Sacktuch auf den Stuhl gleiten.

Der König nahm es, ohne daß es den Anschein hatte, als thäte er etwas, steckte das Billet hinein und legte das Taschentuch wieder auf den Stuhl.

Es blieb la Vallière gerade Zeit genug, die Hand auszustrecken, um das Taschentuch mit seinem kostbaren Inhalt zu ergreifen.

Madame hatte aber Alles gesehen.

Sie sagte zu Chatillon:

„Chatillon, hebt doch gefälligst das Taschentuch des Königs vom Boden auf.“

Das Mädchen gehorchte hastig, der König wandte sich auf die Seite, la Vallière wurde unruhig, man sah das andere Taschentuch auf dem Stuhl.

„Ah! verzeiht, Eure Majestät hat zwei Taschentücher,“ sagte sie.

Und der König war genöthigt, das Taschentuch von la Vallière mit dem seinigen einzustecken. Er gewann dadurch dieses Andenken an die Geliebte. La Vallière aber verlor dadurch eine Strophe, die den König zehn Stunden gekostet hatte, und die vielleicht so viel als ein langes Gedicht werth war.

Daher der Zorn des Königs und die Verzweiflung von la Vallière.

Es ließ sich dies unmöglich beschreiben.

Da geschah aber ein unglaubliches Ereigniß.

Als der König wegging, um in seine Gemächer zurückzukehren, fand sich Malicorne, man weiß wie benachrichtigt, im Vorzimmer.

Die Vorzimmer des Palais-Royal sind natürlich dunkel und am Abend — man ging nicht sehr ceremoniös bei Madame zu Werke, — waren sie schlecht beleuchtet.

Der König liebte dieses geringe Licht. Es ist eine allgemeine Regel, daß der Liebende, bei dem Herz und Geist beständig blitzen, das Licht nicht anderswo, als in seinem Geist und in seinem Herzen liebt.

Das Vorzimmer war also dunkel; ein einziger Page trug den Leuchter vor Seiner Majestät.

Der König ging langsamen Schrittes und verschlang seinen Zorn.

Malicorne ging sehr nahe am König vorbei, stieß ihn beinahe und bat dann auf das Demüthigste um Verzeihung; aber sehr übler Laune, behandelte der König Malicorne äußerst schlecht, und dieser machte sich geräuschlos aus dem Staube.

Ludwig legte sich nieder; er hatte an diesem Tag einen kleinen Streit mit der Königin gehabt, und am andern Morgen, in dem Augenblick, wo er in sein Cabinet ging, regte sich in ihm der Wunsch, das Taschentuch von la Vallière zu küssen.

Er rief seinen Kammerdiener und sagte zu ihm:

„Bringt mir das Kleid, das ich gestern getragen habe, hütet Euch aber wohl, etwas von dem, was es enthalten dürfte, anzurühren.“

Der Befehl wurde vollzogen, der König suchte selbst in der Tasche seines Kleides.

Er fand nur ein Sacktuch darin, das seinige; das von la Vallière war verschwunden.

Während er sich in Vermuthungen verlor, wurde ihm ein Brief von la Vallière gebracht. Er war in folgenden Worten abgefaßt:

„Wie liebenswürdig ist es von Euch, theurer Herr, daß Ihr mir diese schönen Verse geschickt habt; wie geistreich und beharrlich ist Eure Liebe! wie solltet Ihr nicht geliebt werden!“

„Was bedeutet das?“ dachte der König, „es waltet ein Irrthum ob.“

Zum Kammerdiener aber sagte er:

„Sucht wohl ein Sacktuch, das in meiner Tasche sein mußte; und wenn Ihr es nicht findet, und wenn Ihr es berührt habt . . .“

Er besann sich eines Besseren. Eine Staatsangelegenheit aus dem Verlust eines Taschentuches machen hieß eine ganze Chronik eröffnen, deshalb fügte er bei:

„Ich hatte in diesem Taschentuch eine wichtige Note, welche in die Falten geschlüpft ist.“

„Aber, Sire,“ entgegnete der Kammerdiener, „Eure Majestät hatte nur ein Taschentuch und hier ist es.“

„Es ist wahr,“ erwiederte der König, die Zähne fletschend, „es ist wahr. Oh! Armuth, wie beneide ich dich! glücklich der, welcher die Sacktücher und die Billets selbst aus seiner Tasche herausnimmt.“

Er las den Brief von la Vallière noch einmal und suchte in seinem Geist, durch welches Mittel das kleine Gedicht an seine Adresse gelangt sein könnte. Es war eine Nachschrift bei dem Brief.

„Ich schicke Euch durch Euren Boten die Antwort zurück, die der Sendung so wenig würdig ist.“

„Ah! gut, ich werde etwas erfahren,“ sagte der König voll Freude.

„Wer hat mir dieses Billet gebracht?“ fragte er.

„Herr Malicorne,“ erwiederte schüchtern der Kammerdiener.

„Er trete ein.“

Malicorne trat ein.

„Ihr kommt von Fräulein de la Vallière?“ fragte der König mit einem Seufzer.

„Ja, Sire.“

„Und Ihr habt Fräulein de la Vallière etwas von mir gebracht?“

„Ich, Sire?“

„Ja, Ihr.“

„Nein, Sire, nein.“

„Fräulein de la Vallière sagt es ganz bestimmt.“

„Oh! Sire, Fräulein de la Vallière täuscht sich.“

Der König faltete die Stirne und sprach:

„Was für ein Spiel ist das? erklärt Euch; warum nennt Euch Fräulein de la Vallière meinen Boten? was habt Ihr dieser Dame gebracht? sprecht geschwinde, mein Herr . . .“

„Sire, ich habe Fräulein de la Vallière ein Taschentuch gebracht, und nicht mehr.“

„Ein Taschentuch . . . Was für ein Taschentuch?“

„Sire, in dem Augenblick, wo ich zu meinem Schmerz an die geheiligte Person Eurer Majestät stieß... ein Unglück, das ich mein ganzes Leben beklagen werde, besonders nach der Unzufriedenheit, die Ihr mir bezeigtet . . . blieb ich unbeweglich vor Verzweiflung. Sire . . . Eure Majestät war zu fern, um meine Entschuldigungen zu hören, und ich sah auf dem Boden etwas Weißes.“

„Ah!“ machte der König.

„Ich bückte mich, es war ein Taschentuch. Ich hatte einen Augenblick den Gedanken, dadurch, daß ich an Eure Majestät gestoßen, habe ich dazu geholfen, daß dieses Sacktuch aus ihrer Tasche gefallen; indem ich es aber ehrerbietig befühlte, bemerkte ich einen Schriftzug, den ich anschaute: es war der Schriftzug von Fräulein de la Vallière; ich nahm an, dieses Fräulein habe sein Taschentuch fallen lassen; ich beeilte mich, es ihm bei seinem Abgang einzuhändigen, und dies ist Alles, was ich Fräulein de la Vallière übergeben habe . . . ich flehe Eure Majestät an, es mir zu glauben.“

Malicorne war so naiv, so trostlos, so demüthig, daß ihn der König mit außerordentlicher Freude anhörte.

Er wußte ihm Dank für diesen Zufall, als hätte er ihm den größten Dienst geleistet, und sprach:

„Es ist dies schon das zweite Mal, daß ich auf eine so glückliche Weise mit Euch zusammentreffe; Ihr könnt auf mich rechnen.“

„Wahrheit aber ist, daß Malicorne ganz einfach das Sacktuch aus der Tasche des Königs so artig gestohlen hatte, als es nur einer der Straßendiebe der guten Stadt Paris zu thun im Stande gewesen wäre.

XVIII.

Worin von Gärtnern, von Leitern und von Ehrenfräulein die Rede ist.

Leider konnten die Wunder nicht immer fortdauern, während die schlechte Laune von Madame unverändert blieb.

Nach acht Tagen war es beim König so weit gekommen, daß er la Vallière nicht mehr anzuschauen vermochte, ohne daß ein argwöhnischer Blick dem seinigen begegnete.

War eine Promenade vorgeschlagen, so fand sich Madame, um es zu vermeiden, daß sich die Scene mit der Königseiche oder mit dem Regen erneuerte, mit Unpäßlichkeiten bei der Hand: in Folge dieser Unpäßlichkeiten verließ sie ihre Gemächer nicht, und ihre Ehrenfräulein blieben zu Hause.

An einen nächtlichen Besuch durfte man nicht denken, das war unmöglich.

Schon in den ersten Tagen hatte der König in dieser Hinsicht eine schmerzliche Niederlage erlitten.

Wie in Fontainebleau nahm er nämlich Saint-Aignan mit sich und wollte sich zu la Vallière begeben. Aber er fand nur Fräulein von Tonnay-Charente, welche dergestalt: Feuer! und Diebe! schrie, daß eine ganze Legion von Kammerfrauen und Aufsehern herbeilief, und daß Saint-Aignan, der allein blieb, um die Ehre seines entflohenen Gebieters zu retten, sich einer scharfen Strafpredigt von Seiten der Königin Mutter und von Madame aussetzte.

Am andern Tag erhielt er überdies zwei Ausforderungen von der Familie Mortemart.

Der König mußte hiebei vermitteln.

Dieses Versehen rührte davon her, daß Madame plötzlich eine Veränderung der Wohnungen ihrer Ehrenfräulein befohlen hatte, und daß la Vallière und Montalais im Zimmer ihrer Gebieterin selbst zu schlafen berufen worden waren.

Nichts war also mehr möglich, nicht einmal Briefe: unter den Augen eines so grimmigen Argus, wie Madame, schreiben hieß sich den größten Gefahren preisgeben.

Man kann sich denken, in welchen Zustand beständiger Gereiztheit und wachsenden Zornes alle diese Nadelstiche den Löwen versetzten.

Der König löste sich das Blut dadurch auf, daß er auf Mittel sann, und da er sich weder Malicorne, noch d'Artagnan eröffnete, so funden sich die Mittel nicht.

Malicorne schleuderte noch da und dort einige beherzte Blitze, um den König zu einem vollen Vertrauen zu ermuthigen.

War es aber Scham, war es Mißtrauen, der König biß zuerst an, ließ aber bald die Angel wieder fahren.

So zum Beispiel, als der König eines Abends

durch den Garten schritt und traurig nach den Fenstern von Madame schaute, stieß Malicorne an eine Leiter unter einer Einfassung von Buchsbaum und sagte zu Manicamp, der mit ihm hinter dem König ging und weder an etwas gestoßen, noch etwas gesehen hatte:

„Habt Ihr nicht gesehen, daß ich mich an eine Leiter gestoßen und beinahe gefallen wäre?"

„Nein," erwiederte Malicorne, zerstreut wie gewöhnlich. „Doch Ihr seid nicht gefallen, wie es scheint."

„Gleichviel! es ist darum nicht minder gefährlich, die Leiter so herum stehen zu lassen."

„Ja, man kann sich beschädigen, besonders, wenn man zerstreut ist."

„Das ist es nicht; ich will damit sagen, es sei gefährlich, die Leitern beim Fenster der Ehrendamen stehen zu lassen."

Ludwig bebte unmerklich.

„Wie so?" fragte Manicamp.

„Sprecht lauter," flüsterte ihm Malicorne zu, indem er ihn an den Arm stieß.

„Wie so?" wiederholte Manicamp lauter.

Der König horchte.

„Seht," sagte Malicorne, „das ist zum Beispiel eine Leiter, welche neunzehn Fuß hat, gerade die Höhe vom Karnieß der Fenster."

Manicamp versank in Träume, statt zu antworten.

„Fragt mich doch, von welchen Fenstern," flüsterte ihm Malicorne zu.

„Welche Fenster meint Ihr denn?" fragte ihn Manicamp laut.

„Die von Madame."

„Ah!"

„Oh! ich sage nicht, man sei je bei Madame eingestiegen, aber im Cabinet von Madame, nur durch einen einfachen Verschlag getrennt, schlafen die Fräulein la Vallière und Montalais, zwei hübsche Personen."

„Durch einen einfachen Verschlag?" fragte Manicamp.

„Seht Ihr dort das ziemlich scharfe Licht aus den Gemächern von Madame? seht Ihr jene zwei Fenster?"

„Ja."

„Und das Fenster, neben den andern, das minder scharf erleuchtet ist, seht Ihr es?"

„Sehr gut."

„Es ist das der Ehrenfräulein. Ah! es ist warm, Fräulein de la Vallière öffnet gerade ihr Fenster; ah! ein kühner Liebhaber könnte ihr allerlei Dinge sagen, wenn er eine Ahnung von dieser neunzehn Fuß hohen Leiter hätte, die gerade bis zum Karnieß reicht."

„Aber sie ist nicht allein, wie Ihr gesagt habt, sie ist mit Fräulein von Montalais zusammen!"

„Fräulein von Montalais zählt nicht, es ist eine Freundin von ihr aus der Kinderzeit, ihr ganz ergeben, ein wahrer Brunnen, in den man alle Geheimnisse werfen kann, die man verlieren will."

Nicht ein Wort von dieser Unterredung entging dem König.

Malicorne bemerkte sogar, daß der König langsamer ging, um ihm Zeit zu lassen, zu endigen.

Als man an die Thüre kam, entließ er auch Jedermann, Malicorne ausgenommen.

Darüber wunderte sich Niemand, man wußte, daß der König verliebt war, und hatte ihn im Verdacht, er mache Verse im Mondschein.

Obgleich es an diesem Abend keinen Mondschein gab, so konnte der König doch nichtsdestoweniger Verse zu machen haben.

Alle entfernten sich.

Dann wandte sich der König gegen Malicorne um, der ehrerbietig darauf wartete, daß Ludwig ihn anrede.

„Was sprachet Ihr denn vorhin von Leitern, Herr Malicorne?" sagte er.

„Ich, Sire, ich sprach von Leitern..."

Hiebei schlug Malicorne die Augen zum Himmel auf, als wollte er seine entflogenen Worte wieder erhaschen.

„Ja, von einer neunzehn Fuß hohen Leiter."

„Ah! ja, Sire, es ist wahr; doch ich sprach mit Herrn von Manicamp und würde geschwiegen haben, hätte ich gewußt, Eure Majestät könnte mich hören."

„Und warum hättet Ihr geschwiegen?"

„Weil ich nicht hätte wollen Anlaß geben, daß der Gärtner, der arme Teufel, der sie stehen ließ, gescholten würde."

„Seid unbesorgt... Sagt, was ist es mit dieser Leiter?"

„Will sie Eure Majestät sehen?"

„Ja!"

„Nichts kann leichter sein: dort ist sie."

„Bei dem Buchsgehäge?"

„Ganz richtig."

„Zeigt sie mir."

Malicorne kehrte um und führte den König zu der Leiter.

„Hier ist sie, Sire," sagte er.

„Zieht sie ein wenig herbei."

Malicorne legte die Leiter in die Allee.

Der König ging der Länge nach in der Richtung der Leiter.

„Hm!" sagte er... „Ihr meint, sie sei neunzehn Fuß lang?"

„Ja, Sire."

„Neunzehn Fuß, das ist viel; ich halte sie nicht für so lang."

„Man sieht so schlecht, Sire. Wenn die Leiter aufrecht an einem Baum oder einer Mauer stünde, würde man besser sehen, insofern die Vergleichung viel helfen müßte."

„Oh! gleichviel, Herr Malicorne, ich kann kaum glauben, daß die Leiter neunzehn Fuß hat."

„Ich weiß, wie [illegible] der [illegible] Majestät ist, und dennoch würde [illegible]“

Der König [illegible] den Kopf.

„Es gibt [illegible] Mittel, die Wahrheit zu ergründen.“

„Welches?“

„Jedermann weiß, [illegible]te, daß das Erdgeschoß des Palastes achtzehn Fuß [illegible] ist!“

„Richtig, man kann [illegible]sen.“

„Wohl, Sire, [illegible] die Leiter an die Mauer so könnte man den [illegible] ziehen.“

„Es ist wahr.“

Malicorne hob die Leiter wie eine Feder auf und stellte sie an die Mauer.

Er wählte, oder vielmehr der Zufall wählte das Fenster vom Cabinet von la Vallière, um den Versuch zu machen.

Die Leiter kam gerade bis zur Kante des Karnießes, so daß ein auf der vorletzten Sprosse stehender Mann, ein Mann von mittlerem Wuchse, wie der König, zum Beispiel, sich leicht mit den Bewohnern oder vielmehr mit den Bewohnerinnen des Zimmers in Verbindung setzen konnte.

Kaum stand die Leiter, da gab der König die Komödie, die er spielte, rasch auf und fing an die Sprossen hinaufzuklettern, während Malicorne die Leiter hielt. Kaum hatte er aber die Hälfte seiner Luftreise zurückgelegt, als eine Patrouille von Schweizern im Garten erschien und gerade auf die Leiter zuging.

Der König stieg hastig herab und verbarg sich in einem Gebüsche.

Malicorne begriff, daß er sich opfern mußte. Verbarg er sich ebenfalls, so würde man suchen, bis man ihn oder den König, oder vielleicht gar Beide fände.

Besser, er würde allein gefunden.

Dem zu Folge verbarg [illegible] Malicorne so ungeschickt, daß er allein festge[illegible]

Sobald er verhaftet war, wurde Malicorne nach dem Posten geführt; sobald er auf dem Posten war, nannte er sich; sobald er sich genannt hatte, erkannte man ihn.

Mittlerweile erreichte der König von Gebüsch zu Gebüsch schleichend, sehr gedemüthigt und besonders sehr ärgerlich, die kleine Thüre seiner Wohnung.

Der König war um so ärgerlicher, als der Lärm der Verhaftung la Vallière und Montalais an ihr Fenster gezogen hatte und Madame selbst an dem ihrigen zwischen zwei Kerzen mit der Frage, was es gebe, erschienen war.

Während dieser Zeit berief sich Malicorne auf d'Artagnan. D'Artagnan eilte auf den Ruf von Malicorne herbei.

Doch vergebens versuchte er es, ihm seine Gründe begreiflich zu machen, vergebens begriff sie d'Artagnan, vergebens verliehen diese zwei so feinen und erfindungsreichen Geister dem Abenteuer eine Wendung; es gab für Malicorne kein anderes Mittel, als dafür angesehen zu werden, daß er bei Fräulein von Montalais habe einsteigen wollen, wie Herr von Saint-Aignan dafür galt, daß er die Thüre von Fräulein von Tonnay-Charente habe sprengen wollen.

Madame war unbeugsam aus dem doppelten Grund, daß, wenn Herr Malicorne wirklich nächtlicher Weile bei ihr durch das Fenster und mit Hülfe einer Leiter habe einsteigen wollen, dies von Seiten von Malicorne ein strafbarer Versuch sei, und daß man ihn bestrafen müsse.

Und aus dem weiteren Grund, daß, wenn Malicorne, statt in seinem Namen zu handeln, als Vermittler zwischen la Vallière und einer andern Person gehandelt habe, die sie nicht nennen wollte, sein Verbrechen nur größer sei, da die Leidenschaft, welche Alles entschuldige, nicht vorhanden, um ihn zu entschuldigen.

„Ich weiß, wie [illegible] der [illegible] Majestät ist, und dennoch würde [illegible]"

Der K[illegible] [illegible] opf.

„Es g[illegible] Mittel, die Wahrheit zu ergründen, [illegible]."

„Welches?"

„Jedermann weiß, Sire, daß das Erdgeschoß des Palastes achtzehn Fuß hoch ist!"

„Richtig, man kann es wi[ss]en."

„Wohl, Sire, stellte man die Leiter an die Mauer so könnte man den Schluß ziehen."

„Es ist wahr."

Malicorne hob die Leiter wie eine Feder auf und stellte sie an die Mauer.

Er wählte, oder vielmehr der Zufall wählte das Fenster vom Cabinet von la [V]allière, um den Versuch zu machen.

Die Leiter kam gerade bis zur Kante des Karnießes, so daß ein auf der vorletzten Sprosse stehender Mann, ein Mann von mittlerem Wuchse, wie der König, zum Beispiel, sich leicht mit den Bewohnern oder vielmehr mit den Bewohnerinnen des Zimmers in Verbindung setzen konnte.

Kaum stand die Leiter, da gab der König die Komödie, die er spielte, rasch auf und fing an die Sprossen hinaufzuklettern, während Malicorne die Leiter hielt. Kaum hatte er aber die Hälfte seiner Luftreise zurückgelegt, als eine Patrouille von Schweizern im Garten erschien und gerade auf die Leiter zuging.

Der König stieg hastig herab und verbarg sich in einem Gebüsche.

Malicorne begriff, daß er sich opfern mußte. Verbarg er sich ebenfalls, so wü[rde] man suchen, bis man ihn oder den König, oder vielleicht gar Beide fände.

Besser, er würde allein gefunden.

Dem zu Folge verbarg sich Malicorne so ungeschickt, daß er allein festgenommen wurde.

Sobald er verhaftet war, wurde Malicorne nach dem Posten geführt; sobald er auf dem Posten war, nannte er sich; sobald er sich genannt hatte, erkannte man ihn.

Mittlerweile erreichte der König von Gebüsch zu Gebüsch schleichend, sehr gedemüthigt und besonders sehr ärgerlich, die kleine Thüre seiner Wohnung.

Der König war um so ärgerlicher, als der Lärm der Verhaftung la Vallière und Montalais an ihr Fenster gezogen hatte und Madame selbst an dem ihrigen zwischen zwei Kerzen mit der Frage, was es gebe, erschienen war.

Während dieser Zeit berief sich Malicorne auf d'Artagnan. D'Artagnan eilte auf den Ruf von Malicorne herbei.

Doch vergebens versuchte er es, ihm seine Gründe begreiflich zu machen, vergebens begriff sie d'Artagnan, vergebens verliehen diese zwei so feinen und erfindungsreichen Geister dem Abenteuer eine Wendung; es gab für Malicorne kein anderes Mittel, als dafür angesehen zu werden, daß er bei Fräulein von Montalais habe einsteigen wollen, wie Herr von Saint-Aignan dafür galt, daß er die Thüre von Fräulein von Tonnay-Charente habe sprengen wollen.

Madame war unbeugsam aus dem doppelten Grund, daß, wenn Herr Malicorne wirklich nächtlicher Weile bei ihr durch das Fenster und mit Hülfe einer Leiter habe einsteigen wollen, dies von Seiten von Malicorne ein strafbarer Versuch sei, und daß man ihn bestrafen müsse.

Und aus dem weiteren Grund, daß, wenn Malicorne, statt in seinem Namen zu handeln, als Vermittler zwischen la Vallière und einer andern Person gehandelt habe, die sie nicht nennen wollte, sein Verbrechen nur größer sei, da die Leidenschaft, welche Alles entschuldige, nicht vorhanden, um ihn zu entschuldigen.

„Ich weiß, wie s[illegible] der [illegible] Majestät ist, und dennoch würde ic[illegible]

Der König schüttelte den Kopf.

„Es gibt ein untrügliches Mittel, die Wahrheit zu ergründen,“ sagte Malicorne.

„Welches?“

„Jedermann weiß, Sire, daß das Erdgeschoß des Palastes achtzehn Fuß hoch ist!“

„Richtig, man kann es wissen.“

„Wohl, Sire, stellte man die Leiter an die Mauer so könnte man den Schluß ziehen.“

„Es ist wahr.“

Malicorne hob die Leiter wie eine Feder auf und stellte sie an die Mauer.

Er wählte, oder vielmehr der Zufall wählte das Fenster vom Cabinet von la Vallière, um den Versuch zu machen.

Die Leiter kam gerade bis zur Kante des Karnießes, so daß ein auf der vorletzten Sprosse stehender Mann, ein Mann von mittlerem Wuchse, wie der König, zum Beispiel, sich leicht mit den Bewohnern oder vielmehr mit den Bewohnerinnen des Zimmers in Verbindung setzen konnte.

Kaum stand die Leiter, da gab der König die Komödie, die er spielte, rasch auf und fing an die Sprossen hinaufzuklettern, während Malicorne die Leiter hielt. Kaum hatte er aber die Hälfte seiner Luftreise zurückgelegt, als eine Patrouille von Schweizern im Garten erschien und gerade auf die Leiter zuging.

Der König stieg hastig herab und verbarg sich in einem Gebüsche.

Malicorne begriff, daß er sich opfern mußte. Verbarg er sich ebenfalls, so würde man suchen, bis man ihn oder den König, oder vielleicht gar Beide fände.

Besser, er würde allein gefunden.

Dem zu Folge verbarg sich Malicorne so ungeschickt, daß er allein festgenommen wurde.

Sobald er verhaftet war, wurde Malicorne nach dem Posten geführt; sobald er auf dem Posten war, nannte er sich; sobald er sich genannt hatte, erkannte man ihn.

Mittlerweile erreichte der König von Gebüsch zu Gebüsch schleichend, sehr gedemüthigt und besonders sehr ärgerlich, die kleine Thüre seiner Wohnung.

Der König war um so ärgerlicher, als der Lärm der Verhaftung la Vallière und Montalais an ihr Fenster gezogen hatte und Madame selbst an dem ihrigen zwischen zwei Kerzen mit der Frage, was es gebe, erschienen war.

Während dieser Zeit berief sich Malicorne auf d'Artagnan. D'Artagnan eilte auf den Ruf von Malicorne herbei.

Doch vergebens versuchte er es, ihm seine Gründe begreiflich zu machen, vergebens begriff sie d'Artagnan, vergebens verliehen diese zwei so feinen und erfindungsreichen Geister dem Abenteuer eine Wenduvg; es gab für Malicorne kein anderes Mittel, als dafür angesehen zu werden, daß er bei Fräulein von Montalais habe einsteigen wollen, wie Herr von Saint-Aignan dafür galt, daß er die Thüre von Fräulein von Tonnay-Charente habe sprengen wollen.

Madame war unbeugsam aus dem doppelten Grund, daß, wenn Herr Malicorne wirklich nächtlicher Weile bei ihr durch das Fenster und mit Hülfe einer Leiter habe einsteigen wollen, dies von Seiten von Malicorne ein strafbarer Versuch sei, und daß man ihn bestrafen müsse.

Und aus dem weiteren Grund, daß, wenn Malicorne, statt in seinem Namen zu handeln, als Vermittler zwischen la Vallière und einer andern Person gehandelt habe, die sie nicht nennen wollte, sein Verbrechen nur größer sei, da die Leidenschaft, welche Alles entschuldige, nicht vorhanden, um ihn zu entschuldigen.

Madame erhob daher a[illegible]schrei und ließ Malicorne aus [illegible]r wegja-gen, ohne zu bede[illegible] — [illegible]e Blinde — daß Ma-licorne und Mont[illegible] sie [illegible] den Besuch von Herrn von Guiche und [illegible]ndere ebenso delicate Stellen in ihren K[illegible]en.

Montalais wa[illegible] [illegible]nd wollte sich sogleich rächen. Malicorne b[illegible] die Unterstützung des Königs wiege alle Ung[illegible], und es sei schön, für den König zu leiden.

Malicorne hatte Recht. Obgleich sie Weib war, und zwar eher zehnmal, als einmal, brachte er Montalais zu seiner Ansicht herüber.

Dann trug der König, was wir sogleich zu bemer-ken haben, zu den Tröstungen bei.

Zuerst ließ er Malicorne fünfzig tausend Livres als Entschädigung für seine ver[illegible]ene Stelle ausbezahlen.

Dann stellte er ihn, gl[illegible]ich sich so an Madame für Alles zu rächen, was sie [illegible] und la Vallière hatte ausstehen lassen, in seinem eigenen Hause an.

Da er aber Malicorne nicht mehr hatte, um ihm seine Sacktücher zu stehlen und um ihm seine Leitern zu messen, so sah sich der arme Verliebte entblößt.

Keine Hoffnung mehr, [illegible] la Vallière je zu nähern, so lange sie im Palais Ro[illegible]liebe.

Alle Würden und alle [illegible]men der Welt konnten hiebei nicht vermitteln.

Zum Glück wachte Malicorne.

Er richtete es so gut ein, daß er Montalais be-gegnete. Allerdings arbeitete Montalais mit ihren besten Kräften dahin, daß sie Malicorne begegnete.

„Was macht Ihr bei Nacht bei Madame?“ fragte er das Mädchen.

„Bei Nacht schlafe ich.“

„Wie, Ihr schlafet?“

„Allerdings.“

„Es ist aber sehr schlimm, zu [illegible]s geziemt

sich nicht, daß ein Mädchen mit einem Schmerz, wie Ihr ihn empfindet, schläft."

„Welchen Schmerz empfinde ich denn?"

„Seid Ihr nicht in Verzweiflung über meine Abwesenheit?"

„Nein, da Ihr fünfzigtausend Livres und eine Stelle beim König erhalten habt."

„Gleichviel, Ihr seid sehr betrübt, weil Ihr mich nicht mehr seht, wie Ihr mich früher gesehen habt; Ihr seid in Verzweiflung darüber, daß ich das Vertrauen von Madame verloren; sprecht, ist dies wahr?"

„Oh! sehr wahr."

„Nun wohl! dieser Kummer hindert Euch, bei Nacht zu schlafen, und dann schluchzt Ihr, dann seufzt Ihr, und dann schnäuzt Ihr Euch geräuschvoll, und zwar zehnmal in einer Minute."

„Mein lieber Malicorne, Madame duldet nicht das geringste Geräusch bei sich."

„Ich weiß, bei Gott! wohl, daß sie nichts ertragen kann; sie wird sich auch beeilen, wenn sie einen so tiefen Schmerz wahrnimmt, Euch vor ihre Thüre zu setzen."

„Ich verstehe."

„Das ist ein Glück."

„Was wird aber dann geschehen?"

„Es wird geschehen, daß la Vallière, wenn sie sich von Euch getrennt sieht, in der Nacht solche Seufzer und Klagen ausstößt, daß sie für zwei zur Verzweiflung gereichen wird."

„Dann bringt man sie in ein anderes Zimmer."

„Ganz richtig."

„Ja, aber in welches?"

„In welches?"

„Nun, seid Ihr in Verlegenheit, mein Herr von den Erfindungen."

„Keines Wegs; welches Zimmer es auch sein mag, es wird immerhin besser sein, als das von Madame."

„Das ist wahr."

„Nun denn! so fangt mit ein [illegible] ute Nacht
Eure Jeremiaden an."
„Ich werde ver [illegible] hieß [illegible]"
„Und unter [illegible] lière."
„Seid unbesorgt, [illegible] genug leise."
„Wohl! sie weine laut, [illegible] ach Malicorne.
Und sie trennten sich.

XIX.

Worin von Zimmerarbeit [illegible] Rede ist, und einige Mittheilungen über die Art, wie man die Treppen durchhöhlt, gegeben werden.

Der Montalais ertheilte Rath wurde la Vallière mitgetheilt, die ihn als [illegible] ise erkannte und nach einigem, mehr von ihrer [illegible] ernheit als von ihrer Kälte herrührendem, Widerstand ihn in Ausführung zu bringen beschloß.

Die Geschichte der zwei weinenden und mit ihrem Klagegeschrei das Schlafzimmer von Madame erfüllenden Frauen war das Meisterwerk von Malicorne.

Da nichts so wahr ist, als das Unwahrscheinliche, nichts so natürlich, als das Ro[illegible]nhafte, so gelang dieses Mährchen aus Tausend und einer Nacht vollkommen bei Madame.

Sie entfernte zuerst Montalais.

Drei Tage oder vielmehr drei Nächte, nachdem sie Montalais entfernt hatte, entfernte sie sodann la Vallière.

Man gab der letzteren ein Zimmer in den kleinen Mansarden, welche über den Gemächern von Madame agen.

Ein Stockwerk, das heißt ein Boden trennte die Ehrenfräulein von den Officianten und Cavalieren.

Eine unter die Aufsicht von Frau von Noailles gestellte besondere Treppe führte zu den Ehrenfräulein.

Zu größerer Sicherheit ließ Frau von Noailles, welche von den früheren Versuchen Seiner Majestät hatte sprechen hören, die Fenster der Zimmer und die Decken der Kamine vergittern.

Es war also in jeder Hinsicht die Ehre von Fräulein de la Vallière gesichert, deren Zimmer mehr einem Käfig, als irgend etwas Anderem glich.

Fräulein de la Vallière, wenn sie zu Hause war, und sie war dies oft, denn Madame benützte ihre Dienste nur selten, seitdem sie sie unter dem Blicke von Frau von Noailles wußte, Fräulein de la Vallière hatte also keine andere Zerstreuung, als durch die Gitter ihres Fensters zu schauen.

Eines Morgens aber, als sie wie gewöhnlich hinausschaute, erblickte sie Malicorne an einem dem ihrigen parallelen Fenster.

Er hielt in der Hand ein Zimmermannssenkblei, lorgnirte die Gebäude und addirte algebrische Formen auf Papier.

Auf diese Art glich er einem von den Ingenieurs, die von der Ecke eines Laufgrabens aus die Winkel einer Bastei oder die Höhe der Mauern einer Festung aufnehmen.

La Vallière erkannte Malicorne und grüßte ihn.

Malicorne erwiederte dies mit einer tiefen Verbeugung und verschwand vom Fenster.

Sie wunderte sich über diese, dem stets gleichmäßigen Charakter von Malicorne durchaus nicht eigenthümliche, Kälte, aber sie erinnerte sich, daß der arme Junge seine Stelle ihretwegen verloren hatte und daß er nicht vortrefflich gegen sie gestimmt sein müßte, da sie aller

Wahrscheinlichkeit nach nie in der Lage [illegible] ürde, ihm zu ersetzen, was er verloren.

Sie wußte Beleidigungen zu verzeihen, um so viel mehr das Unglück zu bemitleiden.

La Vallière hätte Montalais um Rath gefragt, wäre Montalais da gewesen; Montalais war aber abwesend.

Zu dieser Stunde pflegte [illegible]ontalais ihren Briefwechsel zu besorgen.

Plötzlich sah la Vallière einen aus dem Fenster, an dem Malicorne erschienen, g[illegible]schleuderten Gegenstand den Raum durchfliegen, durch ihr Gitter eindringen und auf ihren Boden fallen.

Sie ging neugierig auf [illegible]n Gegenstand zu und hob ihn auf. Es war eine von den Spulen, auf die man die Seide aufwickelt.

Nur war statt der Seide ein Papierchen um die Spule gerollt.

La Vallière entrollte es und las:

„Mein Fräulein,

„Ich bin sehr begierig, zwei Dinge zu erfahren.

„Erstens, ob der Boden [illegible]es Zimmers von Holz oder von Backstein ist.

„Zweitens, in welcher Entfernung Euer Bett vom Fenster steht.

„Entschuldigt, daß ich Euch belästige, und wollt mir auf demselben Wege antworten, der Euch meinen Brief gebracht hat, das heißt auf dem Wege der Spule.

„Nur, statt sie in mein [illegible]ner zu werfen, wie ich die Spule in das Eurige geworfen habe, was für Euch schwieriger wäre als für mich, seid einfach so gefällig, sie fallen zu lassen.

„Glaubt besonders, mein Fräulein, daß ich bin Euer ganz ergebenster und ehrfurchtsvoller Diener

„Malicorne."

„Schreibt die Antwort gütigst [illegible]en Brief."

„Oh! der arme Junge," rief la Vallière, „er muß ein Narr geworden sein!"

Und sie richtete auf ihren Correspondenten, den man im Halbschatten des Zimmers gewahrte, einen Blick voll innigen Mitleids.

Malicorne begriff und schüttelte den Kopf, als wollte er entgegnen:

„Nein, nein, seid unbesorgt, ich bin kein Narr."

Sie lächelte mit einer Miene des Zweifels.

„Nein, nein," erwiederte er mit der Geberde, „der Kopf ist gut."

Und er deutete auf seinen Kopf.

Dann bewegte er die Hand wie ein Mensch, der rasch schreibt, und bezeichnete mit einer Art von Bitte:

„Auf, schreibet!"

La Vallière sah nichts Unziemliches darin, wenn sie thun würde, was Malicorne von ihr forderte, und sollte er auch ein Narr sein; sie nahm einen Bleistift und schrieb:

„Holz."

Dann zählte sie zehn Schritte vom Fenster bis zu ihrem Bett und schrieb abermals:

„Zehn Schritte."

Nachdem sie dies gethan, schaute sie nach Malicorne, der sie grüßte und ihr durch ein Zeichen bedeutete, er gehe hinab.

La Vallière begriff, daß es geschah, um die Spule in Empfang zu nehmen.

Sie näherte sich dem Fenster und ließ sie nach der Unterweisung von Malicorne fallen.

Die Rolle lief noch auf den Platten fort, als Malicorne herauseilte, sie erreichte, aufhob, sie schälte, wie es ein Affe mit einer Nuß thut, und sodann nach der Wohnung von Saint-Aignan lief.

Saint-Aignan hatte sich seine Wohnung so nahe als möglich beim König gewählt oder vielmehr ausge-

ten, jenen Pflanzen ähnlich, welche die Strahlen der Sonne suchen, um sich fruchtbarer zu entwickeln.

Seine Wohnung bestand in zwei Zimmern in dem Corps de logis, das Ludwig XIV. inne hatte.

Saint-Aignan war stolz auf diese Nachbarschaft, die ihm einen leichten Zugang zum König und dabei die Gunst einiger unerwarteten Begegnungen gewährte.

Er beschäftigte sich in dem Augenblick, von dem wir sprechen, damit, daß er diese zwei Zimmer prachtvoll tapeziren ließ, denn er rechnete auf die Ehre einiger Besuche von Seiten des Königs, da Seine Majestät, seitdem sie die Leidenschaft für la Vallière gefaßt, Saint-Aignan zum Vertrauten gewählt hatte und seiner weder bei Tag, noch bei Nacht mehr entbehren konnte.

Malicorne ließ sich beim Grafen einführen und stieß auf keine Schwierigkeit, weil er beim König wohl gelitten war und der Credit des Einen immer eine Lockspeise für den Andern ist.

Saint-Aignan fragte seinen Besuch, ob er mit einer Neuigkeit bereichert sei.

„Mit einer großen," erwiederte dieser.

„Ah! ah!" versetzte Saint-Aignan neugierig wie ein Günstling, „laßt sie hören."

„Fräulein de la Vallière ist ausgezogen."

„Wie so?" rief Saint-Aignan die Augen weit aufreißend.

„Ja."

„Sie wohnte bei Madame?"

„Ganz richtig. Doch Madame hat sich über die Nachbarschaft geärgert und sie in einem Zimmer einquartiert, das gerade über Eurer zukünftigen Wohnung liegt."

„Wie, dort oben?" rief Saint-Aignan voll Erstaunen, indem er mit dem Finger das obere Stockwerk bezeichnete.

„Nein," erwiederte Malicorne, „dort unten."

Und er deutete auf das gegenüberliegende Hauptgebäude.

„Warum sagt Ihr denn, ihr Zimmer sei über meiner Wohnung?"

„Weil ich überzeugt bin, daß Eure Wohnung ganz natürlich unter dem Zimmer von la Vallière sein muß."

Saint-Aignan sandte bei diesen Worten an die Adresse des armen Malicorne einen von den Blicken ab, wie diesem la Vallière eine Stunde zuvor schon einen zugeschickt hatte.

Er glaubte nämlich, Malicorne sei ein Narr.

„Mein Herr," sprach Malicorne, „ich werde Euren Gedanken beantworten."

„Wie, meinen Gedanken . . ."

„Allerdings, Ihr habt, wie mir scheint, nicht vollkommen begriffen, was ich Euch sagen wollte."

„Ich gestehe es."

„Wohl, es ist Euch nicht unbekannt, daß unter den Ehrenfräulein von Madame die Cavaliere des Königs und von Monsieur wohnen.

„Ja, denn Manicamp, Wardes und Andere wohnen dort."

„Ganz richtig. Nun wohl! mein Herr, bewundert die Seltsamkeit des Zusammentreffens: die zwei für Herrn von Guiche bestimmten Zimmer sind gerade die zwei Zimmer, die unter denen liegen, welche Fräulein von Montalais und Fräulein de la Vallière inne haben."

„Weiter!"

„Weiter? . . Diese beiden Zimmer sind gerade frei, da Herr von Guiche verwundet in Fontainebleau krank liegt."

„Ich schwöre Euch, mein lieber Herr, daß ich nicht errathe."

„Ah! wenn ich das Glück hätte, mich Saint-Aignan zu nennen, würde ich sogleich errathen."

„Und was würdet Ihr thun?"

„Ich würde auf der Stelle die Zimmer, die ich hier

einnähme, gegen die vertauschen, welche Herr von Guiche bewohnt."

„Was denkt Ihr!" rief Saint-Aignan mit Verachtung, „den ersten Ehrenposten aufgeben, die Nachbarschaft des Königs, ein nur den Prinzen von Geblüt, den Herzogen und den Pairs eingeräumtes Vorrecht!.. Mein lieber Herr von Malicorne, erlaubt mir, Euch zu sagen, daß Ihr ein Narr seid."

„Mein Herr," erwiederte der junge Mann mit ernstem Ton, „Ihr begeht zwei Irrthümer. . . Ich heiße einfach Malicorne und bin kein Narr."

Dann zog er ein Papier aus der Tasche und sprach:

„Höret Folgendes, wonach ich Euch dieses zeigen werde."

„Ich höre."

„Ihr wißt, daß Madame la Vallière bewacht, wie Argus die Nymphe Io."

„Ich weiß es."

„Ihr wißt, daß der König die Gefangene sprechen wollte, aber vergebens, und daß es weder Euch, noch mir gelungen ist, ihm dieses Glück zu verschaffen."

„Ihr wißt besonders etwas, mein armer Malicorne."

„Was denkt Ihr, daß demjenigen zufallen würde, dessen Einbildungskraft die zwei Liebenden einander zu nähern wüßte?"

„Oh! der König würde seine Dankbarkeit nicht auf etwas Geringes beschränken."

„Herr von Saint-Aignan?"

„Weiter!"

„Wäret Ihr nicht begierig, die königliche Dankbarkeit ein wenig zu befühlen?"

„Gewiß," erwiederte Saint-Aignan, „eine Gunst von meinem Herrn, wenn ich meine Pflicht gethan hätte, müßte mir kostbar sein."

„Dann schaut dieses Papier an, Herr Graf."

„Was für ein Papier ist das? Ein Plan."

„Der von den zwei Zimmern von Herrn von Guiche, welche aller Wahrscheinlichkeit nach die Euri-gen werden."

„Oh! nein, was auch geschehen mag."

„Warum nicht?"

„Weil nach meinen Zimmern zu viele Cavaliere, denen ich sie ganz gewiß nicht abtreten werde, ein Gelüste hegen; so Herr von Roquelaure, Herr de la Ferté, Herr Dangeau."

„Dann verlasse ich Euch, Herr Graf, und biete einem von diesen Herren den Plan, den ich Euch vorlegte, nebst den damit verbundenen Vortheilen an."

„Aber warum behaltet Ihr diese nicht für Euch?" fragte Saint-Aignan mißtrauisch.

„Weil mir der König nie die Ehre erweisen wird, sichtbar zu mir zu kommen, während er gewiß ganz vortrefflich zu einem von diesen Herren geht."

„Wie! der König würde zu einem von diesen Herren gehen?"

„Bei Gott! ob er gehen wird! zehnmal für einmal. Wie! Ihr fragt mich, ob der König in eine Wohnung gehen werde, die ihn Fräulein de la Vallière näher bringt?"

„Eine schöne Annäherung ... mit einem ganzen Stockwerk dazwischen."

Malicorne wickelte das kleine Papier von der Spule ab und sprach:

„Herr Graf, ich bitte Euch, bemerkt wohl, daß der Boden des Zimmers von Fräulein de la Vallière ein einfacher Holzboden ist."

„Nun?"

„Nun! Ihr nehmt einen Zimmermann, der bei Euch eingeschlossen, ohne zu wissen, wohin man ihn geführt, Eure Decke und folglich zugleich den Boden von Fräulein de la Vallière öffnet."

„Ah! mein Gott!" rief Saint-Aignan wie geblendet.

„Wie beliebt?“ versetzte Malicorne.

„Ich sage, das sei eine sehr verwegene Idee, mein Herr.“

„Sie wird dem König weniger armselig vorkommen, das versichere ich Euch.“

„Die Verliebten denken nicht an die Gefahr.“

„Welche Gefahr befürchtet Ihr, Herr Graf?“

„Ein solches Durchhöhlen macht einen furchtbaren Lärmen: das ganze Schloß wird davon ertönen.“

„Oh! Herr Graf, ich bin fest überzeugt, daß der Arbeiter, den ich Euch bezeichnen werde, nicht den geringsten Lärmen macht. Er wird ein Viereck von sechs Fuß mit einer mit Werg umwickelten Säge heraus arbeiten, und Keiner, selbst von den nächsten Nachbarn, wird bemerken, daß er arbeitet.“

„Ah! mein lieber Malicorne, Ihr betäubt mich, Ihr macht mich ganz verwirrt.“

„Ich fahre fort,“ erwiederte Malicorne ruhig; „in dem Zimmer, dessen Decke Ihr durchhöhlt habt . . . Ihr hört wohl, nicht wahr?“

„Ja.“

„Errichtet Ihr eine Treppe, welche entweder Fräulein de la Vallière zu Euch hinabzusteigen, oder dem König zu Fräulein hinaufzusteigen gestattet.“

„Aber man wird diese Treppe sehen?“

„Nein, sie wird von Euch durch eine Scheidewand verborgen, auf der Ihr eine Tapete der ähnlich ausbreitet, mit welcher die übrige Wohnung ausgeschlagen ist; bei Fräulein de la Vallière verschwindet sie unter einer Fallthüre, die der Boden selbst sein und sich unter ihrem Bett öffnen wird.“

„Wahrhaftig!“ rief Saint-Aignan, dessen Augen zu funkeln anfingen.

„Herr Graf, ich brauche Euch nun nicht zugestehen zu lassen, der König werde häufig in das Zimmer kommen, in dem eine solche Treppe eingerichtet ist. Ich glaube, daß Herr Dangeau besonders von meiner Idee

etroffen sein wird, und ich will sie ihm auseinander-
etzen."

„Ah! lieber Herr Malicorne," rief Saint-Aignan, „Ihr vergeßt, daß Ihr mit mir zuerst gesprochen habt, und daß mir folglich die Prioritätsrechte zukommen."

„Ihr wollt also den Vorzug haben?"

„Ob ich ihn haben will? ich glaube wohl!"

„Herr von Saint-Aignan, was ich Euch da gebe, ist allerdings ein Ordensband bei der nächsten Beförderung, und vielleicht sogar ein gutes Herzogthum."

„Wenigstens," erwiederte Saint-Aignan roth vor Freude, „wenigstens ist es eine Gelegenheit, dem König zu zeigen, daß er nicht Unrecht hat, wenn er mich zuweilen seinen Freund nennt, eine Gelegenheit, die ich Euch zu verdanken haben werde."

„Ihr werdet es nicht ein wenig vergessen?" sagte Malicorne lächelnd.

„Ich werde dessen rühmlich gedenken, mein Herr."

„Ich, mein Herr, bin nicht der Freund des Königs, aber sein Diener."

„Ja, und wenn Ihr denkt, in dieser Treppe stecke für mich ein blaues Ordensband, so denke ich, daß für Euch ein Adelsdiplom darin sein wird."

Malicorne verbeugte sich.

„Es handelt sich also nur noch darum, auszuziehen," sagte Saint-Aignan.

„Ich sehe nicht ein, daß sich der König widersetzen sollte: bittet ihn um Erlaubniß."

„Ich laufe auf der Stelle zu ihm."

„Und ich will mir den Arbeiter verschaffen, dessen Ihr bedürft."

„Wann werde ich ihn haben?"

„Diesen Abend."

„Vergeßt die Vorsichtsmaßregeln nicht."

„Ich bringe ihn mit verbundenen Augen."

„Und ich, ich schicke Euch einen von meinen Wagen."

„Ohne Wappen."

„Mit einem von meinen Lackeien ohne Livree, das ist abgemacht.“

„Sehr gut, Herr Graf!“

„Aber la Vallière?“

„Nun?“

„Was wird sie sagen, wenn sie diese Operation sieht?“

„Ich versichere Euch, daß sie das ungemein interessiren wird.“

„Ich glaube es wohl.“

„Ich bin sogar überzeugt, daß, wenn der König nicht so kühn ist, zu ihr hinaufzusteigen, sie so neugierig sein wird, zu ihm herabzusteigen.“

„Hoffen wir,“ sagte Saint-Aignan.

„Ja, hoffen wir,“ wiederholte Malicorne.

„So gehe ich zum König.“

„Daran thut Ihr sehr wohl.“

„Um welche Stunde bekomme ich heute Abend meinen Arbeiter?“

„Um acht Uhr.“

„Und wie viel Zeit meint Ihr, daß er brauche, um sein Viereck auszusägen?“

„Ungefähr zwei Stunden; nur wird er nachher Zeit brauchen, um das zu vollenden, was man die Verbindungen nennt. Eine Nacht und einen Theil des morgigen Tages; mit der Treppe muß man zwei Tage rechnen.“

„Zwei Tage, das ist sehr lange.“

„Oh! wenn man es übernimmt, eine Thüre am Paradies zu öffnen, so muß diese Thüre wenigstens anständig sein.“

„Ihr habt Recht; auf baldiges Wiedersehen, lieber Herr Malicorne. Uebermorgen Abend wird bei mir Alles zum Auszug bereit sein.“

XX.

Die Spazierfahrt bei Fackeln.

Entzückt über das, was er gehört, entzückt über das, was er in der Ferne erschaute, lief Saint-Aignan nach den Zimmern von Guiche.

Er, der eine Viertelstunde vorher seine beiden Zimmer nicht um eine Million abgetreten hätte, war nun, würde man es von ihm verlangt haben, bereit, mit einer Million die zwei seligen Zimmer zu bezahlen, nach denen er jetzt begehrte.

Doch man machte keine solche Forderungen an ihn. Herr von Guiche wußte noch nicht, wo er wohnen sollte, und war überdies noch immer zu leidend, um sich um seine Wohnung zu bekümmern.

Saint-Aignan hatte also die zwei Zimmer von Guiche.

Herr Dangeau bekam die zwei Zimmer von Saint-Aignan gegen ein Geschenk von sechstausend Livres an den Intendanten des Grafen und glaubte ein goldenes Geschäft gemacht zu haben.

Die beiden Zimmer von Dangeau bestimmte man zur zukünftigen Wohnung von Guiche.

Alles, ohne daß wir mit Sicherheit behaupten können, bei dem allgemeinen Auszug werden es diese zwei Zimmer sein, welche Guiche dereinst bewohne.

Eine Stunde, nachdem er diesen Beschluß gefaßt hatte, war Saint-Aignan im Besitz der erwähnten zwei Zimmer. Zehn Minuten, nachdem Saint-Aignan von diesen zwei Zimmern Besitz ergriffen hatte, trat Mali-

corne bei Saint-Aignan in Begleitung von Tapezierern ein.

Mittlerweile verlangte der König nach Saint-Aignan; man lief zu Saint-Aignan und fand Dangeau. Dangeau schickte zu Guiche, und man fand endlich Saint-Aignan.

Doch dadurch entstand ein Verzug, so daß der König schon zwei bis drei Bewegungen der Ungeduld gemacht hatte, als Saint-Aignan ganz athemlos bei seinem Herrn erschien.

„Du verläßest mich also auch, Du!" sagte der König mit jenem kläglichen Ton, mit dem wohl Cäsar achtzehn hundert Jahre früher sein tu quoque gesprochen hatte.

„Sire," erwiederte Saint-Aignan, „ich verlasse den König nicht, ganz im Gegentheil, ich beschäftige mich nur mit meinem Auszug."

„Mit welchem Auszug? Ich glaubte Dein Auszug wäre schon seit drei Tagen beendigt?"

„Ja, Sire. Doch ich fühle mich unbehaglich da, wo ich bin, und ziehe in das untere Gebäude gegenüber."

„Sagte ich Dir nicht, Du verlassest mich auch!" rief der König. „Oh! das überschreitet alle Grenzen. Ich hatte nur eine Frau, um die sich mein Herz bekümmerte, und meine ganze Familie verbindet sich, um sie mir zu entreißen. Ich hatte einen Freund, dem ich meine Sorgen und Leiden anvertraute und der mir die Last derselben tragen half . . dieser Freund ist meiner Klagen müde und verläßt mich, ohne mich nur um Erlaubniß zu fragen."

Saint-Aignan lachte.

Der König errieth, es stecke ein Geheimniß unter diesem Mangel an Ehrerbietung.

„Was gibt es?" rief der König voll Hoffnung.

„Sire, der Freund, den der König verleumdet, will

es versuchen, dem König das Glück zurückzugeben, das er verloren hat."

„Du willst machen, daß ich la Vallière sehe?"

„Sire, ich stehe noch nicht dafür, aber . . ."

„Aber?"

„Aber ich hoffe es."

„Oh! wie? wie? sage mir das, Saint-Aignan. Ich will Deinen Plan kennen, ich will Dich dabei mit meiner ganzen Macht unterstützen."

„Sire," erwiederte Saint-Aignan, „ich weiß selbst noch nicht, welches Verfahren ich einschlagen werde, um zu diesem Ziele zu gelangen, ich habe aber alle Ursache, zu glauben, daß schon morgen . . ."

„Morgen, sagst Du?"

„Ja, Sire."

„Oh! welches Glück! Doch, warum ziehst Du aus?"

„Um Euch besser zu dienen."

„Und in welcher Hinsicht kannst Du mir besser dienen, wenn Du ausgezogen bist?"

„Wißt Ihr, wo die beiden Zimmer liegen, die man für den Grafen von Guiche bestimmte?"

„Ja."

„Dann wißt Ihr, wohin ich ziehe."

„Allerdings; doch dadurch erfahre ich nicht mehr."

„Wie! Ihr begreift nicht, Sire, daß über dieser Wohnung zwei Zimmer sind?"

„Welche?"

„Das eine ist das von Fräulein von Montalais, das andere . . ."

„Das andere ist das von la Vallière, Saint-Aignan."

„Wohl, Sire."

„Oh! Saint-Aignan, es ist wahr, ja, es ist wahr! Saint-Aignan, das ist ein glücklicher Gedanke, ein Freundesgedanke, ein poetischer Gedanke; indem Du

mich ihr näherst, während das Weltall mich von ihr trennt, hast Du für mich einen höhern Werth, als Pylades für Orestes, als Patroklus für Achilles."

„Sire," erwiederte Saint-Aignan lächelnd, „ich bezweifle, ob Eure Majestät, wenn sie meine Pläne in ihrer ganzen Ausdehnung kennete, fortführe, mir so pomphafte Betitelungen zu geben. Ah! Sire, ich kenne trivialere, die gewisse Puritaner des Hofes unfehlbar auf mich anwenden werden, wenn sie erfahren, was ich für Eure Majestät zu thun gedenke."

„Saint-Aignan, ich sterbe vor Ungeduld; Saint-Aignan, ich verschmachte; Saint-Aignan, ich werde nie bis morgen warten . . . Morgen! . . . morgen, das ist eine Ewigkeit."

„Sire, Ihr werdet Euch, wenn es Euch beliebt, sogleich von hier wegbegeben und diese Ungeduld durch eine gute Spazierfahrt zerstreuen."

„Mit Dir, gut; wir plaudern von Deinen Plänen, wir sprechen von ihr."

„Nein, Sire, ich bleibe."

„Mit wem soll ich denn ausfahren?"

„Mit den Damen."

„Ah! meiner Treue, nein, Saint-Aignan."

„Es muß sein, Sire."

„Nein! nein! tausendmal nein. Nein, ich werde mich nicht mehr der furchtbaren Marter aussetzen, zwei Schritte von ihr zu sein, sie zu sehen, ihr Kleid im Vorübergehen zu streifen und nichts zu ihr zu sagen. Nein, ich verzichte auf diese Qual, die Du für ein Glück hältst, während es nur eine Marter ist, die meine Augen versengt, meine Hände verzehrt, mein Herz zermalmt; sie sehen in Gegenwart von allen diesen Fremden und ihr nicht sagen, ich liebe sie, indeß mein ganzes Leben ihr diese Liebe offenbart und mich vor Allen verräth, nein, ich habe mir selbst geschworen, ich werde dies nicht mehr thun, und ich halte meinen Schwur."

„Sire, höret mich doch!"

„Ich höre nichts, Saint-Aignan.“

„Dann fahre ich fort: es ist dringend nothwendig, Sire, begreift wohl, dringend, äußerst dringend, daß Madame und ihre Ehrenfräulein zwei Stunden aus Eurem Hause abwesend sind.“

„Du bringst mich ganz in Verwirrung, Saint-Aignan.“

„Es ist hart für mich, meinem König zu befehlen, doch unter den obwaltenden Umständen befehle ich, Sire: ich brauche eine Jagd, oder eine Spazierfahrt.“

„Aber diese Spazierfahrt, diese Jagd wäre eine Laune, eine Bizarrerie. Indem ich eine solche Ungeduld an den Tag lege, enthülle ich vor einem ganzen Hof ein Herz, das nicht mehr sich selbst gehört. Sagt man nicht schon zu sehr, es träume mir von der Eroberung der Welt, zuvor müsse ich aber damit anfangen, daß ich die Eroberung von mir selbst mache.“

„Diejenige, welche dies sagen, sind Freche und Meuterer; doch wer sie auch sein mögen, wenn es Eure Majestät vorzieht, sich anzuhören, so habe ich nichts mehr zu bemerken. Dann wird der morgige Tag auf unabsehbare Epochen hinausgeschoben.“

„Saint-Aignan, ich fahre diesen Abend mit Fackeln nach Saint-Germain, ich bleibe dort über Nacht, frühstücke und werde gegen drei Uhr wieder in Paris sein. Ist es so gut?“

„Vortrefflich.“

„Gegen acht Uhr gehe ich ab.“

„Eure Majestät hat die Minute errathen.“

„Und Du willst mir nichts sagen?“

„Ich kann Euch nichts sagen, die Industrie ist von einiger Bedeutung auf dieser Welt, der Zufall spielt aber dabei eine so große Rolle, daß ich ihm stets den schmalsten Theil einzuräumen pflege, fest überzeugt, er werde es so einzurichten wissen, daß er den breitesten einnehme.“

„Nun denn, ich überlasse mich ganz Dir.“

„Und Ihr habt Recht.“

So getröstet, begab sich der König geraden Wegs zu Madame, wo er die beabsichtigte Spazierfahrt ankündigte.

Madame glaubte sogleich in dieser improvisirten Partie ein Komplott des Königs zu sehen, um sich mit la Vallière entweder unter Weges, begünstigt von der Dunkelheit, oder auf eine andere Weise zu unterhalten, aber sie hütete sich wohl, ihrem Schwager etwas kundzugeben, und nahm die Einladung mit einem Lächeln auf den Lippen an.

Sie gab ganz laut Befehle, daß ihre Ehrenfräulein ihr folgen sollen, wobei sie sich vorbehielt, am Abend zu thun, was ihr am Geeignetsten schiene, um der Liebe des Königs in den Weg zu treten.

Dann aber, als sie allein war und als der arme Verliebte glauben konnte, Fräulein de la Vallière würde an der Spazierfahrt Theil nehmen, in dem Augenblick vielleicht, wo er sich in Gedanken an dem traurigen Glück verfolgter Liebhaber weidete, das darin besteht, daß man durch den Anblick allein alle Freuden des versagten Besitzes verwirklicht, in diesem Augenblick sagte Madame, welche mitten unter ihren Ehrenfräulein stand:

„Ich werde heute an zwei Fräulein genug haben, Fräulein von Tonnay-Charente und Fräulein von Montalais.“

La Vallière hatte den Streich vorhergesehen und war folglich darauf gefaßt: die Verfolgung hatte sie stark gemacht; sie gewährte Madame nicht die Freude, auf ihrem Gesicht den Eindruck des Schlages zu sehen, den sie in ihrem Herzen empfing.

Sie lächelte im Gegentheil mit jener unbeschreiblichen Sanftheit, die ihrem Antlitz einen engelischen Charakter verlieh, und fragte:

„Ich bin also heute Abend frei, Madame?“

„Ja, allerdings.“

„Ich werde dies benützen, um diese Stickerei zu

beschleunigen, die Ihre Hoheit zu bemerken die Güte gehabt hat, und die ich ihr zum Voraus anzubieten mich beehrte."

Und sie verneigte sich ehrerbietig und begab sich in ihr Zimmer.

Die Fräulein von Montalais und Tonnay-Charente thaten dasselbe.

Das Gerücht von der Spazierfahrt ging mit ihnen aus dem Zimmer von Madame und verbreitete sich durch das ganze Schloß. Zehn Minuten nachher kannte Malicorne den Beschluß von Madame und schob unter der Thüre von Montalais ein in folgenden Worten abgefaßtes Billet durch.

„La Vallière muß die Nacht bei Madame zubringen."

Montalais fing der Verabredung gemäß damit an, daß sie das Billet verbrannte, dann überlegte sie.

Montalais war ein Mädchen von Mitteln und hatte bald ihren Plan festgestellt.

Zur Zeit, wo sie sich zu Madame begeben sollte, das heißt gegen fünf Uhr, lief sie heftig über den Grasplatz des Hofes, stieß, als sie bis auf zehn Schritte zu einer Gruppe von Officieren gelangt war, einen Schrei aus, fiel anmuthig auf ein Knie, erhob sich wieder und ging weiter, jedoch hinkend.

Die Cavaliere liefen herbei, um sie zu unterstützen. Montalais hatte sich verrenkt.

Ihrer Pflicht getreu wollte sie nichtsdestoweniger ohne Aufenthalt zu Madame hinaufsteigen.

„Was gibt es und warum hinkt Ihr?" fragte diese. „Ich hielt Euch für la Vallière."

Montalais erzählte, wie sie laufend, um schneller zu kommen, den Fuß verdreht habe.

Madame schien sie zu beklagen und wollte auf der Stelle einen Wundarzt rufen lassen.

Montalais aber versicherte, der Unfall sei von keiner Bedeutung, und sagte:

„Madame, ich bedaure nur, meinen Dienst nicht versehen zu können, und ich hätte Fräulein de la Vallière gebeten, mich bei Eurer Hoheit zu ersetzen . . ."

Madame faltete die Stirne.

„Doch ich habe nichts gethan," fuhr Montalais fort.

„Und warum habt Ihr nichts gethan?" fragte Madame.

„Weil die arme la Vallière so glücklich zu sein schien, daß sie einen Abend und eine Nacht ihre Freiheit habe, daß ich nicht in mir den Muth fühlte, sie an meiner Stelle den Dienst versehen zu lassen."

„Wie! sie ist in diesem Grade freudig?" sagte Madame von diesen Worten betroffen.

„Sie ist ganz toll; sie sang, während sie sonst so schwermüthig ist. Uebrigens weiß Eure Hoheit, daß sie die Welt haßt und daß ihr Charakter ein Körnchen Menschenscheu enthält."

„Ho! ho!" dachte Madame, „diese große Heiterkeit kommt mir nicht natürlich vor."

„Sie hat schon ihre Vorbereitungen getroffen, um unter vier Augen mit einem von ihren geliebten Büchern in ihrem Zimmer zu speisen," fuhr Montalais fort. „Und dann hat Eure Hoheit noch sechs andere Fräulein, die sich sehr glücklich schätzen werden, sie begleiten zu dürfen; ich habe auch Fräulein de la Vallière nicht einmal einen Vorschlag gemacht."

Madame schwieg.

„Habe ich wohl daran gethan?" sagte Montalais mit einer leichten Bangigkeit des Herzens, als sie sah, daß es ihr mit dieser Kriegslist, auf die sie so völlig gerechnet hatte, daß sie nicht einmal auf eine andere zu sinnen für nöthig erachtet, so schlecht gelang.

„Billigt Madame mein Benehmen?" fuhr sie fort.

Madame dachte, der König könnte wohl in der Nacht Saint-Germain verlassen und, da man nur sechs Stunden von Paris nach Saint-Germain rechnet, in einer Stunde in Paris sein.

„Sagt mir," sprach sie, „la Vallière wird Euch wohl, da sie Euch verwundet wußte, ihre Gesellschaft angeboten haben?"

„Oh! sie weiß noch nichts von meinem Unfall; aber wenn er ihr auch bekannt wäre, so würde ich sie doch um nichts bitten, was sie in ihren Plänen stören könnte. Ich glaube, sie will heute Abend allein die Lustpartie des verstorbenen Königs verwirklichen, wenn er zu Herrn von Saint-Mars sagte: „„Langweilen wir uns, Herr von Saint-Mars, langweilen wir uns gut.""

Madame war überzeugt, es sei ein Liebesgeheimniß unter diesem Durst nach Einsamkeit verborgen. Dieses Geheimniß müsse die nächtliche Rückkehr von Ludwig sein. Es ließ sich nicht mehr bezweifeln: la Vallière war von dieser Rückkehr unterrichtet, daher die Freude, im Palais Royal bleiben zu dürfen.

Das war ein ganzer, zum Voraus entworfener Plan.

„Ich werde mich nicht von ihnen bethören lassen," sagte Madame.

Und sie faßte einen entscheidenden Entschluß und sprach:

„Fräulein von Montalais, wollt Eure Freundin Fräulein de la Vallière in Kenntniß setzen, ich sei in Verzweiflung, ihre Einsamkeitspläne stören zu müßen, doch statt sich allein zu langweilen, wie sie es wünschen dürfte, wird sie sich mit uns in Saint-Germain langweilen."

„Oh! arme la Vallière," sagte Montalais mit einer wehmüthigen Miene, aber voll Freudigkeit im Herzen. „Oh! Madame, gäbe es kein Mittel, daß Eure Hoheit?" . . .

„Genug," rief Madame, „ich ziehe die Gesellschaft von Fräulein Lebeaume Leblanc allen anderen Gesellschaften vor. Geht, schickt sie mir, und pflegt Euer Bein."

Montalais ließ sich den Befehl nicht wiederholen,

sie kehrte in ihr Zimmer zurück, schrieb ihre Antwort an Malicorne und steckte sie unter den Teppich.

„Man wird gehen," sagte die Antwort.

Eine Spartanerin hätte nicht lakonischer geschrieben.

„Auf diese Art bewache ich sie unter Weges," dachte Madame; „in der Nacht schläft sie bei mir, und Seine Majestät müßte sehr geschickt sein, wenn sie ein einziges Wort mit Fräulein de la Vallière wechselte."

La Vallière empfing den Befehl, abzugehen, mit derselben gleichgültigen Sanftmuth, mit der sie den Befehl, zu bleiben aufgenommen hatte.

Nur empfand sie in ihrem Innern eine lebhafte Freude, und sie betrachtete diese Aenderung des Entschlusses der Prinzessin als einen Trost, den ihr die Vorsehung sende.

Weniger scharfsichtig, als Madame, setzte sie Alles auf Rechnung des Zufalls.

Während sich Alle, mit Ausnahme der in Ungnade Befindlichen, der Kranken und der Leute, welche Verrenkungen hatten, nach Saint-Germain wandten, ließ Malicorne seinen Arbeiter in einen Wagen von Herrn von Saint-Aignan steigen und führte ihn in das mit der Wohnung von la Vallière correspondirende Zimmer.

Angelockt durch die glänzende Belohnung, die man ihm versprochen, ging der Arbeiter sogleich ans Werk.

Da man von den Ingenieurs des königlichen Hauses die vortrefflichsten Werkzeuge hatte holen lassen, unter Anderem eine von den Sägen mit dem unbesiegbaren Biß, welche im Wasser die eisenharten eichenen Bohlen durchschneiden, so ging die Arbeit rasch von Statten, und ein viereckiges Stück vom Plafond, das man zwischen zwei Balken gewählt, fiel in die Arme von Saint-Aignan, von Malicorne, vom Arbeiter und von einem vertrauten Diener, einer Person, welche auf die Welt gekommen war, um Alles zu sehen, Alles zu hören, und nichts zu wiederholen.

Nur wurde in Folge eines neuen von Malicorne

ngegebenen Planes die Oeffnung in der Ecke ange-
racht.

Man höre warum.

Da kein Ankleidecabinet bei dem Zimmer von la
Vallière war, so bat sie am Morgen um einen großen
Windschirm, der einen Verschlag ersetzen sollte, was
hr auch gewährt wurde.

Dieser Windschirm war genügend, die Oeffnung
u verdecken, welche übrigens auch durch alle mögliche
Kunstwerke der Tischlerei verborgen worden wäre.

Sobald das Loch gemacht war, schlüpfte der Ar-
beiter zwischen den Balken durch und befand sich im
Zimmer von la Vallière.

Hier angelangt, durchsägte er den Boden viereckig
und verfertigte mit eben den Blättern des Bodens eine
Fallthüre, die sich so vollkommen in die Oeffnung ein-
paßte, daß das geübteste Auge hier nicht mehr, als die
nothwendigen Zwischenräume einer Bodenlöthung sehen
konnte.

Malicorne hatte für Alles vorhergesehen. Ein Hand-
griff und zwei Scharniere, die man zum Voraus ge-
kauft, wurden an dem Holzblatt angebracht.

Eine von den kleinen Wendeltreppen, wie man in
den Halbgeschoßen zu benützen anfing, wurde von dem
erfinderischen Malicorne angekauft und mit zwei tausend
Livres bezahlt.

Sie war höher, als es nöthig, doch der Zimmer-
mann nahm einige Stufen weg, und sie entsprach ganz
genau dem gegebenen Maß.

Bestimmt, eine so erhabene Last zu tragen, wurde
diese Treppe mittelst zweier Klammern an der Wand
angehakt.

Die Base befestigte man im Boden des Grafen
durch zwei angeschraubte Pflöcke, und nun hätten der
König und sein ganzer Hof diese Treppe ohne irgend
eine Furcht hinauf und herabsteigen können.

Jeder Hammer schlug auf ein mit Werg gefülltes

Polsterchen, jede Säge griff den Stiel mit Wolle umwickelt, die Klinge mit Oel eingeschmiert an.

Ueberdieß machte man die lärmendere Arbeit in der Nacht und am Morgen, das heißt während der Abwesenheit von la Vallière und Madame.

Als der Hof gegen zwei Uhr nach dem Palais-Royal zurückkehrte, ging la Vallière in ihr Zimmer hinauf. Alles war an seinem Platze und nicht das geringste Theilchen Sägemehl, nicht der kleinste Hobelspan zeugte von der Verletzung des Domicils.

Nur hatte Saint-Aignan, der mit allen seinen Kräften bei der Arbeit mitzuhelfen bemüht gewesen war, seine Finger aufgeritzt und sein Hemd zerrissen und viel Schweiß im Dienste des Königs vergossen.

Das Innere seiner Hände war besonders ganz mit Blasen überzogen.

Diese Blasen kamen davon her, daß er Malicorne die Leiter gehalten hatte.

Er hatte ferner eines nach dem andern die fünf Stücke von der Treppe herbeigebracht, von denen jedes aus zwei Stufen bestand.

Kurz, wir können wohl sagen, wenn ihn der König so eifrig bei der Arbeit gesehen hätte, er würde ihm ewige Dankbarkeit geschworen haben.

Der Arbeiter hatte, wie es Malicorne, der Mann der genauen Messungen vorhergesehen, seine Operationen gerade in vier und zwanzig Stunden beendigt.

Er erhielt vier und zwanzig Louis d'or und entfernte sich von Freude erfüllt, es war dies so viel, als er gewöhnlich in sechs Monaten verdiente.

Niemand hatte auch nur den geringsten Verdacht in Beziehung auf das, was unter der Wohnung von Fräulein de la Vallière vorgegangen war.

Doch am Abend des zweiten Tages, in der Minute, wo la Vallière den Cercle von Madame verließ und in ihre Wohnung zurückkehrt, erscholl ein leichtes Krachen im Hintergrunde des Zimmers.

Erstaunt schaute sie nach der Stelle, woher der Lärmen kam, das Krachen wiederholte sich.

„Wer ist da?“ fragte sie mit ängstlichem Ton.

„Ich,“ antwortete die so wohl bekannte Stimme des Königs.

„Ihr? . . Ihr?“ rief das Mädchen, das sich einen Augenblick von einem Traume beherrscht glaubte . . . „Aber wo denn? . . Ihr, Sire, Ihr?“

„Hier,“ antwortete der König, indem er eines von den Blättern des Windschirms aufthat und wie ein Schatten im Hintergrunde des Zimmers erschien.

La Vallière stieß einen Schrei aus und sank ganz bebend in einen Lehnstuhl.

Der König ging ehrerbietig auf sie zu.

XXI.

Die Erscheinung.

La Vallière erholte sich rasch von ihrem Erstaunen; indem er sich so ehrerbietig benahm, flößte ihr der König durch seine Gegenwart mehr Vertrauen ein, als er ihr durch seine Erscheinung geraubt hatte.

Da er aber sah, daß das, was la Vallière hauptsächlich beunruhigte, die Art und Weise war, wie er bei ihr eingedrungen, so erklärte er ihr das System der durch den Windschirm verborgenen Treppe und wehrte besonders von sich ab, daß er eine übernatürliche Erscheinung sei.

„Oh! Sire,“ sagte la Vallière, ihren blonden Kopf mit einem reizenden Lächeln schüttelnd, „gegenwärtig oder abwesend, erscheint Ihr meinem Geiste nicht weniger in einem Augenblick, als in dem andern.“

„Was wollt Ihr damit sagen, Louise?“

„Oh! Ihr wißt das wohl, Sire: daß es keinen Augenblick gebe, wo das arme Mädchen, dessen Geheim-

niß Ihr in Fontainebleau erlauscht, und das Ihr vom Fuße des Kreuzes zurückgeholt, nicht an Euch denke."

„Louise, Ihr erfüllt mich mit Freude und Glück."

La Vallière lächelte traurig und fuhr fort:

„Aber, Sire, habt Ihr auch bedacht, daß Eure sinnreiche Erfindung von keinem Nutzen für uns sein dürfte?"

„Und warum dies? sprecht, ich warte."

„Weil dieses Zimmer, das ich bewohne, nicht vor Nachspürungen geschützt ist; Madame kann zufällig hieher kommen; jede Minute des Tags kommen meine Gefährtinnen; meine Thüre von innen verschließen heißt mich eben so klar anzeigen, als wenn ich darauf schriebe: Tretet nicht ein, der König ist hier! Und sogar in diesem Augenblick, Sire, steht kein Hinderniß dem entgegen, daß sich die Thüre öffnet und Eure Majestät bei mir überrascht wird."

„Dann würde man mich wirklich für ein Gespenst halten," erwiederte der König lachend, „denn Niemand kann sagen, wie ich hier hereingekommen bin. Nur die Gespenster dringen durch die Mauern und die Stubendecken."

„Oh! Sire, welch ein Abenteuer! bedenkt es wohl, welch ein Aergerniß! nie würde etwas Aehnliches über die Ehrenfräulein, diese armen Geschöpfe, welche die Bosheit doch selten verschont, gesagt worden sein."

„Und Ihr schließet aus dem Allem, meine liebe Louise? sprecht, erklärt Euch."

„Daß Ihr, ach! verzeiht mir, es ist ein hartes Wort."

Ludwig rief lächelnd:

„Frei heraus."

„Daß Eure Majestät auf Treppen, listige Unternehmungen und Ueberraschungen verzichten muß, denn bedenkt, wohl, Sire, das Uebel, ertappt zu werden, wär größer, als das Glück, sich hier zu sehen."

„Nun wohl, Louise," sprach der König voll Liebe,

„statt diese Treppe, auf der ich heraufsteige, wegzunehmen, gibt es ein anderes Mittel, an das Ihr nicht gedacht habt.“

„Abermals . . . ein Mittel . . .“

„Oh! Ihr liebt mich nicht, wie ich Euch liebe, Louise, da ich erfinderischer bin, als Ihr.“

Sie schaute ihn an, Ludwig reichte ihr die Hand, die sie sanft drückte.

„Ihr sagt,“ fuhr der König fort, „ich werde, wenn ich hierher komme, wo Jedermann nach Belieben eintreten könne, überrascht werden.“

„Sire, selbst in dem Augenblick, wo Ihr sprecht, zittere ich.“

„Wohl; aber Ihr würdet nicht überrascht, wenn Ihr die Treppe hinabstieget, um in die unteren Zimmer zu kommen.“

„Sire, Sire, was sagt Ihr da?“ rief la Vallière ganz erschrocken.

„Ihr versteht mich schlecht, Louise, da Ihr Euch bei meinem ersten Wort so sehr erzürnt; wißt Ihr vor Allem, wem diese Zimmer gehören.“

„Dem Herrn Grafen von Guiche.“

„Nein, Herrn von Saint-Aignan.“

„Wahrhaftig!“ rief la Vallière.

Und dieses Wort, das dem freudigen Gemüth des Mädchens entschlüpfte, machte einen Blitz süßer Weissagung im entzückten Herzen des Königs glänzen.

„Ja, Saint-Aignan, unserem Freund,“ sagte er.

„Aber, Sire, ich kann eben so wenig zu Herrn von Saint-Aignan, als zum Herrn Grafen von Guiche gehen,“ entgegnete der wieder Weib gewordene Engel.“

„Warum könnt Ihr das nicht, Louise?“

„Unmöglich! unmöglich!“

„Mir scheint, daß man unter der Obhut des Königs Alles kann.“

„Unter der Obhut des Königs?“ versetzte sie mit einem von Liebe beladenen Blick.

„Oh! nicht wahr, Ihr glaubt an mein Wort?"

„Ich glaube daran, wenn Ihr nicht anwesend seid; doch wenn Ihr anwesend seid, wenn ich Euch sehe, wenn Ihr mit mir sprecht, glaube ich an nichts mehr."

„Mein Gott! was braucht es, um Euch zu beruhigen?"

„Ich weiß, es ist wenig ehrerbietig, so am König zu zweifeln; doch Ihr seid für mich nicht der König."

„Oh! Gott sei es gedankt, ich hoffe es wohl; Ihr seht, wie ich suche. Höret: wird Euch die Gegenwart eines Dritten beruhigen?"

„Die Gegenwart von Saint-Aignan, ja."

„In der That, Louise, Ihr durchbohrt mir das Herz mit solchem Argwohn."

La Vallière antwortete nicht, sie schaute nur Ludwig mit jenem klaren Blick an, der bis in den Grund der Herzen drang, und sagte leise zu sich selbst:

„Ach! ach! nicht Euch mißtraue ich, nicht gegen Euch ist mein Argwohn gerichtet."

„Ich willige also ein," sagte der König seufzend, „und Herr von Saint-Aignan, der das glückliche Vorrecht hat, Euch zu beruhigen, wird stets bei unseren Unterredungen gegenwärtig sein, das verspreche ich Euch."

„Wahrhaftig, Sire?"

„Bei meinem Ehrenwort als Edelmann, und Ihr Eurerseits . . ."

„Wartet, oh! das ist noch nicht Alles."

„Noch etwas, Louise?"

„Oh! gewiß, werdet nicht so schnell müde, denn wir sind noch nicht am Ende, Sire."

„Nun, so durchbohrt mir vollends das Herz."

„Ihr begreift, daß diese Unterredungen selbst bei Herrn von Saint-Aignan ein vernünftiges Motiv haben müssen."

„Ein vernünftiges Motiv?" versetzte der König im Tone sanften Vorwurfs.

„Allerdings . . . Bedenkt doch, Sire."

„Oh! Ihr habt alle Zartheiten, und, glaubt mir, es ist mein einziges Verlangen, Euch in diesem Punkte gleich zu kommen. Wohl! Louise, es soll geschehen, wie Ihr es wünscht. Unsere Unterredungen sollen einen vernünftigen Gegenstand haben, und dieser Gegenstand ist schon von mir gefunden."

„Somit, Sire," sagte la Vallière lächelnd.

„Schon morgen, wenn Ihr wollt . . ."

„Morgen?"

„Wollt Ihr damit sagen, das sei zu spät?" rief der König, indem er die glühende Hand von la Vallière zwischen seinen Händen drückte.

In diesem Augenblick vernahm man Tritte in der Flur.

„Sire, Sire," rief la Vallière, „es naht Jemand, es kommt Jemand, hört Ihr? Sire, Sire, ich bitte Euch inständig, flieht."

Der König machte nur einen Sprung von seinem Stuhl hinter den Windschirm.

Es war Zeit; als der König eines von den Blättern an sich zog, wurde der Knopf der Thüre gedreht, und Montalais erschien auf der Schwelle.

Es versteht sich von selbst, daß sie ganz natürlich und ohne alle Umstände eintrat.

Die Schlaue wußte wohl, daß leise an diese Thüre klopfen, statt sie aufzustoßen, la Vallière ein unhöfliches Mißtrauen kundgeben hieß.

Sie trat also ein und wandte nach einem raschen Blick, der ihr zwei Stühle sehr nahe an einander zeigte, so viel Zeit an, um die Thüre, welche, Gott weiß warum, widerspänstig war, wieder zu schließen, daß der König alle Muße hatte, um die Falle aufzuheben und zu Saint-Aignan hinabzusteigen.

Ein für jedes Ohr, das minder fein, als das ihrige, unmerkliches Geräusch benachrichtigte Montalais vom Verschwinden des Fürsten; dann gelang es ihr, die wi-

derspänstige Thüre zu schließen, und sie trat auf la Vallière zu.

„Laßt uns mit einander reden, und zwar ernsthaft, wenn es Euch genehm ist, Louise," sagte Montalais.

Ganz von ihrer inneren Aufregung in Anspruch genommen, hörte la Vallière nicht ohne einen gewissen Schrecken dieses ernsthaft, auf das Montalais absichtlich einen Nachdruck gelegt hatte.

„Mein Gott! meine liebe Aure, was gibt es denn wieder?" murmelte sie.

„Meine theure Freundin, Madame muthmaßt Alles."

„Was, Alles?"

„Haben wir nöthig, uns zu erklären, und begreifst Du nicht, was ich sagen will? Du mußtest das Schwanken von Madame seit einigen Tagen wahrnehmen; Du mußtest sehen, wie sie Dich zu sich genommen und dann entlassen, und dann wieder zu sich genommen hat."

„Das ist in der That seltsam; doch ich bin an solche Sonderbarkeiten gewöhnt."

„Warte doch. Du hast sodann bemerkt, daß Dir Madame, nachdem sie Dich zuvor von der Spazierfahrt ausgeschlossen, gestern Befehl gegeben hat, dieser Fahrt beizuwohnen."

„Ich habe es allerdings bemerkt."

„Nun wohl, es scheint, daß Madame jetzt hinreichend unterrichtet ist, denn sie ging gerade auf das Ziel zu, da sie in Frankreich nichts mehr dem Strome entgegenzusetzen hatte, der alle Hindernisse bricht; Du weißt, wen ich mit dem Strome meine?"

La Vallière verbarg ihr Gesicht in ihren Händen.

„Ich meine damit," fuhr Montalais unbarmherzig fort, „ich meine damit den Strom, der die Thüren der Carmeliterinnen von Chaillot gesprengt und alle Vorurtheile des Hofes sowohl in Fontainebleau, als in Paris niedergeworfen hat."

„Ach! ach!" seufzte la Vallière, stets verschleiert

durch ihre Finger, zwischen denen die Thränen herabrollten.

„Oh! betrübe Dich nicht so, während Du noch nicht bei der Hälfte Deiner Leiden angelangt bist.“

„Mein Gott!“ rief das Mädchen voll Angst, was gibt es denn noch?“

„Höre, wie sich die Sache verhält: aller Unterstützung in Frankreich baar, denn sie hat nach und nach die zwei Königinnen, Monsieur und den ganzen Hof abgenutzt, erinnerte sich Madame einer gewissen Person, welche angeblich Rechte auf Dich hat.“

La Vallière wurde weiß wie ein Wachsbild.

„Diese Person,“ fuhr Montalais fort, „ist in diesem Augenblick nicht in Paris.“

„Oh! mein Gott!“ murmelte Louise.

„Diese Person ist, wenn ich mich nicht täusche, in England.“

„Ja, ja,“ seufzte la Vallière halb ohnmächtig.

„Nicht wahr, am Hofe von Karl II. befindet sich diese Person?“

„Ja.“

„Nun wohl! diesen Abend ist ein Brief aus dem Cabinet von Madame für Saint James mit dem Befehl für den Courrier abgegangen, ohne Aufenthalt bis Hampton-Court zu eilen, was, wie es scheint, ein königliches Haus zwölf Meilen von London ist.“

„Ja, weiter.“

„Da nun Madame regelmäßig alle vierzehn Tage nach London schreibt und der gewöhnliche Courrier erst vor drei Tagen abgefertigt worden ist, so dachte ich, nur ein gewichtiger Umstand könne ihr die Feder in die Hand drücken. Madame ist faul im Schreiben, wie Du weißt.“

„Oh! ja.“

„Es sagt mir etwas, dieser Brief sei also Deinetwegen geschrieben worden.“

„Meinetwegen," wiederholte das unglückliche Mädchen mit der Gelehrigkeit eines Automaten.

„Und ich, die ich den Brief, bevor er versiegelt war, auf dem Schreibtisch von Madame gesehen habe, glaubte darin zu lesen . . ."

„Was glaubtest Du zu lesen?"

„Vielleicht habe ich mich getäuscht."

„Sage es doch."

„Den Namen Bragelonne."

La Vallière erhob sich von der schmerzlichsten Aufregung ergriffen und sprach unter heftigem Schluchzen:

„Montalais, schon sind alle die lachenden Träume der Jugend und Unschuld entflohen. Ich habe weder Dir, noch irgend Jemand mehr etwas zu verbergen. Mein Leben ist entblößt und öffnet sich wie ein Buch, in dem alle Welt, vom König an bis zu dem nächsten besten Vorübergehenden, lesen kann. Aure, meine theure Aure, was ist zu thun, was soll aus mir werden?"

Montalais trat näher zu ihr und sagte:

„Gehe mit Dir selbst zu Rathe."

„Nun wohl! ich liebe Herrn von Bragelonne nicht; wenn ich sage, ich liebe ihn nicht, verstehe mich wohl, ich liebe ihn wie die zärtlichste Schwester einen guten Bruder lieben kann, das ist es aber nicht, was er von mir fordert, das ist es nicht, was ich ihm versprochen habe."

„Du liebst den König, und das ist eine hinreichend gute Entschuldigung."

„Ja, ich liebe den König," murmelte das Mädchen mit dumpfem Tone, „und ich habe das Recht, diese Worte auszusprechen, theuer genug bezahlt. Doch sage, Montalais, was vermagst Du für mich in der Lage, in der ich mich befinde?"

„Drücke Dich klarer aus."

„Was soll ich Dir sagen?"

„Also nichts Besonderes, nichts Genaueres?"

„Nein," erwiederte la Vallière erstaunt.

„Gut, Du verlangst also nur einen einfachen Rath von mir?"

„Ja."

„In Beziehung auf Herrn Raoul?"

„Nichts Anderes."

„Das ist eine delicate Sache."

„Nein, das ist keine delicate Sache. Soll ich ihn heirathen, um ihm das Versprchen zu halten, das ich ihm geleistet? Soll ich fortwährend auf den König hören?"

„Weißt Du wohl, daß Du mich in eine schwierige Lage vesetzest?" sagte Montalais lächelnd; „Du fragst mich, ob Du Raoul heirathen sollst, Raoul, dessen Freundin ich bin, und dem ich eine tödtliche Widerwärtigkeit bereite, wenn ich mich gegen ihn erkläre. Du sprichst dann davon, ob Du den König nicht mehr anhören sollst, den König, dessen Unterthanin ich bin, und den ich beleidigen würde, riethe ich Dir auf eine gewisse Weise; oh! Louise, Louise, Du behandelst eine große Schwierigkeit als eine gewichtlose Sache."

„Du hast mich nicht verstanden, Aure," erwiederte la Vallière, verletzt durch den leicht spöttischen Ton, den Montalais angenommen hatte; „spreche ich von einer Verheirathung mit Bragelonne, so geschieht es, weil ich ihn heirathen kann, ohne ihm ein Mißvergnügen zu bereiten; aus demselben Grunde aber, wenn ich den König anhöre, muß ich ihn zum Usurpator eines allerdings sehr mittelmäßigen Gutes machen, dem aber die Liebe einen gewissen Anschein von Werth verleiht. Was ich also von Dir verlange, ist, daß Du mir ein Mittel angeben mögest, mich auf eine ehrenhafte Weise auf der einen oder auf der andern Seite loszumachen, oder ich frage Dich vielmehr, auf welcher Seite ich mich am Ehrenhaftesten losmachen kann."

„Meine liebe Louise," erwiederte Montalais, nachdem sie eine Zeit lang geschwiegen, „ich bin nicht einer von den sieben Weisen Griechenlands, und ich habe keine

völlig unveränderliche Regeln des Benehmens; dageg[en]
besitze ich einige Erfahrung, und ich kann wohl sagen
daß nie eine Frau einen Rath von der Art, wie D[u]
ihn forderst, von mir verlangt hat, ohne sehr in Ver-
legenheit zu sein. Du hast aber ein feierliches Verspre-
chen geleistet, Du hast Ehre; wenn Du also in Verlegen-
heit bist, weil Du eine Verbindlichkeit übernomme[n]
hast, so ist es nicht der Rath einer Fremden, — Alle[s]
ist fremd für ein Herz voll Liebe, — es ist nicht mei[n]
Rath, was Dich der Verlegenheit entziehen wird. I[ch]
werde Dir also keinen geben, um so mehr, als ich a[n]
Deiner Stelle nach dem Rath noch mehr in Verlegen-
heit wäre, als vorher. Ich kann nicht mehr thun, al[s]
Dir wiederholen, was ich Dir schon gesagt habe: sol[l]
ich Dir beistehen?"

„Oh! ja."

„Wohl! das ist Alles. Sage mir, worin ich Di[r]
beistehen soll? sage mir, für wen und gegen wen? au[f]
diese Art werden wir keine Unbesonnenheit begehen."

„Vor Allem sage Du mir," sprach la Vallière
ihrer Gefährtin die Hand drückend, „für wen ode[r]
gegen wen erklärst Du Dich?"

„Für Dich, wenn Du wahrhaft meine Freundi[n]
bist."

„Bist Du nicht die Vertraute von Madame?"

„Ein Grund mehr, um Dir nützlich zu sein; wüßt[e]
ich nichts von dieser Seite, so könnte ich Dir nicht bei-
stehen, und Du würdest folglich aus meiner Bekannt-
schaft keinen Nutzen ziehen. Die Freundschaften lebe[n]
von solchen gegenseitigen Benefizien."

„Daraus geht hervor, daß Du zu gleicher Zeit di[e]
Freundin von Madame bleiben wirst."

„Gewiß. Beklagst Du Dich hierüber?"

„Nein!" erwiederte la Vallière träumerisch, den[n]
diese derbe Offenherzigkeit kam ihr vor wie eine Belei-
digung der Frau, wie ein Unrecht der Freundin an-
gethan.

„Gut," sagte Montalais, „denn sonst wärest Du ehr albern."

„Du wirst mir also dienen?"

„Mit ganzer Ergebenheit, besonders, wenn Du nir ebenfalls dienst."

„Man sollte glauben, Du kennest mein Herz nicht," ersetzte la Vallière, indem sie Montalais mit großen, rstaunten Augen anschaute.

„Ah! meine liebe Louise, das kommt davon her, aß wir uns, seitdem wir bei Hofe sind, sehr verändert aben."

„Wie so?"

„Das ist ganz einfach, warst Du die zweite Königin von Frankreich dort in Blois?"

La Vallière neigte das Haupt und fing an zu veinen.

Montalais schaute sie auf eine unbeschreibliche Weise an und man hörte sie die Worte murmeln:

„Armes Mädchen!"

Dann sich besinnend, sprach sie:

„Armer König!"

Sie küßte Louise auf die Stirne und kehrte in ihre Wohnung zurück, wo sie Malicorne erwartete.

XXII.

Das Portrait.

Bei der Krankheit, die man die Liebe nennt, olgen sich die Anfälle in immer kürzeren Fristen, sobald as Uebel seinen Anfang genommen hat.

Später entfernen sich die Anfälle in demselben Maße von einander, in dem die Heilung eintritt.

Nachdem dies als Axiom im Allgemeinen und als Kopf des Kapitels insbesondere festgestellt ist, fahren wir in unserer Erzählung fort.

Am folgenden Tag, den der König für die erste Unterredung bei Saint-Aignan bestimmt hatte, fand la Vallière, als sie ihren Windschirm öffnete, ein von der Hand des Königs geschriebenes Billet.

Dieses Billet war vom untern Stock in den obern durch den Spalt des Bodens gelangt. Keine indiscrete Hand, kein neugieriger Blick konnte dahin bringen, wohin dieses Papier drang.

Es war dies einer von den Gedanken von Malicorne. Da er sah, wie sehr Saint-Aignan durch seine Wohnung dem König nützlich werden sollte, so wollte er nicht, daß der Höfling auch noch als Bote unentbehrlich werde, und so glaubte er sich diesen Posten aus eigener Machtvollkommenheit vorbehalten zu müssen.

La Vallière las voll Gierde dieses Billet, das ihr zwei Uhr Nachmittags als den Augenblick des Rendezvous bestimmte und das Mittel, die Bodenplatte aufzuheben, angab.

„Macht Euch schön," fügte die Nachschrift des Briefchens bei.

Diese letzten Worte setzten la Vallière in Erstaunen, beruhigten sie aber auch zugleich.

Die Stunde kam langsam heran, trat aber doch am Ende ein.

So pünktlich als die Priesterin Hero, hob la Vallière die Fallthüre beim letzten Schlage von zwei Uhr auf, und sie fand auf den ersten Stufen den König, der achtungsvoll auf sie wartete, um ihr die Hand zu geben.

Diese zarte Ehrerbietung rührte sie merklich.

Unten an der Treppe fanden die zwei Liebenden den Grafen, der mit einem Lächeln und einer Verbeu-

gung vom besten Geschmack la Vallière für die Ehre dankte, die ihm von ihr zu Theil werde.

Dann wandte er sich an den König und sprach:

„Sire, unser Mann ist eingetroffen.“

La Vallière schaute den König besorgt an.

„Mein Fräulein,“ sagte Ludwig, „wenn ich Euch gebeten habe, mir die Ehre zu erweisen, hier herabzukommen, so ist dies aus Interesse geschehen. Ich habe einen vortrefflichen Maler berufen, der die Aehnlichkeiten vollkommen auffaßt, und ich wünsche, Ihr möget ihm erlauben, Euch zu malen. Das Portrait wird übrigens, wenn Ihr es durchaus verlangt, bei Euch bleiben.“

La Vallière erröthete.

„Ihr seht,“ fuhr der König fort, „wir werden nicht mehr nur zu drei sein, wir sind nun zu vier. Ei! mein Gott! sobald wir nicht allein sind, mögen wir zu so Vielen sein, als Ihr wollt.“

La Vallière drückte sanft mit ihren Fingerspitzen die Hand ihres königlichen Geliebten.

„Gehen wir in das nächste Zimmer, wenn es Euer Majestät beliebt,“ sagte Saint-Aignan.

Er öffnete die Thüre und ließ seine Gäste eintreten.

Der König ging hinter la Vallière und verschlang mit den Augen ihren perlmutterweißen Hals, auf dem sich die gedrängten kraußen Ringeln ihrer silbernen Haare entrollten.

La Vallière trug ein Kleid von schwerem Seidenstoff von perlgrauer Farbe mit rosa Glanz, ein Geschmeide von Gagath hob die Weiße ihrer Haut noch mehr hervor; ihre feinen durchsichtigen Hände zerknitterten einen Strauß von Stiefmütterchen, bengalischen Rosen und Rebwinden mit dem zart ausgeschnittenen Blätterwerk, worüber sich wie ein Becher, um Wohlgerüche auszugießen, eine Harlemer Tulpe mit grauen und veilchenblauen Tönen erhob, eine seltene Gattung,

die den Gärtner fünf Jahre Combinationen und den König fünftausend Livres gekostet hatte.'

Diesen Strauß hatte der König la Vallière bei der Begrüßung in die Hand gegeben.

In dem Zimmer, dessen Thüre Saint-Aignan geöffnet hatte, stand ein junger Mann in einem leichten Sammetrock, mit schönen schwarzen Augen und langen braunen Haaren.

Es war der Maler. Seine Leinwand war zubereitet, seine Palette gemacht.

Er verbeugte sich vor Fräulein de la Vallière mit jener ernsten Neugierde des Künstlers, der sein Modell studiert, grüßte den König auf eine discrete Weise, als erkennete er ihn nicht, und folglich, als ob er einen andern Cavalier grüßte.

Dann führte er la Vallière bis zu dem für sie bestimmten Stuhl und lud sie ein, sich niederzusetzen.

La Vallière nahm eine anmuthige Haltung an; ihre Hände spielten mit dem Strauß, ihre Beine waren auf Polstern ausgestreckt, und damit ihre Blicke nichts Unbestimmtes oder Gezwungenes hätten, bat sie der Maler, sich eine Beschäftigung zu wählen.

Da setzte sich Ludwig lächelnd auf die Polster zu den Füßen seiner Geliebten.

So daß sie, rückwärts geneigt, an das Fauteuil angelehnt, ihre Blumen in der Hand, und er, die Augen zu ihr aufgeschlagen und sie mit dem Blicke verschlingend, eine reizende Gruppe bildeten, die der Maler einige Minuten lang mit großer Befriedigung betrachtete.

Der Maler skizzirte rasch, dann sah man vom grauen Grund das weiche, poetische Gesicht mit den sanften Augen, mit den rosigen Wangen umrahmt von Haaren von reinem Silber hervortreten.

Die beiden Liebenden sprachen indessen wenig und schauten sich nur viel an; ihre Augen wurden zuweilen so schmachtend, daß sich der Maler genöthigt sah, seine

Arbeit zu unterbrechen, um nicht eine Erycine statt einer La Vallière darzustellen.

Da trat Saint-Aignan ins Mittel; er recitirte Verse oder er gab eines von den Geschichtchen zum Besten, die Patru sie erzählte, wie Tallemant des Reaux sie so gut schrieb.

Dann war la Vallière auch wohl müde, und man ruhte aus.

Sogleich dienten eine Platte von chinesischem Porzellan, beladen mit den schönsten Früchten, die man hatte finden können, und der Xeres, der seine Topase im ciselirten Silber destillirte, als Beigaben zu dem Gemälde, dessen ephemerstes Bild der Maler nur zeichnen sollte.

Ludwig berauschte sich in der Liebe, la Vallière im Glück, Saint-Aignan im Ehrgeiz.

Der Maler componirte sich Erinnerungen für sein Alter.

So vergingen zwei Stunden; als es vier Uhr schlug, erhob sich la Vallière und machte dem König ein Zeichen.

Ludwig stand auf, trat näher zu dem Gemälde und sagte dem Künstler einige schmeichelhafte Komplimente.

Saint-Aignan rühmte die, wie er behauptete, schon gesicherte Aehnlichkeit.

La Vallière dankte erröthend dem Maler und ging in das anstoßende Zimmer, wohin ihr der König folgte, nachdem er Saint-Aignan gerufen hatte.

„Morgen, nicht wahr?" sagte er zu la Vallière.

„Aber, Sire, bedenkt Ihr auch, daß man sicherlich zu mir kommen und mich nicht finden wird?"

„Nun?"

„Wie wird es mir dann ergehen?"

„Ihr seid sehr furchtsam, Louise."

„Wenn Madame nach mir verlangen würde?"

„Oh! soll denn nicht endlich ein Tag kommen, wo Ihr mir selbst sagen werdet, ich möge Allem trotzen, um Euch nicht mehr zu verlassen!"

„An diesem Tage, Sire, wäre ich eine Wahnsinnige und Ihr müßtet mir nicht glauben . . .“

„Morgen, Louise.“

La Vallière stieß einen Seufzer aus und erwiederte ohne Kraft gegen das königliche Verlangen:

„Da Ihr es wollt, Sire, morgen.“

Nach diesen Worten stieg sie leicht die Stufen hinauf und verschwand aus den Augen ihres Geliebten.

„Nun, Sire?“ fragte Saint-Aignan, als sie weggegangen war.

„Saint-Aignan, gestern hielt ich mich für den glücklichsten Menschen.“

„Sollte sich Eure Majestät zufällig heute für den unglücklichsten halten?“ versetzte Saint-Aignan lächelnd.

„Nein, doch diese Liebe ist ein unauslöschlicher Durst, vergebens trinke ich, vergebens verschlucke ich die Wassertropfen, die Dein Erfindungsgeist mir verschafft; je mehr ich trinke, desto mehr habe ich Durst.“

„Sire, das ist ein wenig Euer Fehler, und Eure Majestät hat sich die Lage der Dinge gemacht, wie sie ist.“

„Du hast Recht.“

„In diesem Fall, Sire, besteht das einzige Mittel, glücklich zu sein, darin, daß man sich für befriedigt hält und wartet.“

„Warten! kennst Du dieses Wort: warten?“

„Ruhe, Sire, verzweifelt nicht. Ich habe schon gesucht und werde fortwährend suchen.“

Der König schüttelte mit einer trostlosen Miene den Kopf.

„Wie, Sire, Ihr seid schon nicht mehr zufrieden?“

„Oh! doch, mein lieber Saint-Aignan, aber finde, mein Gott! finde.“

„Sire, ich mache mich nur verbindlich, zu suchen, das ist Alles, was ich thun kann.“

Der König wollte das Portrait noch einmal sehen,

da er das Original nicht mehr sehen konnte. Er bezeichnete dem Maler einige Aenderungen und ging weg.

Hinter ihm entließ Saint-Aignan den Künstler.

Staffelei, Farben und Maler waren nicht sobald verschwunden, als Malicorne seinen Kopf zwischen den Thürvorhängen zeigte.

Saint-Aignan empfing ihn mit offenen Armen, jedoch mit einer gewissen Traurigkeit.

Die Wolke, die über die königliche Sonne gezogen war, verschleierte nun den getreuen Satelliten.

Malicorne sah mit dem ersten Blick den über dem Gesichte von Saint-Aignan ausgebreiteten Flor.

„Ah! Herr Graf, wie schwarz seid Ihr!" rief er.

„Bei meiner Treue, ich habe auch Ursache dazu, mein lieber Herr Malicorne; solltet Ihr wohl glauben, daß der König nicht zufrieden ist?"

„Nicht zufrieden mit seiner Treppe?"

„Oh! nein, im Gegentheil, die Treppe hat ihm sehr gefallen."

„Also hat die Ausschmückung der Zimmer seinem Geschmack nicht entsprochen?"

„Oh! was das betrifft, daran hat er nicht einmal gedacht. Nein, was dem König mißfiel . . ."

„Ich will es Euch sagen, Herr Graf: daß er zu vier bei einem Liebesrendezvous gewesen ist. Wie, Ihr habt das nicht errathen?"

„Wie hätte ich es errathen sollen, mein lieber Herr Malicorne, da ich nur buchstäblich die Instructionen des Königs befolgte?"

„Seine Majestät wollte Euch in der That mit aller Gewalt bei sich haben?"

„Entschieden."

„Und Seine Majestät wollte auch den Maler haben, dem ich unten begegnete?"

„Ausdrücklich verlangt, Herr Malicorne."

„Dann begreife ich bei Gott wohl, daß Seine Majestät unzufrieden gewesen ist."

„Unzufrieden darüber, daß man seinen Befehlen pünktlich gehorcht hat? Ich verstehe Euch nicht."

Malicorne kratzte sich hinter dem Ohr und fragte dann:

„In welcher Stunde sagte Euch der König, daß er zu Euch kommen werde?"

„Um zwei Uhr."

„Und Ihr erwartet ihn in Eurer Wohnung?"

„Von halb zwei Uhr an."

„Ah! wahrhaftig?"

„Teufel! das wäre schön gewesen, wenn ich mich unpünktlich vor dem König gezeigt hätte."

Malicorne konnte sich trotz der Achtung, die er für Saint-Aignan hegte, nicht enthalten, die Achseln zu zucken.

„Und der Maler," sagte er, „verlangte ihn der König auch auf zwei Uhr?"

„Nein, doch ich hatte ihn seit Mittag hier bei mir, Ihr begreift, es ist besser, wenn ein Maler zwei Stunden wartet, als wenn ein König eine Minute wartet."

Malicorne lachte stille.

„Mein lieber Herr Malicorne," sagte Saint-Aignan „lachet weniger über mich und sprecht mehr."

„Ihr begehrt es?"

„Ich bitte Euch inständig darum."

„Nun denn, Herr Graf, wollt Ihr, daß der König ein wenig zufriedener sein möge, sobald er wieder kommt . . ."

„Er kommt morgen."

„Wollt Ihr, daß der König morgen ein wenig zufriedener sein möge?"

„Ventre-saint gris! wie sein Ahnherr sagte, ob ich es will! ich glaube wohl."

„Gut, morgen in dem Augenblick, wo der König kommt, habt auswärts zu thun, doch in einer Sache, die sich nicht verschieben läßt, in einer unerläßlichen Sache."

„Ho! ho!“
„Zwanzig Minuten lang.“
„Den König zwanzig Minuten lang allein lassen!“ ief Saint-Aignan erschrocken.
„Oh! so nehmt an, ich habe nichts gesagt,“ sprach Nalicorne, während er sich nach der Thüre zurückzog.
„Im Gegentheil, mein lieber Herr Malicorne, vollndet, ich fange an zu begreifen. . . . Und der Maler, er Maler?“
„Der Maler soll eine halbe Stunde im Verzug ein.“
„Eine halbe Stunde, Ihr glaubt?“
„Ja, ich glaube.“
„Mein lieber Herr, ich werde es machen, wie Ihr agt.“
„Und ich denke, Ihr werdet Euch gut dabei befinen; erlaubt Ihr mir, morgen zu Euch zu kommen und nich ein wenig zu erkundigen?“
„Gewiß.“
„Ich habe die Ehre, Euer achtungsvollster Diener zu sein, Herr von Saint-Aignan.“
Hienach ging Malicorne rückwärts hinaus.
„Dieser Junge hat offenbar mehr Geist als ich,“ sagte Saint-Aignan durch seine Ueberzeugung fortgerissen zu sich selbst.

XXIII.

Hampton Court.

Die Eröffnung, die wir Mantalais am Ende unseres vorletzten Kapitels la Vallière machen sahen, führt uns ganz natürlich zum Haupthelden dieser Geschichte, einem armen, unter dem Hauche der Laune eines Königs umherirrenden Ritter zurück.

Will der Leser die Gewogenheit haben, uns zu folgen, so ziehen wir mit ihm über die Meerenge, die stürmischer, als der Euripus, über die Meerenge, welche Calais von Dover trennt, wir durchwandern die grüne pflanzenreiche Landschaft mit den tausend Bächen, die Charing, Maidstone und zehn andere Städte, von denen die eine immer malerischer, als die andere, umgürtet, und kommen endlich nach London.

Von da laufen wir, wie Leithunde, die eine Fährte verfolgen, wenn wir erkannt haben, daß Raoul einen ersten Aufenthalt in White-Hall, einen zweiten in Saint James gemacht, wenn wir erfahren, daß er von Monk empfangen und in die besten Gesellschaften des Hofes von Karl II. eingeführt worden ist, laufen wir ihm bis zu einem der Sommerhäuser von Karl II., in der Nähe der Stadt Kingston, bis Hampton Court nach, das die Themse bespült.

Der Fluß ist hier noch nicht die stolze Bahn, welche jeden Tag eine halbe Million Reisende führt und ihre Wasser so schwarz wie die des Cocytus mit den Worten: „Auch ich bin das Meer,“ peinigt.

Nein, es ist nur ein sanfter grüner Fluß mit moosigem Gestein, in dem sich Weiden und Buchen spiegeln, während da und dort eine Barke von dürrem Holz un-

ter seinen Rohren in einer Bucht umgeben von Erlen, unter denen Mäuseöhrchen blühen, schlummert.

Die Landschaft dehnt sich ruhig und reich in der Umgebung aus; das Backsteingebäude durchdringt mit seinen Kaminen mit dem blauen Rauch einen dichten Panzer von grünen Stechpalmen.

Die fetten weißen Schafe widerkauen mit geschlossenen Augen im Schatten der kleinen untersetzten Espen, und da und dort läuft der Taucherkönig mit den Seiten von Gold und Smaragd wie eine magische Kugel auf der Oberfläche des Wassers hin und streift vermessener Weise die Leine des Fischers, der, auf seinem Kahne sitzend, auf die Schleihe und die Alse lauert.

Ueber diesem aus dunklem Schatten und sanftem Licht zusammengesetzten Paradies erhebt sich das Herrenhaus Hampton Court, von Wolsey gebaut, ein Wohnort, den der stolze Cardinal selbst für einen König wünschenswerth geschaffen hatte, und den er als ängstlicher Höfling seinem Herrn zu schenken genöthigt war, denn Heinrich VIII. hatte schon beim Anblick des neuen Schlosses allein vor Neid und Gierde die Stirne gefaltet.

Hampton Court mit den Backsteinmauern, mit den großen Fenstern, mit den schönen eisernen Gittern, Hampton Court mit seinen tausend Thürmchen, seinen bizarren Glocken, seinen stillen Spazierplätzen und seinen Brunnen im Inneren, die denen der Alhambra ähnlich, Hampton Court ist die Wiege der Rosen, des Jasmin und der Rebwinden. Es ist die Freude der Augen und des Geruches; es ist die reizendste Einfassung jenes Liebesbildes, das Karl II. unter den wollüstigen Gemälden von Tizian, von Perdenone, von Van Dyck entrollte, er, der in seiner Gallerie das Portrait von Karl I., dem Märtyrer-König, und auf seinem Täfelwerk die Löcher der puritanischen Kugeln hatte, die von den Soldaten von Cromwell am 24. August 1648, am Tage, da sie Karl I. als Gefangenen nach Hampton Court führten, abgefeuert worden waren.

Hier war es, wo dieser beständig vom Vergnügen trunkene König seinen Hof hielt, dieser König, ein Dichter durch das Verlangen, dieser Unglückliche von einst, der sich durch einen Tag der Wollust jede früher in Kummer und Elend abgelaufene Minute bezahlte.

Es war nicht der weiche Rasen von Hampton Court, so weich, daß man auf Sammet zu treten glaubte, es war nicht das Gevierte von blätterreichen Blumen, das den Fuß jedes Baumes umgibt und den zwanzig Fuß hohen Rosenstöcken, die unter dem freien Himmel wie Feuergarben blühen, ein Bett macht; es waren nicht die großen Linden, deren Zweige wie die der Weiden bis zum Boden fallen und jede Liebe und jede Träumerei unter ihrem Schatten oder vielmehr unter ihrem Haupthaar verschleiern, es war dies Alles nicht, was Karl II. an seinem schönen Palaste Hampton Court liebte.

Vielleicht war es das reizende Gewässer mit seiner rothen, dem caspischen Meere ähnlichen Färbung, das ungeheure von einem frischen Winde gerunzelte Gewässer, dieses Gewässer tapezirt mit Kresse, weißen Wasserlilien und kräftigen Gewächszwiebeln, die sich erschließen, um wie im Ei den Keim von röthlichem Golde im Grunde der milchfarbigen Hülle sehen zu lassen, dieses geheimnißvolle Gewässer voll Gemurmel, auf dem die schwarzen Schwäne schwimmen, und die gierigen Entchen, schwächliche Thiere mit dem seidenen Flaum, welche die grüne Mücke auf den Schwerteln und den Frosch in seinen Mooswinkeln verfolgen.

Es waren vielleicht die ungeheuren Stechpalmen mit dem zweifarbigen Blätterwerk, die lachenden über die Kanäle gesprengten Brücken, die Hirschkühe, die in den endlosen Alleen schreien, und die Bachstelzen, die in den Einfassungen von Buchs und Klee trippeln und flattern.

Denn dies Alles findet sich in Hampton Court, dabei noch die Spaliere von weißen Rosen, die sich am

hohen Gitterwerk hinaufranken, um ihren wohlriechenden Schnee auf den Boden herabfallen zu lassen; es finden sich ferner im ersten Park die alten Maulbeerfeigenbäume, die ihre Füße in einer poetischen, üppigen Vermoosung baden.

Nein, was Karl II. bei Hampton Court liebte, waren die reizenden Schatten, die des Nachmittags über seine Terrassen hinliefen, wenn er ihre Schönheiten, wie Ludwig XIV. in seinem Cabinet, durch einen der geistreichen Pinsel seiner Zeit hatte malen lassen, Pinsel, welche auf der Leinwand einen so viel Liebe schleudernd Augen entsprungenen Strahl zu befestigen wußten.

An dem Tag, wo wir nach Hampton Court kommen, ist der Himmel beinahe so klar und mild, als ein Tag in Frankreich; die Luft ist von einer feuchten Lauheit; die Geranien, die ungeheuren wohlriechenden Erbsen, die milden Jasmine und die Heliotrope strömen, zu Tausenden in das Blumenbeet geworfen, ihre berauschenden Arome aus.

Es ist ein Uhr. Von der Jagd zurückgekehrt, hat der König zu Mittag gespeist, der Herzogin von Castlemaine, der erklärten Geliebten, einen Besuch gemacht, und nach diesem Beweise von Treue kann er sich nach Belieben Untreuen bis zum Abend erlauben.

Der ganze Hof tollt und liebt. Es ist dies die Zeit, wo die Damen von den Cavalieren ihr Gefühl auf diesem oder jenem, mehr oder minder reizendem Fuß, je nachdem er mit einem Strumpf von rosenfarbiger Seide oder mit einem Strumpf von grüner Seide bekleidet ist, verlangen.

Es ist die Zeit, wo Karl II. erklärt, es gebe kein Heil für eine Frau ohne den grünen seidenen Strumpf, weil ihn Miß Lucy Stewart von dieser Farbe trägt.

Während der König seine Bevorzugungen zu offenbaren sucht, werden wir in der Buchenallee der Terrasse gegenüber eine junge Dame in einem Kleide von ernster

Farbe mit einer andern in einem Kleide von lila und dunkelblauer Farbe gehen sehen.

Sie wandelten über den Rasen hin, in dessen Mitte sich ein schöner Brunnen mit Sirenen von Bronze erhob, und schritten plaudernd auf die Terrasse zu, an der von der backsteinernen Umfriedung mehrere Cabinete in den Park vortraten; da diese Cabinete meistens besetzt waren, so gingen die jungen Frauen vorüber: die eine erröthete, die andere träumte.

Endlich kamen sie an das Ende dieser Terrasse, welche die ganze Themse beherrschte, und setzten sich, als sie ein kühles Obdach fanden, neben einander.

„Wohin gehen wir, Stewart?“ sagte die jüngere von den beiden Frauen zu ihrer Gefährtin.

„Meine liebe Grafton, wir gehen, wie Du wohl siehst, wohin Du uns führst.“

„Ich!“

„Allerdings Du: an das Ende des Palastes nach der Bank, wo der junge Franzose wartet und seufzt.“

„Nein! nein!“ rief Miß Mary Grafton, „ich gehe nicht dorthin.“

„Warum nicht?“

„Kehren wir um, Stewart.“

„Gehen wir im Gegentheil weiter und erklären wir uns.“

„Worüber?“

„Darüber, daß der Vicomte von Bragelonne bei allen Promenaden ist, die Du machst, wie Du bei allen Promenaden bist, die er macht.“

„Und daraus schließest Du, er liebe mich, oder ich liebe ihn?“

„Warum nicht, er ist ein reizender Cavalier; ich hoffe, es hört uns Niemand,“ sagte Miß Lucy Steward, die sich mit einem Lächeln umwandte, das andeutete, ihre Besorgniß sei nicht gerade groß.

„Nein! nein!“ erwiederte Mary, „der König ist

nit Herrn von Buckingham in seinem eirunden Cabinete."

„Ah! was Herrn von Buckingham betrifft, Mary."

„Nun?"

„Mir scheint, er hat sich seit seiner Rückkehr von Frankreich zu Deinem Ritter erklärt; wie steht es in dieser Hinsicht um Dein Herz?"

Miß Graffton zuckte die Achseln.

„Gut! gut! ich werde das den schönen Bragelonne fragen," sagte Steward lachend, „suchen wir ihn geschwinde auf."

„Warum das?"

„Ich habe mit ihm zu sprechen."

„Noch nicht; zuvor ein Wort: sage mir, Du, Stewart, die Du die kleinen Geheimnisse des Königs kennst?"

„Du glaubst das?"

„Ah! Du mußt sie wohl kennen, oder es wird sie Niemand kennen; sage mir, warum Herr von Bragelonne in England ist, und was er hier macht?"

„Was jeder von seinem König an einen andern König abgesandter Edelmann macht."

„Gut; doch im Ernste gesprochen, obgleich die Politik nicht unsere Stärke ist, so wissen wir doch genug davon, um einzusehen, daß Herr von Bragelonne eine wirkliche Sendung hier hat."

„Höre," sprach Steward mit einem erkünstelten Ernst, „Dir zu Liebe will ich wohl ein Staatsgeheimniß verrathen. Soll ich Dir das von König Ludwig XIV. Herrn von Bragelonne eingehändigte und an Seine Majestät König Karl II. gerichtete Beglaubigungsschreiben vorsagen?"

„Ja, gewiß."

„So vernimm: „„Mein Bruder, ich schicke Euch einen Edelmann meines Hofes, den Sohn von Einem, den Ihr liebt. Ich bitte Euch, behandelt ihn gut und macht, daß er England lieb gewinnt.""

That dahin, daß wir den besten oder vielmehr den längsten Theil unseres Tages mit einander zubringen. Gestern war es der König, der den Befehl gab, daß man Euch an der Tafel neben mich setze. Heute ist es Herr von Buckingham, der mich bittet, mich zu Euch auf diese Bank zu setzen."

„Und er entfernt sich, um mir den Platz frei zu lassen?" fragte Raoul verlegen.

„Schaut, dort bei der Biegung der Allee verschwindet er eben mit Miß Stewart. Hat man solche Gefälligkeiten in Frankreich, Herr Vicomte?"

„Mein Fräulein, ich kann Euch nicht genau sagen, was man in Frankreich thut, denn ich bin kaum Franzose. Ich habe in verschiedenen Ländern und beinahe immer als Soldat gelebt; ich brachte viel Zeit im Felde zu und bin ein Wilder."

„Nicht wahr, Ihr gefallt Euch nicht in England?"

„Ich weiß es nicht," antwortete Raoul zerstreut, indem er einen Seufzer ausstieß.

„Wie! Ihr wißt es nicht?"

„Verzeiht," erwiederte Raoul den Kopf schüttelnd und seine Gedanken sammelnd. „Verzeiht, ich hörte nicht."

„Oh!" versetzte das Mädchen ebenfalls seufzend, „wie Unrecht hat der Herzog von Buckingham gehabt, mich hieher zu schicken!"

„Unrecht!" rief Raoul. „Ihr habt Recht, meine Gesellschaft ist verdrießlich, und Ihr langweilt Euch mit mir. Herr von Buckingham hat Unrecht gehabt, Euch zu mir zu schicken."

„Gerade," sprach das Mädchen mit ernstem, vibrirendem Ton, „gerade, weil ich mich nicht mit Euch langweile, hat Herr von Buckingham Unrecht gehabt, mich zu Euch zu schicken."

Raoul erröthete ebenfalls.

„Aber," sagte er, „warum schickt Euch Herr von

Buckingham zu mir und warum kommt Ihr selbst? Herr von Buckingham liebt Euch, und Ihr laßt . . ."

„Nein," erwiederte Mary, „Herr von Buckingham liebt mich nicht, da er die Frau Herzogin von Orleans liebt, und ich, was mich betrifft, ich hege keine Liebe für den Herzog."

Raoul schaute die junge Frau mit Erstaunen an.

Sie aber fragte ihn:

„Seid Ihr der Freund von Herrn von Buckingham?"

„Der Herr Herzog erweist mir die Ehre, mich seinen Freund zu nennen, seitdem wir uns in Frankreich gesehen."

„Ihr seid also einfache Bekannte?"

„Nein, denn Herr von Buckingham ist der innige Freund eines Edelmanns, den ich wie meinen Bruder liebe."

„Des Herrn Grafen von Guiche?"

„Ja, mein Fräulein."

„Der die Frau Herzogin von Orleans liebt."

„Oh! was sagt Ihr da!"

„Und der von ihr geliebt wird," fuhr die junge Frau ruhig fort.

Raoul neigte das Haupt; seufzend sprach Miß Grafton.

„Sie sind sehr glücklich . . . Höret, verlaßt mich, Herr von Bragelonne; denn Herr von Buckingham hat Euch einen ärgerlichen Auftrag gegeben, indem er mich Euch als Gesellschafterin auf dem Spaziergang anbot. Euer Herz ist anderswo, und Ihr gönnt mir kaum das Almosen Eures Geistes. Gesteht es, gesteht es . . . Es wäre schlimm von Euch, Vicomte, wenn Ihr es nicht gestehen würdet."

„Mein Fräulein, ich gestehe es."

Sie schaute ihn an.

Er war so einfach und so schön, sein Auge hatte so viel Durchsichtigkeit, so viel sanfte Freimüthigkeit und Entschlossenheit, daß es einer so ausgezeichneten Frau,

wie es Mary war, nicht einfallen konnte, der junge Mann sei ein Unhöflicher oder ein Alberner.

Sie sah nur, er liebe eine andere Frau als sie in der ganzen Aufrichtigkeit seines Herzens.

„Ja, ich begreife," sagte sie, „Ihr liebet in Frankreich."

Raoul verbeugte sich.

„Kennt der Herzog diese Liebe?"

„Niemand kennt sie," antwortete Raoul.

„Und warum sagt Ihr es mir?"

„Mein Fräulein . . ."

„Auf, sprecht!"

„Ich kann nicht."

„So muß ich denn der Erklärung entgegenkommen; Ihr wollt mir nichts sagen, weil Ihr nun überzeugt seid, ich liebe den Herzog nicht, weil Ihr seht, daß ich Euch vielleicht geliebt hätte, weil Ihr ein Edelmann voll Gemüth und Zartgefühl, und weil Ihr statt, und wäre es auch nur um Euch einen Augenblick zu zerstreuen, statt eine Hand zu nehmen, die man der Eurigen näherte, statt meinem Mund zuzulächeln, der Euch lächelte, es vorzoget, Ihr, der Ihr jung seid, mir, die ich schön bin, zu sagen:

„„Ich liebe in Frankreich.""

„Wohl, ich danke Euch, Herr von Bragelonne, Ihr seid ein edler Mann und ich liebe Euch um so mehr . . . in Freundschaft. Sprechen wir nun nicht mehr von mir, sprechen wir von Euch. Vergeßt, daß Miß Grafton mit Euch von sich gesprochen hat; sagt mir, warum Ihr traurig seid, warum Ihr es seit einigen Tagen noch mehr seid."

Raoul war bis in die Tiefe seines Herzens bewegt bei dem sanften, traurigen Ton dieser Stimme und konnte kein Wort der Erwiederung finden; das Mädchen kam ihm abermals zu Hülfe und sprach:

„Beklagt mich. Meine Mutter war Französin. Ich kann also sagen, daß ich dem Blute und dem Gemüthe nach Französin bin. Doch über dieser Gluth schweben

beständig die Nebel und die Traurigkeit Englands. Zuweilen mache ich goldene Träume von zauberhaften Glückseligkeiten, plötzlich aber kommt der Nebel, dehnt sich über meinem Traum aus und vertilgt ihn. Auch diesmal ist es so gewesen. Verzeiht, genug hierüber; gebt mir Eure Hand und theilt Euren Kummer einer Freundin mit."

„Ihr seid Französin, sagt Ihr, dem Blute und dem Gemüthe nach?"

„Ja, ich wiederhole es, nicht nur war meine Mutter eine Französin, sondern ich wurde auch in Paris erzogen, da mein Vater, als Freund von Karl I., während des Prozesses des Fürsten und so lange der Protector lebte, sich als Verbannter in Frankreich aufhielt; bei der Thronbesteigung von Karl II. kehrte mein Vater nach England zurück, um sogleich darauf zu sterben, der arme Vater! Da machte mich König Karl zur Herzogin und vervollständigte mein Erbgut."

„Habt Ihr noch einen Verwandten in Frankreich?" fragte Raoul mit tiefer Theilnahme.

„Ich habe eine Schwester, welche sieben oder acht Jahre älter als ich; sie hat sich in Frankreich verheirathet und ist schon Witwe, sie heißt Frau von Bellière."

Raoul machte eine Bewegung.

„Kennt Ihr sie?"

„Ich habe diesen Namen nennen hören."

„Sie liebt auch, und ihre letzten Briefe sagen mir, sie sei glücklich, folglich wird sie geliebt. Ich, Herr von Bragelonne, habe die Hälfte ihrer Seele, aber ich habe nicht die Hälfte ihres Glückes. Doch sprechen wir von Euch. Wen liebt Ihr in Frankreich?"

„Ein Mädchen sanft und weiß wie eine Lilie."

„Warum seid Ihr aber traurig, wenn sie Euch liebt?"

„Man hat mir gesagt, sie liebe mich nicht mehr."

„Ihr glaubt es hoffentlich nicht?"

„Derjenige, welcher mir schrieb, hat seinen Brief nicht unterzeichnet.“

„Eine anonyme Angeberei. Oh! das ist ein Verrath!“ rief Miß Grafton.

„Nehmt,“ sagte Raoul, indem er dem Mädchen ein Billet reichte, das er hundertmal gelesen hatte.

Mary Grafton nahm das Billet und las:

„„Vicomte, Ihr habt Recht, Euch dort mit den schönen Damen von Karl II. zu belustigen; denn am Hofe von Ludwig XIV. belagert man Euch im Schlosse Eurer Liebe. Bleibt also für immer in London, armer Vicomte, oder kommt rasch nach Paris zurück.““

„Keine Unterschrift,“ sagte Miß Mary.

„Ihr glaubt also nicht?“

„Ja, doch hier ist ein zweiter Brief.“

„Von wem?“

„Von Herrn von Guiche.“

„Oh! das ist etwas Anderes. Und dieser Brief sagt Euch?“

„Leset.“

„„Mein Freund, ich bin verwundet, krank. Kommt zurück, Raoul, kommt zurück.““

„Guiche.“

„Und was gedenkt Ihr zu thun?“ fragte das Mädchen mit beklommenem Herzen.

„Als ich diesen Brief empfing, war es meine Absicht, sogleich vom König Abschied zu nehmen.“

„Wann habt Ihr den Brief erhalten?“

„Vorgestern.“

„Er ist von Fontainebleau datirt.“

„Nicht wahr, das ist seltsam? der Hof befindet sich in Paris. Nun, ich wäre abgereist. Als ich aber mit dem König hievon sprach, lachte er und sagte zu mir: „„Mein Herr Botschafter, wie kommt es, daß Ihr abreisen wollt? Ruft Euch Euer Herr zurück?““ Ich erröthete und verlor die Fassung, denn der König hat

nich wirklich hieher geschickt und ich habe keinen Be-
ehl zur Rückkehr erhalten."

Mary faltete nachdenkend die Stirne.

„Und Ihr bleibt?" fragte sie.

„Ich muß, mein Fräulein."

„Und diejenige, welche Ihr liebt?"

„Nun?"

„Schreibt sie Euch?"

„Nie."

„Nie! Ah! sie liebt Euch also nicht?"

„Sie hat mir wenigstens seit meiner Abreise nicht
eschrieben."

„Schrieb sie Euch früher?"

„Zuweilen. Oh! ich hoffe, sie wird ein Hinderniß
ehabt haben."

„Stille, da kommt der Herzog."

Buckingham erschien wirklich, allein und lächelnd,
m Ende der Allee; er kam langsam und reichte den
wei Sprechenden die Hände.

„Habt Ihr Euch verständigt?" fragte er.

„Worüber?" sagte Miß Mary.

„Ueber das, was Euch, theure Mary, glücklich und
Raoul minder unglücklich machen kann."

„Ich verstehe Euch nicht, Mylord," sagte Raoul.

„Soll ich Euch mein Gefühl vor diesem Herrn
usspechen?" fragte Buckingham lächelnd.

„Wollt Ihr damit sagen," erwiederte das Mädchen
oll Stolz, „wollt Ihr damit sagen, ich sei geneigt ge-
vesen, Herrn von Bragelonne zu lieben, so ist dies un-
öthig, denn ich habe es ihm selbst gesagt."

Buckingham dachte nach und sprach, ohne aus der
Fassung zu kommen, wie sie es erwartete:

„Weil ich Euch als einen zarten Geist und beson-
ers als ein redliches Gemüth kenne, ließ ich Euch bei
Herrn von Bragelonne, dessen krankes Herz unter den
Händen eines Arztes, wie Ihr seid, genesen kann."

„Aber Mylord, ehe Ihr mir vom Herzen von Herrn

von Bragelonne sprachet, sprachet Ihr mir von dem Eurigen. Soll ich zwei Herzen zugleich heilen?"

„Es ist wahr, Miß Mary, Ihr laßt mir die Gerechtigkeit widerfahren, daß ich bald eine unnütze Verfolgung aufgegeben habe, da ich erkannte, daß meine Wunden unheilbar."

Mary sammelte sich einen Augenblick und sprach dann:

„Mylord, Herr von Bragelonne ist glücklich. Er liebt, man liebt ihn; er bedarf also keines Arztes meiner Art."

„Herr von Bragelonne steht am Vorabend einer schweren Krankheit," entgegnete Buckingham, „und es ist mehr als je Bedürfniß für ihn, daß man sein Herz pflege."

„Erklärt Euch, Mylord!" sagte Raoul lebhaft.

„Nein, nein, allmälig will ich mich erklären, doch wenn Ihr es wünscht, werde ich Miß Mary sagen, was Ihr nicht hören könnt."

„Mylord, Ihr spannt mich auf die Folter, Mylord, Ihr wißt etwas."

„Ich weiß, daß Miß Mary Graffton der reizendste Gegenstand ist, den ein krankes Herz auf seinem Wege finden kann."

„Mylord, ich habe Euch schon einmal gesagt, der Vicomte von Bragelonne liebe anderswo," versetzte das Mädchen.

„Er hat Unrecht."

„Ihr wißt es also, Herr Herzog, Ihr wißt, daß ich Unrecht habe?"

„Ja."

„Aber wen liebt er denn?" rief Miß Mary.

„Er liebt eine seiner unwürdige Frau," erwiederte Buckingham mit dem Phlegma, das ein Engländer allein in seinem Herzen und in seinem Kopfe schöpft.

Miß Mary Graffton stieß einen Schrei aus, der nicht minder, als die von Buckingham ausgesprochenen

Worte, die Wangen von Bragelonne vor Bestürzung erbleichen und seinen Körper vor Schrecken beben machte.

„Herzog," rief er, „Ihr habt Worte gesprochen, deren Erklärung ich ohne eine Secunde Verzug in Paris suchen will."

„Ihr werdet bleiben," sagte Buckingham.

„Ich!"

„Ja, Ihr."

„Und warum dies?"

„Weil Ihr nicht das Recht habt, abzureisen und man nicht den Dienst eines Königs für den einer Frau verläßt, und wäre sie auch würdig, geliebt zu werden, wie es Mary Graffton ist."

„Unterrichtet mich also."

„Das will ich wohl. Doch werdet Ihr bleiben?"

„Ja, wenn Ihr offenherzig mit mir sprecht?"

Buckingham war ohne Zweifel im Begriff, zu sagen, nicht wie sich Alles verhielt, sondern was er Alles wußte, als ein Lackei des Königs am Ende der Terrasse erschien und auf das Cabinet zuging, wo der König mit Miß Lucy Stewart war.

Dieser Mensch schritt einem bestaubten Courrier voran, der erst vor einigen Augenblicken abgestiegen zu sein schien.

„Der Courrier von Frankreich! der Courrier von Madame!" rief Raoul, als er die Livree der Herzogin erkannte.

Der Diener und der Courrier ließen dem König Meldung machen, während der Herzog und Miß Graffton einen Blick des Einverständnisses wechselten.

XXIV.

Der Courrier von Madame.

Karl II. war eben im Zuge, Miß Stewart zu beweisen, daß er sich nur mit ihr beschäftige; er versprach ihr dem zu Folge eine Liebe der ähnlich, wie sie sein Ahnherr Heinrich IV. für Gabriele gehabt hatte.

Zu seinem Unglück benützte Karl II. hiezu einen schlimmen Tag, einen Tag, an dem es sich Miß Stewart in den Kopf gesetzt hatte, ihn eifersüchtig zu machen.

Statt sich durch sein Versprechen erweichen zu lassen, wie er es erwartet hatte, brach sie auch in ein Gelächter aus.

„Oh! Sire, Sire," rief sie unter dem Gelächter, „hätte ich das Unglück, von Euch einen Beweis dieser Liebe zu verlangen, wie leicht wäre es, zu sehen, daß Ihr lügt."

„Höret," erwiederte Karl, „Ihr kennt meine Cartons von Raphael; Ihr wißt, welchen Werth ich darauf lege; die Welt beneidet mich darum, das wißt Ihr auch. Mein Vater ließ sie durch Van Dyck ankaufen. Soll ich sie noch heute in Eure Wohnung tragen lassen?"

„Oh! nein," rief das Mädchen, „hütet Euch wohl, Sire, ich wohne zu enge, um solche Gäste zu beherbergen."

„Dann schenke ich Euch Hampton Court, um die Cartons unterzubringen."

„Seid minder freigebig, Sire, und liebet länger, das ist Alles, was ich von Euch fordere."

„Ich werde Euch immer lieben; ist das nicht genug?"

„Ihr lacht, Sire."

„Soll ich denn weinen?“

„Nein, aber ich möchte Euch gern ein wenig schwer=
müthiger sehen.“

„Gott bewahre mich, meine Schöne, ich bin es
lange genug gewesen, vierzehn Jahre der Verbannung,
der Armuth, des Elends; mir schien das eine abbezahlte
Schuld zu sein, und dann macht die Traurigkeit häß=
lich.“

„Nicht doch, seht den jungen Franzosen an.“

„Oh! der Vicomte von Bragelonne! Ihr also
auch! Gott verdamme mich! sie werden sich alle hinter=
einander wahnsinnig in ihn verlieben! Er hat übrigens
Ursache, schwermüthig zu sein!“

„Warum dies?“

„Oh! ja wohl, ich muß Euch am Ende die Staats=
geheimnisse offenbaren.“

„Ihr müßt, wenn ich will, da Ihr Euch bereit
erklärt habt, Alles zu thun, was mir beliebt.“

„Wohl denn! er ist verdrießlich über seine Hei=
math. Seid Ihr zufrieden?“

„Er ist verdrießlich?“

„Ja, ein Beweis, daß er ein Einfaltspinsel ist.“

„Wie! ein Einfaltspinsel?“

„Allerdings! Begreift Ihr das? Ich erlaube ihm,
Miß Mary Graffton zu lieben, und er ist verdrießlich.“

„Gut! es scheint, wäret Ihr nicht von Miß Lucy
Stewart geliebt, so würdet Ihr Euch dadurch trösten,
daß Ihr Miß Mary Graffton liebtet.“

„Ich sage das nicht; vor Allem wißt Ihr wohl,
daß Mary Graffton mich nicht liebt; man tröstet sich
aber über eine verlorene Liebe nur durch eine gefundene
Liebe. Doch ich wiederhole, es handelt sich nicht um
mich, sondern um diesen jungen Mann. Sollte man
nicht glauben, diejenige, welche er verläßt, sei eine He=
lena, wohl verstanden, eine Helena von Paris?“

„Er verläßt also Jemand?“

„Das heißt, man verläßt ihn.“

„Armer Junge! im Ganzen, schlimm von ihm.“

„Warum schlimm?“

„Ja; warum geht er?“

„Glaubt Ihr, er gehe freiwillig?“

„Er ist also gezwungen?“

„Meine liebe Stewart, er hat Paris auf Befehl verlassen.“

„Auf wessen Befehl?“

„Rathet.“

„Auf Befehl des Königs?“

„Ganz richtig.“

„Ah! Ihr öffnet mir die Augen.“

„Sagt wenigstens nichts.“

„Ihr wißt wohl, daß ich hinsichtlich der Verschwiegenheit den Werth eines Mannes habe. Der König schickt ihn also weg?“

„Ja.“

„Und während seiner Abwesenheit nimmt er ihm seine Geliebte?“

„Ja. Und begreift, statt dem König zu danken, jammert das arme Kind!“

„Dem König dafür danken, daß er ihm seine Geliebte stiehlt! Oh! Sire, was Ihr da sagt, ist nicht galant gegen die Frauen im Allgemeinen und gegen die Geliebtinnen insbesondere.“

„Ei! seht Ihr das denn nicht ein! Wäre diejenige, welche ihm der König raubt, eine Miß Graffton oder eine Miß Stewart, so würde ich seine Ansicht theilen und ihn nicht einmal verzweiflungsvoll genug finden, aber es ist ein kleines, mageres, hinkendes Mädchen ... Zum Teufel mit der Treue! wie man in Frankreich sagt, die Reiche um der Armen willen, die Liebende um der Betrügenden willen ausschlagen, hat man das je gesehen?“

„Glaubt Ihr, Mary hege im Ernste das Verlangen, dem Vicomte zu gefallen, Sire?“

„Ja, ich glaube es.“

„Wohl! der Vicomte wird sich an England gewöhnen. Mary hat einen guten Kopf, und wenn sie will, will sie fest."

„Meine liebe Miß Stewart, wenn sich der Vicomte in unserem Lande acclimatisirt, so ist dies noch nicht lange her; erst vorgestern hat er mich um die Erlaubniß gebeten, es verlassen zu dürfen."

„Und Ihr habt sie ihm verweigert?"

„Ich glaube wohl, dem König, meinem Schwager, ist zu viel an seiner Abwesenheit gelegen, und ich setze meine Eitelkeit darein, daß er hier bleibt; man soll nicht sagen, ich habe diesem jungen Mann vergebens die edelste und süßeste Lockspeise Englands vorgesetzt."

„Ihr seid zu artig, Sire," erwiederte Miß Stewart mit einer reizenden Mundverziehung.

„Ich zähle Miß Stewart nicht," entgegnete der König, „das ist ein königlicher Köder, und da ich meine Hand nach ihm ausgestreckt habe, so wird hoffentlich kein Anderer darnach trachten; ich sage also, ich werde nicht vergebens mit diesem jungen Mann geliebäugelt haben: er wird hier bleiben und sich bei uns verheirathen, oder Gott soll mich verdammen!"

„Und ich hoffe, daß er, ist er einmal verheirathet, statt Eurer Majestät zu grollen, dankbar sein wird, denn alle Welt beeifert sich, ihm zu gefallen, selbst Herr von Buckingham, der, was ins Unglaubliche geht, vor ihm zurücktritt."

„Und selbst Miß Stewart, die ihn einen reizenden Cavalier nennt."

„Höret, Sire, Ihr habt mir Miß Graffton genug gepriesen, laßt mir Herrn von Bragelonne ein wenig hingehen. Doch saget, Sire, Ihr seid seit einiger Zeit von einer Güte, die mich in Erstaunen setzt, Ihr denkt an die Abwesenden, Ihr verzeiht Beleidigungen, Ihr seid beinahe vollkommen. Welchem Umstand habe ich dies zuzuschreiben?"

Lachend erwiederte Karl II.:

„Dem, daß Ihr Euch lieben laßt."

„Oh! das muß eine andere Ursache haben."

„Ich verbinde meinen Schwager Ludwig XIV."

„Gebt mir noch eine andere an."

„Wohl denn! der wahre Beweggrund ist, daß Herr von Buckingham mir diesen jungen Mann empfohlen und zu mir gesagt hat:

„„Sire, ich fange an zu Gunsten von Herrn von Bragelonne auf Miß Graffton zu verzichten, macht es wie ich.""

„Oh! der Herzog ist in der That ein würdiger Edelmann."

„Ah! ja wohl, erhitzt Euch nun den Kopf für Buckingham. Es scheint, Ihr wollt mir heute die Verdammniß bringen?"

In diesem Augenblick kratzte man an der Thüre.

„Wer erlaubt sich, uns zu stören?" rief Karl voll Ungeduld.

„In der That, Sire," sagte Stewart, „das ist Einer, der sich die größte Abgeschmacktheit erlaubt, und um Euch dafür zu bestrafen . . ."

Sie ging an die Thüre und öffnete sie.

„Ah! es ist ein Bote von Frankreich," rief Miß Stewart.

„Ein Bote von Frankreich, von meiner Schwester vielleicht," versetzte Karl.

„Ja, Sire, ein außerordentlicher Bote," antwortete der Huissier.

„Tretet ein, tretet ein," sprach Karl.

Der Courrier trat ein.

„Ihr habt einen Brief von der Frau Herzogin von Orleans?" fragte der König.

„Ja Sire," antwortete der Courrier, „und zwar einen so dringenden, daß ich nur sechs und zwanzig Stunden gebraucht habe, um ihn Eurer Majestät zu

überbringen, und dabei habe ich noch drei Viertelstunden in Calais verloren."

„Man wird für Euren Eifer erkenntlich sein," sagte der König.

Und er öffnete den Brief.

Dann schlug er ein schallendes Gelächter auf und rief:

„In der That, nun ist mir die Sache ganz unbegreiflich."

Und er las den Brief zum zweiten Mal.

Miß Stewart nahm zum Schein eine Haltung voll Bescheidenheit an und bezwang ihre glühende Neugierde.

„Francis, sagte der König zu seinem Diener, „man reiche diesem braven Burschen Erfrischungen und lasse ihn schlafen gehen, und morgen beim Erwachen finde er an seinem Bette ein Säckchen mit fünfzig Pfund."

„Sire . . ."

„Gehe, mein Freund, gehe: meine Schwester hatte Recht, Dir Eile zu empfehlen, die Sache ist dringend."

Und er lachte stärker als je.

Der Bote, der Kammerdiener und selbst Miß Stewart wußten nicht, welche Haltung sie beobachten sollten.

„Oh!" rief der König, indem er sich in seinem Lehnstuhl zurückwarf, „und wenn ich bedenke, daß Du.. wie viel Pferde zu Tode geritten hast?"

„Zwei."

„Zwei Pferde, um diese Nachricht zu überbringen! Es ist gut, gehe, mein Freund, gehe."

Der Courrier ging mit dem Kammerdiener ab.

König Karl II. trat an das Fenster, öffnete es, neigte sich hinaus und rief: „Herzog, Herzog Buckingham, mein lieber Buckingham, kommt."

Der Herzog lief eiligst herbei; als er aber die Thürschwelle erreicht hatte und Miß Stewart erblickte, zögerte er, einzutreten.

„Komm doch und mache die Thüre zu, Herzog."

Der Herzog gehorchte und näherte sich lächelnd dem König, als er diesen in so heiterer Laune sah.

„Nun, mein lieber Herzog, wie weit bist Du mit Deinem Franzosen?"

„Ah! ich bin in Beziehung auf ihn in der reinsten Verzweiflung, Sire."

„Und warum?"

„Weil die anbetungswürdige Miß Graffton ihn heirathen will und er nicht will."

„Dieser Franzose ist also ein Böotier!" rief Miß Stewart: „er sage ja oder nein, und damit sei es zu Ende."

„Miß Stewart," erwiederte Buckingham mit ernstem Tone, „Ihr wißt oder Ihr müßt wissen, daß Herr von Bragelonne anderswo liebt."

„Dann kann nichts einfacher sein," sprach der König Miß Stewart zu Hülfe kommend: „er sage nein."

„Oh! ich bewies ihm, er habe Unrecht, nicht ja zu sagen."

„Du hast ihm also gestanden, seine la Vallière betrüge ihn?"

„Meiner Treue, ja, geradezu."

„Und was hat er gethan?"

„Er hat einen Sprung gemacht, als wollte er über den Kanal setzen."

„Ah!" sagte Miß Stewart, „er hat doch etwas gethan; das ist ein Glück."

„Aber ich habe ihn zurückgehalten," fuhr Buckingham fort: „ich habe ihn mit Miß Mary in den Kampf gestellt, und ich hoffe nun, daß er nicht abreisen wird, wie es seinen Aeußerungen nach seine Absicht war."

„Er gab die Absicht zu reisen kund!" rief der König.

„Einen Augenblick zweifelte ich, ob irgend eine menschliche Macht im Stande wäre, ihn zurückzuhalten, doch die Augen von Miß Mary sind auf ihn gerichtet, und er wird bleiben."

„Hierin täuschest Du Dich, Buckingham," sagte der König abermals geräuschvoll lachend, „dieser Unglückliche ist prädestinirt."

„Prädestinirt, wozu?"

„Betrogen zu werden, was im Ganzen nichts ist, wenn man aber ihn sieht, viel ist."

„In der Entfernung und mit Hülfe von Miß Graffton wird der Schlag parirt werden."

„Keines Wegs, hier werden weder die Entfernung, noch Miß Graffton ins Mittel treten. Bragelonne reist in einer Stunde nach Paris ab."

Buckingham bebte. Miß Stewart riß die Augen weit auf.

„Aber, Sire, Eure Majestät weiß wohl, daß dies unmöglich ist," sagte der Herzog."

„Das heißt, mein lieber Herzog, es ist nur unmöglich, daß das Gegentheil geschieht."

„Sire, denkt Euch, daß dieser junge Mann ein Löwe ist."

„Ich glaube es nicht, Villiers."

„Daß sein Zorn furchtbar."

„Ich ziehe das nicht in Abrede, mein Freund."

„Wenn er sein Unglück von Nahem sieht, wehe dem Urheber dieses Unglücks!"

„Es mag sein; doch was soll ich thun?"

„Und wäre es der König, ich stünde nicht für ihn!" rief Buckingham.

„Oh! der König hat Musketiere, um ihn zu bewachen," entgegnete Karl mit ruhigem Tone: „ich weiß das, ich, der ich in Blois antichambrirt habe. Er hat Herrn d'Artagnan, Teufel! das ist ein Wächter! Siehst Du, ich würde mir zwanzig Zörne, wie die von Deinem Bragelonne, gefallen lassen, hätte ich vier Wächter wie Herrn d'Artagnan."

„Oh! Eure Majestät, die so gut ist, überlege doch," sagte Buckingham.

„Hier," sagte Karl II., indem er dem Herzog den

Brief reichte, „lies und antworte Du selbst. Was würdest Du an meiner Stelle thun?“

Buckingham nahm langsam den Brief von Madame und las vor Aufregung zitternd folgende Worte:

„Euch zu Liebe, mir zu Liebe, für die Ehre und das Heil Aller schickt Herrn von Bragelonne sogleich nach Frankreich zurück.

„Eure ergebene Schwester

„Henriette.“

„Was sagst Du dazu, Villiers?“

„Meiner Treue, ich sage nichts,“ erwiederte der Herzog ganz erstaunt.

„Würdest Du mir etwa rathen, meiner Schwester nicht zu gehorchen, während sie mit solcher Dringlichkeit zu mir spricht?“

„Oh! nein Sire, doch . . .“

„Du hast die Nachschrift nicht gelesen, Villiers, sie steht unter dem Bug und ist mir Anfangs selbst entgangen, lies.“

Der Herzog hob wirklich einen Bug auf, der diese Zeile verbarg.

„Tausend freundliche Grüße an diejenigen, welche mich lieben.“

Die erbleichende Stirne des Herzogs beugte sich auf den Brief; das Blatt zitterte in seinen Fingern, als ob sich das Papier in dickes Blei verwandelt hätte.

Der König wartete einen Augenblick und sprach dann, als er sah, daß Buckingham stumm blieb:

„Er verfolge also sein Geschick, wie wir das unserige verfolgen; jeder erduldet seine Leidenschaft auf dieser Welt, ich habe die meinige gehabt, ich habe die der Meinigen gehabt und ein doppeltes Kreuz getragen! Zum Teufel nun mit den Sorgen! Villiers, hole mir diesen Cavalier!“

Der Herzog öffnete die Gitterthüre des Cabinets,

zeigte dem König Raoul und Mary, die neben einander gingen, und sprach:

„Oh! Sire, welche Grausamkeit gegen die arme Miß Graffton!"

„Vorwärts, rufe," sagte Karl II., indem er seine schwarzen Brauen zusammenzog, „es ist also alle Welt hier sentimental? Ah! gut, nun trocknet sich Miß Stewart die Augen. Verdammter Franzose!"

Der Herzog rief Raoul, nahm die Hand von Miß Graffton und führte sie vor das Cabinet des Königs.

„Herr von Bragelonne," sagte Karl II., „batet Ihr mich nicht vorgestern um Erlaubniß, nach Paris zurückkehren zu dürfen?"

„Ja, Sire," antwortete Raoul, den dieser Eingang sogleich ganz betäubte.

„Wohl, mein lieber Vicomte, ich habe es Euch, glaube ich, abgeschlagen?"

„Ja, Sire."

„Und Ihr seid mir darum böse gewesen?"

„Nein, Sire, denn Eure Majestät schlug es mir gewiß aus trefflichen Gründen ab; Eure Majestät ist zu weise und zu gut, um nicht Alles, was sie thut, wohl zu thun."

„Ich gab Euch, glaube ich, als Grund an, der König von Frankreich habe Euch nicht zurückgerufen."

„Ja, Sire, Ihr antwortetet mir das in der That."

„Wohl! ich habe nachgedacht, Herr von Bragelonne; hat Euch der König wirklich die Rückkehr nicht fest bestimmt, so hat er mir doch empfohlen, Euch den Aufenthalt in England angenehm zu machen; wenn Ihr mich nun abreisen zu dürfen batet, so geschah dies, weil Euch der Aufenthalt in England nicht angenehm war."

„Ich habe das nicht gesagt, Sire."

„Nein, doch Euer Gesuch bezeichnete wenigstens, ein anderer Aufenthalt wäre Euch angenehmer, als dieser."

In diesem Augenblick wandte sich Raoul nach der Thüre um, an deren Einfassung Miß Grafton bleich und entstellt sich anlehnte.

Ihr Arm ruhte auf dem Arm von Buckingham.

„Ihr antwortet nicht," fuhr Karl fort, „das französische Sprüchwort ist bestimmt: Wer nichts sagt, gibt zu. Wohl denn, Herr von Bragelonne, ich sehe mich im Stande, Euch zufrieden zu stellen; Ihr könnt, wenn Ihr wollt, nach Frankreich abreisen, ich bevollmächtige Euch hiezu."

„Sire!" rief Raoul.

„Oh!" seufzte Mary, den Arm von Buckingham pressend.

„Ihr könnt diesen Abend in Dover sein," fuhr der König fort, „die Fluth steigt Morgens um zwei Uhr."

Raoul stammelte ganz erstaunt ein paar Worte, welche die Mitte zwischen dem Dank und der Entschuldigung hielten.

„Ich sage Euch also Lebewohl, Herr von Bragelonne, und wünsche Euch jegliche Wohlfahrt," sprach der König aufstehend: „Ihr werdet mir das Vergnügen bereiten, zum Andenken an mich diesen Diamant zu behalten, den ich zu einem Brautschmuck bestimmte."

Miß Grafton schien einer Ohnmacht nahe.

Raoul empfing den Diamant; indem er ihn in Empfang nahm, fühlte er seine Kniee zittern.

Er richtete einige Danksagungen an den König, ein paar Worte an Miß Stewart und suchte Buckingham, um sich von ihm zu verabschieden.

Der König benützte diesen Augenblick, um zu verschwinden.

Raoul fand den Herzog damit beschäftigt, daß er den Muth von Miß Grafton zu heben suchte.

„Mein Fräulein, ich flehe Euch an, heißt ihn bleiben," flüsterte Buckingham.

„Ich sage ihm, er möge abreisen," erwiederte Miß Graffton, sich wiederbelebend; „ich gehöre nicht zu den Frauen, die mehr Stolz, als Herz haben; liebt man ihn in Frankreich, so kehre er nach Frankreich zurück und segne mich, mich, die ich ihm sein Glück zu suchen gerathen haben werde. Liebt man ihn dagegen nicht mehr, so komme er wieder zu uns, ich werde ihn noch lieben, und sein Unglück wird ihn in meinen Augen nicht erniedrigt haben. Im Wappen meines Hauses steht, was Gott in mein Herz gegraben hat:

Habenti parum, egenti omnia.

„Den Reichen wenig, den Armen Alles."

„Mein Freund," sagte Buckingham, „ich bezweifle, ob Ihr dort den Ersatz für das findet, was Ihr hier zurücklaßt."

„Ich glaube oder ich hoffe wenigstens, daß das, was ich liebe, meiner würdig ist," erwiederte Raoul mit düsterer Miene; „ist es aber wahr, daß ich eine unwürdige Liebe hege, wie Ihr mir zu verstehen zu geben versuchtet, Herr Herzog, so werde ich sie aus meinem Herzen reißen, und müßte ich mein Herz mit der Liebe ausreißen."

Mary Graffton schlug die Augen mit einem Ausdruck unaussprechlichen Mitleids zu ihm auf.

Raoul lächelte traurig und sprach:

„Mein Fräulein, der Diamant, den mir der König schenkt, war für Euch bestimmt, laßt mir ihn Euch anbieten: heirathe ich in Frankreich, so schickt mir denselben zurück, heirathe ich nicht, so behaltet ihn."

Und er verbeugte sich und ging weg.

„Was will er damit sagen?" dachte Buckingham, während Raoul Miß Mary ehrfurchtsvoll die eisige Hand drückte.

Miß Mary begriff den Blick, den Buckingham auf sie heftete.

„Wenn es ein Brautring wäre, würde ich ihn annehmen?" sagte sie.

„Ihr stellt es ihm aber doch frei, zu G
zukehren?"

„Oh! Herzog," rief Mary schluchzend,
wie ich wird nie zum Troste für einen Ma
genommen."

„Ihr denkt also, er werde nicht zurü

„Niemals," antwortete Miß Grafton r
Stimme.

„Nun wohl! ich sage Euch, daß er
Glück zerstört, seine Braut verloren . . .
sogar angetastet finden wird. Was wird i
was Eure Liebe aufwiegt? Oh! sprecht, !
die Ihr Euch selbst kennt?"

Miß Grafton legte ihre weiße Hand (
von Buckingham, und während Raoul durch
allee mit einer schwindelartigen Schnelligk
sprach sie mit sterbender Stimme den Ver
meo und Julie:

„Nur Eile rettet mich, Verzug ist sich

Als sie das letzte Wort gesprochen,
entflohen.

Miß Grafton kehrte bleicher und schwe
ein Schatten nach Hause zurück.

Buckingham benützte den Courrier, der
an den König gebracht hatte, um an Made
den Grafen von Guiche zu schreiben.

Der König hatte die Wahrheit gesagt.
Uhr war die Fluth hoch und Raoul schiffte
Frankreich ein.

XXV.

Saint-Aignan befolgt den Rath von Malicorne.

Der König überwachte das Portrait von la Vallière mit einem Eifer, der eben so wohl vom Verlangen, es ähnlich zu sehen, als von der Absicht, dieses Portrait lange dauern zu machen, herrührte.

Man mußte ihn sehen, wie er dem Pinsel folgte, auf die Vollendung eines Entwurfes oder das Resultat einer Färbung wartete und dem Maler verschiedene Abänderungen anrieth, zu denen derselbe mit ehrfurchtsvoller Gelehrigkeit einwilligte.

Hatte der Maler nach dem Rathe von Malicorne ein wenig gezögert, hatte sich Saint-Aignan eine kleine Abwesenheit gemacht, dann mußte man es sehen, was aber Niemand sah, dieses ausdrucksvolle Stillschweigen, das in einem Seufzer zwei Seelen einigte, welche sehr geneigt, sich zu verstehen, und sehr sehnsüchtig nach Ruhe und Meditation.

Dann vergingen die Minuten wie durch Zauber; der König näherte sich seiner Geliebten und versengte sie durch das Feuer seines Blickes, durch die Berührung seines Athems.

Wurde ein Geräusch im Vorzimmer hörbar, kam der Maler, kehrte Saint-Aignan unter Entschuldigungen zurück, so fing der König an zu sprechen, la Vallière antwortete ihm hastig, und ihre Augen sagten Saint-Aignan, sie haben während seiner Abwesenheit ein Jahrhundert gelebt.

Mit einem Wort, Malicorne, dieser Philosoph, ohne

Bei den Polstern liegend, auf denen sie ruhte, den Kopf auf den Schooß seiner Geliebten geneigt, so gleichsam in ein Asyl versetzt, aus dem man ihn nicht vertreiben konnte, schaute Ludwig la Vallière an, und als wäre der Augenblick gekommen, wo nichts sich mehr zwischen diese zwei Seelen zu stellen vermöchte, verschlang sie ihn nun mit den Blicken.

Da löste sich aus ihren so sanften, so reinen Augen eine beständig sprühende Flamme, deren Strahlen das Herz ihres königlichen Geliebten suchten, um es einmal zu erwärmen und dann zu verzehren.

Entzückt durch die Berührung der zitternden Kniee, bebend vor Glück, wenn sich die Hand von Louise auf seine Haare senkte, erstarrte der König in dieser Seligkeit und erwartete immer, den Maler eintreten zu sehen.

In dieser schmerzlichen Voraussicht strengte er sich zuweilen an, der Verführung zu entfliehen, die in seine Adern eindrang; er rief den Schlaf des Herzens und der Sinne an, er stieß die bereite Wirklichkeit zurück, um dem Schatten nachzulaufen.

Doch die Thüre öffnete sich weder für Saint-Aignan, noch für den Maler, die Vorhänge knisterten nicht einmal. Ein dumpfes, geheimnißvolles Stillschweigen der Wollust betäubte selbst die Vögel in ihrem vergoldeten Bauer.

Besiegt wandte der König den Kopf um und drückte seinen glühenden Mund in die vereinigten Hände von la Vallière, sie verlor die Vernunft und preßte auf die Lippen ihres Geliebten ihre beiden krampfhaften Hände.

Ludwig sank schwankend auf die Kniee, und da la Vallière ihren Kopf nicht verrückt hatte, so fand sich die Stirne des Königs auf dem Niveau der Lippen der jungen Frau, die in ihrer Entzückung mit einem flüchtigen, sterbenden Kuß die duftenden Haare streifte, die ihre Wangen liebkosten.

Der König nahm sie in seine Arme, und ohne daß

ıd, tauschten sie jenen ersten Kuß, den glü-
, der die Liebe zum Wahnsinn steigert.
der Maler, noch Saint-Aignan kamen an
.
lrt von schwerer und zugleich süßer Trunken-
ie Sinne erfrischt und wie ein langsames
chlaf in den Adern kreisen läßt, den ungreif-
das glückliche Leben hinziehenden Schlaf,
Jolke ähnlich zwischen das vergangene Leben
ünftige Leben der beiden Liebenden.
chooße dieses traumvollen Schlafes beun-
anhaltendes Geräusch zuerst la Vallière,
ie ganz zu erwecken.
ses Geräusch aber fortwährte, da es sich be-
chte, da es die arme, von der Täuschung
ınge Frau an die Wirklichkeit erinnerte, so
ich ganz erschrocken, schön in ihrer Ver-
ıd sagte:
wartet mich Jemand da oben! Ludwig! Lud-
Ihr nicht?"
eht Ihr nicht diejenige, auf welche ich nun
ersetzte der König voll Zärtlichkeit, „nun
Anderen auch auf Euch warten."
ie schüttelte sanft den Kopf und sprach, wäh-
chwere Thränen ihren Augen entstürzten:
rgenes Glück, verborgene Macht . . . mein
schweigen wie mein Herz."
ärmen fing wieder an.
jöre die Stimme von Montalais," sagte sie.
e stieg hastig die Treppe hinauf.
önig ging mit ihr hinauf, denn er konnte
ntschließen, sie zu verlassen, und bedeckte ihre
den Saum ihres Kleides mit Küssen.
a," wiederholte la Vallière, als ihr halber
durch die Fallthüre durchgegangen war, „ja,
von Montalais ruft, es muß etwas Wich-
fallen sein."

„Geht, theure Geliebte, und kommt rasch zurück," sagte der König.

„Oh! heute nicht. Gott befohlen, Sire."

Und sie bückte sich noch einmal, um ihren Geliebten zu küssen, dann entfloh sie.

Montalais wartete wirklich ganz aufgeregt, ganz bleich.

„Geschwinde, geschwinde," sagte sie, „er kommt herauf."

„Wer, wer kommt herauf?"

„Er. Ich sah es vorher."

„Aber wer denn? Du machst mich sterben!"

„Raoul!" murmelte Montalais."

„Ja, ja," rief eine freudige Stimme auf den letzten Stufen der großen Treppe.

La Vallière stieß einen furchtbarrn Schrei aus und stürzte rückwärts.

„Hier bin ich, hier bin ich!" rief Raoul herbeilaufend. „Oh! ich wußte wohl, daß Ihr mich noch liebet!"

La Vallière machte eine Geberde des Schreckens, dann eine Geberde der Verwünschung; sie strengte sich an, zu sprechen, und konnte nur ein Wort artikuliren.

„Nein! nein!" sagte sie. Und sie fiel in die Arme von Montalais und murmelte:

„Kommt mir nicht nahe."

Montalais winkte Raoul, der, wie versteinert auf der Schwelle, nicht einmal einen Schritt mehr in das Zimmer zu machen suchte.

Dann warf sie ihre Blicke nach der Seite des Windschirms und sagte:

„Oh! die Unvorsichtige, die Fallthüre ist noch nicht geschlossen!"

Und sie ging in die Ecke des Zimmers, um zuerst den Windschirm und dann hinter dem Windschirm die Fallthüre zuzumachen.

Doch aus dieser Fallthüre stürzte der König hervor,

er den Schrei von la Vallière gehört hatte und ihr
n Hülfe eilte.

Er kniete vor ihr nieder und bestürmte Montalais,
ie den Kopf zu verlieren anfing, mit Fragen.

Doch in dem Augenblick, wo der König auf die
Kniee fiel, hörte man einen Schmerzensschrei und Tritte
n der Flur. Der König wollte weglaufen, um zu
ehen, wer den Schrei ausgestoßen, von wem das Ge-
äusch der Tritte herrühre.

Montalais suchte ihn abzuhalten, doch vergebens.

Der König verließ la Vallière und ging auf
ie Thüre zu; aber Raoul war schon fern, so daß der
König nur eine Art von Schatten sah, der sich um die
Ecke des Corridor wandte.

XXVI.

Zwei alte Freunde.

Während Jeder bei Hofe an seine Angelegenheiten
achte, begab sich ein Mann geheimnißvoll hinter der
Grève-Platz in ein Haus, das wir schon kennen, weil
wir es an einem Tag des Aufruhres von d'Artagnan
elagert gesehen haben.

Dieses Haus hatte seinen Haupteingang auf der
Place-Baudoyer.

Ziemlich groß, von Gärten umgeben, in der Rue Saint-
Jean von den Buden der Kleinschmiede umgürtet, die
s mit ernsten Blicken hüteten, war es in diesen drei-
achen Wall von Steinen, von Lärmen und von Grün,

wie eine einbalsamirte Mumie in ihrem dreifachen Kasten, eingeschlossen.

Der Mann, von dem wir sprechen, ging mit sicherem Schritt, obgleich er nicht mehr von der ersten Jugend war. Sah man seinen mauerfarbigen Mantel und seinen langen Degen, der diesen Mantel aufhob, so konnte Niemand den Abenteuersucher mißkennen, und beobachtete man den aufwärts gebogenen Schnurrbart, die feine, glatte Haut, die unter dem Sombrero erschien, so konnte man nicht umhin, zu glauben, die Abenteuer müssen galanter Natur sein.

Der Cavalier war kaum in das Haus eingetreten, als es acht Uhr auf Saint-Gervais schlug.

Und zehn Minuten nachher klopfte eine Dame, begleitet von einem bewaffneten Lackei, an derselben Thüre, die ihr alsbald eine alte Zofe öffnete.

Diese Dame hob, als sie eintrat, ihren Schleier auf. Es war keine Schönheit mehr, aber es war noch eine Frau; sie war nicht mehr jung, aber sie war noch behende und rüstig. Sie verbarg unter einer reichen, geschmackvollen Toilette ein Alter, dem Ninon de l'Enclos allein lächelnd Trotz geboten hätte.

Kaum war sie im Vorhaus, als der Cavalier, dessen Züge wir skizzirt haben, auf sie zuging und ihr die Hand reichte.

„Theure Herzogin, guten Morgen,“ sagte er.

„Guten Morgen, mein lieber Aramis,“ erwiederte die Herzogin.

Er führte sie in einen zierlichen, hübsch ausgestalteten Salon, dessen hohe Fenster die durch die schwarzen Gipfel einiger Tannen etwas gemilderten letzten Strahlen des Tages mit Purpur übergoßen.

Beide setzten sich neben einander.

Weder das Eine, noch das Andere, hatte den Gedanken, Licht zu verlangen, und so begruben sie sich in den Schatten, als hätten sie sich gegenseitig in die Vergessenheit begraben wollen.

hevalier," sagte die Herzogin, „Ihr habt seit
Zusammenkunft in Fontainebleau kein Lebens=
mehr von Euch gegeben, und ich gestehe, daß
nwesenheit am Tage, da der Franciscaner starb,
he, daß Eure Einweihung in gewisse Geheim=
ch im höchsten Maße in Erstaunen gesetzt haben."
h kann Euch meine Gegenwart erklären, ich
uch meine Einweihung erklären," erwiederte

or Allem sprechen wir ein wenig von uns,"
bhaft die Herzogin. „Wir sind nun seit langer
te Freunde."
a, Madame, und wenn es Gott gefällt, werden
wenn nicht lange, doch wenigstens immer sein."
as ist gewiß, Chevalier, und mein Besuch zeugt

ir haben jetzt, Frau Herzogin, nicht mehr die=
Interessen wie früher," sprach Aramis lächelnd
rcht in diesem Halbschatten, denn man konnte
ht errathen, sein Lächeln sei minder angenehm
ber frisch, als einst.
eute, Chevalier, haben wir andere Interessen ..
lter bringt die seinigen; und da wir uns heute,
ir plaudern, eben so gut begreifen, wie wir es
aten, ohne zu sprechen, so plaudern wir, wenn
llt."
erzogin, ich bin zu Euren Befehlen. Ah! ver=
ie habt Ihr denn meine Adresse gefunden? Und
habt Ihr sie aufgesucht?"
Warum? Ich habe es Euch gesagt: die Neu=
Ich wollte wissen, was Euer Verhältniß zu
ranciscaner gewesen, mit dem ich zu thun hatte,
auf eine so seltsame Weise gestorben ist. Ihr
daß wir bei unserer Zusammenkunft in Fontai=
, am Fuße des kurz zuvor erst geschlossenen
, beide so bewegt waren, daß wir einander
nvertrauen konnten."

„Ja, Madame."

„Wohl, ich hatte Euch nicht sobald verlassen, als ich es bereute. Ich war stets wißbegierig; nicht wahr, es ist Euch bekannt, daß Frau von Longueville ein wenig ist wie ich?"

„Ich weiß das nicht," erwiederte Aramis discreter Weise.

„Ich erinnerete mich also, daß wir auf jenem Friedhof nichts gesagt hatten, weder Ihr etwas von Eurem Verhältniß zu dem Franciscaner, dessen Beerdigung Ihr überwachtet, noch ich etwas von dem, was ich für ihn war. Dies Alles schien mir unwürdig zweier Freunde wie wir, und ich suchte die Gelegenheit, mich Euch zu nähern, um Euch einen Beweis zu geben, daß ich Euer Eigenthum bin, und daß Marie Michon, die arme Todte, auf Erden einen Schatten voll Gedächtniß zurückgelassen hat."

Aramis neigte sich auf die Hand der Herzogin und hauchte einen galanten Kuß darauf.

„Es muß Euch Mühe gemacht haben, mich aufzufinden?" sagte er.

„Ja," erwiederte sie, ärgerlich, zu dem zurückgeführt zu werden, was Aramis erfahren wollte; „aber ich wußte, daß Ihr ein Freund von Herrn Fouquet und suchte bei diesem.

„Freund!" rief der Chevalier. „Ah! Ihr sagt zu viel, Madame. Ein armer Priester begünstigt durch den großmüthigen Protector, ein Herz voll Dankbarkeit und Treue, das ist Alles, was ich für Herrn Fouquet bin."

„Er hat Euch zum Bischof gemacht."

„Ja, Herzogin."

„Schöner Musketier, das ist Euer Rückzug."

„Wie für Dich die politische Intrigue," dachte Aramis. Laut fügte er bei: „Ihr erkundigtet Euch also bei Herrn Fouquet?"

„Das ging leicht. Ihr waret in Fontainebleau

ei ihm gewesen, Ihr hattet, glaube ich, eine kleine Reise nach Eurer Diözese Belle-Isle-en-Mer gemacht."

„Nein, Madame, nein, meine Diözese ist Vannes."

„Das wollte ich sagen. Ich glaubte nur, Belle-Isle-en-Mer . . ."

„Ist nur ein Haus von Herrn Fouquet."

„Ah! man sagte mir, Belle-Isle sei befestigt; ich weiß aber, daß Ihr ein Kriegsmann seid, mein Freund."

„Ich habe Alles verlernt, seitdem ich der Kirche angehöre," entgegnete Aramis gereizt.

„Genug . . . Ich erfuhr also, Ihr seid von Vannes zurückgekehrt, und schickte zu einem unserer Freunde, dem Herrn Grafen de la Fère."

„Ah!" machte Aramis.

„Er ist verschwiegen und ließ mir antworten, er wisse Eure Adresse nicht."

„Stets Athos," dachte der Bischof: „was gut ist, ist immer gut."

„Ihr wißt nun, daß ich mich hier nicht zeigen kann, und daß die Königin immer etwas gegen mich hat."

„Ja wohl, und ich wundere mich darüber."

„Ah! das rührt von allerlei Gründen her . . . Doch gehen wir darüber weg . . . Ich bin genöthigt, mich zu verbergen; zum Glück begegnete ich d'Artagnan, einem von Euren ehemaligen Freunden, nicht wahr?"

„Einer von meinen gegenwärtigen Freunden."

„Er gab mir Auskunft, er schickte mich zu Herrn von Baisemeaux, dem Gouverneur der Bastille."

Aramis bebte, und seinen Augen entströmte in der Dunkelheit eine Flamme, die er vor seiner hellsehenden Freundin nicht verbergen konnte.

„Herr von Baisemeaux," sagte er, „und warum schickte Euch d'Artagnan zu Herrn von Baisemeaux?"

„Ah! ich weiß es nicht."

„Wie soll ich das verstehen?" fragte der Bischof, alle seine geistigen Kräfte zusammenraffend, um den Kampf würdig auszuhalten.

„Herr von Baisemeaux war Euch verbunden, wie mir Herr d'Artagnan sagte."

„Das ist wahr."

„Und man weiß immer die Adresse eines Gläubigers wie die eines Schuldners."

„Das ist abermals wahr. Und Baisemeaux nannte Euch?"

„Saint-Mandé, wohin ich Euch einen Brief sandte."

„Ich habe ihn hier, und er ist mir kostbar, denn ich verdanke ihm das Vergnügen, Euch zu sehen."

Zufrieden, auf diese Art ohne Unglück über alle Schwierigkeiten dieser zarten Auseinandersetzung hinweggestreift zu sein, athmete die Herzogin.

Aramis athmete nicht.

„Wir waren bei Eurem Besuche bei Baisemeaux," sagte er.

„Nein," entgegnete sie lachend, „weiter."

„Also bei Eurem Groll gegen die Königin-Mutter?"

„Noch weiter, noch weiter: wir sind bei den Beziehungen . . ."

„Die Ihr zu dem Franciscaner hattet," schnitt Aramis rasch ab; „nun wohl, ich höre Euch voll Aufmerksamkeit."

„Das ist einfach," erwiederte die Herzogin, ihren Entschluß fassend. Ihr wißt, daß ich mit Herrn von Laicques lebe?"

„Ja, Madame."

„Ein Quasigatte?"

„Man sagt es."

„In Brüssel."

„Ja."

„Ihr wißt, daß meine Kinder zu Grunde gerichtet und geplündert worden sind?"

„Ah! welch ein Jammer, Herzogin!"

„Es ist schändlich; ich mußte auf Mittel sinnen, zu leben, und besonders, nicht zu vegetiren."

„Das begreift sich."

„Ich hatte Gehässigkeiten auszubeuten, Freundschaften zu dienen; ich hatte kein Ansehen, keine Beschützer mehr."

„Ihr, die Ihr so viele Leute begünstigt habt!" sagte Aramis mit mildem Tone.

„Das ist immer so, Chevalier. Ich sah in dieser Zeit den König von Spanien."

„Ah!"

„Der einen Jesuiten-General ernannt hatte, wie es der Brauch ist."

„Ah! das ist der Branch?"

„Wißt Ihr es nicht?"

„Verzeiht, ich war zerstreut."

„Ihr müßt das in der That wissen, Ihr, der Ihr in einem so vertraulichen Verhältniß zu dem Franciscaner standet."

„Zu dem Jesuiten-General, wollt Ihr sagen."

„Ganz richtig. Ich sah also den König von Spanien. Er war wohlwollend gegen mich, konnte aber nicht viel für mich thun. Er empfahl mich indessen, mich und Laicques in Flandern und ließ mir eine Pension auf die Fonds des Ordens aussetzen."

„Des Ordens der Jesuiten?"

„Ja. Der General, das heißt der Franciscaner wurde zu mir geschickt."

„Sehr gut."

„Und da ich, damit die Sache in Ordnung gebracht werden konnte, nach den Statuten des Ordens dafür angesehen werden mußte, daß ich Dienste leiste.. Ihr wißt, daß dies die Regel ist."

„Ich wußte das nicht."

Frau von Chevreuse hielt inne, um Aramis anzuschauen, aber es war finstere Nacht.

„Nun! das ist die Regel," fuhr sie fort. „Ich mußte also das Ansehen haben, als wäre ich von einigem Nutzen. Ich erklärte mich bereit, für den Orden zu

liirten ein. Ihr begreift, daß dies ein Schein und eine Förmlichkeit war."

„Vortrefflich."

„So bezog ich meine ganz anständige Pension."

„Mein Gott, Herzogin, was Ihr mir da sagt, ist ein Dolchstich für mich. Ihr genöthigt, eine Pension von den Jesuiten zu empfangen?"

„Nein, Chevalier, von Spanien."

„Oh! abgesehen vom Gewissensfall, Herzogin, müßt Ihr mir zugestehen, daß dies dasselbe ist."

„Nein, nein, nicht ganz."

„Aber von dem schönen Vermögen bleibt doch wohl . . ."

„Es bleibt mir Dampierre, das ist Alles."

„Das ist immer noch sehr schön."

„Ja, aber Dampierre mit Schulden, mit Hypotheken belastet, Dampierre ein wenig ruinirt wie die Eigenthümerin."

„Und die Königin-Mutter sieht dies Alles mit trockenem Auge an?" versetzte Aramis mit einem neugierigen Blick, der jedoch nur der Finsterniß begegnete.

„Ja, sie hat Alles vergessen."

„Ihr habt es, wie mir scheint, versucht, wieder in Gnade zu kommen?"

„Ja, aber durch eine namenlose Seltsamkeit erbt der kleine König die Antipathie, die sein theurer Vater gegen meine Person hatte. Ah! Ihr werdet mir sagen, ich sei wohl eine von den Frauen, die man hasse, leider gehöre ich nicht mehr zu denen, die man liebt."

„Theure Herzogin, ich bitte, kommen wir geschwinde auf das, was Euch hierher führt, denn ich glaube, daß wir einander nützlich sein können."

„Ich dachte das auch. Ich kam also in einer doppelten Absicht nach Fontainebleau. Einmal wurde ich von dem Euch bekannten Franciscaner dahin berufen. . . . Ah! sagt mir, woher kanntet Ihr ihn? denn ich

abe Euch meine Geschichte erzählt, und Ihr habt mir
ie Eurige nicht erzählt."

„Ich war auf eine sehr natürliche Weise mit ihm
ekannt. Ich habe mit ihm Theologie in Parma stu-
irt; wir waren Freunde geworden, doch bald hatten
ns die Angelegenheiten, bald die Reisen, bald der
rieg von einander getrennt."

„Ihr wußtet, daß er Jesuiten-General war?"

„Ich vermuthete es."

„Doch durch welchen sonderbaren Zufall kamet Ihr
uch in den Gasthof, wo sich die reisenden Affiliirten
ersammelten?"

„Oh!" erwiederte Aramis mit ruhigem Tone, „das
t allerdings ein reiner Zufall. Ich begab mich zu
herrn Fouquet nach Fontainebleau, um eine Audienz
eim König zu erhalten. Ich kam vorüber, ich war
nbekannt; ich sah am Wege den armen Sterbenden,
ch erkannte ihn. Das Uebrige wißt Ihr, er verschied
n meinen Armen."

„Ja, doch indem er Euch im Himmel und auf
Erden eine so große Macht hinterließ, daß Ihr in sei-
em Namen unumschränkte Befehle gabet."

„Er ertheilte mir wirklich einige Aufträge."

„Und für mich?"

„Ich habe es Euch gesagt. Die Ausbezahlung
iner Summe von 12,000 Livres. Ich glaube Euch
ie nöthige Unterschrift, um sie zu beziehen, gegeben
u haben. Habt Ihr sie nicht in Empfang genommen?"

„Doch, doch! Ah! mein lieber Prälat, Ihr er-
heilt Befehle mit einem so geheimnißvollen Wesen und
nit einer so erhabenen Majestät, wie man mir gesagt
at, daß man Euch allgemein für den Nachfolger des
erstorbenen Hauptes hielt."

Aramis erröthete vor Ungeduld. Die Herzogin
uhr fort:

„Ich habe mich hierüber beim König von Spanien
rkundigt und er gab mir Aufklärung über meinen

liirten ein. Ihr begreift, daß [illegible] und eine Förmlichkeit war."

„Vortrefflich."

„So bezog ich [illegible] nständige Pension."

„Mein Gott, [illegible] Ihr mir da sagt, ist ein Dolchstich für [illegible] nöthigt, eine Pension von den Jesuiten zu [illegible]"

„Nein, Chevalier, [illegible] ien."

„Oh! abgesehen vom [illegible] sfall, Herzogin, müßt Ihr mir zugestehen, daß dies dasselbe ist."

„Nein, nein, nicht ganz."

„Aber von dem schönen [illegible] ermögen bleibt doch wohl . . ."

„Es bleibt mir Dampierre, das ist Alles."

„Das ist immer noch sehr [illegible] schön."

„Ja, aber Dampierre mit Schulden, mit Hypotheken belastet, Dampierre [illegible] wenig ruinirt wie die Eigenthümerin."

„Und die Königin-Mut[illegible] sieht dies Alles mit trockenem Auge an?" versetzte [illegible] ramis mit einem neugierigen Blick, der jedoch nur der Finsterniß begegnete.

„Ja, sie hat Alles vergessen."

„Ihr habt es, wie mir scheint, versucht, wieder in Gnade zu kommen?"

„Ja, aber durch eine namenlose Seltsamkeit erbt der kleine König die Antipathie, die sein theurer Vater gegen meine Person hatte. Ah! Ihr werdet mir sagen, ich sei wohl eine von den Frauen, die man hasse, leider gehöre ich nicht mehr zu denen, die man liebt."

„Theure Herzogin, ich bitte, kommen wir geschwinde auf das, was Euch hierher führt, denn ich glaube, daß wir einander nützlich sein können."

„Ich dachte das auch. Ich kam also in einer doppelten Absicht nach Fontainebleau. Einmal wurde ich von dem Euch bekannten Franciscaner [illegible] berufen. . . . Ah! sagt mir, woher kanntet [illegible] denn ich

...erin von Laicq...
...ll voll Talent, ...
...sich nicht geschi...
...er nicht Laicqu...

...ollt, ermuthigt Ih...
... zu fordern," sprach...

...hl, wenn Ihr nicht...
...vermag."

...wißt, daß ich nicht...
Wäret Ihr General...
...eral bin."
..., der reich sein muß:
...ist mehr als zur Hälfte
...es nicht glauben."

...azarin einige Briefe
...elche seltsame Rech-

...machte Anlehen, ich
Immerhin stellte sich
...ich den von Mazarin
... dreißig Millionen

Zweifel in dieser Hinsicht. Jeder Jesuiten-General ist nach den Statuten des Ordens bei seiner Ernennung Spanier und muß dies sein. Ihr seid nicht Spanier und der König von Spanien hat Euch nicht ernannt."

Aramis erwiederte nur die Worte:

„Ihr seht wohl, daß Ihr Euch irrtet, Herzogin, da Euch der König von Spanien dies gesagt hat."

„Ja, lieber Aramis, doch ich dachte noch etwas Anderes."

„Was denn?"

„Ihr wißt, daß ich ein wenig an Alles denke."

„Oh! ja, Herzogin."

„Ihr könnt Spanisch?"

„Jeder Franzose, der seine Fronde gemacht hat, kann Spanisch."

„Ihr habt in Flandern gelebt?"

„Drei Jahre."

„Ihr seid in Madrid gewesen?"

„Fünfzehn Monate."

„Ihr seid also im Stande, in Spanien naturalisirt zu werden, wann Ihr wollt."

„Glaubt Ihr?" versetzte Aramis mit einer Treuherzigkeit, durch die sich die Herzogin täuschen ließ.

„Allerdings. Zwei Jahre Aufenthalt und Kenntniß der Sprache sind unerläßliche Vorschrift. Ihr habt drei und ein halbes Jahr . . . fünfzehn Monate zu viel."

„Worauf zielt Ihr damit ab, liebe Freundin?"

„Hierauf: ich stehe gut mit dem König von Spanien."

„Ich stehe nicht schlecht mit ihm," dachte Aramis.

„Soll ich von ihm für Euch die Verlassenschaft des Franciscaners verlangen?"

„Oh! Herzogin!"

„Ihr habt sie vielleicht?"

„Nein, bei meinem Wort."

„Wohl! ich kann Euch einen Dienst leisten."

„Warum habt Ihr ihn nicht Herrn von Laicques geleistet, Herzogin. Das ist ein Mann voll Talent, den Ihr liebt."

„Ja, gewiß; aber es hat sich nicht geschickt. Antwortet mir jedoch, Laicques oder nicht Laicques, wollt Ihr?"

„Herzogin, nein, ich danke."

Sie schwieg.

„Er ist ernannt," dachte sie.

„Wenn Ihr mich so zurückweist, ermuthigt Ihr mich nicht, etwas von Euch für mich zu fordern," sprach Frau von Chevreuse.

„Oh! fordert immerhin."

„Fordern! . . Ich kann es nicht, wenn Ihr nicht die Macht habt, zu bewilligen."

„Fordert, so wenig ich auch vermag."

„Oh! eine runde Summe."

„Das ist schlimm . . . Ihr wißt, daß ich nicht reich bin."

„Ihr, nein, aber der Orden. Wäret Ihr General gewesen . . ."

„Ihr wißt, daß ich nicht General bin."

„Dann habt Ihr einen Freund, der reich sein muß: Herr Fouquet?"

„Herr Fouquet! Madame, er ist mehr als zur Hälfte zu Grunde gerichtet."

„Man sagte es und ich wollte es nicht glauben."

„Warum nicht, Herzogin?"

„Weil ich vom Cardinal Mazarin einige Briefe habe, nämlich Laicques hat sie, welche seltsame Rechnungen begründen."

„Was für Rechnungen?"

„Ueber verkaufte Renten, gemachte Anlehen, ich erinnere mich nicht mehr genau. Immerhin stellte sich heraus, daß der Unterintendant nach den von Mazarin unterzeichneten Briefen etliche und dreißig Millionen

aus den Staatskassen bezogen hätte. Der Fall ist wichtig."

Aramis drückte sich die Nägel in seine Hand.

„Wie!" sagte er, „Ihr besitzt solche Briefe und Ihr habt sie Herrn Fouquet nicht mitgetheilt?"

„Ah!" erwiederte die Herzogin, „dergleichen Dinge behält man sich in Reserve. Kommt der Tag des Bedürfnisses, so zieht man sie aus dem Schrank."

„Und der Tag des Bedürfnisses ist gekommen?" fragte Aramis.

„Ja, mein Theurer."

„Und Ihr wollt die Briefe Herrn Fouquet zeigen?"

„Ich will lieber mit Euch davon sprechen."

„Ihr müßt sehr nothwendig Geld brauchen, arme Freundin, daß Ihr an dergleichen Dinge denkt, Ihr, die Ihr die Prosa von Herrn von Mazarin so gering schätztet."

„Ich brauche in der That Geld."

„Und dann," fuhr Aramis mit kaltem Tone fort, „und dann muß es Euch selbst schmerzlich gewesen sein, zu diesem Mittel greifen zu sollen. Es ist grausam."

„Oh! wenn ich das Schlimme und nicht das Gute hätte thun wollen," entgegnete Frau von Chevreuse, „so würde ich statt von dem Ordens-General, oder von Herrn Fouquet die fünfmal hunderttausend Livres zu verlangen, die ich brauche ..."

„Fünfmal hunderttausend Livres?"

„Nicht mehr. Findet Ihr das viel? Es ist wenigstens so viel erforderlich, um Dampierre wiederherzustellen."

„Ja, Madame."

„Ich sage also, statt diese Summe auf die genannte Art zu verlangen, würde ich meine alte Freundin die Königin-Mutter aufgesucht haben; die Briefe ihres Gatten, des Signor Mazarini hätten mir zur Einführung gedient; ich hätte die Bagatelle von ihr gefordert und zu ihr gesagt: „„Madame, ich wünschte

die Ehre zu haben, Euch in Dampierre zu empfangen; erlaubt mir, Dampierre in Stand zu setzen."

Aramis erwiederte nicht ein Wort.

„Nun," sagte die Herzogin, „woran denkt Ihr?"

„Ich mache Additionen."

„Und Herr Fouquet Subtractionen. Ich versuche es, zu multipliciren. Was für schöne Rechner sind wir, wie könnten wir uns verständigen!"

„Wollt Ihr mir erlauben, zu überlegen?"

„Nein, bei einer solchen Eröffnung unter Leuten, wie wir sind, muß man ja oder nein antworten, und zwar auf der Stelle."

„Das ist eine Falle," dachte der Bischof, „eine solche Frau kann unmöglich bei Anna von Oesterreich Gehör finden."

„Nun?" fragte die Herzogin.

„Madame, es würde mich sehr wundern, wenn Herr Fouquet zu dieser Stunde über fünfmal hunderttausend Livres zu verfügen vermöchte."

„Sprechen wir also nicht mehr davon, Dampierre wird restaurirt werden, wie es eben geht."

„Oh! ich denke, Ihr seid nicht in diesem Grade in Verlegenheit."

„Nein, ich bin nie in Verlegenheit."

„Und die Königin wird gewiß für Euch das thun, was der Herr Oberintendant nicht thun kann," fuhr Aramis fort.

„Oh! ja wohl . . . Sagt mir, Ihr wollt vielleicht nicht, daß ich selbst mit Herrn Fouquet von diesen Briefen spreche?"

„Ihr werdet in dieser Hinsicht thun, was Euch beliebt, Herzogin; doch Herr Fouquet fühlt sich schuldig oder er fühlt sich nicht schuldig; ist er es, so kenne ich ihn als stolz genug, um es nicht zuzugestehen; ist er es nicht, so wird er diese Drohung sehr übel aufnehmen."

„Ihr urtheilt immer wie ein Engel," sprach die Herzogin.

Und sie erhob sich.

„Ihr wollt also Herrn Fouquet der Königin anzeigen," sagte Aramis.

„Anzeigen!.. oh! das abscheuliche Wort! Ich werde nicht anzeigen, mein theurer Freund; Ihr kennt die Politik zu gut, um nicht zu wissen, wie man die Dinge vollführt, ich werde nur einfach gegen Herrn Fouquet Partei ergreifen."

„Wie billig!"

„Und in einem Parteikrieg ist eine Waffe eine Waffe."

„Allerdings."

„Bin ich einmal mit der Königin wieder versöhnt, so kann ich gefährlich sein."

„Das ist richtig, Herzogin."

„Ich werde davon Gebrauch machen, mein theurer Freund."

„Es ist Euch nicht unbekannt, daß Herr Fouquet auf das Beste mit dem König von Spanien steht, Herzogin?"

„Oh! ich vermuthe es."

„Führt Ihr einen Parteikrieg, wie Ihr sagt, so wird Herr Fouquet einen andern gegen Euch führen."

„Ah! was wollt Ihr?"

„Nicht wahr, das wird auch sein Recht sein?"

„Gewiß."

„Und da er gut mit Spanien steht, so wird er sich eine Waffe aus dieser Freundschaft machen."

„Damit wollt Ihr sagen, er werde auch gut mit dem Jesuiten-General stehen, mein lieber Aramis?"

„Das kann so kommen, Herzogin."

„Und man werde mir dann die Pension entziehen, die ich von dorther genieße?"

„Ich befürchte es."

„Mann wird sich trösten. Ei! mein Lieber, nach Richelieu, nach der Fronde, nach der Verbannung, was hat Frau von Chevreuse da noch zu befürchten?"

„Die Pension beträgt, wie Ihr wißt, acht und vierzigtausend Livres."

„Ach! ich weiß es wohl!"

„Mehr noch, wenn man Parteikrieg führt, schlägt man, wie Euch nicht unbekannt ist, auf die Freunde des Feindes."

„Ah! Ihr meint, man werde über den armen Laicques herfallen."

„Das ist beinahe unvermeidlich, Herzogin."

„Oh! er bezieht nur zwölftausend Livres Pension."

„Ja, aber der König von Spanien hat Gewicht, von Herrn Fouquet berathen, kann er Herrn Laicques in irgend eine Festung einsperren lassen."

„Ich befürchte das nicht sehr, mein guter Freund, weil ich es nach einer Aussöhnung mit Anna von Oesterreich dahin bringen werde, daß Frankreich die Freilassung von Laicques verlangt."

„Das ist wahr. Dann werdet Ihr etwas Anderes zu befürchten haben."

„Was denn?" fragte die Herzogin Erstaunen und Schrecken heuchelnd.

„Ihr werdet wissen und wißt, daß man, einmal beim Orden affiliirt, nicht mehr ohne Schwierigkeiten herauskommt. Die Geheimnisse, die man ergründen konnte, sind ungesund, sie tragen den Keim des Unglücks für Jeden, der sie offenbart, in sich."

Die Herzogin dachte einen Augenblick nach.

„Das ist ernster," sagte sie, „ich werde hierauf bedacht sein."

Und trotz der tiefen Dunkelheit fühlte Aramis einen Blick so brennend wie glühendes Eisen aus den Augen seiner Freunden hervorzucken, um in sein Herz einzudringen.

„Recapituliren wir," sagte Aramis, der nun auf seiner Hut war und seine Hand unter sein Wamms steckte, wo er ein Stilett verborgen hatte.

„Wohl, recapituliren wir: gute Rechnungen machen gute Freunde."

„Die Entziehung Eurer Pension..."

„Acht und vierzigtausend Livres, und die von Laiques zwölf, thut sechzigtausend Livres, nicht wahr, das ist es, was Ihr wollt?"

„Ganz richtig, und ich suche das Gegengewicht, das Ihr hiefür findet."

„Fünfmal hundert tausend Livres, die ich von der Königin bekommen werde."

„Oder die Ihr nicht bekommen werdet."

„Ich kenne das Mittel, sie zu bekommen," entgegnete unbesonnener Weise die Herzogin.

Diese Worte machten den Chevalier die Ohren spitzen. Von diesem Fehler seiner Gegnerin an war sein Geist so sehr auf der Hut, daß er immer Nutzen zog und sie folglich den Vortheil verlor.

„Ich nehme an, Ihr bekommet das Geld," sagte er, „Ihr werdet dabei das Doppelte verlieren, indem Ihr hundert tausend Franken Pension zu beziehen habt statt sechzigtausend, und dies zehn Jahre lang."

„Nein, denn ich werde diese Verminderung meines Einkommens nur während der Dauer des Ministeriums von Herrn Fouquet zu erdulden haben: diese Dauer schlage ich aber auf zwei Monate an."

„Ah!" machte Aramis.

„Ich bin offenherzig, wie Ihr seht."

„Ich danke Euch, Herzogin, doch Ihr hättet Unrecht, wolltet Ihr annehmen, wenn Herr Fouquet in Ungnade gefallen, werde der Befehl, Euch Eure Pension zu bezahlen, erneuert werden."

„Ich kenne das Mittel, den Befehl auszuwirken, wie ich das Mittel kenne, die Königin Mutter contribuiren zu machen."

„Dann sind wir Alle gezwungen, die Flagge vor Euch zu streichen. Euch der Sieg! Euch der Triumph! Ich bitte Euch, seid milde!. Blaset, Trompeter!"

„Wie ist es möglich,“ erwiederte die Herzogin, ohne auf die Ironie Achtung zu geben, „wie ist es möglich, daß Ihr vor fünfmal hundert tausend Livres zurückweichet, während es sich darum handelt, Euch, ich will sagen, Eurem Freunde, verzeiht, Eurem Beschützer eine Unannehmlichkeit zu ersparen, wie die, welche einen Parteikrieg veranlaßt?“

„Herzogin, ich will Euch erklären, warum: weil nach den fünfmal hundert tausend Livres Herr Lalcques seinen Theil verlangen wird, der sich dann auch wohl auf fünfmal hundert tausend Livres belaufen muß, nicht wahr? weil nach dem Theil von Herrn Laicques und dem Eurigen der Theil von Euren Kindern, von Euren Armen, von aller Welt kommen wird, und weil Briefe, so sehr sie auch compromittiren mögen, nicht drei bis vier Millionen werth sind. Wahrhaftiger Gott, Herzogin, die Nestelstifte der Königin von Frankreich waren mehr werth, als die von Mazarin unterzeichneten Fetzen, und dennoch kosteten sie, um sie zu erobern, nicht den vierten Theil von dem, was Ihr für Euch verlangt.“

„Das ist wahr, das ist wahr, doch der Kaufmann schlägt seine Waare nach seinem Belieben an. Es ist die Sache des Käufers, sie zu erwerben oder sie zurückzuweisen.“

„Höret, Herzogin, soll ich Euch sagen, warum ich Eure Briefe nicht kaufen werde?“

„Sprecht.“

„Eure Briefe von Mazarin sind falsch.“

„Geht doch.“

„Allerdings, denn es wäre zum Mindesten seltsam, daß Ihr, die Ihr mit der Königin durch Mazarin entzweit, mit dem letzteren einen vertrauten Verkehr unterhalten hättet; das röche nach Leidenschaft, nach Späherei, nach ... genug, ich will das Wort nicht sagen.“

„Sagt es immerhin.“

„Nach Gefälligkeit.“

„Dies Alles ist wahr; doch nicht minder wahr ist das, was sich in dem Briefe findet."

„Herzogin, ich schwöre Euch, daß Ihr das nicht bei der Königin benützen könnt."

„Oh! doch, ich kann Alles bei der Königin benützen."

„Gut," dachte Aramis; „singe doch, Specht, zische doch, Schlange."

Die Herzogin hatte aber genug gesprochen; sie machte zwei Schritte gegen die Thüre.

Aramis bewahrte ihr noch eine Unannehmlichkeit... die Verwünschung, die der Sklave hinter dem Wagen des Triumphators hören läßt.

Er läutete.

Es erschienen Kerzen im Salon.

Da stand der Bischof in einem Kreise von Lichtern, die auf das entstellte Gesicht der Herzogin glänzten.

Aramis heftete einen langen ironischen Blick auf diese bleichen, vertrockneten Wangen, auf diese Augen, aus denen der Funke unter kahlen Lidern hervorsprang, auf diesen Mund, dessen Lippen geschwärzte, spärliche Zähne sorgfältig verschloßen.

Er gab sich Mühe, seinem reinen, nervigen Bein, seinem leuchtenden, stolzen Kopf eine anmuthige Haltung zu geben; er lächelte, um Zähne erscheinen zu lassen, die im Lichte noch einen gewissen Glanz hatten. Die gealterte Coquette begriff den galanten Spötter; sie stand gerade vor einem großen Spiegel, wo ihre ganze, so ängstlich verborgene Hinfälligkeit klar und deutlich durch den Contrast hervortrat.

Ohne Aramis, der sich geschmeidig und liebenswürdig wie der Muskettier von einst verbeugte, nur zu grüßen, ging sie dann mit schwankendem und durch die Hast ungelenkem Schritt weg.

Aramis glitt wie ein Zephir über den Boden hin, um sie bis zur Thüre zu führen.

Frau von Chevreuse machte ihrem großen Lackei,

der den Mousqueton wieder aufnahm, ein Zeichen, und sie verließ dieses Haus, wo zwei so zärtliche Freunde sich nicht verständigt hatten, weil sie sich zu gut begriffen.

XXVII.

Worin man sieht, daß ein Handel, der sich nicht mit dem Einen abschließen läßt, mit dem Andern abgeschlossen werden kann.

Aramis hatte richtig errathen, kaum aus dem Hause der Place Baudoyer weggegangen, ließ sich die Frau Herzogin von Chevreuse in ihre Wohnung führen.

Sie befürchtete ohne Zweifel, man würde ihr folgen, und suchte so ihrem Gange ein unschuldiges Ansehen zu geben; doch sie war nicht sobald in ihrem Hotel und sicher, daß ihr Niemand folgte, um sie zu beunruhigen, als sie die Gartenthüre öffnen ließ, die auf eine andere Straße führte, und sich nach der Rue Croix-des-Petits-Champs begab, wo Herr Colbert wohnte.

Wir haben gesagt, es sei Abend geworden, wir hätten sagen müssen, es sei Nacht, finstere Nacht geworden; zu seiner Ruhe zurückgekehrt, verbarg Paris in seinem nachsichtigen Schatten die edle Herzogin, die ihre Intrigue spielte, und die einfache Bürgersfrau, die sich bei einem Abendbrod in der Stadt verspätet hatte und am Arm eines Liebhabers den längsten Weg nahm, um in die eheliche Wohnung zurückzukehren.

Frau von Chevreuse war zu sehr an die nächtliche Politik gewöhnt, um nicht zu wissen, daß ein Minister

sich nie in seinem Hause vor den jungen und schönen Damen, die den Staub der Bureaux fürchten, und vor den alten sehr unterrichteten Damen, die vor dem indiscreten Echo der Ministerien bange haben, verbirgt.

Ein Bedienter empfing die Herzogin unter dem Säulengang, und, verschweigen wir es nicht, er empfing sie ziemlich schlecht. Dieser Mensch erklärte ihr sogar, nachdem er ihr Gesicht gesehen, zu einer solchen Stunde und bei einem solchen Alter störe man Herrn Colbert nicht bei seiner letzten Arbeit.

Doch ohne ärgerlich zu werden, schrieb Frau von Chevreuse auf ein Blatt ihres Taschenbuchs ihren Namen, einen lärmenden Namen, der so oft unangenehm in den Ohren von Ludwig XIII. und dem alten Cardinal geklungen hatte.

Sie schrieb diesen Namen mit der großen plumpen Schrift der vornehmen Herren jener Zeit, legte das Papier auf eine ihr eigenthümliche Weise zusammen und übergab es dem Bedienten, ohne ein Wort beizufügen, doch mit einer so gebieterischen Miene, daß dieser Bursche, gewohnt, seine Leute zu wittern, die Prinzessin roch, den Kopf beugte und zu Herrn Colbert lief.

Es versteht sich von selbst, daß der Minister einen kleinen Schrei ausstieß, als er das Papier öffnete, und daß der Diener, den dieser Schrei hinreichend unterrichtete, welche Rücksicht er auf den geheimnißvollen Besuch zu nehmen habe, eiligst zu der Herzogin zurückkehrte.

Sie stieg ziemlich schwerfällig den ersten Stock des schönen neuen Hauses hinauf, rastete einen Augenblick auf dem Ruheplatz, um nicht athemlos einzutreten, und erschien vor Herrn Colbert, der selbst die Flügel seiner Thüre offen hielt.

Die Herzogin blieb auf der Schwelle stehen, um den, mit welchem sie es zu thun hatte, wohl anzuschauen.

Der runde, schwere, dicke Kopf, die großen Augen-

brauen, die widerwärtige Miene dieses durch eine Plattmütze, wie sie die Priester tragen, niedergedrückten Gesichtes, kurz das Gesammtwesen von Herrn Colbert versprach der Herzogin von Anfang wenig Schwierigkeiten bei den Unterhandlungen, aber auch wenig Interesse bei Erörterung der Artikel.

Denn es hatte nicht den Anschein, als wäre diese plumpe Natur empfindlich für die Reize einer raffinirten Rache oder eines verletzten Ehrgeizes.

Als aber die Herzogin mehr von Nahem die kleinen, durchdringenden schwarzen Augen, die der Länge nach gehende Falte der gewölbten ernsten Stirne, das unmerkliche Zusammenziehen dieser Lippen sah, auf denen der große Haufe Gutmüthigkeit erblickte, da veränderte Frau von Chevreuse ihre Ansicht und konnte sich sagen: Ich habe meinen Mann gefunden.

„Was verschafft mir die Ehre Eures Besuches, Madame?“ fragte der Intendant der Finanzen.

„Der Umstand, daß ich Eurer bedarf, mein Herr, und daß Ihr meiner bedürft,“ antwortete die Herzogin.

„Ich schätze mich glücklich, den ersten Theil Eures Satzes vernommen zu haben, Madame, was aber den zweiten betrifft . . .“

Frau von Chevreuse setzte sich in das Fauteuil, das ihr Colbert vorschob.

„Herr Colbert, Ihr seid Intendant der Finanzen?“

„Ja, Madame.“

„Und Ihr trachtet darnach, Oberintendant zu werden?“

„Madame!“

„Leugnet es nicht; es würde unsere Unterredung in die Länge ziehen, und das ist unnöthig.“

„Madame, so sehr ich auch voll guten Willens, sogar voll Artigkeit gegen eine Dame von Eurem Verdienste bin, so wird mich doch nichts gestehen machen, ich suche meinen Oberen von seiner Stelle zu vertreiben.“

„Ich habe nicht von Vertreiben gesprochen, Herr

Colbert. Sollte ich zufällig dieses Wort gesagt haben! Das Wort ersetzen ist weniger angreifend und grammatisch schicklicher, wie Herr von Voiture sagte. Ich behaupte also, Ihr strebet darnach, Herrn Fouquet zu ersetzen."

„Madame, das Glück von Herrn Fouquet gehört zu denjenigen, welche widerstehen; der Herr Oberintendant spielt in diesem Jahrhundert die Rolle des Kolossen von Rhodus: die Schiffe fahren unter ihm hin und stürzen ihn nicht nieder."

„Ich hätte mich genau dieser Vergleichung bedient. Ja, Herr Fouquet spielt die Rolle des Kolossen von Rhodus; doch ich erinnere mich, Herrn Conrart — ein Akademiker, glaube ich — erzählen gehört zu haben, als der Koloß gefallen, habe ein Kaufmann, der ihn niederwerfen ließ — ein einfacher Kaufmann, Herr Colbert, — vier hundert Kameele mit den Trümmern beladen. Ein Kaufmann! das ist doch bedeutend weniger stark, als ein Intendant der Finanzen."

„Madame, ich kann Euch versichern, daß ich Herrn Fouquet nie niederwerfen werde."

„Wohl, mein Herr Colbert, da Ihr hartnäckig Empfindsamkeit gegen mich spielt, als ob Ihr nicht wüßtet, daß ich Frau von Chevreuse heiße, und daß ich alt bin, das heißt, daß Ihr es mit einer Frau zu thun habt, die mit Herrn von Richelieu Politik getrieben und keine Zeit zu verlieren hat; da Ihr, sage ich, diese Unklugheit begeht, so will ich verständigere Leute aufsuchen, die es mehr drängt, Glück zu machen."

„Worin, Madame, worin?"

„Ihr gebt mir einen armseligen Begriff von den Unterhandlungen, wie sie heutigen Tages betrieben werden, mein Herr. Ich schwöre Euch, daß, wenn zu meiner Zeit eine Frau Herrn von Cinq-Mars aufgesucht hätte, der doch kein großer Geist war, ich schwöre Euch, daß, wenn sie ihm über den Cardinal gesagt hätte, was ich Euch über Herrn Fouquet gesagt habe, Herr

von Cinq-Mars zu dieser Stunde das Eisen schon in's Feuer gesteckt haben würde."

„Oh! Madame, habt ein wenig Nachsicht."

„Ihr willigt also ein, Herrn Fouquet zu ersetzen?"

„Wenn der König Herrn Fouquet entläßt, ja, gewiß."

„Abermals ein Wort zu viel; es ist klar, daß Ihr, wenn Ihr Herrn Fouquet noch nicht fortjagen gemacht habt, das nicht habt machen können. Ich wäre auch nur ein albernes Thier, wenn ich zu Euch käme, ohne Euch zu bringen, was Euch fehlt."

„Ich bin trostlos, hiebei beharren zu müssen, Madame," erwiederte Colbert nach einem Stillschweigen, das der Herzogin die ganze Tiefe seiner Verstellung zu sondiren gestattete, „aber ich muß Euch bemerken, daß sich seit sechs Jahren Anzeigen auf Anzeigen gegen Herrn Fouquet folgen, ohne daß je die Lage von Herrn Fouquet verrückt worden ist."

„Alles hat seine Zeit, Herr Colbert; diejenigen, welche diese Anzeigen machten, hießen nicht Frau von Chevreuse, und sie hatten keine Beweise von gleichem Werthe, wie sechs Briefe von Herrn von Mazarin, die das Vergehen, um das es sich handelt, begründen."

„Das Vergehen!"

„Das Verbrechen, wenn Ihr lieber wollt."

„Ein Verbrechen! von Herrn Fouquet begangen?"

„Nichts Anderes! Ah! es ist seltsam, ich sehe Euch, der Ihr ein so kaltes und nichts besagendes Gesicht habt, ganz erleuchtet."

„Ein Verbrechen!"

„Ich bin entzückt, daß dies einige Wirkung auf Euch hervorbringt."

„Oh! dieses Wort schließt so viel Dinge in sich, Madame."

„Es schließt das Patent eines Oberintendanten der Finanzen für Euch, und die Verbannung oder die Bastille für Herrn Fouquet in sich."

„Verzeiht, Frau Herzogin, es ist beinahe unmö
lich, daß Herr Fouquet verbannt, eingekerkert wird,
Ungnade fällt!"

„Oh! ich weiß, was ich sage," erwiederte Fr
von Chevreuse mit kaltem Tone. „Ich lebe nicht
weit von Paris entfernt, daß ich nicht wüßte, w
vorgeht. Der König liebt Herrn Fouquet nicht, u
er wird Herrn Fouquet gern zu Grunde richten, we
man ihm die Gelegenheit dazu gibt."

„Die Gelegenheit muß gut sein."

„Ziemlich gut. Es ist auch eine Gelegenheit,
ich zu fünfmal hunderttausend Livres anschlage."

„Wie so?"

„Ich will damit sagen: da ich diese Gelegenh
in meinen Händen habe, so werde ich sie in die Ha
gen nur für eine Gegenleistung von fünfmal hunde
tausend Livres übergehen lassen."

„Sehr gut, Madame, ich begreife. Da Ihr al
einen Preis für den Verkauf feststellt, so laßt den
verkaufenden Werth sehen."

„Oh! eine Kleinigkeit. Sechs Briefe, wie ich Eu
gesagt, von Herrn von Mazarin; eigenhändige Brie
welche sicherlich nicht zu theuer wären, wenn sie
eine unverwerfliche Weise herausstellten, Herr Fouq
habe bedeutende Summen vom königlichen Schatz unt
schlagen, um sie sich zuzueignen."

„Auf eine unverwerfliche Weise, Madame?" sa
Colbert, dessen Augen vor Freude glänzten.

„Unverwerflich; wollt Ihr die Briefe lesen?"

„Von Herzen gern! die Abschriften, wohlverstande

„Wohlverstanden, ja."

Die Frau Herzogin zog aus ihrem Busen
kleines, durch den sammetenen Schnürleib geplatte
Bündel und sprach:

„Leset."

Colbert warf sich gierig auf diese Papiere u
las sie.

„Vortrefflich!“ rief er.

„Nicht wahr, das ist ziemlich klar?“

„Ja, Madame, ja, Herr Mazarin hätte Herrn Fouquet Geld übergeben, und dieser hätte es behalten, aber was für Geld?“

„Ah! was für Geld! wenn wir mit einander unterhandeln, füge ich diesen sechs Briefen einen siebenten bei, der Euch die letzte Auskunft geben wird.“

Colbert dachte nach.

„Und die Originalien der Briefe?“

„Eine unnöthige Frage. Das ist, als fragte ich Euch, Herr Colbert, ob die Geldsäcke, die Ihr mir geben werdet, leer oder voll seien.“

„Sehr gut, Madame.“

„Ist dies abgeschlossen?“

„Nein.“

„Wie!“

„Es gibt ein Ding, an das wir beide nicht gedacht haben.“

„Nennt es mir.“

„Herr Fouquet kann bei dieser Gelegenheit nur durch einen Prozeß zu Grunde gerichtet werden.“

„Ja.“

„Durch ein öffentliches Aergerniß.“

„Ja. Nun?“

„Man kann ihm weder den Prozeß anhängen, noch das Aergerniß bereiten.“

„Warum nicht?“

„Weil er Generalanwalt beim Parlament ist; weil Alles in Frankreich, Administration, Armee, Justiz, Handel durch eine Kette von Wohlwollen, die man Corpsgeist nennt, mit einander in Verbindung steht. So wird es das Parlament nie dulden, daß sein Chef vor ein Tribunal geschleppt wird. Nie wird man ihn verurtheilen, sollte er durch einen königlichen Machtspruch vor das Gericht gestellt werden.“

„Ah! meiner Treue, Herr Colbert, da
nichts an.“

„Ich weiß es, doch das geht mich an
vermindert den Werth dessen, was Ihr
Wozu kann mir der Beweis eines Verbre
die Möglichkeit einer Verurtheilung nützen?

„Nur verdächtigt, wird Herr Fouquet
als Oberintendant verlieren.“

„Das ist etwas Großes.“ rief Colbert,
stere Züge plötzlich in einem leuchtenden A
Haß und Rache erglänzten.

„Ah! ah! Herr Colbert,“ sagte die He
wußte nicht, daß Ihr so empfänglich für Ei
Gut, sehr gut. Da Ihr mehr braucht, al
so wollen wir nichts mehr sprechen.“

„Im Gegentheil, Madame, sprechen
hin. Nun, da Eure Werthe gesunken sind,
auch Eure Ansprüche.“

„Ihr handelt?“

„Das ist eine Nothwendigkeit für Jede
lich bezahlen will.“

„Wie viel bietet Ihr?“

„Zweimal hunderttausend Livres.“

Die Herzogin lachte ihm in's Gesicht.
sie plötzlich:

„Wartet.“

„Ihr willigt ein?“

„Noch nicht. Ich habe eine andere Co

„Sprecht.“

„Ihr gebt mir dreimal hunderttausend

„Nein! nein!“

„Oh! Ihr könnt es thun oder bleibe
und dann ist das nicht Alles.“

„Noch mehr? Ihr werdet unmöglich,
zogin.“

„Weniger, als Ihr glaubt, es ist nicht
ich von Euch verlange.“

„Was denn?"

„Ein Dienst; Ihr wißt, daß ich die Königin stets zärtlich geliebt habe."

„Nun!"

„Ich will eine Zusammenkunft mit Ihrer Majestät haben!"

„Mit der Königin?"

„Ja, Herr Colbert, mit der Königin, die allerdings nicht mehr meine Freundin ist, und zwar seit geraumer Zeit, die es aber wieder werden kann, wenn man Gelegenheit dazu bietet."

„Ihre Majestät empfängt Niemand mehr, Madame. Sie leidet sehr. Ihr wißt nicht, daß die Anfälle ihres Uebels sich häufiger wiederholen."

„Gerade darum wünsche ich eine Zusammenkunft mit Ihrer Majestät zu erhalten. Stellt Euch vor, daß wir in Flandern viele dergleichen Krankheiten haben."

„Krebse! eine gräßliche, unheilbare Krankheit!"

„Glaubt das nicht, Herr Colbert. Der flämische Bauer ist ein wenig Naturmensch. Er hat nicht gerade eine Frau, er hat ein Weibchen."

„Nun, Madame?"

„Nun, Herr Colbert, während er seine Pfeife raucht, arbeitet die Frau; sie schöpft Wasser aus dem Brunnen, sie belastet das Maulthier oder den Esel, sie beladet sich selbst. Da sie sich wenig schont, so stößt sie da und dort an, häufig wird sie sogar geschlagen. Ein Krebs kommt von einer Quetschung."

„Das ist wahr."

„Die Flamänderinnen sterben deshalb nicht. Leiden sie sehr, so suchen sie das Heilmittel auf. Und die Beguinen von Brügge sind bewunderungswürdige Aerzte für alle Krankheiten. Sie haben kostbare Wasser, örtliche und specifische Heilmittel, sie geben den Kranken ein Fläschchen und eine Kerze, ziehen Vortheil aus der Geistlichkeit, und dienen Gott durch die Ausbeutung ihres doppelten Handels. Ich werde also der Königin das

Wasser des Beguinenklosters von Brügge bringen. Ihre Majestät wird genesen und so viele Kerzen verbrennen, als es ihr gut dünkt. Ihr seht, Herr Colbert, daß mich verhindern, die Königin zu sehen, beinahe das Verbrechen des Königsmords ist."

„Frau Herzogin, Ihr seid eine Dame von zu viel Geist. Ihr bringt mich ganz in Verwirrung; ich sehe indessen, daß dieser großen Liebe für die Königin noch ein kleines persönliches Interesse zu Grunde liegt."

„Gebe ich mir Mühe, es zu verbergen, Herr Colbert? Ihr habt, glaube ich, gesagt, ein kleines persönliches Interesse? Erfahrt, daß es ein großes ist, und ich werde es Euch beweisen, indem ich mich zusammenfasse. Verschafft Ihr mir Eintritt bei Ihrer Majestät, so begnüge ich mich mit den beanspruchten dreimal hundert tausend Livres; wenn nicht, so behalte ich meine Briefe, gebt Ihr mir nicht auf der Stelle fünfmal hundert tausend Livres."

Nach diesem entscheidenden Worte stand die alte Herzogin auf und ließ Herrn Colbert in einer unangenehmen Verlegenheit.

Noch einmal handeln war unmöglich geworden, nicht mehr handeln hieß zu viel verlieren.

„Madame," sprach er, „ich werde das Vergnügen haben, Euch dreimal hundert tausend Livres zu bezahlen."

„Oh!" machte die Herzogin.

„Doch wie werde ich die ächten Briefe bekommen?"

„Auf die einfachste Weise, mein lieber Herr Colbert... wem vertraut Ihr?"

Der ernste Finanzmann lachte in der Stille, so daß seine dicken, schwarzen Brauen wie zwei Fledermausflügel auf den tiefen Linien seiner gelben Stirne hinauf und herab stiegen.

„Niemand," sagte er.

„Oh! Ihr werdet wohl eine Ausnahme für Euch machen, Herr Colbert."

„Wie so, Frau Herzogin?"

„Ich will damit sagen, wenn Ihr Euch die Mühe nehmen wolltet, mit mir an den Ort zu kommen, wo die Briefe sind, so würden sie Euch selbst übergeben, und Ihr könntet ihre Aechtheit untersuchen und bewahrheiten."

„Das ist richtig."

„Ihr würdet Euch mit den dreimal hunderttausend Livres versehen, weil i ch auch Niemand vertraue."

Der Herr Intendant Colbert erröthete bis an die Augenbrauen. Er war, wie alle in der Rechenkunst ausgezeichnete Menschen, von einer unverschämten und mathematischen Redlichkeit.

„Ich werde die versprochene Summe in zwei Anweisungen auf meine Kasse mitnehmen, Madame," sagte er. „Genügt Euch das?"

„Warum sind es nicht zwei Millionen, Eure Kassenanweisungen, Herr Colbert? Ich werde also die Ehre haben, Euch den Weg zu zeigen."

„Erlaubt Ihr, daß ich meine Pferde anspannen lasse?"

„Ich habe einen Wagen unten, mein Herr."

Colbert hustete wie ein unentschlossener Mensch. Er dachte einen Augenblick, der Vorschlag der Herzogin sei eine Falle, man warte vielleicht vor der Thüre, die Dame, deren Geheimniß so eben an Colbert um dreimal hundert tausend Livres verkauft worden, müsse dieses Geheimniß Fouquet um dieselbe Summe angetragen haben!

Als er lange zögerte, schaute ihm die Herzogin in die Augen und fragte:

„Ihr zieht Euren Wagen vor?"

„Ich gestehe es."

„Ihr bildet Euch ein, ich führe Euch in eine Falle."

„Frau Herzogin, Ihr habt einen muthwilligen Charakter, und ich, der ich mit einem ziemlich ernsten Charakter bekleidet bin, kann durch einen Scherz com-

„Ja, Ihr habt Angst; nun so nehmt Euren Wagen und so viele Bediente, als Ihr wollt; nur bedenkt, was wir Beide thun, wissen wir allein; was ein Dritter gesehen hat, theilen wir dem ganzen Weltall mit. Mir ist im Ganzen nichts daran gelegen; mein Wagen wird dem Eurigen folgen, und ich halte mich dadurch befriedigt, daß ich in Euren Wagen steige, um mich zu der Königin zu begeben."

„Zu der Königin?"

„Habt Ihr es schon vergessen? Wie! eine Klausel von solcher Wichtigkeit für mich ist Euch entgangen? Mein Gott! wie wenig war das für Euch! Wenn ich das gewußt hätte, ich würde das Doppelte verlangt haben."

„Ich habe es mir überlegt, Frau Herzogin, ich werde Euch nicht begleiten."

„Wahrhaftig! . . Warum nicht?"

„Weil ich ein grenzenloses Zutrauen zu Euch habe."

„Ihr seid zu gütig! Aber wie nehme ich die dreimal hundert tausend Livres in Empfang?

„Hier sind sie."

Der Intendant kritzelte ein paar Worte auf ein Papier, das er der Herzogin übergab.

„Ihr seid bezahlt," sagte er.

„Der Zug ist schön, Herr Colbert, und ich werde Euch dafür belohnen."

Bei diesen Worten lachte Frau von Chevreuse.

Das Gelächter der Herzogin war ein finsteres Gemurmel; jeder Mensch, der die Jugend, den Glauben, die Liebe, das Leben in seinem Herzen schlagen fühlt, zieht Thränen diesem kläglichen Gelächter vor.

Die Herzogin öffnete den Leib ihres Rockes und zog aus ihrem gerötheten Busen ein kleines Bündel mit einem feuerfarbigen Band umwickelter Papiere. Die Häkchen hatten unter dem plumpen Druck ihrer nervigen Hände nachgegeben. Durch das Herauszerren

und die Reibung der Papiere verschoben, erschien die Haut schamlos vor den Augen des Intendanten, den diese seltsamen Präliminarien sehr in Verlegenheit brachten.

Die Herzogin lachte fortwährend.

„Hier,“ sagte sie, „hier sind die ächten Briefe von Herrn Mazarin. Ihr habt sie, und überdies hat sich die Herzogin von Chevreuse vor Euch entkleidet, als wäret Ihr gewesen ... ich will Euch keine Namen sagen, die Euch stolz machen oder zur Eifersucht reizen würden. Nun, Herr Colbert,“ fügte sie bei, während sie rasch den Leib ihres Kleides zuhäkelte, „Euer Glück ist vollendet, führt mich zur Königin.“

„Nein, Madame. Wenn Ihr abermals bei Eurer Majestät in Ungnade fallen würdet, und es würde im Palais-Royal ruchbar, ich habe Euch eingeführt, die Königin verziehe es mir in ihrem Leben nicht mehr. Nein. Ich habe im Palast mir ergebene Leute, diese werden Euch einführen, ohne daß ich mich gefährde.“

„Wie es Euch beliebt, wenn ich nur Eintritt erhalte.“

„Wie nennt Ihr die Nonnen von Brügge, die die Krankheiten heilen?“

„Beguinen.“

„Ihr seid eine Beguine.“

„Gut; aber ich werde wieder aufhören müssen, es zu sein.“

„Das ist Eure Sache.“

„Verzeiht! verzeiht! ich will nicht der Gefahr ausgesetzt sein, daß man mir den Eintritt verweigert.“

„Das ist abermals Eure Sache, Madame. Ich werde dem ersten Kammerdiener des Cavaliers vom Dienste bei Ihrer Majestät befehlen, eine Beguine einzulassen, welche ein wirksames Mittel bringe, um die Schmerzen Ihrer Majestät zu lindern. Ihr habt meinen Brief bei Euch. Ihr übernehmt das Mittel und


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01410 9733

„Ja, Ihr habt Angst; nun so nehmt
gen und so viele Bediente, als Ihr wollt;
was wir Beide thun, wissen wir allein; we
ter gesehen hat, theilen wir dem ganzen
Mir ist im Ganzen nichts daran gelegen;
wird dem Eurigen folgen, und ich hulte n
befriedigt, daß ich in Euren Wagen steige
zu der Königin zu begeben.“

„Zu der Königin?“

„Habt Ihr es schon vergessen? Wie!
von solcher Wichtigkeit für mich ist Euch
Mein Gott! wie wenig war das für Euch!
das gewußt hätte, ich würde das Dopp
haben.“

„Ich habe es mir überlegt, Frau H
werde Euch nicht begleiten.“

„Wahrhaftig! . . Warum nicht?“

„Weil ich ein grenzenloses Zutrauen zu

„Ihr seid zu gütig! Aber wie nehme
mal hundert tausend Livres in Empfang?

„Hier sind sie.“

Der Intendant kritzelte ein paar W
Papier, das er der Herzogin übergab.

„Ihr seid bezahlt,“ sagte er.

„Der Zug ist schön, Herr Colbert, u
Euch dafür belohnen.“

Bei diesen Worten lachte Frau von C

Das Gelächter der Herzogin war ein
murmel; jeder Mensch, der die Jugend, d
die Liebe, das Leben in seinem Herzen sch
zieht Thränen diesem kläglichen Gelächter

Die Herzogin öffnete den Leib ihres
zog aus ihrem gerötheten Busen ein kle
mit einem feuerfarbigen Band umwickelt
Die Häkchen hatten unter dem plumpen
nervigen Hände nachgegeben. Durch das

die Reibung der Papiere verschoben, erschien die
it schamlos vor den Augen des Intendanten, den
e seltsamen Präliminarien sehr in Verlegenheit
hten.

Die Herzogin lachte fortwährend.

„Hier," sagte sie, „hier sind die ächten Briefe von
en Mazarin. Ihr habt sie, und überdies hat sich die
zogin von Chevreuse vor Euch entkleidet, als wäret
gewesen ... ich will Euch keine Namen sagen, die
h stolz machen oder zur Eifersucht reizen würden.
n, Herr Colbert," fügte sie bei, während sie rasch
Leib ihres Kleides zuhäkelte, „Euer Glück ist voll-
et, führt mich zur Königin."

„Nein, Madame. Wenn Ihr abermals bei Eurer
jestät in Ungnade fallen würdet, und es würde im
ais-Royal ruchbar, ich habe Euch eingeführt, die
nigin verziehe es mir in ihrem Leben nicht mehr.
n. Ich habe im Palast mir ergebene Leute, diese
den Euch einführen, ohne daß ich mich gefährde."

„Wie es Euch beliebt, wenn ich nur Eintritt
alte."

„Wie nennt Ihr die Nonnen von Brügge, die die
nkheiten heilen?"

„Beguinen."

„Ihr seid eine Beguine."

„Gut; aber ich werde wieder aufhören müssen, es
sein."

„Das ist Eure Sache."

„Verzeiht! verzeiht! ich will nicht der Gefahr
gesetzt sein, daß man mir den Eintritt verweigert."

„Das ist abermals Eure Sache, Madame. Ich
be dem ersten Kammerdiener des Cavaliers vom
nste bei Ihrer Majestät befehlen, eine Beguine ein-
assen, welche ein wirksames Mittel bringe, um die
merzen Ihrer Majestät zu lindern. Ihr habt mei-
Brief bei Euch. Ihr übernehmt das Mittel und

die Erklärungen. Ich gestehe
Frau von Chevreuse ab."
„Es mag so sein."
„Hier ist der Ein

lengne

Madame."

